M

zu

Sammlung
neuer und merkwürdiger
Reiſen
zu Waſſer und zu Lande.
Eilfter Theil.

1 G 1847 36390

Des Herrn
Peter Kalms
Profeſſors der Haushaltungskunſt in Aobo, und Mitgliedes der Königlichen Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften

Beſchreibung der Reiſe

die er
nach dem

nördlichen Amerika

auf den Befehl gedachter Akademie
und öffentliche Koſten
unternommen hat.

Der dritte Theil.

Eine Ueberſetzung.

Göttingen
im Verlage der Wittwe Abraham Vandenhoeks, 1764.

Des Herrn

Peter Kalms

Profeſſors der Haushaltungskunſt in Åbo, und Mitgliedes der Königlichen Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften

Beſchreibung der Reiſe

die er

nach dem

nördlichen America

auf den Befehl gedachter Akademie und öffentliche Koſten

unternommen hat.

Der dritte Theil.

Eine Ueberſetzung.

Göttingen

im Verlage der Wittwe Abram Vandenhoecks, 1764.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Da der Herr Profeſſor Kalm dieſen neuen Theil ſeiner Reiſebeſchreibung ohne einigen Vorbericht herausgegeben hat: ſo dürfte ein ſolcher bey der Ueberſetzung deſſelben um ſo viel mehr entbehrlich ſcheinen. Ich finde aber doch für nöthig, etwas weniges, theils von dem Werke ſelbſt, theils von meiner Arbeit dabey, zu erinnern.

Der Herr Verfaſſer hatte beynahe den ganzen Winter, bis ohngefähr auf die Mitte des Mays im Jahr 1749, in Neuyerſey, und zwar meiſtentheils zu Racoon, zugebracht, wo er das Vergnügen genoß, Leute vorzufinden, mit denen er ſich in ſeiner Mutterſprache unterreden konnte. Dieſen Ort verließ er aber, um die Reiſe nach Norden anzutreten. Er begab ſich daher nach Philadelphia, ob er gleich dießmahl nur kurze Zeit da verblieb, und reiſete ſodann auf der Dellaware nach Trenton. Hier mußte er den Landweg nach der Stadt Neuyork nehmen. Nachdem er ſie erreichet hatte, ſegelte er auf dem Hudſonsfluſſe nach Albany, einer Pflanzſtadt, deren Einwohner er uns eben

  eben

eben nicht zum vortheilhafteſten ſchildert. Jetzt eilete er nach Canada; und war das Fort St. Frederic oder Crownpoint, mit dem ſich das Franzöſiſche Gebiete damahls anfieng, der erſte Ort, auf den er ſein Augenmerk richtete. Auf dieſem Wege war er genöthigt, ſich zuerſt mit kleinen Böten fortzuhelfen, indem der Hudſonsfluß hinter Albany ſehr ſeicht wurde, und dann ferner bis nach dem Fluſſe Woodcreek, der ihn zuletzt zu dem Fort hinbrachte, zu Fuſſe zu wandern. Von demſelben gieng er mit einer Jacht auf der See Champlain, nach dem das Jahr vorher erbaueten Fort St. Jean ab. Er fuhr darauf zu Lande nach Prairie de la Magdalene; von welchem Orte er ſich über den Lorenzfluß nach Montreal rudern ließ. Herr Kalm kam alſo gegen das Ende des Julius in Montreal an. Weil er aber doch auf dieſe Stadt bey der Rückreiſe ſtoſſen muſte: ſo verweilete er ſich nur einige Tage daſelbſt; und beſchleunigte vielmehr ſeine Reiſe auf dem Lorenzfluſſe über Trois Rivieres nach der Hauptſtadt von Canada, Quebec, wo er etwas über einen Monat geblieben. Dieſen Ort kann man als die Gränze anſehen, die ſich Herr Kalm auf ſeiner Reiſe in Amerika nach Norden zu geſetzt hat. Doch hat er ſich einmahl, während ſeines Aufenthaltes in Quebec, auf Veranlaſſung des Generalguvernörs, um eine angebliche Silbergrube zu unterſuchen, 18 Meilen weiter nordwärts, nehmlich nach der Baye St. Paul, und von da ohngefähr 4 Meilen höher hinauf, nach Cap aux Oyes, begeben. Auf der Rückreiſe nach Montreal hat er eben die Route beobachtet: und müſſen wir ihn hier unter dem 5ten des Octobers verlaſſen.

Dieß iſt alſo der Entwurf von der fernern Reiſe des Herrn Profeſſors, die der Leſer in dieſem dritten Theile beſchrieben findet. Sie iſt für ſo viel wichtiger anzuſe-

anzuſehen, indem ſie ſich auf Oerter erſtrecket, die der letztere Krieg ſehr merkwürdig gemacht hat, und deren Andenken zum Theil noch jetzt durch die fortdaurenden feindſeligen Unternehmungen der Wilden erneuert wird. Die vielfältige Gefälligkeit, welche Herr Kalm den Franzöſiſchen Guvernören in Canada zu verdanken hat, hat ihm zu manchen Kenntniſſen dieſer Provinz verholfen, die ein anderer Reiſender nicht ſo leicht erlanget hätte.

Der Herr Verfaſſer fährt auch in dieſem Theile fort, ſeine Bemerkungen nach den Tagen, an denen er ſie gemacht hat, mitzutheilen. Bey einer ſolchen Einrichtung der Reiſegeſchichte iſt es öfters unumgänglich, die Beobachtungen, wenn ſie gleich eine und dieſelbe Sache betreffen, von einander zu trennen. Und hat es daher das Anſehen, als wenn man einerley Umſtände zu verſchiedenen mahlen angezeichnet fände. Gleichwohl hat man auf der andern Seite wieder einen Vortheil, der bey einer zuſammenhängenden Erzählung der Merkwürdigkeiten vielleicht wegfallen würde. Denn man befindet ſich gleichſam mit auf der Reiſe. Und ſo wie man dabey, wegen der beſtändig vorkommenden Abwechſelung, faſt alles Vergnügen mit fühlet, welches Reiſen von dieſer Art mit ſich bringen: ſo iſt man im Stande, ſich deſto lebhaftere Vorſtellungen von der Lage, der Beſchaffenheit, und den Merkwürdigkeiten des Landes zu machen; vornehmlich wenn in der Reiſebeſchreibung, die man vor ſich hat, die Gegenden mit der Sorgfalt, die Herr Kalm angewandt, angemerket ſind, und man damit recht gute Charten vergleichen kann. Die Route der gegenwärtigen Reiſe, läßt ſich zwar ſchon einigermaſſen auf der Charte des Herrn d'Anville über das nördliche Amerika, und den beiden Charten des Herrn Bellin von

Canada, welche die Homanniſche Officin mit einigen Verbeſſerungen nachſtechen laſſen, erkennen; und muß man ſich allenfalls damit begnügen. Allein es würde freilich viel beſſer ſeyn, wenn man die ſpeciellen Engliſchen und Franzöſiſchen Charten, die in den letztern Jahren herausgekommen ſind, dabey zu Rathe ziehen könnte.

Ich bin durch das Beiſpiel meines geliebten Bruders, der die beiden vorhergehenden Theile überſetzt hat, inſonderheit ermuntert worden, die Ueberſetzung des gegenwärtigen zu übernehmen. Auſſerdem habe ich auch geglaubt, den Freunden der Naturgeſchichte und der damit verbundenen Oekonomie, die auch in dieſem Theile manche angenehme und fruchtbare Anmerkungen finden werden, mich dadurch verbindlich zu machen. Wie glücklich ich in meiner Bemühung geweſen ſey, überlaſſe ich der Nachſicht des Leſers zu beurtheilen. Die Deutſche Sprache iſt mir zwar nicht gänzlich fremde. Dennoch dürfte unterweilen ein Ausdruck mit eingeſchlichen ſeyn, woran man den gebohrnen Schweden erkennen möchte. Vielleicht iſt dieſer Mangel aber durch die Mühe, die ich mir gegeben habe, zuverläßig zu ſeyn, in etwas erſetzet.

Göttingen.

Johann Andreas Murray.
M. D.

Des

Des Herrn Profeſſors Kalm

Reiſe

nach dem

nördlichen Amerika.

Der dritte Theil.

Vom Jahre 1749.

Im Jenner.

Vom zweyten.* Ehe die Europäer, durch die Anweiſung des Columbus, nach Weſtindien kamen, war den Wilden oder Indianern, die daſelbſt ſeit uralten Zeiten gewohnet hatten, das Eiſen ganz unbekannt. Es muß uns dieſes um ſo viel mehr befremden, da doch in dem nördlichen Amerika faſt überall eine Menge von Eiſenerzen befindlich iſt. Sie waren daher genöthigt, dieſen Mangel durch ſcharfeckige Steine, Muſchelſchalen, Klauen von Vögeln und wilden Thieren, Stücke von Knochen und andern Sachen von der Art, zu erſetzen, wenn ſie Beile, Meſſer und ähnliche Werkzeuge verfertigen wollten. Man ſiehet hieraus,

* Nach der neuern Zeitrechnung.

wie elend ihre Lebensart geweſen ſeyn muß, und daß ſie ſich nur ſo eben haben forthelfen können. Die alten Schweden, die hier wohneten, und in ihrer Kindheit, als das Land noch voll von Indianern war, mit ihnen umgegangen waren, wußten noch vieles von ihrer damahligen Lebensart zu erzählen. Man findet auch noch heut zu Tage bey dem Pflügen und Graben in der Erde verſchiedene von den Werkzeugen, deren ſie ſich bedienet haben, ehe ſie von den Schweden und andern Europäern mit eiſernen Geräthen verſehen wurden. Denn man muß merken, daß die Indianer jetzt lauter Werkzeuge von Eiſen und Metall gebrauchen, welche ſie ſich täglich von den Europäern verſchaffen. Ich will hiervon unten ausführlicher handeln. Da ich aber Gelegenheit gehabt habe, eine Menge von den erwähnten ehemahligen Werkzeugen der Indianer theils zu ſehen, theils zu ſammlen: ſo will ich ſie hier kürzlich beſchreiben.

Ihre **Beile** waren gemeiniglich von Stein. Sie kommen der Geſtalt nach, den Keilen, womit wir das Holz ſpalten, ſehr nahe. Die Länge macht ohngefähr eine Viertelelle aus, und die Breite iſt in dem Verhältniß darnach. Sie ſind wie ein Keil, an dem einen Ende ſcharf: doch iſt dieſe Schärfe etwas ſtumpfer, als bey unſern Keilen. Weil dieſes Beil an einem Schafte befeſtigt werden muſte: ſo war oben bey dem dicken Ende ein Rand rund um den Stein herum ausgegraben. Zur Befeſtigung haben ſie einen Stock vorne geſpalten, und den Stein dergeſtalt dazwiſchen geſtecket, daß die geſpaltenen Enden des Stockes in den Furchen des Steines zu liegen gekommen. Und darauf haben ſie die Spalte mit Stricken oder ſonſt etwas zuſammen gebunden; faſt

auf

auf eben die Weiſe, wie die Schmiede an einem zu äuſſerſt geſpaltenen Stocke die Eiſenkeile, womit ſie das Eiſen abhauen, zu befeſtigen pflegen. Einige von dieſen ſteinernen Beilen waren oben herum nicht ſo ausgegraben: und ſcheint es daher, daß man dieſe mehr in der Hand gehalten, um damit zu ſtoſſen oder zu hauen, als daß man ſie an einem Schafte gebraucht hätte. Die meiſten von den Beilen, die ich geſehen habe, beſtunden aus harten Felsſteinen: einige aber doch aus einem feinen, harten, feuerfeſten Steine, von ſchwarzer Farbe. Wenn die Indianer einen dicken, ſtarken Baum umhauen wollten, ſo taugten dieſe Beile nicht dazu: ſondern in Mangel dienlicherer Werkzeuge bedienten ſie ſich des Feuers. Sie zündeten eine groſſe Scheite Holz unten neben der Wurzel des Baums an, und brachten ihn auf dieſe Weiſe zum Umfallen. Damit aber das Feuer ſich nicht höher, als ſie wollten, verbreiten möchte: ſo verhinderten ſie dieſes mit Lumpen, welche ſie vorne an einer Stange angebunden, und mit derſelben in Waſſer getunket hatten. Denn hiemit beſtrichen ſie den Stamm des Baums beſtändig, etwas oberhalb dem Feuer. Wenn ſie einen dicken Baum zum Canoe oder Kahn aushöhlen wollten, legten ſie trockene Reiſer, gerade nach der Länge des Stammes, ſo weit ſie den Baum auszuhöhlen gedachten. Sie zündeten alsdann die Reiſer an; und ſo, wie dieſe verbrannten, wurden neue in die Stelle gelegt. Während des Brennens waren ſie mit naſſen Hadern und mit einem vorſichtigen Aufgieſſen des Waſſers beſtändig zu verhindern beſchäftigt, daß ſich das Feuer weder zu den Seiten, noch an den Enden, länger, als nöthig war, ausbreiten konnte. Wenn der Baum

dergeſtalt ſo tief, wie ſie es für gut hielten, und ohne Gefahr des Holzes geſchehen konnte, ausgebrannt war: nahmen ſie nachgehends die oben beſchriebenen ſteinernen Beile, oder ſcharfe Flinten- und Quarzſteine, oder auch ſcharfe Muſchelſchalen, zur Hand, um das Verbrannte wegzuſchaben, und den Kahn inwendig eben zu machen. Auf dieſe Weiſe gaben ſie ihm auch die Geſtalt, die ihnen anſtund. Anſtatt mit einem Beile ſo lange Stücke von den Stämmen, als ſie zu den Kähnen beſtimmten, abzuhauen, mußte ihnen das Brennen wieder behülflich ſeyn. Ein ſolcher Kahn war bisweilen 15 bis 20 Ellen lang. Der vornehmſte und gewöhnlichſte Gebrauch aber, den ſie von dieſen ſteinernen Beilen machten, war, nach dem einſtimmigen Berichte der Schweden, ſich dadurch dienliche Felder zu ihren Mayspflanzungen zu verſchaffen. Wenn nehmlich der Ort, wo ſie eine ſolche Pflanzung anlegen wollten, waldicht war: ſo hackten ſie mit dieſen Beilen an einer Stelle die Rinde rings um den Baum herum ab, inſonderheit zu der Zeit, da er den Saft von ſich gab. Hierdurch vertrocknete der Baum, und zog nicht mehr Nahrung aus der Erde an ſich. Das Laub verhinderte auch die Sonne nicht weiter, durchzudringen. Die kleinern Bäume riß man mit Gewalt aus, und hernach hackte man die Erde mit krummen und ſcharfen Zweigen auf.

Anſtatt des **Meſſers** behalfen ſie ſich entweder mit einem ſcharfen Stück Flintenſtein, oder Quarz, oder ſonſt einer harten Steinart, mit einer ſcharfen Muſchelſchale, oder einem Stück Knochen, welches ſie ſcharf gemacht hatten.

Vorn=

Vorne an den Pfeilen banden ſie ſchmale und eckigte Stücke von Steinen feſt. Denn weil ſie kein Eiſen hatten, um ſie mit neuer Schärfe zu verſehen, und die Bäume, die man hier fand, auch nicht die erforderliche Härte beſaſſen: ſo gebrauchte man dergleichen zerbrochene Steine. Dieſe waren meiſtentheils von Flintenſteinen oder Quarz, bisweilen auch von einer andern Steinart. Andere bedienten ſich der Knochen von Thieren, Vogelſporen, oder Klauen von Thieren, hiezu. Einige von dieſen alten Wurfpfeilen * ſind ziemlich ſtumpf, und ſcheinet es daher, als wenn die Indianer wohl Vögel und kleine Thiere damit haben tödten können. Ob aber dieſe Stücke Stein mit der Kraft, die ſie von dem Bogen erhalten, ſich tief in den Körper eines Thieres oder Menſchen hineindringen können, weiß ich nicht. Doch fand man einige, die ſehr ſcharf und wohl gemacht waren.

Sie hatten ſteinerne Stöſſer von der Länge einer halben Elle, mehr oder weniger, und beinahe von der Dicke eines Mannsarmes. Dieſe beſtehen meiſtentheils aus einer ſchwarzen Steinart, ** und wurden ehedem von den Indianern zum Zerſtoſſen des Mays gebraucht. Der Mays iſt, von uralten Zeiten her, die vornehmſte und beinahe die einzige Getraideart derſelben geweſen. Sie hatten weder eine Hand- Waſſer- noch Windmühle, um ihn zu zermalmen. Denn ſie wußten nicht, ehe die Europäer hieher kamen, was eine Mühle wäre, noch wie ſie ausſähe. Ich habe mir von alten Franzoſen in

* Harpouner.

** Saxum.

Canada erzählen laſſen, in was für eine unbeſchreibliche Verwunderung und ein Erſtaunen, die Wilden gerathen ſind, wie die Franzoſen daſelbſt die erſte Windmühle aufführen laſſen. Sie ſtürmeten von allen, ſogar von den entfernteſten Orten, in Menge herbey, um ein ſolches Wunderwerk anzuſehen, und konnten einige Tage auf dem Platze neben bey ſitzen, um ſie nur recht zu beſchauen. Sie ſtunden lange in der Einbildung, daß ſie nicht vom Winde, ſondern von beſondern Geiſtern, die darinn wohneten, getrieben würde. Eben dieß geſchahe auch gewiſſermaſſen, als die erſte Waſſermühle daſelbſt gebauet wurde. Sie zerſtieſſen vorher alles ihr Getraide, oder ihren Mays, in ausgehöhlten Bäumen, mit den erwähnten ſteinernen Stöſſern. Ein groſſer Theil von ihnen bediente ſich auch nur hölzerner Stöſſer zu dieſer Abſicht. Der ſchwarze Stein, wovon ſowohl die erwähnten Beile als Stöſſer gemacht worden waren, iſt zu Wetzſteinen ungemein dienlich. Und wandten daher ſowohl die Schweden als die Engländer hierzu vornehmlich dieſe Beile und Stöſſer der Indianer jetzt an, wenn ſie dieſelben erhielten.

Die ehemahligen Grapen der Wilden waren theils von Thon, theils von verſchiedenen Arten Topfſtein * verfertiget. Die erſteren beſtunden aus einem dunkeln Thon, der mit groben weiſſen Sand- oder Quarzkörnern vermiſcht, und darauf im Feuer gebrannt wurde. An dem obern Rande ſind bey verſchiedenen zwey Löcher, eines an jedweder Seite, befindlich, wodurch die Wilden einen Stock ſteckten, und den Grapen auf die Weiſe, während

* Tälgſten.

während des Kochens, über das Feuer hielten. Sie ſind faſt alle ohne Füſſe. Es iſt beſonders, daß man niemahls Töpfe von dieſer Art, weder an der äuſſern, noch an der innern Seite glaſiret gefunden hat. Einer und der andere von den älteſten Schweden konnte ſich noch erinnern, daß ſie die Wilden in ihrer Kindheit ihr Eſſen darinn kochen geſehen haben. Dieſe ihre Grapen von Topfſtein ſind meiſtentheils ganz dünn, und die Gröſſe iſt verſchieden. Sie ſind theils aus einem grünlichen, theils aus einem grauen Topfſteine gemacht, einige aber auch aus einer Art Ahrenſtein.* Der Boden und der Rand ſind öfters über einen Daumen dick. Ob ſie gleich weder Eiſen, Stahl, oder ſonſt ein Metall kannten, haben ſie doch ganz behende dieſe ihre Grapen von Topfſtein auszuhöhlen und gleichſam auszudrechſeln gewußt.

Die ehemahligen Tobackspfeifen der Indianer ſind gleichfalls theils von Thon, theils von Topf- und Serpentinſteinsarten. Die erſte Gattung hat ohngefähr die Geſtalt wie unſere Tobackspfeifen, ob ſie gleich weit gröber und nicht ſo nett gearbeitet ſind. Der Schaft iſt dick und kurz, kaum über die Länge eines Zolles, bisweilen aber doch zur Länge eines Fingers. Der Farbe nach ſehen ſie aus wie unſere Tobackspfeifen, wenn ſie lange gebraucht worden ſind. Ihre Topfſteinspfeifen beſtehen aus eben den Arten Topfſtein, wie ihre Grapen. Einige von ihnen ſind ziemlich nett ausgearbeitet, ob ſie gleich weder Eiſen noch Stahl hatten. Aber auſſer den genannten Steinarten, wovon ſie ihre Tobackspfeifen gemacht haben, findet man noch eine andere Art Pfeifen,

A 5

* Sädſten.

ſen, welche ganz künſtlich aus einem feinen rothen Topfſtein oder einer Serpentinmarmor Art ausgearbeitet ſind. Dieſe ſind ſehr rar, und werden ſelten von andern, als den Indianiſchen Königen, gebraucht. Dieſe feine rothe Steinart iſt gleichfalls ſehr ſelten, und wird blos in dem Lande derjenigen Wilden, welche Ingouez genannt werden, gefunden. Dieſes Land liegt auf der andern Seite des Miſſiſippi, wie der Pater Charlevoix * anmerkt. Die Indianer ſelbſt halten gemeiniglich eine Pfeife von dieſer Steinart ſo theuer und von eben dem Werthe, wie ein gleich groſſes Stück Silber, ja oft noch theurer. Von dieſer feinen Steinart beſtehet auch faſt allzeit ihre ſogenannte Friedenspfeife, ** der ſie ſich bei den Friedensſchlüſſen und Verbindungen bedienen. Es reden faſt alle, die von dieſen Völkern geſchrieben haben, von derſelben; und werde ich ihrer ebenfalls gelegentlich umſtändlich erwähnen.

Als Fiſchangel brauchten ſie Hacken von Knochen und Vogelklauen. Ganz alte Schweden erzählten mir, daß in ihrer Kindheit eine Menge Indianer hier in dem neuen Schweden geweſen wären, welche in dem Fluß Dellaware mit den erwähnten Angeln Fiſche gefangen hätten.

Sie verſchaffeten ſich Feuer dadurch, daß ſie beſtändig das Ende eines harten Holzes gegen ein anderes, das lockerer und trocken war, herumdreheten, und hiermit

* Man ſehe ſein *Journal hiſtorique d'un voyage de l'amer. T. V. p. m.* 311. und den 13ten Brief.

** Die Franzoſen nennen ſie Calumet de paix.

ermit ſo lange fortfuhren, bis das Holz erſt zu rauchen nfieng, und ſich hernach entzündete.

Diß oben beſchriebenen ſteinernen Werkzeuge der Indianer, findet man noch, wie ich ſchon gemeldet, ann und wann bey dem Graben und Pflügen, in der Erde. Daß ſie aber jetzt ſeltener, als in der Kindheit be-ahrter Leute ſind, kommt davon her, weil ſie theils ver-lget, theils zu tief in die Aecker durch das Fahren hin-nter getrieben worden ſind; zum Theil hat auch die änge der Zeit ſie tiefer in die Erde verſenket, und einige nd durch das Alter zerrieben worden.

Von dieſer Beſchaffenheit waren die ehemahligen Werkzeuge der Indianer, und der Gebrauch, den ſie avon machten, ehe die Europäer hieher kamen, und he ſie die Vortheile des Eiſens einſehen lerneten. Die-es Land iſt voll von Eiſenerzen, und die Indianer woh-eten vor der Ankunft der Europäer überall im Lande erum, ſo daß man hier verſchiedene Gegenden aufwei-n kann, wo man nun Eiſengruben aufgenommen hat, nd woſelbſt nicht völlig hundert Jahre zurück, groſſe Städte von den Wilden geſtanden ſind. Um ſo viel erkwürdiger und bewundernswürdiger iſt es, daß ſie as Erz, das ſie täglich ſahen, und worauf ſie täglich raten, nicht kannten, noch verſtunden, wozu dieſes Me-all taugte. Sie ſaſſen und wohneten ſelbſt auf der Ei-engrube, und giengen doch oft lange Wege, um ſich ein olches elendes Beil, Meſſer u. ſ. w. von Stein, wie ben vorgeſtellet worden, zu verſchaffen. Sie waren berdem genöthigt, einige Tage anzuwenden, um es urch das Schleifen gegen einen Felſen oder andere Steine, einigermaſſen zu ſchärfen, ob der Nutzen gleich

bey

bey weitem nicht ihre Arbeit belohnte. Denn mit einem ſolchen Beile konnten ſie niemahls einen dicken Baum fällen, und kaum einen ſchmalen umhauen. Sie konnten keinen Baum ausgraben, und nicht den hundertſten Theil von den Arbeiten verrichten, wozu wir behende unſere eiſernen Beile brauchen können. Demnach ſehen wir, wie nachtheilig die Unwiſſenheit und eine freche Verachtung nützlicher Künſte ſey. Glücklich iſt das Land, welches dieſelben recht zu ſchätzen weiß!

Vom fünften. Der Weihnachtstag wurde heute ſowohl von den Schweden als Engländern gefeyert; denn ſie richteten ſich beide nach der alten Zeitrechnung. Die von der Engliſchen Kirche machten kaum eine gröſſere Zubereitung zu dieſem Tage, als zu einem andern Sontage. Und wenn er an einem Werkeltage einfiel, wurde er kaum mehr, als ein Apoſteltag bey uns, gefeyert. Noch weniger Umſtände machten die Quäcker deswegen. Denn weil ſie keine andere Feſttage als den Sontag annehmen: ſo betrift dieß auch den Weihnachtstag. Sie verrichten daher an demſelben alle gewöhnliche Arbeiten, wofern er nicht an einem Sontage einfällt. In den vorigen Zeiten haben die Schweden in dem Weihnachtsfeſte Lichter in den Kirchen angezündet, und es auf eben die Weiſe, wie in dem alten Schweden, gefeyert. Nun aber bedient man ſich der Lichter weiter nicht, und die Feyer hat ſehr abgenommen.

Vom ſechsten. Man findet hier im Lande Haſen in ziemlicher Menge. Sie ſind aber von unſern Schwediſchen in dem Stücke unterſchieden, daß die Amerikaniſchen weit kleiner, und nur etwas gröſſer, als die Caninchen, ſind. Sie haben beides den Winter und Sommer

beinahe

beinahe eben die graue Farbe, wie unſere Nordiſchen im Sommer. Die Spitze ihrer Ohren iſt allzeit grau, und nicht ſchwarz. Eben ſo iſt der Schweif auf der obern Seite zu aller Jahrzeit grau. Er wirſt zu mehrern mahlen im Jahr Junge. Im Frühling ſoll er nehmlich, wie man ſagte, in hohlen Bäumen werfen, und des Sommers, im Junius und Julius, in dem Graſe. Wenn er erſchreckt wird, nimmt er gemeiniglich ſeine Ausflucht in hohle Bäume. Von da nimmt man ihn entweder mit Hülfe eines Stockes, der vorne einen Hacken hat, heraus; oder man hauet eine Oefnung in den Baum, dem Orte gegen über, wo er ſitzet; oder man treibet ihn vermittelſt eines Rauches, den man äuſſerlich durch Feuer anrichtet, heraus. Die Hunde müſſen bey allen dieſen Fällen behülflich ſeyn. Man erzählte von dieſen Haſen, daß ſie niemahls biſſen, ſondern daß man ſie ſicher anfaſſen könnte. Am Tage liegen ſie mehrentheils in hohlen Bäumen, und begeben ſich alsdenn faſt niemahls heraus, woſern ſie nicht von Leuten und Hunden dazu genöthiget werden. Zur Nachtzeit aber iſt die rechte Zeit für ſie, hervor zu kommen, und ihre Nahrung zu ſuchen. Wenn das Wetter ſchlimm iſt, und es ſchneiet, ſollen ſie ein oder ein paar Tage ſtill liegen, ohne heraus zu treten. In den Kohlfeldern verurſachen ſie bisweilen Schaden; inſonderheit aber leiden die Aepfelbäume durch ſie, an denen ſie alle Rinde neben der Erde abſchälen. Es berichteten alle einſtimmig, daß dieſer Haſe weit fetter des Winters ſey, wenn ein ſtarker Froſt einfällt, als wenn es mild und naß Wetter, oder eine gelinde Witterung, iſt. Man könnte verſchiedene Urſachen durch Rathen angeben. Wenn ſie hier einen Haſen lebendig

fiengen,

ſiengen, ſo brachten ſie ihn gemeiniglich auf die Art um, daß ſie ihn mit der linken Hand bey den Hinterfüſſen ergriffen, und den Rücken der rechten Hand etwas abwärts zukehreten; alsdenn gab man ihm mit der rechten einen oder mehrere Schläge an den Nacken, wovon er alsbald ſtarb. Das Fell dieſer Thiere kann zu nichts gebraucht werden, weil es ſo los iſt, daß man es nicht abziehen kann: ſondern wenn man es abſondern will, ſo faßt man die Haare an, und alsdann folgen die Hautläppgen bey dem Ziehen zugleich mit. Man kann ſie niemahls zahm machen. Sie waren allezeit, ſogar mitten im Winter, von einer Menge der gewöhnlichen Flöhe geplaget.

Vom ſechszehnten. Mäuſe von der gemeinen Art fand man überall, ſowol in den Städten, als auf dem Lande, in groſſer Menge. Sie verurſachen hier eben den Schaden, wie in den alten Ländern. Oldmixon*) ſchreibt, daß weder Mäuſe noch Ratzen in dem nördlichen Amerika geweſen, ehe ſie mit den Schiffen von Europa dahin gebracht worden wären. Wie gegründet dieß ſey, kann ich nicht ſagen. Das aber iſt gewiß, daß ich verſchiedentlich an wüſten Oertern, wo kein Menſch gewohnt hat, in Berg- und Steinritzen die kleinen gewöhnlichen Mäuſe geſehen und umgebracht habe. Sollte man wohl glauben dürfen, daß alle dieſe, welche ſich ſo verbreitet haben, ihrem erſten Urſprung nach, von Europa gekommen wären?

Die Ratzen gehören nicht zu den Ungeziefern, die dieſem Lande den geringſten Schaden zufügten. Sie fanden

*) *Britiſh Empire in America, Vol. I. p. 444.*

ſanden ſich nicht allein in den Städten, ſondern auch auf dem Lande, wo ſie mit den Eßwaaren ſehr übel umgiengen, ein. Ihre Gröſſe war faſt eben dieſelbe, wie bey unſern gemeinen Ratzen in Europa; der Farbe nach waren ſie aber verſchieden, welche bey dieſen Amerikaniſchen blaugrau, oder grau, und etwas ins Blaue fallend, ausſahe. Ich frug die Schweden, ob ſie wüßten, ob dieſe, vor der Ankunft der Europäer, ſchon hier befindlich geweſen, oder erſt mit Schiffen von Europa hergeführet worden wären. Es konnte mir aber keiner in dieſer Sache eine zuverläßige Aufklärung geben. Darinn kamen doch alle überein, daß jährlich eine Menge von dieſen ſchädlichen Thieren mit den Schiffen, welche von Europa und andern Orten anlangten, hinüber gebracht würden. Herr Bartram behauptete aber, daß dieſe Ratzen noch vor der Ankunft der Europäer ſich hier aufgehalten hätten. Denn er hat eine Menge von ihnen bey den hohen Bergen, welche oberhalb den Engliſchen Pflanzſtädten liegen, und blew mountains heiſſen, geſehen; woſelbſt ſie unter und zwiſchen den Steinen, wie auch in den unterirrdiſchen Grotten, die daſelbſt befindlich ſind, ihren Aufenthalt haben. Des Tages lagen ſie allezeit ſtille, ſo daß man niemahls eine Ratze ſahe noch erblickte: zur Nachtzeit aber begaben ſie ſich hervor, und erregten einen erſtaunlichen Lermen. Wenn nun endlich die Kälte heftig zugenommen hatte, ſo ſchienen ſie gleichſam erſtarret zu ſeyn. Denn unter der ganzen Zeit, da es ſehr kalt war, hörte man nicht das geringſte Knacken oder Geräuſch von ihnen. Es iſt zu merken, daß weder bey den Schweden noch Engländern in irgend einem Hauſe Klappen vorhanden ſind. Man hat kaum

Fül-

Füllung bey den Mittelbächern, ſondern mehrentheils loſe Breter. Sehr oft waren die Wände in den hölzernen Häuſern nicht einmahl mit Moos verdichtet, ſo daß die Zimmer, die ſie einheitzten, kaum wärmer, als in den Vorgebäuden zu ſeyn pfleget, waren. In den Stuben, worinn die Dienſtboten ſchliefen, heitzte man faſt niemahls ein, ob der Winter gleich bisweilen ſehr ſtreng war. Daher hatten dieſe Ratzen wenige oder gar keine Wärme im Winter. So bald aber die Witterung gelinde wurde, kamen ſie wieder zum Vorſchein. Wir beobachteten einigemahl dieſen Winter, daß die Ratzen die Nacht vorher, ehe eine heftige Kälte eintreten ſollte, ſehr tobeten, herum liefen, und die ganze Nacht wider alle Gewohnheit lermeten. Es ſchien gleichſam, als wenn ſie vorher gewuſt hätten, daß eine ſtarke Kälte bevorſtünde, und daß ſie daher ſich bey Zeiten ſatt eſſen, oder ſich mit Nahrung, gegen die Ankunft der Kälte, verſehen wollten. Bey gelindem Wetter hatten ſie die Gewohnheit, Aepfel und andere Eßwaaren, die ihnen nicht zu ſchwer waren, weg zu ſchleppen. Wir konnten nachhero jederzeit, wenn ſie in der Nacht ungewöhnlich lermeten, und gar zu gierig ſich anſtelleten, mit Sicherheit ſchlieſſen, daß eine ſtrenge Kälte wieder erfolgen würde; und dieß ſchlug niemahls fehl. Daß die grauen Eichhörner hier im Lande eben die Eigenſchaft haben, iſt ſchon vorher * gemeldet worden. Wenn ſowohl dieſe als die gewöhnlichen kleinen Mäuſe den Mays verzehreten: ſo aſſen ſie nicht die ganzen Körner auf, ſondern blos den loſen,

* Man ſehe' den zweyten Band meiner Reiſebeſchreibung auf der 451ten und 452ſten Seite.

loſen, ſüſſen, weichen und ſchwarzen Kern, und lieſſen alles das übrige zurück.

Vom ein und zwanzigſten. Die Kälte war nun an dieſem Orte, ob gleich ſo weit nach Süden, ſehr heftig, ſo daß ſie derjenigen in dem alten Schweden nicht viel nachgab. Das Thermometer des Celſius ſtund des Morgens 22 Grade unter 0 oder dem Gefrierungspuncte. Weil die Stuben und Kammern hier ohne Klappen, und ohne Füllung an dem Mitteldache, öfters auch die Fugen der Wände nicht mit Moos verdichtet waren, ja bisweilen keinen Heerd oder Feuerſtätte hatten: ſo konnte der Winter bisweilen nicht anders, als demjenigen unangenehm fallen, der ſich an unſere warme Winterzimmer gewöhnt hatte. Der beſte Troſt aber war der, daß er hier nicht ſo lange dauert. In einigen Tagen dieſes Monats war das Zimmer, worinn ich mich befand, ſo beſchaffen, daß ich keine zwey Zeilen ſchreiben konnte, ehe die Dinte in der Feder zu Eis gefror. Ich durfte nicht das Dintenfaß auf dem Tiſche oder Fenſter, auſſerhalb der Zeit, da ich ſchrieb, laſſen, weil die Dinte ſogleich gefror: ſondern ich war genöthigt, ſo bald ich geſchrieben hatte, das Dintenfaß entweder in den Heerd zu ſetzen, oder es bey mir zu ſtecken. Aber ſo kalt es auch nun die ganze Zeit über war, wie aus den Wettergeſchichten, die ich zu Ende dieſes Bandes liefere, erhellet, und ohngeachtet es bisweilen ganze Tage und Nächte ſo ſtark ſchneiete, daß der Schnee über eine Viertelelle hoch auf dem Felde lag: ſo mußte doch alles Vieh unter freyem Himmel, Nacht und Tag, den ganzen Winter über, auſſen bleiben. Denn niemand, weder von den Schweden noch Engländern, hatte einen Vieh-

Schaaf- oder Pferdeſtall. Die Deutſchen aber und Holländer hatten meiſtentheils die Gewohnheit ihres Vaterlandes beibehalten, und bedienten ſich gewiſſer Häuſer für ihr Vieh den Winter über. Faſt alle alten Schweden berichten, daß ſie, wie ſie in den älteſten Zeiten zuerſt in das Land gekommen wären, nach Schwediſcher Art Viehſtälle angeleget hätten. Aber ſeit dem die Engländer ſich mit dahin begeben, und nach dem Gebrauch ihres Vaterlandes ihrem Vieh den ganzen Winter kein Dach verſtattet: ſo hätten ſie von ihrer vorigen Gewohnheit abgelaſſen, und ſich nach ihnen gerichtet. Sie geſtunden gleichwohl, daß das Vieh nicht allein im Winter Noth litte, wenn es ſehr kalt wäre, inſonderheit, wenn es erſt regnete, und gleich darauf fröre, ſondern daß es auch in dem langen Winter des Jahres 1741 an vielen Orten erfroren ſey. Das Vieh gieng nun zur Mittagszeit in den Wald, woſelbſt noch an den jungen Eichen das Laub übrig war. Sie berührten aber das Laub niemahls, ſondern biſſen nur das äuſſerſte von den Zweigen und den Gipfel der zarteſten Eichen ab, und verzehreten es. Die Pferde giengen in den Maysfeldern herum, woſelbſt die Stengel noch verſchiedentlich nachgeblieben waren, und biſſen die dürren Blätter davon ab. Die Schaafe liefen im Walde, und auſſen auf den Aeckern den ganzen Tag. Die Hühner ſaſſen in der Nacht auf den Bäumen in den Gärten; denn beſondere Hühnerhäuſer hatten ſie nicht. Die Schweine lagen auch unter freyem Himmel innerhalb einer kleinen Verzäunung. Eine kleine Art Vogel, der von den Schweden Snöfogel * und von den Engländern Chukbird genannt

* Schneevogel, paſſer niualis, *Catesb.*

genannt wird, kam nun zu den Häuſern geflogen. Sonſt hielten ſie ſich an den Wegen auf, um ihre Nahrung zu ſuchen. Sie ſind auſſer der Zeit, da es ſchneiet, ſelten zu ſehen. Der Fluß Dellaware war nun mit Eis, gerade Philadelphia gegenüber, wie auch ein Stück unterwärts, belegt, ſo daß man zu Fuß darüber gehen konnte; es wagte aber doch keiner zu Pferde den Verſuch zu thun.

Vom zwey und zwanzigſten. Rebhühner fand man zwar hier im Lande; ſie waren aber von einer beſondern Art. Die Schweden nannten ſie theils **Rapphöns**,* theils **Aekerhöns**.** Von den Engländern hieſſen ſie Partridges; einige Engländer in Bacoon nannten ſie auch Crails. Die Geſtalt iſt faſt dieſelbe, wie bey unſern Europäiſchen, und die Eigenſchaften und Natur auch dieſelbe, nehmlich ſo zu laufen, und ſich zu verſtecken: dem Leibe aber nach waren ſie kleiner, und in Anſehung der Farbe ganz verſchieden. In dieſer Schwediſchen Reiſegeſchichte darf ich nicht die Beſchreibungen, die ich von Vögeln, Inſekten und andern Thieren, wie auch von Pflanzen aufgeſetzt habe, einrücken, dieweil das Tagebuch dadurch zu weitläuftig gerathen würde. Ich will nun nur erinnern, daß die Füſſe blos und nicht haarig, der Rücken ſprenglich, von brauner, ſchwarzer und weiſſer Farbe, die Bruſt dunkelgelb, und der Magen weißlich mit ſchwarzen Querrändern ſind. Die Gröſſe iſt ohngefähr wie bey einem Haſelhuhn. Ueber einem jedweden Auge iſt ein weißgelber

* Rebhühner.

** Wachteln.

ſchmaler Rand. Von dieſen fand man in dem neuen Schweden eine groſſe Menge. Man hat nicht nöthig, ſich weit weg zu begeben, ehe man groſſe Striche von ihnen erblickt. Doch halten ſie ſich nicht ganz dichte an den Städten auf, weil ſie durch das viele Schieſſen vertilget oder abgeſchrecket worden ſind. Sie begleiten einander in gröſſern oder kleinern Haufen, fliegen nicht viel in die Luft, ſondern laufen meiſtentheils auf dem Felde, und halten ſich eigentlich unter und in den Gebüſchen auf, wie auch neben den Zäunen, woſelbſt ſie ihre Nahrung ſuchen. Hier hält man ſie für ein ſehr ſchönes Eſſen; es ſchmeckt auch ihr Fleiſch ſehr gut, und wird auf verſchiedene Weiſe zugerichtet. Aus der Urſache fängt und ſchießt man ſie auch ſo häufig. Man greift ſie auch mit einem Sprenkel, welcher mehrentheils ein Sieb iſt, oder ein von Brettern zuſammengenagelter viereckiger Deckel, welchen man da, wo ſie zu ſeyn pflegen, aufſtellet. Er wird nehmlich, nachdem Haber unten hin geſtreuet worden, vermittelſt kleiner Stecken, auf der einen Seite erhoben, und ſo bald die Rebhühner ſich dahin begeben, fällt das Sieb oder der Deckel zu, und ſie werden lebendig eingeſchloſſen. Wenn das Glück gut iſt, ſo kann man viele auf einmahl bekommen. Man kann bisweilen, wenn ſie in den Gebüſchen laufen, ihnen ganz nahe treten, ohne daß ſie in die Höhe flögen. Wenn ſie des Nachts ſchlafen, kriechen ſie alle in einen Haufen zuſammen. Sie ſcharren auf eben die Art, wie die gewöhnlichen Hühner mit den Füſſen, nach der Speiſe, in den Gebüſchen, und auſſen auf dem Felde. Im Frühling legen ſie ihre Neſter entweder unter Gebüſchen, oder in den Mayſäckern, oder

auf

auf den Hügeln unter freyem Himmel, an; ſcharren ein wenig Streu zuſammen, worin ſie ohngefähr 13 Eyer, die der Farbe nach weiß ſind, legen. Ihr eſſen ſind verſchiedene Arten Getraide und Samen von Gras. Die Beere von dem glatten Schlingbaume, * der hier Sumach genannt wird, hat man ſie auch pflücken und eſſen geſehen. Einige haben ſie zu ſich genommen, wenn ſie noch jung geweſen ſind, und nachdem ſie dieſelben einige Zeit in einem Keſich verwahret, bis ſie zahm geworden, hat man ſie losgelaſſen, da ſie alsdenn den Hühnern gefolget ſind, und den Hof nicht verlaſſen haben, ſondern ſo zahm, wie andere zu Haus gezogene Vögel, geweſen ſind.

Die Zäune, die man ſowol in Penſylvanien, als in Neu-Jerſey, und inſonderheit in Neu-York, gebrauchet, ſind die von den Engländern ſo genannten Wormfences. Sie erhalten dieſen Nahmen, weil ſie, wegen ihrer Krümmungen, etwas mit den Würmern gemein haben. An dieſen Zäunen bedienet man ſich keiner Pfähle, ſondern man leget die Zaunſtangen, die alle von einer Länge, nehmlich beynahe von 2 Klaftern ſind, an den Enden auf einander, faſt auf eben die Weiſe, als wenn man zimmert; doch hauet man ſie nicht in einander, ſondern leget ſie nur ſo los hin. Wenn die Stangen ** A B, C D, E F, G H der Erde am nächſten hingeleget worden, ſo leget man auf dieſe die Stangen B C, D E, F G; und dann wiederum andere Stangen A B, C D, u. ſ. w. Hiemit fähret man ſo wech-

* Rhus glabra.

** Die Beſchreibung beziehet ſich auf die erſte Figur.

wechſelsweiſe fort, bis der Zaun die Höhe, die man verlangt, erreichet, nehmlich zu 2 Ellen oder 10 Viertelellen, ja bisweilen zu 3 Ellen. Gegen die Zeit, daß der Zaun die beliebige Höhe erhält, und nur noch eine Stange aufzulegen iſt, ſetzet man in jedweder Ecke, als bey B, C, D u. ſ. f. 2 Stangen kreuzweiſe, um dem Zaune eine Stütze zu geben, gegen einander. Dieſe ſtöſſet man mit dem einen Ende in die Erde nieder, mit dem andern aber gehen ſie quer über den Zaun hinüber, und ſind daran befeſtigt. Die Stangen zu dieſem Zaune werden von verſchiedenen Bäumen genommen; es ſind aber nicht alle gleich gut und dauerhaft. Der rothe Ceder * wird von allen für den dauerhafteſten geachtet, indem er 30 Jahre und noch länger aushalten kann. Dieſer aber iſt ſehr ſelten, und iſt nur hieſelbſt an einem einzigen Orte befindlich, ſo daß kein Zaun davon aufgeführet werden kann. Es iſt zwar an dem, daß rings um Philadelphia die Zäune gröſtentheils aus dieſem Baume beſtehen: er iſt aber zu Waſſer von Eggharbour, woſelbſt er in Menge wachſen ſoll, dahin geführet worden. Dieſe Cederzäune um Philadelphia ſind auch von einer ganz andern Art, als die eben beſchriebenen Worm-fences, und haben mit unſern ſogenannten Fällkädgior ** die gröſte Aehnlichkeit. Die in die Erde eingeſchlagenen Stützen beſtehen aus dem hier ſo genannten weiſſen Ceder, *** und die Zaunſtangen, die dazwiſchen liegen,

* Iuniperus Virginiana.

** Faltenketten. Man ſehe meine Bohuſiſche Reiſebeſchreibung, auf der 284ſten Seite.

*** Cupreſſus Thyoides.

liegen, aus rothem Ceder. Dieſe Stangen ſind mit ihren Enden in die Löcher der Stützen eingefuget. Dem Ceder wird das Eichen- und Caſtanienholz, der Dauer nach, am nächſten geſetzet. Doch ſchreibt man dem Caſtanienholze noch Vorzüge zu. Es befindet ſich aber an wenig Orten in der Menge, daß man daran zu den Zäunen genug haben ſollte. Im Nothfall bedienet man ſich auch anderer Arten von Eichen zu dieſer Abſicht. Wenn ſie Verzäunungen anlegen wollen, ſo hauen ſie nicht die kleinen und zarten Waldungen, wie bey uns geſchiehet, um: ſondern ſie fällen dicke Bäume, hauen ſie an verſchiedenen Stellen zu der nöthigen Länge ab: und zerſpalten ſie in Stangen zu der gewöhnlichen Dicke. Auf dieſe Art erhalten ſie von einem einzigen Baume eine groſſe Menge Stangen. Verſchiedene bejahrte Leute, die hier waren, erzählten, daß die Schweden, als ſie hier zuerſt ankamen, ſolche Zäune, die überall in Schweden gebräuchlich ſind, mit Pfählen und Stangen angeleget haben. Sie ſind aber nach Verlauf einiger Jahre davon abzulaſſen genöthiget geweſen, weil ſie dieſelben nicht haben erhalten können. Denn eine wiederholte Erfahrung belehrte ſie, welches noch täglich beſtätiget wird, daß eine Stange, wenn ſie in die Erde eingeſtecket wurde, kaum 4 bis 6 Jahre aushielte, daß nicht der Theil davon, der in der Erde ſtund, gänzlich verfaulen ſollte. Das vornehmſte war aber dieſes, daß ſie hier keine dauerhafte Wieden bekommen konnten. Sie machten ſich zwar Wieden von Hickery, welcher einer von den zäheſten Bäumen, die man nur haben kann, iſt, wie auch von weiſſer Eiche. Wenn aber ein paar Jahre verfloſſen, waren dieſe Wieden ſo verfaulet, daß der Zaun

von ſelbſten aus einanden fiel; weswegen ſie auch ähnliche Zäune ganz haben abſchaffen müſſen. Verſchiedene, die aus Schweden in ſpätern Zeiten hier angekommen ſind, haben neue Verſuche gemacht, Zäune von Pfählen und Wieden zu errichten; aber der Erfolg iſt gleich fruchtlos geweſen. Es laſſen ſich alſo die Schwediſchen Zäune hier nicht anbringen. Die oben erwähnten **Wormfences** oder Krummzäune ſind daher hier unter die brauchbarſten zu zählen; vornehmlich da nan von den hier wachſenden Bäumen keine ſolche Stangen erhalten kann, welche 4, 6 oder höchſtens 8 Jahre, ohne in Fäulniß zu gerathen, in der Erde ausdauren können. Die Stangen ſind überdem an dieſem Orte an ſich ſelbſt ſehr ſchwer, daß die Pfähle und Stützen ſie nicht leicht tragen können, inſonderheit wenn ſich ſtarke Sturmwinde erheben, welche hier zu Lande ſehr gewöhnlich ſind. Hierzu kommt, daß dieſe Zäune leicht aufzuführen ſind. Eine mannigfaltige Erfahrenheit hat gezeiget, daß ein ſolcher Zaun von weiſſen Echen- oder Caſtanienholze, ſelten über 10 oder 12 Jahre ſtehen könne, daß nicht die Stangen ſo durch und durch faul würden, daß ſie zu nichts anders als zur Feurung gebraucht werden können. Und wenn die Stangen von anderem Holze ſind, ſo kann das Gehege kaum die beſtimmte Zeit erreichen, und ſelten alsdenn über 6 oder 8 Jahre ſtehen. Wenn man nun erwäget, daß dieſe **Wormfences** in Krümmungen fortlaufen, und folglich weit mehr Stangen erfordern, als wenn ſie eben fortgiengen, daß ſie überdem ſo kurze Zeit nur brauchbar ſind; ſo wird man ſich vorſtellen können, wie de Wald hier verzehret, und wie es hier nach 30 oder 9 Jahren,

ren, wofern keine Aenderung geſchiehet, ausſehen werde; zumahl da man hier im Lande das Holz auf eine unglaubliche Weiſe Tag und Nacht, den ganzen Winter, oder faſt das halbe Jahr über, in allen Zimmern durch das Einheitzen verſchwendet.

Im Hornung.

Vom achten. Die Bieſemratzen, welche wegen ihres Geruchs ſo heiſſen, findet man ziemlich häufig über das ganze nördliche Amerika. Sie halten ſich immer bey dem Waſſer, inſonderheit an den Ufern der Seen, Ströme, Flüſſe und Bäche auf. Wenn man nach den Gegenden, wo ſie befindlich ſind, hinreiſet, ſo erblickt man die Löcher, die ſie in die Erde gegraben, dichte bey oder etwas oberhalb der Waſſerfläche. In dieſen Löchern haben ſie ihre Neſter und ihren Aufenthalt, wenn ſie ſich nicht in dem Waſſer befinden, ihre Nahrung zu ſuchen. Die Schweden hier zu Lande nannten ſie **Desmans-Råttor**, die Engländer **Musk-Rats**, und die Franzoſen **Rat muſquee**. Ihr Eſſen beſtehet vornehmlich in Muſcheln, die auf dem Grunde der Ströme und Seen liegen. Man ſiehet eine Menge von dieſen Muſchelſchalen bey dem Eingange ihrer Höhlen. Man ſagte auch, daß ſie überdem verſchiedene Arten von Wurzeln und Kräutern äſſen. Dieſe Amerikaniſchen ſcheinen etwas von den Europäiſchen * verſchieden zu ſeyn. Die Zähne ſind bey beiden gleich; der Schwanz iſt bey den Amerikaniſchen von den Seiten zu-

* Dieſe heiſſen: Caſtor cauda longa lanceolata plana. *Linn. ſyſt. nat. T. 1. p. 59.*

ſammendrückt, ſo daß der eine ſcharfe Rand aufwärts, und der andere niederwärts gekehret iſt. Bey den Hinterfüſſen ſind die Zähen nicht durch eine bewegliche Haut vereinigt, * ſondern dieſe Füſſe ſind darin merkwürdig, daß, ob ſie gleich ſonſt mit ganz kurzen Haaren bedeckt ſind, dennoch ſich auf jedweder Seite des Fuſſes ſelbſt, lange, weiſſe, ganz dicht an einander liegende und wie bey einem Kamme, ** abſtehende Haare befinden. Eben ſolche Haare nimmt man an beiden Seiten der Zähen wahr, welche bey dem Schwimmen eben den Dienſt thun, als hätten die Zähen eine beſondere Haut zwiſchen ſich. Die Gröſſe iſt eben dieſelbe, wie bey einer kleinen Katze. Die Länge des Cörpers ſelbſt iſt gemeiniglich gegen eine halbe Elle; der Schweif iſt von eben der Länge, wie der Cörper. Die Farbe des Kopfes, Halſes, Rückens, der Seiten und des äuſſern Theils der Lenden, iſt ſchwarzbraun; die Haare ſind weich und glänzend, und unter dem Halſe, der Bruſt und den Lenden einwärts grau. Sie bauen auch ihre Neſter in ſolchen Erdwällen und Dämmen, die man an den Ufern der Ströme und Flüſſe aufgeworfen hat, um das Waſſer von den Wieſen abzuhalten. Sie verurſachen aber öfters dadurch groſſen Schaden, indem ſie dieſe Wälle durch das Graben verderben, und dadurch das Waſſer auf die Wieſen durchlaſſen; da im Gegentheil der Bieber alle Löcher in den Wällen verſtopfet. Sie bauen ihre Neſter von Ruthen und andern dergleichen Dingen äuſſerlich, und tragen allerhand weiche Sachen für ihre Junge, um

daraus

* Pedes palmati.
** pectinatim.

darauf zu liegen, hinein. Die Schweden verſicherten, daß ſie keine Abnahme von ihnen bemerken könnten, ſondern glaubten, daß es deren wohl jetzt eben ſo viel, als ehedem, gäbe. Weil ſie den Dämmen einen ſo beträchtlichen Schaden zufügen: ſo iſt man ſehr darauf bedacht, ſie auszurotten, wenn man nur im Stande iſt, den Ort, wo ſie ſich aufhalten, erreichen zu können. Eine Ermunterung hiezu iſt noch dieſe, daß der Balg bezahlt wird. Ehedem hat man nur 3 Pences dafür gegeben; jetzt aber koſtete er 6, 7, 8 bis 9 Pences. Er wurde inſonderheit von den Hutmachern gebraucht, welche von den Haaren Hüte verfertigen, die den Bieberhüten an der Güte wenig nachgeben ſollen. Man fängt ſie gemeiniglich mit Fallen, worein ſie Aepfel zur Lockſpeiſe zu legen pflegten. In dem Lande der Iroquois ſahe ich, daß die Wilden durch das Graben und Abwerfen der Erde ihre Löcher ſo weit verfolgten, daß ſie an den Ort, wo ſie ihre Neſter hatten, kamen; da ſie dieſelben alsdenn umbrachten. Das Fleiſch wird von niemanden genoſſen. Ob die Wilden, welche gemeiniglich in der Wahl des Fleiſches nicht ſo genau ſind, ebenfalls mit dieſem vorlieb nehmen, iſt mir unbekannt. Die Geilen legt man zwiſchen die Kleider, um ſie gegen den Wurm zu ſichern. Es ſetzt ziemlich viel Mühe, ſie zu vertilgen, nachdem ſie ſich in einen Damm von Erde wohl haben einniſteln können. Doch berichtete mir ein Schwede, daß er ſeinen Damm auf folgende Weiſe von ihnen befreyet hätte. Er ſuchte alle ihre Löcher auf, verſtopfte ſie mit Erde, und ließ nur ein einziges gegen die Seite, von welcher der Wind kam, offen. Nachdem legte er eine Menge Schwefel in das offene Loch hinein, zündete ihn an, und ver-

verſtopfte die Oefnung, ſo daß nur ein kleines Windloch offen blieb. Der Schwefeldampf drung alsdenn in alle ihre Löcher, wo ſie verborgen lagen, hinein, und erſtickte ſie. Wenn der Schwefel ausgebrannt war, muſte er ſich zwar die Mühe geben, einen Theil von der Erde des Dammes, wo ihre Höhlen waren, aufzugraben: er fand aber die Biſemratzen haufenweiſe todt liegen. Dadurch konnte er eine Menge Bälge verkaufen, die ſchon ſeine Mühe erſetzten, ohne darauf zu ſehen, daß er ſeinen Damm von ihnen zu befreyen im Stande war.

Die **Biebern** hat man in den vorigen Zeiten, (wie alle alte Schweden zu erzählen wuſten,) in Menge in dem neuen Schweden gefunden. Man ſahe dazumahl in den Strömen und Bächen einen Damm nach dem andern, den die Bieber aufgeworfen hatten. Nachdem aber eine ſo groſſe Menge Europäer herüber gezogen ſind, und das Land ſtark angebauet haben: ſo ſind die Bieber theils erſchlagen und ausgerottet worden, theils haben ſie ſich auch weiter weg ins Land, wo wenige Leute wohnen, hinbegeben. Es iſt daher nun blos ein einziger Ort in Penſylvanien und dem neuen Jerſey, wo man noch einige wenige Biebern findet. Ihre vornehmſte Nahrung hieſelbſt iſt die Rinde des **Bieberbaumes**, * die ſie vor allen übrigen erwählen. Die Schweden pflegten daher in den vorigen Zeiten, als eine Menge von Biebern hier im Lande befindlich war, Stengel, Hölzer und Zweige von dieſem Baume neben den Bieberdämmen in die Falle, die ſie ihnen ausſetzten, hinzulegen; da ſie dem

* Magnolia. Man ſehe oben den 2ten Band, auf der 324ſten Seite.

nn mehrentheils eines glücklichen Fangs gewiß ſeyn nnten. Einer und der andere in Philadelphia hat ſie zahm gehabt, daß ſie öfters in den Strom zu fiſchen raus gegang , und immer von ſelbſt zu ihren Eignern er Herren zurück gekommen ſind. Major Roderfert Neu=York berichtete mir, daß er einen zahmen Bie= r über ein halbes Jahr in ſeinem Hauſe gehabt hat. r hat ihn los im Hauſe, wie einen Hund, gehen laſſen. as Eſſen, ſo er ihm gab, war blos Brod, und bis= ilen Fiſch, nach dem er groſſe Begierde hatte. Er tte immer ſo viel Waſſer in ſeiner Schale, als er zum inken gebrauchte; mehr aber auch nicht. Alle Lumpen d andere weiche Sachen, die er auf der Diele gefun= n, hat er zuſammen geſchleppet, und in dem Winkel, er zu ſchlafen gewohnt geweſen iſt, unter ſich gebet= . Da die Katze J e bekommen, hat ſie ſich in ſein rmes Bette einquartieret, welches er auch gerne nach= eben; und wie die Katze weggegangen, hat er oft die ge an ſich genommen, ſie oben zwiſchen den Forder= ſſen gehalten, an ſeine Bruſt, um ſie zu erwärmen, eget, ſo daß er viel auf die junge Katze gehalten hat. o bald die Mutter zurück gekommen, hat er ihr die nge wieder gelaſſen. Bisweilen hat er zwar gemur= lt, hat aber ſonſt keinen Schaden verurſacht, und nie= hls zu beiſſen verſucht.

Minck wurde beides von den Schweden und Eng= ndern ein anderes Thier genannt, welches hier im nde gefunden wird, und ſich gleichfalls gemeiniglich in er neben dem Waſſer aufhält. Ich hatte niemahls elegenheit, das Thier ſelbſt, ſondern nur ſeinen Balg, ſehen. Aus deſſen Geſtalt aber, und der einſtimmigen

Erzäh=

Erzählung, konnte ich mit ziemlicher Gewißheit ſchlieſſen, daß es zum Geſchlechte der Wieſel * gehörte. Der größte Balg, den ich ſahe, war eine Elle, und ein kleinerer eine halbe Elle lang, und, da er noch unaufgeſchnitten war, $\frac{1}{3}$ einer Viertelelle breit. Die Farbe war dunkelbraun, und bey einigen faſt ſchwarz; der Schwanz war haarig, wie bey einem Marder; die Haare des Felles waren dicht, und die Ohren kurz mit kurzen Haaren. Die Länge der Füſſe an dem kleinen Balge machte 3 Querfinger aus. Man ſagte, er wäre der ſtinkenden Wieſel ** ſo ähnlich, daß dieſe Thiere kaum von einander unterſchieden werden können. Von der Lebensart dieſes Thieres gaben mir alle folgende Nachricht. Man ſiehet ihn faſt niemahls den Tag über, ſondern zur Nachtzeit kommt er zum Vorſchein. Er hält ſich meiſtentheils neben den Stränden in hohlen Bäumen auf. Bisweilen befindet er ſich auch in den Schifwerften oder Schifbrücken bey Philadelphia, wo er die Ratzen aufs grauſamſte verfolgt. Dann und wann gehet er bey der Nacht in die Höfe, und kriecht durch ein kleines Loch in das Hühnerhaus hinein, woſelbſt er alle Hühner, die darinn ſind, zu Tode beiſſet, und das Blut bey ihnen ausſauget; er ißt doch ſelten eines auf. Wenn er unterwegens Gänſe, Hühner, Enten, oder andere Vögel, antrift, beißt er ſie todt und verzehrt ſie. Er lebt blos vom Fleiſche, nehmlich von Fiſchen und Vögeln. Wenn Ströme und Bäche nahe bey den Höfen ſind, wo dieſes Thier lebet, ſo kann man nicht leicht Enten und Gänſe daſelbſt

* Muſtela.

** Muſtela Putorius.

daſelbſt haben; denn der Minck beißt die jungen todt. er bringt erſt ſo viele von ihnen, als er erhaſchen kann, um, und hernach zieht er ſie weg, und frißt ſie auf. An den Erddämmen und Wällen gegen das Waſſer, entweder neben den Wieſen, oder ſonſt wo, ſollen dieſe gleichfalls Schaden verurſachen, indem ſie dieſelben durch ihr Graben beſchädigen. Um ſie zu fangen, ſetzt man Fallen aus, in die man zur Lockſpeiſe Köpfe von Vögeln, kleine Vögel, Fiſche oder ähnliche Fleiſcharten hinein geworfen. Der Balg wird in den Städten verkauft, und bezahlt man für einen ſolchen in Philadelphia 20 Pences bis 2 Schillinge, nach dem ſie groß ſind. Von dieſen Bälgen laſſen ſich einige wenige Frauenzimmer Müffe machen; gröſtentheils aber werden ſie nach England verſchickt, von wo ſie nachgehends nach andern Ländern verführet werden. Die alten Schweden ſagten, daß die Wilden ehedem das Fleiſch von allen übrigen Thieren, nur nicht von dieſem, gegeſſen hätten. Man hat ſie bisweilen ganz zahm gehabt.

Von dem Bären, der Raccoon oder Eſpan genannt wird, habe ich ſchon vorher * etwas gemeldet. Hier will ich noch etwas von der Lebensart dieſes Thieres in ſeinem Geburtsorte hinzu fügen. Er wurde von den Engländern hier überall Raccoon genannt; ein Nahme, den ſie ohne Zweifel von den Wilden entlehnet haben. Die Holländer nannten ihn Heſpan, die Schweden Eſpan, und die Jroquois Attigbro. Er hat gemeiniglich ſeine Wohnung und Aufenthalt in hohlen Bäumen,

* Man ſehe die 246ſte und 351ſte Seite des 2ten Bandes in der Ueberſetzung.

men, liegt des Tages ſtill, und geht zu der Zeit niemahls aus, wofern es nicht ſehr dunkel und trüb iſt; in der Nacht hingegen wandert er herum, und ſucht ſeinen Unterhalt. Es haben mir viele erzählet, daß er, wenn das Wetter ſchlimm iſt, vornehmlich wenn es ſchneyet und dabey ſtürmet, die ganze Woche in dem Baume, wo er ſein Neſt hat, liegen könne, ohne ſich hinaus zu begeben; und dieſe ganze Zeit ſoll er von nichts anders leben, als daß er ſeine Pfoten ſauget und lecket. Seine Speiſe beſteht in verſchiedenen Arten von Früchten, als von Mays, wenn die Aehren noch weich ſind. In den Gärten richtet er öfters ein groſſes Unheil an den Aepfeln an. Die Caſtanien, Pflaumen und wilden Weintrauben ſind unter ſeinen angenehmen Gerichten. Wenn er über die Vögel oder Vogelneſter geräth, ſo vergißt er alle Barmherzigkeit. In den Hühnerhäuſern iſt er ein fürchterlicher Gaſt. Findet er die Hühner auf ihren Eyern, ſo beißt er ſie erſt zu Tode, und frißt hernach die Eyer auf. Er wird theils durch Hunde gefangen, die ſeinen Schlupfwinkeln und hohlen Bäumen, worinn er lieget, nachſpüren, und dieſelben entdecken, theils durch Sprenkeln und Fallen, in die man gemeiniglich ein Stück von einem Huhn, Vogel oder Fiſch, zur Anlockung hinein leget. Er wirft ſeine Junge im May, macht alsdenn ſein Neſt in hohlen Bäumen, und bekömmt gemeiniglich 2 bis 3 Junge. Das Fleiſch wird von einigen gegeſſen. Wenn er ſpringt, läuft er mit allen Pfoten zugleich. Dieſer und anderer Eigenſchaften wegen rechneten ihn viele an dieſem Orte zu dem Bärengeſchlechte. Den Balg bezahlete man nun in Philadelphia mit 18 Pences. Man ſagte, daß dieſe Thiere

ſich

ſich jetzt ſehr gegen die vorigen Zeiten verringert hätten: doch fand man ſie tiefer ins Land hinein in Menge. Von dem Nutzen, den die Hutmacher von den Haaren ziehen, von der Leichtigkeit ſie zu zähmen, von ihrer beſondern Begierde nach allem, was ſüß iſt, u. ſ. f. habe ich ſchon vorher an den oben angeführten Stellen Erwähnung gethan. Unter allen wilden vierfüßigen Thieren im nördlichen Amerika iſt keines, das ſo zahm, als dieſes, gemacht werden kann.

Vom zehnten. Des Morgens reiſete ich nach Philadelphia, und kam daſelbſt am Abend an. Bey der Ankunft zu der Fähre bey dem Fluſſe Dellaware, fanden wir den Fluß ganz mit Treibeis angefüllet, ſo das wir anfänglich nicht überſetzen konnten. Nachdem wir aber eine Stunde gewartet und neben der Fähre eine Oefnung gemacht hatten, brach es doch etwas los, ſo daß wir zugleich mit vielen andern Reiſenden uns durcharbeiten konnten, ehe noch mehr Treibeis zuſtieß. Wie es dieſen Winter ſo heftig gleich nach Neujahr (alter Zeitrechnung) zu frieren anfieng, belegte ſich der Fluß Dellaware mit Eis, welches nachgehends von der ſtrengen Kälte ſo ſtarck wurde, daß man bey Philadelphia mit Pferden hinüber fuhr. Dieſes Eis blieb über den Fluß bis auf den 8ten des gemeldeten Monats liegen, da es ſich etwas zu löſen anfieng; und von dem erſchrecklichen Sturm, der den Abend einfiel, zerbrach es, und wurde dergeſtalt weggetrieben, daß wir den folgenden zwölften des Februars keine einzige Eisſcholle mehr in dem Fluſſe flieſſen ſahen, ſondern blos hier und da ein Stück an dem Strande wahrnahmen.

Die Krähen* ſahe man heute in groſſen Haufen fliegen, und ſich zu oberſt auf den Bäumen niederlaſſen. Während der ganzen Winterszeit vorhero merkte man kaum eine einzige, doch ſagte man, daß ſie den ganzen Winter über hier befindlich wären. Den übrigen Theil des Frühlings pflegten ſie des Morgens in den Gipfeln hoher Bäume nicht in Haufen, ſondern vertheilt, auf verſchiedenen Bäumen, zu ſitzen. Dieſe rechnet man auch unter den ſchädlichen Vögeln; denn ſie eſſen vornehmlich allerhand Arten von Getraide. Wenn der Mays gepflanzet wird, ſcharren ſie die Körner auf, und eſſen dieſelben. Wenn er zu reifen anfängt, hauen ſie ein Loch in den Balg der Aehre, wodurch der Mays verdirbt, indem der Regen ſich durch das Loch durchdringt, und die Fäulniß zuwege bringt. Auſſer dem Getraide rauben ſie auch Hühner weg. Auf alte Aeſer ſind ſie ſehr verpicht. Vor einigen Jahren waren von der Regierung in Penſilvanien 3, und in Neu-Jerſey 4 Pences auf jeden Krähenkopf ausgeſetzet. Jetzt war aber dieſes Geſetz abgeſchaffet, weil die Ausgaben zu ſehr anwuchſen. Ich ſahe an verſchiedenen Oertern, daß die Jungen mit ganz zahmen Krähen, denen die Flügel abgeſchnitten waren, ſpielten. Dieſe hüpften auf den Feldern neben den Höfen, wo ſie zu Hauſe waren, herum, und kamen wiederum zurück, ohne daß ſie, bey aller der Gelegenheit, die ihnen offen ſtund, verſucht hätten, wegzugehen. Dieſe Americaniſchen waren nur eine Abänderung von den Oehländiſchen Krähen.

Vom

* Ich habe von ihnen in dem 2ten Bande auf der 250ſten Seite geredet.

Vom zwölften. Zur Nachmittagszeit begab ich mich von Philadelphia nach Bacoon herunter zurück.

Indem ich nach Bacoon zurück reiſete, gab ich genau auf die Bäume Achtung, welche noch ihr Laub übrig hatten. Das Laub war blaß und vertrocknet, war aber noch nicht völlig abgefallen. Die Bäume waren folgende:

Die Buche.* Dieſe mochte groß oder klein ſeyn, ſo behielt ſie doch einen groſſen Theil ihres Laubes, den ganzen Winter über, bis auf den Frühling. Die groſſen Bäume behielten das untere Laub.

Die weiſſe Eiche.** Der größte Theil von den jungen Bäumen, die weniger als eine Viertelelle im Durchſchnitt betrugen, hatten ihr meiſtes Laub noch an ſich. Die alten hatten aber größtentheils ſchon das ihrige fallen laſſen, ausgenommen an den Stellen, wo einige Nebenſchöſſe ausgeſchlagen; denn da war das Laub noch rückſtändig. Die Farbe der verdorreten Blätter war bey dieſer weit heller, als bey der ſchwarzen Eiche.

Die ſchwarze Eiche;*** ſo wie man ſie hier überall nennet. Sie iſt diejenige, die der Herr Ritter Linnäus unter dem Nahmen der rothen Eiche beſchreibet. Einem groſſen Theil von den jungen war das verdorrete Laub noch übrig geblieben. Die Farbe deſſelben war rothbraun, und dunkler als bey der weiſſen Eiche.

 Die

* Fagus.

** Quercus alba.

*** Quercus nigra. Quercus rubra, *Linn. Spec. plant.* p. 996.

Die Spaniſche Eiche, welche blos eine Abänderung von der ſchwarzen iſt. Die jungen Bäume waren gleichfalls noch mit Laub verſehen.

Eine ſeltene Art von Eiche, * welche ſich durch ihre Blätter kenntlich macht. Dieſe haben nehmlich eine dreyeckige Spitze, deren Winkeln ſich mit einem kurzen Borſte endigen, und ſind unten glatt und oben etwas wollicht. Bey den jungen war noch das Laub zu ſehen.

Kurz, wenn ich in Gehölze kam, wo die genannten Eichbäume nur 20 Jahre, und darunter, alt waren, ſo fand ich noch alles Laub.

Es ſcheinet, daß die Vorſehung, auſſer andern Abſichten, auch dieſe bey den Bäumen, die ihr dürres Laub im Winter behalten, ſich vorgeſetzt habe, daß verſchiedene Arten von Vögeln, indem es dieſe Zeit ſehr kalt und ſehr ſtürmiſch iſt, zwiſchen und unter dieſem dürren Laube einen Schirm haben möchten. Ich ſahe auch verſchiedene mahle dieſen Winter, wie die Vögel bey der ſtarken Kälte und anderem Ungewitter ſich vornehmlich in dieſe mit altem Laube bedeckten Bäume verkrochen.

Vom dreyzehnten. Indem ich heute eine Grube graben wollte; ſo fand ich verſchiedene Inſekte, die tief in die Erde hinein gekrochen waren, um daſelbſt den Winter im Schlummer zuzubringen. Als ſie an das Licht kamen, bewegten ſie ſich etwas, hatten aber nicht Kräfte

* Quercus foliorum apice triangulo, angulis ſeta breui terminatis, inferne glabrorum, ſuperne ſubpubeſcentium.

Kräfte genug zu gehen; die ſchwarzen Ameiſen ausgenommen, welche etwas, obgleich nur langſam, krochen. Dieſe Inſekte waren folgende:

Die ſchwarze Ameiſe.* Von der Art fand man ziemlich viele, und ſie waren einigermaſſen munter. Sie lagen eine halbe Elle tief in der Erde.

Der breite Erdkäfer.** Der eine und der andere lag gleich tief. Dieſer iſt ſonſt ſehr gemein über das ganze nördliche Amerika.

Ein caſtanienbrauner Käfer,*** der ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Brachkäfer † hat, aber doch in vielen Stücken von demſelben abgehet. Ich fand ihn zu einer merklichen Menge in der Erde.

Ein ſchwarzer Grashüpfer.†† Dieſe Art Inſekte ſahe ich eine halbe Elle tief in der Erde liegen. Sie waren nun ganz erſtarret: ſo bald ſie aber in die Wärme kamen, wurden ſie lebendig und ſehr munter. Ich habe im Sommer dieſe Grashüpfer in ſehr groſſer Menge an allen den Oertern des nördlichen Amerika, die ich durchreiſet bin, wahrgenommen. Sie hüpften da ab und zu auf dem Felde, und haben einen ſolchen Laut, wie unſere gewöhnlichen Mauerheimchen, ſo daß es

 ſchwer

* Formica nigra, *Linn. ſyſt. T.* 1. *p.* 580.

** Carabus latus, *Linn.*

*** Scarabaeus caſtaneus; thorace piloſo; elytris abdomine breuioribus, lineas varias longitudinales pilorum habentibus.

† Scarabaeus melolontha.

†† Gryllus niger, cauda biſeta, alis breuiſſimis.

ſchwer fiel, nach dem Laute ſie von einander zu unterſcheiden. Sie erwecken bisweilen in dem Graſe ein ſolches Geſchrey, daß einem die Ohren wehe thun, und daß der eine Menſch ſchwerlich vernimmt, was der andere ſaget. An den Oertern, wo die Klapperſchlangen ſich aufhalten, ſind dieſe ſehr verdrießlich, und auf gewiſſe Weiſe gefährlich. Denn durch ihr ſtarkes Geſumme und Geräuſch verhindern ſie, daß man nicht allezeit ſo genau das Warnungsgethöne, das dieſe fürchterliche Schlange mit ihrer Klapper erreget, vernehmen, und dadurch ſich vor derſelben verwahren kann. Daß dieſe gleichfalls ihr Winterquartier in die Camine nehmen, habe ich vorher angeführet. * Sie lagen hier den Winter über ſtill in der Erde. Zu Anfange des Merzen aber, als es in der Luft warm wurde, kamen ſie aus ihren Löchern hervor, und fiengen ihre Muſik an, ob ſie gleich anfänglich ziemlich lahm ließ, und ſparſam gehöret wurde. Wenn wir bey unſern Reiſen durch wüſte Oerter, in dem Walde übernachten muſten, und da ſo gut als wir konnten, für uns gebettet hatten, waren dieſe in der Nacht beides unter die Falten der Kleider und in dieſelben gekrochen, ſo daß wir jeden Morgen genöthigt waren, eine Stunde zu ſtehen, und unſere Kleider ganz ſorgfältig zu ſchütteln, ehe wir ſie von uns abbringen konnten.

Die rothen oder bey uns in Schweden gewöhnlichen Ameiſen, ** welche die groſſen Ameishaufen aufwerfen, fand ich gleichfalls ſowohl dieſen als die folgenden Tage. Ich ſahe ſie aber nicht in der Erde: ſondern

* Man ſehe den 2ten Band auf der 491ſten Seite.

** Formica rufa.

dern wenn mein Bedienter Jungſtröm alte verdorrete Bäume umhauete, wurde man einer groſſen Menge derſelben in ihren Spalten gewahr. Dieſe Spalten befanden ſich zu einigen Klaftern hoch oben in dem Baume, und die Ameiſen waren daſelbſt hinauf gekrochen, um ſo hoch in der Luft ihre Winterwohnung zu nehmen. So bald ſie in die Wärme kamen, fiengen ſie an, ſich ſtark zu bewegen.

Vom vierzehnten. Blåfogel wurden von den hier wohnenden Schweden ein kleiner ſehr hübſcher Vogel genannt, der mit einer hellblauen Farbe prahlete, und ſich hier das ganze Jahr aufhielt. Die Engländer nannten ihn mit einem eben das bedeutenden Nahmen, blew Bird. Catesby hat ihn in natürlicher Gröſſe und mit lebhaften Farben abgezeichnet.* Bey ſeiner Abbildung iſt zu erinnern, daß die Farbe der Bruſt ſchmutzigroth oder rothbraun ſeyn muß; die Schienbeine und Füſſe aber kohlſchwarz, und der Schnabel gleichfalls ganz ſchwarz ſeyn müſſen; überhaupt muß die blaue Farbe weit höher, lebhafter und glänzender ſeyn. Wir beſitzen, ſo viel ich weiß, in Schweden keinen Vogel, der eine ſo hellblaue glänzende Farbe, wie dieſer, hätte.

 Der

* In dem erſten Bande ſeiner *Natural Hiſtory of Carolina*, auf der 47ſten Kupferplatte. Er nennt ihn daſelbſt S. 47, Rubecula Americana caerulea. Der Herr Ritter Linnäus bezeichnet ihn in ſeinem Syſtem durch Motacilla (Sialis) ſupra caerulea, ſubtus tota rubra. *Tom.* I. *p.* 187. Ich habe ihn in meinem Reiſetagbuche Motacilla caerulea nitida; pectore rufo; ventre albo genannt. Man findet ihn auch mit lebhaften Farben in Edwards *Nat. Hiſtory of Birds*, auf der 24ſten Kupferplatte, u. d. 24ſten S. vorgeſtellet.

Der Holzſchreyer kann etwa eine ähnliche Feder haben; aber doch nicht überall. Seine Nahrung ſind nicht blos Inſekte, ſondern auch Samen von Kräutern. Sie kommen daher im Winter, wenn weiter keine Inſekte mehr vorhanden ſind, zu den Höhen hin, um ihre Speiſe an dem Heuſamen und andern kleinen Samenkörnern zu ſuchen.

Rödfogel iſt ein anderer kleiner Vogel, der hier ſo von den Schweden, von den Engländern aber **Red Bird** genannt wird. Catesby hat ihn gleichfalls mit lebhaften Farben und in natürlicher Gröſſe abgebildet.* Er gehört zu den Vögeln, die den Bienen ſchädlich ſind; indem er auf ſie lauret, und ſie auffrißt. Ich futterte ein Männchen von dieſen 5 Monate in einem Bauer. Er aß beides Mays und Buchweitzen: denn ſonſt warf ich ihm nichts vor. Durch ſein Geſänge lockte er andere von ſeinem Geſchlechte nach dem Hofe hin; und nachdem wir Mayskörner auf dem Boden unter dem Fenſter, wo er eingeſperret ſaß, hingeleget hatten, kamen die andern täglich dahin, um ihre Speiſe zu erhalten. Es fiel uns alsdann nicht ſchwer, vermittelſt des Sprenkels mehrere zu fangen. Einige, vermuthlich alte, ſowohl von den Männchen als Weibchen, betrübten ſich zu Tode, da wir ſie in dem Bauer verſchloſſen hatten. Die hingegen, welche zahm geworden waren, fiengen an zu ſingen, und zwar ungemein lieblich. Ihre Schläge kamen denſe-

* Man ſehe den 1ſten B. ſeiner *Nat. Hiſt. of Car.* auf der 38ſten Kupferpl. woſelbſt er ihn, S. 38, Coccothrauſtes rubra nennet. Der Ritter Linnäus (*Syſt. Nat. T. I. p.* 172) nennet ihn Loxia Cardinalis.

denjenigen einer Europäiſchen Nachtigall ſehr nahe. Wegen ihres angenehmen Geſanges verſchickte man ſie in Menge nach England in Bauern. Sie haben eine groſſe Stärke in ihrem Schnabel, ſo daß ſie, wenn ihnen die Hand vorgeſetzt wird, ſo tief zukneifen können, daß das Blut hervor kommt. In den Wäldern ſitzen ſie im Frühling des Morgens auf dem oberſten Gipfel der höchſten Bäume, und ſingen. Im Bauer aber ſitzen ſie die eine Stunde ſtill, und ruhen ſich aus, zu einer andern aber hüpfen ſie ab und zu; und ſo gehet es wechſelsweiſe den ganzen Tag, und darzwiſchen laſſen ſie dann und wann ihre lieblichen Schläge hören.

Vom ſiebenzehnten. Die Kraniche * ſahe man bisweilen am Tage in der Luft fliegen, und ihren Zug nach Norden hinrichten. Sie pflegen frühe im Frühling hier einige Zeit ſich aufzuhalten: ſie legen aber ihre Neſter hier nicht an, ſondern reiſen weiter nach Norden zu. Es erzähleten mir alte Schweden, daß ſich in ihrer Kindheit, da das Land nicht ſonderlich angebauet war, zur Frühlingszeit eine unglaubliche Menge von Kranichen hier befunden hätten: jetzt aber laſſen ſich nicht ſo viele ſehen. Verſchiedene von den Leuten, die hier wohnen, eſſen ihr Fleiſch, wenn ihnen einige zu ſchieſſen erlaubt iſt. Sie ſollen weder dem Getraide, noch ſonſt einer Sache, ſchädlich ſeyn.

Vom drey und zwanzigſten. Des Morgens reiſete ich hinunter nach Pennsneck, und kam des Abends wieder zurück.

* Tranor, Grus Canadenſis. *Linn.*

Der Schnee lag noch an vielen Orten im Walde, vornehmlich da, wo die Bäume ſo dicht ſtunden, daß die Sonne ihre Wirkung nicht hatte zeigen können: er war aber nicht völlig eine Querhand hoch. Längs den Wegen war lauter Eis, vornehmlich in dem Gehölze; und daher fiel es ſchwer, mit übel beſchlagenen Pferden zu reiten. Den hier wohnenden Leuten waren die Schlitten nicht ſonderlich bekannt; ſondern ſie ritten alle, den ganzen Winter über, nach der Kirche, ob der Schnee gleich bisweilen gegen eine halbe Elle hoch war. Er blieb aber ſelten über eine Woche liegen, bevor er zerſchmolz, und da fiel er zu Zeiten wieder aufs neue.

Maysdiebe * nannten die Schweden, die hier wohneten, eine Art von Vögeln, die dieſem Lande den vornehmſten Schaden verurſachen. Sie haben dieſen Namen daher erhalten, weil ſie den Mays beides heimlich und öffentlich, ſowohl wenn er eben ausgeſäet, und mit der Erde bedeckt, als wenn er reif geworden iſt, aufeſſen. Die Engländer nennen ſie **Black-birds.** Es giebt zwey verſchiedene Arten von ihnen, welche beide von Catesby beſchrieben und in der natürlichen Farbe abgebildet worden. ** Die eine iſt bey ihm eine purpurfarbene Dole, und die andere ein ſchwarzer Staar mit oberhalb röthlichen Flügeln. Ob dieſe beiden gleich von verſchiedener Art ſind, ſo herrſcht doch zwiſchen ihnen eine ſo groſſe Einigkeit, daß ſie ſehr oft einan-

* Mays-Tiufwar

** *Nat. hiſt. of Carolina.* Die eine heiſst daſelbſt Monedula purpurea, S. 12, T. 12; und die andere, Sturnus niger, alis ſuperne rubentibus, S. 13. T. 13.

einander in vermiſchten Haufen begleiten. Doch ſahe man hier in Penſylvanien gemeiniglich mehrere von der erſtern Art, welche auch oft ganz allein für ſich flogen, ohne ſich mit denjenigen, die rothe Flügel haben, zu vermengen. Die erſtern oder die, welche Catesby purpurfarbene Dolen nennet, haben in verſchiedenen Stücken mit der Dole, dem Staar, und der Amſel * ſo viele Aehnlichkeit, daß es ſchwer iſt zu ſagen, zu welchem Geſchlecht ſie zu rechnen ſeyn. Doch ſcheinen ſie faſt dem Staar am nächſten zu kommen. Denn, dem Schnabel nach, iſt dieſer Vogel völlig eine Amſel: ** aber die Zunge, der Flug, das Sitzen auf den Bäumen, das Geſänge, und die Geſtalt, machen ihn völlig zum Staar. *** Von weitem ſcheinen ſie halb ſchwarz zu ſeyn: aber in der nähe ſtößt ihre ſchwarze Farbe ſehr auf blau, doch nicht völlig ſo ſehr, wie in der Catesbyſchen Abbildung. †

Einige

* Kaja, Stare, Traſt.

** Turdus.

*** Sturnus.

† Da dieſe ihrer Unart wegen ſo merkwürdig ſind, ſo will ich eine kurze Beſchreibung von ihnen geben, und zwar für die Vögelkenner, wie es gebräuchlich iſt, auf Latein:

Magnitudo ſturni. *Roſtrum* ſubulato-conicum, rectum, conuexum, baſi nudum, nigrum, maxillis fere aequalibus, ſuperiori tamen tantillum longiori. *Nares* oblongo-quadratae, ad baſin maxillae ſuperioris oblique poſitae, nudae; tuberculum corneum ſ. prominentia parua à latere ſuperiori. *Lingua* acuta, apice bifida. *Oculorum* iris pallida. *Capitis* frons, pars ſuperior, nucha, *collum* ſuperne et ad latera obſcure caeruleo-viridia, nitida; latera capitis ſub oculis obſcure caerulea. *Dorſum* totum, tectricesque *alarum* purpureae, ſed non ita manifeſte in parte ſuperiori uropygii, ſed ibi magis fuligine ſubnigrae,

Einige wenige von dieſen ſollen ſich den ganzen Winter über in Moräſten, die mit einem dicken Gehölze überwachſen ſind, aufhalten, und ſich blos bey gelinder Witterung ſehen laſſen. Die meiſten aber ziehen zu Anfang des Winters weiter nach Süden. Heute ſahe ich ſie in dieſem Jahr zum erſtenmahl. Sie flogen ſchon in groſſen Haufen. Ihre vornehmſte und angenehmſte Speiſe iſt der Mays. Wenn der Mays im Frühling kurz vorher gepflanzet worden iſt, kommen ſie in groſſen Schwärmen. Sie ſcharren mit dem Schnabel das Mayskorn auf, und verzehren es. So bald der Keim des Mays hervorbricht, faſſen ſie denſelben mit dem Schnabel, und reiſſen ihn zugleich mit dem Korn auf; ſo daß ſie ſchon im Frühling dem Landmanne viel zu ſchaffen machen. Um ihre Lüſternheit für den Mays dieſe Zeit in etwas zu verringern, pflegen einige die Mayskörner in Waſſer, das mit der weiſſen Nieswurzel * abgekocht worden,

grae. *Remiges* primariae 9 nigrae; ceterae ſecundariae nigrae, margine exteriori purpuraſcentes. *Rectrices* 12 nigro purpureae, apice rotundatae; quo lateribus propiores, eo breuiores, intermediae longiſſimae. *Cauda* explicata verſus apicem rotunda videtur. *Gula* obſcure caeruleo-viridis, nitida; *Pectus* etiam verſicolor et pro varia inter lumen et oculum poſitura, iam nigrum, iam ſmaragdinum. *Venter* fuligineus, tectrices inferiores caudae obſcure purpureae. *Pectus*, et abdomen ſub alis purpurea; tectrices alarum inferiores fuligineae. *Alae* inferius nigrae; *Femora* plumis fuligineis. *Tibiae* et *pedes* nigri, nitidi. *Digiti* 4 more auium plurimarum. *Vngues* nigri, poſticus ceteris maior.

Die hier beſchriebene, oder Monedula purpurea *Catesb.* iſt die Gracula Quiſcula, *Linn. ſyſt. T.* 1. *p.* 109.

* Veratrum Helleborus albus.

worden, (wovon ich weiter unten bey dem dreyzehnten des Merzen reden werde) einzutunken, und ſie hernach zu verpflanzen. Wenn der Maysdieb ein oder ein Paar von dieſen Körnern iſſet, wird er ſo wüſt im Kopf, daß er taumelt; wodurch ſeine Cameraden erſchreckt werden, und ſich nicht dahin wagen. Sie nehmen ihren Schaden aber um ſo viel reichlicher gegen den Herbſt wieder, wenn der Mays reif wird; denn alsdenn feyern ſie recht ihr Freudenfeſt. Sie ſammeln ſich alsdenn zu tauſenden auf den Maysfeldern, und nehmen da ihre derbe Schatzung. Hier ſind ſie ſehr unverſchämte und dreiſte Gäſte. Denn wenn einer ſie von da wegtreiben will, ſo fliegen ſie blos von der Stelle, wo man gehet, weg, und ſetzen ſich gleich auf einer andern nieder; ſo daß, wenn man ſich an der einen Seite des Maysfeldes befindet, ſie ſich alle nach der andern hinbegeben. Und dergeſtalt wechſeln ſie, ſo wie man ſie verfolget, um, ohne daß ſie ſich, ehe ſie ſatt geworden, entfernen ſollten. Sie fliegen zur Herbſtzeit in unglaublich groſſen Haufen, ſo daß man kaum begreifen kann, wo eine ſo ungeheure Menge hergekommen iſt. Wenn ſie ſich in die Höhe ſchwingen, werden die Wolken und die Luft bisweilen ganz ſchwarz und finſter dadurch. Sie ſind alsdann in ſo groſſen Schwärmen und ſo dicht zuſammen, daß man ſich verwundern muß, wie ſie Platz, die Flügel zu bewegen, finden. Ich habe ſelbſt geſehen, daß, wenn jemand eine ganze Menge von ihnen auf der einen Seite des Maysfeldes geſchoſſen, die andern blos in die Höhe geflogen ſind, und ſich einen guten Büchſenſchuß davon an dem andern Ende niedergelaſſen, und ſo bey der Annäherung ihres Verfolgers jedesmahl den Platz verwechſelt

haben.

haben. Sie haben alſo eher den Schützen ermüden können, als daß er ſie von dem Mays hat abſchröcken können, ob er gleich deren viele bey jedem Schuſſe gefället hat. Sonſt eſſen ſie auch gerne die Samen der im Waſſer wachſenden Zizania, * welcher ſpät im Herbſt, nachdem der Mays eingeerndet worden, mehrentheils ihre Speiſe iſt. Die Beere von der glatten ** nehmen ſie auch vorlieb. Buchweitzen und Haber ſollen ſie gleichfalls eſſen. Einige behaupten, daß ſie auch im Nothfall Weitzen, Rocken und Gerſten äſſen. Doch findet man niemahls, ſo viel mir bekannt worden, daß ſie dieſen Getraidearten Schaden zufügen ſollten. Im Frühling ſaſſen ſie in Menge bey den Höfen in den Bäumen, und ſungen ziemlich angenehm. Weil ſie auf eine ſolche Weiſe den Maysäckern ſo nachtheilig ſind, iſt der Eifer auch hier ſo weit gegangen, daß man beides in den Penſylvaniſchen und Neujerſeyſchen Geſetze 3 Pences zur Belohnung für jedes Dutzend, das man todt aufweiſen kann, ausgeſetzt hat. Noch mehr aber iſt man in Neu-England wider ſie aufgebracht. Denn Herr Franklin berichtete mir im Frühling des Jahrs 1750, daß man vermittelſt der Belohnungen, die man an dem letztgenannten Orte ausgeſetzt, ſie dergeſtalt vertilget hätte, daß ſie nun an verſchiedenen Orten ſelten zu werden anfiengen. Als aber im Sommer vom Jahr 1749 ſich eine gräuliche Menge Würmer auf den Wieſen gezeiget, welche das Gras verzehret, und dadurch einen groſſen Schaden veran-

* Fol. Avoine Zizania aquatica. *Linn.*

** Ich finde in der Urſchrift kein Wort, worauch ſich dieſes beziehen ſollte, ob gleich unter den Druckfehlern angezeiget worden, daß anſtatt rufa, wie im Texte ſtehet, glabra zu verſtehen ſey.

veranlaſſet hätten, wäre ihnen die Reue angekommen, daß ſie gegen dieſe Vögel ſo rachgierig geweſen; denn ſie haben zu bemerken geglaubt, daß dieſe Maysdiebe diejenige Zeit des Sommers, da der Mays noch nicht reif geweſen, vornehmlich von dieſen Gewürmen lebten, die ſie folglich ausrotteten, oder wenigſtens hinderten, ſich ſo ſtark zu vermehren. Sie ſcheinen daher gewiſſermaſſen ein Recht zu haben, ſich wieder ein wenig dagegen bezahlt zu machen. Nachdem nun aber die Feinde und Verfolger der Würmer, die Maysdiebe, ausgerottet worden ſind, haben die erſtern mehr Freyheit, ſich zu vermehren, bekommen; daher ſie auch nachher ſo überhand genommen, daß ſie nun weit gröſſern Schaden, als die Maysdiebe zuvor, ausübten. Im vorher genannten Sommer des Jahres 1749, lieſſen dieſe Würmer ſo wenig Heu in Neu-England übrig, daß die Einwohner nicht allein genöthigt waren, ſich Heu aus Penſylvanien, ſondern auch ſogar aus dem alten England in Europa, zu verſchaffen. Dieſe Vögel haben, auſſer den Menſchen, auch andere Widerſacher, nemlich kleine Habichte, welche ſich ſowohl von ihnen, als von andern kleinen Geflügel hieſelbſt nähren. Ich ſahe, wie einer oder mehrere von dieſen kleinen Habichten, als die Maysdiebe in der gröſten Sicherheit bey einander waren, kamen, dieſelben von einander trieben, und ſie in der Flucht erhaſchten. Das Fleiſch von den violetten Maysdieben ſoll von niemand gegeſſen werden; dasjenige aber von denen mit den rothen Flügeln wird von einigen genoſſen. Alte Männer haben mir berichtet, daß nun in dem neuen Schweden eben ſo viel Maysdiebe, wie in ihrer Kindheit, vorhanden wären. Sie leiten die Urſache von dem

dem Mays, der jetzt in weit gröſſerer Menge als damahls ausgeſäet wird, her; und ſie meynen, daß ſie es daher jetzt weit leichter nach der Nahrung, als vorher, hätten.

Die Amerikaniſchen Brombeere * wachſen in groſſer Menge über das ganze nördliche Amerika, an eben den Orten, wo unſere Brambeere in Schweden. Die Amerikaniſchen ſind wohl etwas gröſſer, übrigens aber den unſrigen ſo ähnlich, daß ſie mancher blos für eine Abänderung halten würde. Die Engländer nennen ſie **Cranberries**, die Schweden **Tranbär**, und die Franzoſen in Canada **Atopa**, ein Nahme, den ſie von den Wilden entlehnt haben. Spät im Herbſte bringt man ſie häufig auf die Märkte, die jede Mittewoche und jeden Sonnabend in Philadelphia gehalten werden. Man kocht und richtet ſie faſt auf eben dieſe Weiſe zu, wie wir unſere rothen Heidelbeere; ** und braucht ſie hernach den ganzen Winter und einen Theil des Sommers über in Torten und andern Arten von Backwerk. Weil aber die Beere ziemlich ſauer ſind: ſo fordern ſie viel Zucker; welches doch in einem Lande, wo man nach den Zuckergegenden eben nicht ſo weit hat, nicht ſo gar koſtbar iſt. Man verſchickt eine Menge von dieſen Beeren eingemacht, beides nach Europa, und den Amerikaniſchen Inſeln.

Im Merzen.

Vom zweyten. **Muſcheln** *** fand man in Menge in kleinen Furchen, welche über die Wieſen hinliefen.

* Vaccinium hiſpidulum.

** Lingon.

*** Sie waren völlig diejenigen, welche Mytilus anatinus (*Linn. ſyſt. T.1. p.706*) genannt werden.

lieſen. Von auſſen war die Schale oft mit einer dünnen Eiſencruſte überzogen, in dem Falle nehmlich, wenn das Waſſer in der Furche von einem Orte kam, wo Eiſenerz gefunden wird. Die Schweden und Engländer, die hier wohnhaft waren, gebrauchten dieſe Muſcheln ſelten zu etwas: da aber die Indianer in vorigen Zeiten hier geweſen ſind, haben ſie dieſelben gebraten, und das inwendige Fleiſch gegeſſen. Einer und der andere von den Europäern iſst ſie doch auch bisweilen.

Der Schnee lag noch an einigen Stellen in dem Gehölze, wo es ſchattig war, nach; doch war an den meiſten das Feld ſchon blos. Das Vieh, Kühe, Pferde, Schaafe und Schweine giengen in dem Walde, und ſuchten ihre Nahrung, welche noch ziemlich mager war.

Vom dritten. Die Schweden nannten hier einen kleinen Vogel Snöfogel,* und die Engländer Snowbird, welches eben das bezeichnet. Die Urſache der Benennung iſt dieſe, weil er ſich niemahls im Sommer, ſondern blos im Winter, wenn der Schnee gefallen iſt, und das Feld bedecket, ſehen läßt. Er kommt zu verſchiedenen Wintern zu eben der Menge wie die Maysdiebe, hervor, fliegt alsdenn um die Häuſer und Scheunen herum und in die Gärten, und iſſt die Getraidekörner und Grasſamen, die er auf den Hügeln ausgeſtreuet findet.

Dieſen

* Schneevogel. Catesby hat ihn in ſeiner Naturgeſchichte von Canada im 1ſten B. auf der 36ſten Seite und Kupferplatte unter dem Nahmen von Paſſer nivalis beſchrieben, und in ſeiner natürlichen Farbe vorgeſtellet. Der Ritter Linnäus nennt ihn Fringilla hyemalis. *ſyſt. T. I. p.* 183.

Dieſen Abend wurde man um 8 Uhr eines Schneefeuers am Himmel gewahr. Ich habe dieſe merkwürdige Lufterſcheinung in den Abhandlungen der Königlich Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften * beſchrieben.

Die wilden Tauben ** flogen nun hier in einer unglaublichen Menge in den Gehölzen herum, und verſicherte man, daß ſie jetzt zahlreicher, als viele Jahre zuvor, wären. Sie kamen dieſe Woche an, und blieben hier ohngefähr 14 Tage, worauf ſie faſt alle verſchwunden, oder weiter in das Land, woher ſie gekommen waren, hinauf zogen. Ich werde an einem andern Orte weitläuftiger von ihnen handeln.

Vom ſiebenten. Verſchiedene berichteten, es wäre ein altes und zuverläßiges Zeichen an dieſem Orte, daß, wenn der Donner in Süd oder Südweſt aufſtiege, und ſich nachgehends nach Oſt und darauf nach Nord verbreitete, alsdenn ein ſchlimmes Wetter erfolgte; wenn er aber in Süd oder Südweſt zwar aufſtiege, aber ſich nicht verbreitete, oder wenn er ſich beides nach Oſt und Weſt verzöge: ſo entſtünde gemeiniglich ein ſchönes Wetter darnach. Heute hörte man ihn blos in Südweſt, ohne daß er ſich verbreitet hätte. ***

Der Froſt war bis jetzt noch immer in der Erde ſitzen geblieben, ſo daß, wenn jemand eine Grube graben wollte, er mit einem Beil durchhauen muſte. Doch gieng

* Man ſehe die Abhandlungen vom Jahr 1752, S. 154. 155.

** Columba macroura.

*** Man ſehe die Meteorologiſchen Beobachtungen zu Ende dieſes Theils.

gieng der Froſt nicht über eine Querhand hinunter. Heute aber hatte er ſich faſt gänzlich weggezogen. Hiedurch wurde das Erdreich ſo weich, daß das Pferd überall, wenn man ritte, ſogar in dem Gehölze unter den Bäumen, tief hinunter ſank.

Ich erkundigte mich ſowohl heute, als ſonſt zu mehrern mahlen, bey verſchiedenen alten Schweden und Engländern, ob ſie nicht etwa bemerkt hätten, daß bey ſehr ſtrengem Winter, einige oder gewiſſe Bäume davon entweder ausgeſtorben wären, oder einen beſondern Schaden erlitten hätten? Mir wurde zur Antwort gegeben, daß bey ſehr ſtarker Kälte verſchiedene von den jungen Hickerybäumen auszugehen pflegen. Eben dies Schickſal pflegt auch alsdann jungen ſchwarzen Eichen zu wiederfahren. Ja, bisweilen ſind auch ſchwarze Eichen, die eine Vierteleſle im Durchſchnitt gehabt haben, bey einem ſehr kalten Winter ausgeſtorben; bisweilen, obgleich ſehr ſelten, hat man auch einen einzelnen Maulbeerbaum davon ausgehen geſehen. Sehr oft aber trägt es ſich zu, daß die Pfirſchenbäume davon umkommen, ſo daß ſehr kalte Winter nicht ſelten alle Pfirſchenbäume auf einmahl an verſchiedenen Orten verderbet haben. Man hat bey dieſen Bäumen zu mehrern mahlen bemerket, daß diejenigen, die an erhabenen Oertern ſtehen, in ſehr ſtrengen Wintern weit beſſer, als die, welche in Thälern gepflanzet worden, fortkommen; ſogar, daß, wenn die in den Thälern durch einen kalten Winter völlig ausgeſtorben ſind, diejenigen, die auf den Anhöhen geſtanden, nicht den geringſten Schaden erlitten haben. Daß aber der ſchwarze Wallnußbaum, Saſſafras, oder andere Bäume, im Winter ſehr mitgenommen worden wären, ver-

ſicherten ſie, nicht beobachtet zu haben. Was den Froſt im Frühling und Sommer anbelangt, ſo hatten ſie verſchiedentlich wahrgenommen, daß, wenn die Bäume ſchon mit einem ziemlich groſſen Laube verſehen geweſen, eine oder die andere Froſtnacht eingefallen, wodurch ein groſſer Theil des Laubes erfroren iſt. Es iſt aber immer ein neues Laub in die Stelle des erfrornen hervor gewachſen. Bey dieſen Froſtnächten iſt inſonderheit, wenn ſie im May oder Junius ſich hieſelbſt ereignen, merkwürdig, daß die Kälte vornehmlich den zärtern Bäumen ſchadet, und zwar auf die Weiſe, daß das Laub von dem Boden bis ohngefähr 4 bis 6 Ellen hoch faſt durchgehends von dem Froſt angegriffen wird, oben aber ganz unbeſchädigt bleibt. Dieß iſt eine Beobachtung, von der ich nicht allein von verſchiedenen alten Schweden und Engländern vergewiſſert worden, ſondern die mir auch der ſehr aufmerkſame Ingenieur, Herr Levis Evans, in ſeinen geſchriebenen Wahrnehmungen angemerkt gewieſen hat. Eine ſolche Froſtnacht iſt hieſelbſt im Jahr 1746 zwiſchen dem vierzehnten und funfzehnten des Junius, nach der neuen Zeitrechnung, mit eben dieſer Wirkung eingefallen, wie die Wahrnehmungen des Herrn Evans ausweiſen. Die Bäume, die alsdann in der Blüthe geſtanden, haben beides das Laub und die Blume, an dem Theile, der dem Boden am nächſten geweſen iſt, verlohren; nachdem haben ſie doch einige Zeit hernach neues Laub, aber keine neue Blüthen erhalten. Es iſt noch weiter bey den Froſtnächten, die den Frühling oder Sommer einfallen, zu merken, daß ſie vornehmlich niedrig liegende und feuchte Oerter, ſelten aber die Anhöhen, treffen, und daſelbſt Schaden anrichten. Beſonders iſt

es

es auch, daß dieſe Froſtnächte an ſolchen Oertern vornehmlich merklich ſind, wo der Kalkſtein gefunden wird. Denn wenn gleich das übrige Land nichts empfindet, ſoll man doch daſelbſt gemeiniglich ein oder das anderemal die Froſtnächte des Sommers verſpüren. Ja öfters liegen die Gegenden, wo der Kalkſtein befindlich iſt, ziemlich hoch: aber nichts deſto weniger leiden ſie von den Froſtnächten, da doch das niedrigere Land ein Stück davon, wo kein Kalkſtein iſt, keine Ungelegenheit leidet. Herr Evans hat zuerſt dieſe Anmerkung gemacht, und habe ich die Wahrheit davon verſchiedentlich auf meinen Reiſen eingeſehen, wovon ich weiter unten mich ausführlicher erklären werde. Bey ſolchen Froſtnächten nehmen die kleinen Hickerybäume eher als andere Bäume, an ihrem Laub Schaden; und darauf junge ſchwarze Eichen, welches andere erſt beobachtet, und ich hernach mit eigenen Augen in den Jahren 1749 und 1750 gefunden habe.

Vom eilften. Von dem Geſchlechte der Spechte fand man hier alle diejenigen Arten, welche Catesby in dem erſten Bande ſeines koſtbaren Werkes, der natürlichen Geſchichte von Carolina, beſchrieben, und mit lebendigen Farben abgebildet hat. Ich will ſie hier nur herrechnen, und kürzlich eines und das andere von ihren Eigenſchaften beibringen: die ausführliche Beſchreibung aber von ihnen will ich für eine andere Gelegenheit aufbehalten.

Der Königsſpecht. * Er wird hier, ob gleich ſehr

* Picus principalis *Linn.* oder Picus maximus, roſtro albo, *Catesb. Nat. hiſt. of Carol. Vol.* 1. *p.* 16. *t.* 16.

ſehr ſelten, und nur zu einer gewiſſen Jahrszeit, gefunden.

Der Specht mit dem Federbuſch.* Ich habe ſeiner ſchon vorher erwähnet.

Der Goldguckguck.** Er war an dieſem Orte häufig genug, und wurde von den Schweden Hittock, und von andern Piut genannt. Beide Nahmen ſollen ſich auf ſeinen beſondern Laut beziehen. Er ſitzt faſt beſtändig auf dem Boden, und man nimmt nicht wahr, daß er in den Bäumen ſo hackt. Er nährt ſich gemeiniglich von Inſekten; wird aber bisweilen ſelbſt den Habichten zur Beute. Meiſtentheils iſt er ſehr fett, und hat ein wohlſchmeckendes Fleiſch. Weil er ſich hier den ganzen Winter aufhält, und zu einer Zeit, da er die Inſekte nicht ſo leicht bekommen kann; ſo wird er ohne Zweifel alsdann einige Arten von Gras oder Kräutern auf dem Felde eſſen. Sein Ausſehen und andere Eigenſchaften zeigen, daß er mit Recht von den Spechten getrennet worden iſt.

Der Caroliniſche Specht.*** Er lebt gleichfalls hier. Seine Farbe iſt hochröther und glänzender, als ſie bey dem Catesby vorgeſtellet worden.

Der

** Picus pileatus, *Linn.* Man ſehe meine Reiſebeſchreibung auf der 292ſten S. des zweyten Bandes.

** Cuculus auratus, *Linn.* oder Picus varius maior, alis aureis. *Catesb.* am angez. Orte *Vol.* 1. *p.* 18. *t.* 18.

*** Picus Carolinus *Linn.* oder Picus varius ventre rubro. *Catesb.* am angez. Ort. *Vol.* 1. *p.* 19. *t.* 19.

Der bunte gleichſam zottigte Specht, von der mittlern Gröſſe. * Man findet ihn hier in Menge. Den Aepfelbäumen iſt er bisweilen nachtheilig, indem er überall Löcher in ſie einhackt.

Der rothköpfige Specht. ** Er war hier im Lande gar nicht ſelten, und wurde von den Schweden ſchlechtweg Hackſpik genannt. Dieſen Nahmen gaben ſie auch allen übrigen Vögeln, die ich jetzt nenne, wenn der Goldguckguck nur ausgenommen wird. Dieſer iſt beides den Maysfeldern und den Aepfelgärten ſchädlich; denn er zerhackt die Maysähren und ißt die Aepfel auf. In einigen Jahren findet er ſich in groſſer Menge ein, inſonderheit wo ſüſſe Aepfel wachſen; und dieſe verzehret er dergeſtalt, daß weiter nichts als die leere Schale nachbleibt. Vor einigen Jahren erhielt man 2 Pences für einen jedweden Kopf dieſes Vogels aus der allgemeinen Caſſe, damit dieſe ſchädlichen Vögel ausgerottet würden: nachdem aber iſt dieſes Geſetz aufgehoben worden. Es ſchmecken ihnen die Eicheln auch ſehr gut. Meiſtentheils reiſen ſie gegen den Winter nach Süden weg. Wenn ſie aber zu Anfang des Winters häufig in den Wäldern zurück bleiben; ſo weiſſaget das Volk einen ziemlich gelinden Winter daraus.

Der kleinere bunte Specht, mit dem gelben Unterleibe. *** Vor dieſem waren weit mehrere, als man-

* Picus varius medius quaſi villoſus. *Catesb.* am angez. Ort. *Vol.* 1. *p.* 19. *t.* 19. Dieſer dürfte ſo beſchrieben werden können: Picus per mediam longitudinem dorſi ſubuilloſus, rectrice prima laterali tota alba.

** Picus erythrocephalus, *Linn.* oder Picus capite toto rubro. *Catesb. Vol.* 1. *p.* 20. *t.* 20.

*** Picus varius minor, ventre luteo. *Catesb.* am ang. O. *Vol.* 1. *p.* 21. *t.* 21.

mancher wollte, vorhanden. Denn dieſer ſowohl, als der nächſt vorhergehende, und der folgende, waren den Aepfelbäumen ſehr ſchädlich.

Der kleinſte bunte Specht.* Dieſen ſieht man hier ſehr häufig. Er iſt unter allen Spechten den Aepfelgärten am ſchädlichſten, weil er dreiſter als die andern iſt. Er hauet kleine Löcher dicht an einander, zu 3 bis 4 Linien tief, in die Aepfelbäume. Und wenn er an einem Orte des Stammes ein ſolches Loch eingehauen hat, ſo macht er gleich ein anderes neben dem erſten, nach einer horizontalen Richtung, und fährt gemeiniglich ſo fort, bis er einen Kreis von ſolchen Löchern rings um den Baum gemacht hat. Daher ſind die Aepfelbäume hier in den Gärten um den Stamm herum voll von Kreiſen, die über einander liegen, und oft nur einen halben geometriſchen Zoll unter ſich entfernt ſind. Zuweilen hauen ſie dieſe Löcher ſo dicht neben einander, daß der Baum dadurch vertrocknet. Dieſem iſt, wie Catesby gleichfalls anmerkt, der bunte Specht von der mittlern Gröſſe, in Anſehung der Farbe und anderer Eigenſchaften, ſo ähnlich, daß man ſie leicht für einerley Vögel nehmen könnte, wofern jener nicht einen guten Theil kleiner, als dieſer, wäre. Sie kommen beide darinn überein, daß ſie die ſchädliche Gewohnheit haben, Löcher in die Aepfelbäume einzuhauen.

Es

* Picus varius minimus. *Catesb.* am angez. Ort. *Vol.* 1. *p.* 21. *t.* 21. Dieſen könnte man nennen: Picus medio longitudinali dorſi ſubvilloſo, rectrice prima laterali alba maculis quatuor nigris.

Es wurde hieſelbſt von den Schweden eine Art Fröſche Sill-häpperåſſor * genannt, welche dieſe Jahrszeit des Abends und in der Nacht in den Moräſten, wie auch groſſen Pfützen und Teichen, zu ſchreyen anfiengen. Sie haben den Nahmen daher erhalten, weil ſie im Frühling ſich eben zu der Zeit zuerſt hören laſſen, wenn man zu dem Fange des hier ſo genannten Herings ** ſchreitet, der doch in vielen Stücken von dem Fiſche gleiches Nahmens in Europa abgehet. Dieſe Fröſche hatten einen beſondern Laut, der nicht mit demjenigen, den unſere gewöhnliche Europäiſche Fröſche von ſich geben, ſondern eher mit dem Zwitſchern der gröſſern Vögel übereinſtimmt, und ſich ohngefähr durch Piit, Piit wird können ausdrücken laſſen. Hiemit fuhren ſie nachgehends einen guten Theil des Frühlings fort, fiengen gemeiniglich ihr Geſchrey gleich nach dem Untergang der Sonne an, und endigten daſſelbe nicht eher, als bis ſie wieder aufgieng. Der Laut war zwar fein: aber doch ſo durchdringend, daß er in einer weiten Entfernung vernommen werden konnte. Wenn ſie Regen erwarteten, ſchrien ſie weit ärger, als ſonſt, und fiengen alsdenn bisweilen mitten am Tage, oder wenn es wölkig wurde, an; und gemeiniglich erfolgte der Regen 6 Stunden darauf. Als es den ſechszehnten des folgenden Merzen ſchneiete, und dabey den ganzen Tag ſtürmete, merkte man des Abends keine einzige Anzeige von ihnen; und während der ganzen Zeit, da es kalt war, und der Schnee auf dem Lande noch lag, hatte die Kälte ſie ſo ſtill gemacht, daß man nicht den geringſten Laut verſpü-

 rete.

* Heringhüpfer.

* Sillen.

rete. So bald aber eine gelinde Witterung wiederum einfiel, fiengen ſie aufs neue mit gleich vollem Halſe, wie vorher, an. Sie ſind dieſe Zeit über ſehr furchtſam, ſo daß man nicht ſo leicht einen fangen konnte. Denn ſo bald jemand dem Orte, wo ſie ſich aufhalten, etwas nahe kam, wurden ſie alle ſtill, und keiner ließ ſich ſehen. Es ſcheint, als wenn ſie ſich ganz und gar unter dem Waſſer verbergen und blos das äuſſerſte der Naſe, wenn ſie ſchreyen, hervorſtecken ſollten. Denn wenn ich leiſe zu der Stelle, wo ſie waren, hinzu trat, merkte ich nicht, daß ein einziger in das Waſſer hinein hüpfte. Ich konnte keinen von ihnen eher ſehen, ehe ich eine ganze Pfütze, wo ſie ihren Aufenthalt hatten, ausſchöpfte. Ihre Farbe iſt ein ſchmutziges Grün, das hier und da mit braunen Flecken beſprengt iſt. Wenn man ſie berühret, geben ſie einen Laut von ſich, und winſeln. Sie nehmen auch alsdenn bisweilen eine ſolche Geſtalt an, als wenn ſie den hintern Theil des Rückens gleichſam aufblieſen, ſo daß ſich daſelbſt eine hohe Erhebung erzeuget; und alsdenn weichen ſie nicht aus der Stelle, wenn man ſie gleich anſtößt. Wenn man ſie lebendig in Weingeiſt legte, ſo ſtarben ſie innerhalb einer Minute.*

Vom zwölften. Den Vogel, den die Engländer und Schweden Robbin-redbreaſt** nennen, findet

* Sie dürften genannt werden können: Rana vireſcens plantis tetradactylis fiſſis, palmis pentadactylis ſemipalmatis, macula depreſſa fuſca pone oculum.

** Catesby hat ihn unter dem Nahmen Turdus pilularis migratorius in ſeiner *Nat. Hiſt. of Carol. Vol.* 1. *p.* 29 beſchrieben, und auf der 29ſten Kupferpl. abgemahlet.

findet man hier in ziemlicher Menge das ganze Jahr durch. Er iſt aber ſehr von demjenigen, den man in England mit dieſem Nahmen beleget, unterſchieden. Er ſingt ſehr lieblich, iſt nicht ſonderlich furchtſam, ſondern hüpft auf der Erde, dicht an den Häuſern. In Philadelphia hält man ihn wegen ſeines Geſanges in Bauern.

Die Haſelſtauden * fiengen nun an zu blühen. Sie kamen am beſten in einer reichen Gartenerde fort, und die Schweden ſahen dieſelben als Anzeigen eines guten Erdreichs an.

Vom dreyzehnten. Der Ellernbaum hatte eben zu blühen angefangen.

Die ſtinkende Zehrwurz ** wuchs häufig in den Sümpfen, und fieng nun an Blüthen zu bekommen. Unter den Pflanzen, die einen ſehr widrigen Geruch haben, iſt dieſe faſt die ärgſte. Sie ſtank ſo ſtark, daß ich beynahe ihre Blume nicht unterſuchen konnte; ja ſo, daß wenn ich ſie etwas zu lange anroch, davon Kopfſchmerzen empfand. Die Schweden nannten ſie Byörnretter oder Byörnblad, *** Die Engländer aber Polecat-rot, weil ſie ſo übel wie die Polecat, von der ich vorher geredet habe, riecht. † Die Blumen ſind von einer Purpurfarbe. Wenn ſie am beſten blühen, ſo fangen die Blätter erſt an zu äuſſerſt aus der Erde hervor zu kommen. Das Vieh läßt die Blätter davon des

Som-

* Corylus auellana.

** Dracontium foetidum Linn. ſpec. 967.

*** Bärenwurzel oder Bärenbladt.

† In dem zweyten Theile, auf der 41ten Seite.

Sommers unverzehrt. Der Doctor Colden berichtete mir, daß er bey Heilung der Krankheiten ſich dieſer in allen den Fällen, wo ſonſt die gemeine Aronwurzel Dienſte thut, inſonderheit gegen den Scorbut u. ſ. f. bedienet habe. Den Schwediſchen Nahmen hat ſie deswegen erhalten, weil die Bären dieſelbe im Frühling, wenn ſie zuerſt ihre Winterwohnung verlaſſen, gerne eſſen. Sie iſt ziemlich gemein in dem ganzen nördlichen Amerika.

Die **Frühlings-Drabe** * wuchs in Menge hier in dem Lande, und ließ nun zuerſt ihre Blüthen ſehen.

Die **weiſſe Nießwurz** ** war in den Sümpfen und an ſeichten Orten über das ganze nördliche Amerika ſehr gemein. Die hier wohnenden Schweden nannten ſie **Däck, Däckor, Däkrötter**; *** weil die Kinder von den Stengeln und Blättern Puppen zu verfertigen pflegten. Von den Engländern erhielt ſie den Nahmen **Itchweed**, wie auch **Ellabor**. Sie iſt eine giftige Pflanze. Daher läßt das Vieh dieſelbe beſtändig unberührt und unverzehrt ſtehen, und wagt ſich nicht an dieſelbe. Doch geſchiehet es bisweilen, daß das Vieh zu Anfang des Frühlings, wenn die Weide gemeiniglich ſehr mager iſt, ſich betriegen läßt, und von den ſchönen grünen und breiten Blättern, die am zeitigſten hervor ſchieſſen, iſſet. Aber eine ſolche Mahlzeit koſtet ſie auch öfters das Leben. Sowohl Schafe als Gänſe ſind dadurch

* Draba verna.

** Veratrum album *Linn.* oder Helleborus albus, flore ſubviridi, C. B.

*** Puppenwurz.

durch umgekommen. Mit der Wurzel hiervon verwahrt man den eben gepflanzten Mays gegen die Gewaltthätigkeit gefräßiger Vögel, welches auf folgende Weiſe geſchiehet. Man kocht die Wurzeln in Waſſer ab, worinn man, wenn es völlig kalt geworden iſt, den Mays, damit er die Nacht über ſich erweichen kann, hinein ſchüttet; und darauf pflanzet man ihn auf die gewöhnliche Weiſe aus. Wenn denn die Maysdiebe, Krähen, oder andere dem Mays ſchädliche Vögel, die ausgeſäeten Körner aufhacken und aufpflücken wollen: ſo werden ſie von einem oder zweyen Körnern ſo wüſte im Kopf, daß ſie umtaumeln; wodurch die andern in Furcht gerathen, und ſich nicht mehr dahin wagen. Wenn die hingegen, welche die Körner geſchmeckt haben, ſich etwas erholet, ſo eilen ſie gleich von dem Mayslande weg, und bekommen weiter keine Lüſternheit, neue Beſuche daſelbſt abzulegen. Bey einer ſolchen Zubereitung des Mays muß man ſehr ſorgfältig ſeyn, daß keine Thiere etwas von den eingeweichten Körnern genieſſen: denn wenn Hühner oder Enten ein oder zwey Körner verſchlucken, werden ſie ſehr krank; haben ſie aber Gelegenheit, mehr zu eſſen, ſo ſchlafen ſie öfters ſo ein, daß ſie nicht weiter erwachen können. Wenn die Wurzel roh ausgeworfen wird, ſo bleibt ſie von den Thieren unberührt liegen: wenn man ſie aber gekocht auswirft, werden die Thiere durch ihren ſüſſen Geſchmack hintergangen, ſie zu eſſen. Man hat Hunde geſehen, die, wenn ſie auch nur etwas weniges davon genoſſen haben, dadurch krank geworden ſind. Sie haben ſich aber doch wiederum erholet, nachdem ſie durch das Erbrechen ſich des Schädlichen entlediget. Denn wenn die Thiere ſich nicht auf eine ſolche Art davon

befreyen

befreyen können, ſetzen ſie öfters das Leben zu. Sonſt pflegen einige die Wurzel in Waſſer zu kochen, und damit die krätzigen Theile zu waſchen. Es ſoll dies zwar einige Schmerzen verurſachen, und ſogar ein häufiges Harnen zuwege bringen: der Kranke ſoll aber dadurch wieder zur Geſundheit gelangen. Wenn die Kinder von Läuſen geplagt ſind, kochen die Frauensleute dieſe Wurzel, ſtecken den Kamm in das Decoct, und kämmen den Kopf damit, wenn die Läuſe ſterben ſollen. Man verſicherte, daß dieſes eines von den ſicherſten Mitteln gegen dieſes Ungeziefer wäre.

Vom ſiebenzehnten. Bey der erſten Ankunft der Schweden, und lange hernach, war das Land mit Indianern angefüllt. So wie aber daſſelbe von den Europäern angebauet wurde: verkauften die Wilden ihr Land, und zogen weiter hinauf. Die Wahrheit aber zu ſagen, ſo waren doch nur ſehr wenige Wilde, welche ſolchergeſtalt wegzogen. Die meiſten endigten ihre Tage vorher, theils durch innerliche Kriege, theils durch die Pocken. Eine Krankheit, von der die Wilden niemahls vor der Ankunft der Europäer reden gehört hatten, die aber doch unglaublich viele von ihnen umgebracht hat. Denn ob ſie gleich im Stande ſind, Wunden und andere äuſſerliche Schäden zu heilen, ſo wiſſen ſie doch nicht, wie ſie mit den Fiebern, oder überhaupt mit den innerlichen Krankheiten, umgehen ſollen. Man kan ſich leicht vorſtellen, wie glücklich es mit der Cur der Pocken ablaufen müſſen, da ſie bey dem Ausbruch derſelben, ganz nackend in das kalte Waſſer, das in Flüſſen, Seen und Quellen befindlich war, ſprungen, und ſich entweder

der in daſſelbe hinein taucheten, oder es in Menge über ſich goſſen, um die Fieberhitze dadurch zu dämpfen. Eben ſo trugen ſie ihre Kinder, die in den Pocken lagen, zu den Flüſſen und Quellen hin, und taucheten ſie in das kalte Waſſer. Der Brantwein wird aber doch die meiſten Indianer ausgerottet haben. Dieſes Getränke war ihnen auch völlig, ehe die Europäer hierher kamen, unbekannt. Nachdem ſie aber einmahl einen Geſchmack daran gefaſſet hatten, ſind ſie gleichſam darnach bezaubert geweſen. Es wird kaum ein Menſch nach einer Sache eine gröſſere Begierde, als die Indianer, nach dem Brantwein haben können. Ich habe ſie ſelbſt ſagen gehört, daß es ein erwünſchter und ehrenvoller Tod wäre, durch Brantwein umzukommen. Sie haben dieß auch gewiß in der That ſelbſt ausgeübet; denn durch das viele Brantweinſaufen haben ſie ihr Leben verkürzet.

Die Nahrung dieſer Indianer war bey der Ankunft der Europäer, von derjenigen ſehr verſchieden, der ſich die Einwohner der alten Welt bedieneten. Weitzen, Rocken, Gerſten, Haber und Reisgrütz waren damahls in dieſem Welttheile gänzlich unbekannt. Eben ſo verhält es ſich mit den meiſten Baumfrüchten und Garten-Gewächſen, deren man ſich in den alten Ländern bediente. Der Mays, einige Arten von Bohnen und Kürbiſſen machten faſt allein den Ackerbau und die Gärtnerey der Indianer aus. Und die Hunde waren in dem nördlichen Amerika ihre einzigen zahmen Thiere. Da aber ihr Ackerbau und ihr Gartenweſen ſehr gering, und der Abwurf kaum ſo beträchtlich war, daß ſie ſich davon zwey Monate im Jahr ernähren konnten: ſo waren ſie

ſie genöthiget, ihre Zuflucht zur Jagd und zur Fiſcherey, welche dazumahl, ſo wie noch jetzt, ihre meiſte und vornehmſte Nahrung ausmachte, wie auch zu allerhand wildwachſenden Kräutern und Bäumen zu nehmen. Es lebten noch einige von den alten Schweden, welche in ihrer Kindheit mit den Wilden umgegangen waren, und ihre Lebensart genau geſehen hatten. Ich war daher nun begierig, zu wiſſen, welcher von den hier wild wachſenden Kräutern ſie ſich damahls zu ihrer Nahrung bedient haben möchten. Sie waren alle darin einſtimmig, daß die ehemahligen Wilden in dem neuen Schweden vornehmlich folgende Kräuter zum Eſſen gebraucht hätten:

Hopniß oder Häpniß wurde von den Wilden eine wildwachſende Pflanze genannt, der ſie ſich dazumahl zum Eſſen bedienten. Sie erhält noch jetzt überall von den Schweden dieſen Nahmen, und wächſt auf den Wieſen, in einem guten Erdreiche. Die Wurzeln gleichen den Poteten oder Erdartiſchocken. Die Wilden kochten dieſe Wurzeln, und aſſen ſie anſtatt des Brods ſehr begierig. Einige von den Schweden hatten eben dieſe Wurzeln ehedem wegen Mangel des Brods gebraucht und gegeſſen. Einige Engländer pflegen dieſelben annoch als Poteten zu genieſſen. Herr Bartram berichtete, daß die Wilden, die weiter hinauf in dem Lande wohnen, nicht allein annoch dieſe Wurzeln, welche dem Geſchmack nach den Poteten nichts nachgeben, auf vorbenannte Weiſe äſſen, ſondern daß ſie auch die Erbſen, die in den Schoten dieſer Pflanze liegen, ſammelten, und auf eben die Art, wie andere Erbſen, zubereite-

reite-

reiteten. Dieſe Hopniß der Indianer ſind die ſogenannten Indianiſchen Erdnüſſe.*

Kätniß war eine andere von den Wilden ſogenannte Pflanze, deren Wurzel ſie aſſen, als ſie hier ehedem wohnten. Die Schweden behalten noch dieſen Nahmen bey. Sie wächſt in ſeichten, ſchlammigen und ſehr naſſen Gegenden. Die Wurzel iſt von einer länglichrunden Geſtalt, und meiſtentheils anderthalb Geometriſche Zoll lang, und an der Mitte einen und einen Viertelzoll dick; einige ſind aber auch eine Fauſt dick geweſen. Die Wilden gebrauchten dieſe Wurzeln entweder gekocht, oder auch in Aſche gebraten. Einer und der andere Schwede aß ſie auch, als die Wilden hier waren, und ſchienen ſie ihnen gut zu ſchmecken. Nun aber fand ſich keiner, der ſie genutzet hätte. Ein Mann von ein und neunzig Jahren, mit Nahmen Nils Göſtaſſon, erzählete, daß er dieſe Wurzeln oft in ſeiner Kindheit gegeſſen, und daß ſie ihm damahls gut geſchmecket hätten. Er fügte auch hinzu, daß die Wilden, inſonderheit ihre Frauensleute, zur Pfingſtzeit damahls nach den Eyländern hingereiſet wären, und daſelbſt dieſe Wurzeln aufgegraben, und ſie mit ſich nach Haus geführt hätten. Und ſo lange ſie dieſelben gehabt, hätten ſie nach keiner andern Nahrung verlanget. Man ſagte, daß ſie von den Schweinen, welche eine erſtaunliche Begierde nach denſelben tragen ſollen, ſehr ausgerottet wären. Das Vieh liebt auch ſehr die Blätter davon.

* Glycine (Apios) foliis pinnatis ouato-lanceolatis, *Linn. hort. Vpſ. 227. ſpec. 753.*

davon. Ich lies nachhero einige von dieſen Wurzeln braten. Sie ſchmeckten nach meiner Empfindung nicht übel, ob ſie gleich etwas mehlig waren. Der Geſchmack kam demjenigen der Poteten nahe. Wenn die Wilden noch jetzt herunter kommen, und die Rüben der Europäer ſehen, ſo nennen ſie dieſelben auch Kätniß. Dieſe erwähnte Kätniß iſt ein **Pfeilkraut**, und wird blos eine Abänderung von unſerm Schwediſchen Pfeilkraut mit den pfeilförmigen ſpitzigen Blättern * ſeyn. Denn die ganze Pflanze oberhalb der Erde iſt derſelben in allen Stücken ähnlich, nur daß die Knollen unter der Erde bey der Amerikaniſchen einen guten Theil gröſſer ſind. Herr **Osbeck** berichtet in ſeiner Chineſiſchen Reiſe, ** daß die Chineſer ein Pfeilkraut pflanzen, wovon ſie die Wurzeln eſſen. Es ſcheint dieſes ohnfehlbar einerley Abänderung mit dieſer Kätniß zu ſeyn. Sonſt fand ich weiter nach Norden hier in Amerika die andern Abänderungen des Pfeilkrauts, die wir bey uns in Schweden haben.

Taaho, wie auch **Taahim**, wurde von den Wilden eine andere Art Pflanzen genannt, davon ſie die Wurzel gleichfalls zum Eſſen gebrauchten. Einige von ihnen haben auch dieſelbe **Tuckah** genannt; bey den meiſten Schweden hieß ſie noch **Taaho**. Sie wächſt an ſumpfigen Orten und Moräſten. Die Schweine ſind auf die Wurzeln, wovon ſie ungemein fett werden, ſehr verpicht. Sie beſuchen daher die Stellen, wo dieſe Wurzeln

* Sagittaria (ſagittifolia) foliis ſagittatis acutis, *Linn. Flor. Suec.* 780. 869.

** auf der 208ten und 253ſten Seite.

Wurzeln zu finden ſind, fleißig, und ſiehet man die Schweine bisweilen ſo nach ihnen in dem Schlamme wühlen, daß ſie oft mit dem ganzen Körper unter das Waſſer hinein fallen, und etwas weniges vom Hintertheil von ihnen nur hervor ſteht. Dergeſtalt iſt es nicht zu verwundern, daß dieſe Wurzeln nun an den Orten, wo ſich viele Schweine aufhalten, ſehr ausgerottet ſind. Die Wurzeln wachſen bisweilen zu der Dicke, wie die Lende eines Menſchen. Wenn ſie friſch ſind, beiſſen ſie wie Feuer auf der Zunge, weswegen man auch unter den Umſtänden glaubt, daß ſie dem Menſchen ein Gift ſeyn. Daher wagten auch die Indianer niemahls, ſie roh zu eſſen, ſondern ſie bereiteten dieſelben auf folgende Art zu. Sie ſammleten einen groſſen Haufen von dieſen Wurzeln, gruben hernach eine ſo groſſe lange Grube, die bisweilen 2 bis 3 Klaftern und noch darüber, lang war, daß die geſammleten Wurzeln darinn Platz finden konnten; in dieſe wurden die Wurzeln hinein gelegt und mit der aus der Grube aufgeworfenen Erde bedeckt; oben darauf zündeten ſie ein groſſes Feuer an, das ſie ſo lange brennen lieſſen, bis ſie glaubten, daß es genug wäre. Hernach warf man das Feuer bey Seite, und grub die Wurzeln auf, welche begierig von den Indianern gegeſſen wurden. Dieſe Wurzeln ſollen, wenn ſie auf eine ſolche Weiſe zugerichtet werden, eben ſo gut wie die Poteten ſchmecken. Die Wilden pflegten ſie niemahls zu trocknen und zu verwahren, ſondern ſie nahmen ſie allezeit friſch aus dem Moraſte, wenn ſie ihrer nöthig hatten. Dieſe Taaho iſt die **Virginiſche Aronswurz.** *

* *Arum* (*Virginicum*) acaule, foliis haſtato-cordatis acutis, angulis obtuſis. *Linn. hort. Clitt.* 434. *ſpec.* 966.

Es iſt bewundernswürdig, daß die Aronswurz mit ihren nächſten Verwandten, in verſchiedenen Welttheilen von den Menſchen gegeſſen wird, obgleich die Wurzeln derſelben roh, wie Feuer auf der Zunge brennen, und ſo roh meiſtentheils ganz oder beynahe giftig ſind. Wie mögen ſie zuerſt gelernet haben, daß eine ſo der Natur widerſtrebende Pflanze zur Speiſe dienlich wäre, und daß das giftige, was auf der Zunge brennt, durch das Feuer könnte bezwungen werden. So bedienet man ſich in dem nördlichen Theil von Europa der Wurzel von der in Sümpfen wachſenden Calla * im Nothfalle zu Brod. Die Wilden in Nordamerika gebrauchten die Wurzel von dieſer Aronswurz. An mehrern Orten in Südamerika, und auf den Amerikaniſchen Inſeln nimmt man zu dieſem Zwecke andere Arten von der Aronswurz. Die Hottentotten an der ſüdlichen Ecke von Afrika bereiten ſich Brod von einer Art Aronswurz zu, die daſelbſt wächſt, und roh, doch eben ſo brennend und giftig, wie die anderen Arten dieſes Geſchlechts ſind. Eben ſo braucht man in Egypten und an verſchiedenen Orten von Aſien die Wurzeln von gewiſſen Arten Aronswurz zur Nahrung. Die ſtrenge aber bisweilen nützliche Lehrmeiſterin, die Noth, wird vermuthlich die Menſchen zuerſt angetrieben haben, ein Eſſen zu erfinden, das der erſte Geſchmack ſonſt als höchſt undienlich würde verworfen haben. Dieſes Taaho ſcheint eben das zu ſeyn, was die Wilden Tukahoo in Carolina nennen, wovon ich ſchon vorher geredet habe. **

Taaki

* Calla paluſtris.

** in dem zweyten Theile dieſer Reiſebeſchreibung, auf der 426ſten Seite.

Taaki haben die Wilden eine andere Pflanze genennt, die gleichfalls von ihnen zum Eſſen angewandt worden iſt. Einige haben ſie auch mit Taakim, und andere mit Takvim bezeichnet. Bey den Schweden trug ſie noch durchgehends den Nahmen Taaki. Sie wächſt in Moräſten, an ſumpfigen und ſeichten Oertern ziemlich häuffig in dem nördlichen Amerika. Die Kühe, Schweine und Hirſche ſind im Frühling nach den Blättern dieſer Pflanze, die dann unter den zeitigſten ſind, ſehr begierig. Die Blätter ſind breit, ſo wie diejenigen des Mayenblümleins *), auf der obern Seite grün, und daſelbſt mit feinen Haaren bedeckt, ſo daß ſie, wie ein feiner Sammet, ausſehen. Die Indianer pflückten den Samen ab, trockneten und verwahrten ihn zum Eſſen. Man kan ihn nicht roh und friſch eſſen, ſondern er muß vorhero getrocknet werden. Sie muſten ihn in verſchiedenem Waſſer kochen, ehe er ſo gut wurde, wie ſie ihn haben wolten, und hernach aſſen ſie ihn, wie Erbſen. Wenn ſie Butter oder Milch von den Schweden erhielten, ſo ſchmorten oder kochten ſie ihn darinn. Dann und wann bedienten ſie ſich deſſelben anſtatt des Brodts. Der Geſchmack ſoll faſt, wie bey den Erbſen, geweſen ſeyn. Einer und der andere Schwede ſoll ihn auch zur Speiſe gebraucht haben. Alte Männer verſicherten, daß er ihnen beſſer als alle vorhergehenden Gewächſe, welche die Wilden ehedem aſſen, gefiel. Dieſes Taaki war das Orontium **).

*) Lilium Conuallium.

**) *Linn. ſpec.* 324.

Die Heidelbeere* waren bey den Wilden ehedem ein ſehr gewöhnliches Eſſen. Dieſe Beere, die von den Engländern Huckleberries genannt werden, ſind verſchiedene Arten des Vaccinii, welche doch alle von unſern ſchwediſchen abgehen, ob die Beere gleich der Farbe, der Geſtalt, und dem Geſchmacke nach, derſelben ſo ähnlich ſind, daß man ſie nicht ohne Mühe unterſcheiden kann. Dieſe Amerikaniſchen wachſen auf Büſchen, welche eine bis 2 Ellen hoch ſind; ja, es giebt Arten davon, welche bisweilen mehr als eine Klafter in der Höhe betragen. Die Indianer pflückten ehedem jährlich eine große Menge davon ab, trockneten ſie entweder in der Sonne oder an dem Feuer, und richteten ſie nachgehends auf verſchiedene Weiſe zum Eſſen zu. Noch dieſen Tag ſind dieſe Heidelbeeren etwas leckeres bey den Wilden. Auf meinen Reiſen durch die Länder der Iroquois, wurde mir, wenn ſie mich ſehr wohl bewirthen wollten, friſches Maysbrot, in länglicher Geſtalt gebacken, und mit getrockneten Heidelbeeren, die ſo dichte, wie Roſinen oder Korinthen in einem Pudding lagen, vermiſcht, und in Aſche gebraten, vorgeſetzt. Ich werde unten weitläuftiger davon reden. Die Europäer pflegen auch eine Menge von dieſen Beeren ſammlen zu laſſen, ſie in Oefen zu trocknen, und in Torten und Backwerk, wie auch ſonſt auf verſchiedene andere Art, zu gebrauchen. Einige machen ſie mit Zuckerſyrup ein. Sonſt ißt man ſie gerne roh, beydes für ſich ſelbſt, und in ſüſſer Milch.

Ich

*) Blåbär.

Ich werde unten, bey dem ſieben und zwanzigſten des Merzen, eines andern Gerichts, daß die Wilden ehedem, und noch jetzo, wenn es feyerlich ſeyn ſoll, gebrauchen, erwähnen.

Vom achtzehnten. Das Wetter oder der Wind war faſt dieſen ganzen Frühling ſo beſchaffen, daß des Morgens bey dem Aufgang der Sonne, eine Stille herrſchte. Um 8 Uhr des Vormittags fieng es ziemlich zu wehen an; und ſo dauerte es den ganzen Tag, bis die Sonne unter gegangen war, fort, da der Wind ſich gemeiniglich legte, und die ganze Nacht über ſtill war. Dieſes geſchahe mehrentheils: aber bisweilen wütete auch der Wind, ohne Aufhören, einen, zwey oder 3 Tage, in eins fort. Zur Mittagszeit blies er gemeiniglich am ſtärkſten. Mit dem Winde verhielt es ſich ohngefähr auf folgende Art *. Des Morgens um 6 Uhr war eine gänzliche Stille; um 7 Uhr empfand man von Weſten einen gelinden Wind; um 8 Uhr wurde er etwas ſtärker; um 11 Uhr nahm er noch mehr zu; und um 4 Uhr nach Mittags war er eben ſo, wie um 8 Uhr des Vormittags, und nachdem nahm er mehr und mehr ab, bis es, etwas vor dem Untergnnge der Sonne, ganz ſtill wurde. Die Winde, die dieſen ganzen Frühling blieſen, kamen meiſtentheils von Weſten, wie aus den Wettergeſchichten zu erſehen iſt.

* Der Herr Verfaſſer hat ſich nur durch die nachſtehenden Zeichen, die man bey der Ueberſetzung nach der auf der 581ſten Seite des 2ten Theils gegebenen Anleitung erkläret hat, ausgedrückt. Kl. 6 war W. o. Kl. 7. f. W. 1. Kl. 8. W. 2. Kl. 11. W. 3. Kl. 4. n. m. W. 2.

Man gab als ein Zeichen der bevorſtehenden Witterung, und zwar als eines unter den gewiſſern aus, daß, wofern ein Gewölke unten an dem Horizont in SW bey dem Untergange der Sonne ſtehet, das nachher nach einer Stunde des Abends herunter ſinkt, den Tag darauf ein Regen erfolgen würde; wenn ſich auch gleich der ganze Vormittag an dem Tage klar und ſchön endiget. Wofern aber ein Gewölke in SW an dem Horizont ſteht, wenn die Sonne untergehet, und daſſelbe, weiter auf den Abend hin, aufſteigt, ſo würde gemeiniglich den folgenden Tag das Wetter klar.

Vom zwanzigſten. Ein alter Schwede weiſſagte nun eine Aenderung in der Witterung, weil es heute nicht windig, ſondern ſtill war. Denn wenn es einige Tage gewehet hat, und hernach ganz ſtill in der Luft wird, ſo ſoll bald darauf Regen oder Schnee oder ſonſt eine Aenderung in der Luft erfolgen. Auſſerdem ſagte man, daß auch hier einige von der falſchen Meinung wären, daß ſich die Witterung gemeiniglich den Freytag veränderte, ſo daß, wenn es auch die ganze Woche z. E. gewehet oder geregnet hätte, und eine Aenderung geſchehen würde, ſo ſolte ſie mehrentheils des Freytags eintreffen. Wie weit das vorige ſtich gehalten, erhellet aus den Meteorologiſchen Beobachtungen, die zu Ende dieſes Theiles vorkommen.

Vom ein und zwanzigſten. Der rothblümige Ahornbaum und der Amerikaniſche Ulmenbaum fiengen nun zu blühen an. Doch ſtunden auch einige von der letztern Art jetzt ſchon in voller Blüthe.

Vom

Vom vier und zwanzigſten. Heute wanderte ich weit herum, um nachzuſehen, ob ich einige Gewächſe in Blüthe finden könnte. Die trübe Witterung aber, und der viele Regen, der vorher gefallen, war Urſache, daß ſo gut als nichts hatte hervorkommen können. Das Land fieng doch nun ziemlich grün zu werden an. Die Gewächſe, deren ich kurz vorher gedacht habe, blüheten nun am beſten.

Das Leberkraut * ſtund nun überall in Blume. Es wuchs hier häufig und wurde von den Schweden Blåblomſter genannt. Sie wuſten nicht, ob es zu etwas könnte gebraucht werden.

An allen den Aeckern, die ich heute betrat, wurde ich keines einzigen Grabens gewahr, obgleich viele von ihnen ſolche erfordert hätten. Man hatte ſich aber hier durchgehends nach der Engliſchen Gewohnheit, keine Graben an den Aeckern zu ziehen, gerichtet, ohne zu bedenken, ob der Acker ſie entbehren könnte, oder nicht. Die Folge davon war dieſe, daß der neu gefallene Regen an ſehr vielen Orten große Stücke von den mit Weizen oder Rocken beſäeten Aeckern weggeſpühlet hatte. Es waren keine Raine an den Aeckern, ſondern nur ein ſchmahler neben dem Zaun, der doch faſt überall ſo mit dem glatten Schlingbaume und der Brombeerſtaude** bewachſen war, daß das Vieh daſelbſt wenig oder gar kein Futter hatte. Die Aecker waren nach Broad-caſt oder Stücken, die zehn Ellen breit, und durch Fur-

* Anemone Hepatica.

** Rhus glabra, Byörnbärs-buſtar.

chen von einander getrennt waren, angeleget. Die Ackerſtücke waren eben, und in der Mitte wenig oder gar nicht erhaben.

Der Maywurm * kroch hie und da auf den Anhöhen herum.

Der Schmetterling, mit dem Zunahmen Antiopa flog in dem Gehölze herum, und war der erſte Schmetterling, den ich dieſes Jahr ſahe.

Der Schmetterling Euphroſyne war unter den ſeltenern. Die andern Amerikaniſchen Inſekte, welche ich dieſen und die folgende Tage beſchrieb, will ich bey einer andern Gelegenheit anführen. In der Folge will ich nur derjenigen gedenken, welche wegen einer beſondern Eigenſchaft merkwürdig zu ſeyn ſcheinen.

Die Heuſtapeln wurden zwar hieſelbſt meiſtentheils auf eben die Weiſe, wie in Schweden, nehmlich in Geſtalt eines dicken und kurzen Kegels, ohne einige Decke darüber, gemacht. Wenn ſie etwas Heu von da abholen wollten, ſo ſchnitten ſie es gemeiniglich, mit einem beſonders dazu verfertigten Meſſer, los. Dennoch hatten viele, inſonderheit um Philadelphia herum, die Gewohnheit, das Heu in ſolche Scheunen zu legen, die ich ſchon oben in meiner Reiſegeſchichte beſchrieben und abgebildet habe **, und deren Dächer erhöhet und herabgelaſſen werden können, nachdem man mehr oder weniger Heu

* Meloë maialis.

** In dem erſten Theil, auf der 254ſten Seite.

Heu hat. Nahe an der Erde lagen Stangen, worauf das Heu hingeworfen wurde, damit die Luft frey durchſpielen konnte. Ich habe vorhero angeführt, daß man hier gemeiniglich weder Winter noch Sommer beſondere Gebäude für das Vieh hat, ſondern daß es allezeit unter freyem Himmel gehen muß. Dem ohngeachtet habe ich doch in Philadelphia und an wenigen andern Orten geſehen, daß diejenigen, welche ſich dieſer, mit Dächern verſehenen Stapeln, bedienten, dieſelben dergeſtalt eingerichtet hatten, daß das Heu eine oder mehrere Klaftern von der Erde, auf einen Boden von Brettern geleget wurde, und daß die Kühe des Winters, und wenn es ſchlecht Wetter war, darunter ſtehen konnten. Unter dieſem bretternen Boden waren von allen Seiten Wände von Brettern, die doch von einander ſo ſehr abſtunden, daß die Luft frey durchziehen konnte.

Vom ſieben und zwanzigſten. Des Morgens reiſete ich weg, um mit dem vorher genannten ſchwediſchen Manne, Nils Göſtafsſon, von ein und neunzig Jahren, zu reden. Ich wolte mich wegen des ehemahligen Zuſtandes des neuen Schwedens bey ihm erkundigen. Das Land, wodurch ich mich jetzt begab, hatte eben die Beſchaffenheit, wie die andern Oerter in Amerika, die ich durchreiſet war. Es war nehmlich eine beſtändige Abwechſelung von langabhängigen Höhen und Thälern. Jene beſtunden aus einer ſehr blaſſen ziegelfarbenen Erde, meiſt von feinem Sande; doch war etwas Stauberde * mit darunter vermiſcht. Ich wurde hier keiner

* Mylla.

keiner Berge oder Steine gewahr, einige ganz kleine auf den Anhöhen ausgenommen, welche von der Gröſſe eines Tauben- oder Hünereyes waren, und gemeiniglich aus einem weiſſen Quarz beſtunden, der mehrentheils äuſſerlich glatt und von allen Seiten abgeſchliffen war. Zu unterſt an verſchiedenen Thälern floß bisweilen ein Bach von klarem Waſſer, woſelbſt es auf dem Boden voll von ſolchen kleinen weiſſen Steinen, die ich oben beſchrieben, lag. Hier und da in den Thälern ſahe man auch einen kleinen Sumpf oder Moraſt. Ab und zu erblickte man, ob gleich ziemlich weit von einander, einige Höfe, die öfters faſt von allen Seiten mit Aeckern umgeben waren. Es ſtunden noch faſt auf allen Aeckern Stümpfe von umgehauenen Bäumen nach, zu einem Zeichen, daß das Land hier nicht lange bebaut, ſondern noch vor 40 oder 50 Jahren zurück mit Waldung bewachſen geweſen iſt. Die Höfe lagen nicht in Dorfſchaften, oder ſo, daß mehrere an einem Orte beyſammen geweſen wären, ſondern ſie waren alle von einander abgeſondert. Ein jeder Landmann wohnte beſonders für ſich, und hatte ſeinen eigenen Boden rings um ſeinen Hof herum, der von dem Eigenthum des andern getrennet und abgeſchieden war. Zwiſchen dieſen, ziemlich weit von einander abſtehenden, Höfen, war der gröſte Theil des Landes mit Waldung bewachſen, welche aus hohen laubtragenden Bäumen beſtund. Die Bäume lieſſen doch einen weiten Raum zwiſchen ſich, daß man mit Bequemlichkeit, in dem Walde, wohin man wolte, reiten, und an den meiſten Oertern mit einer Karre fahren, konnte; dabey war der Boden ganz eben. Hin und wieder ſahe man umgeſtürzte

Bäume

Bäume liegen, welche der Wind zu Boden geworfen hatte. Einige waren mit dem Stamme und der Wurzel ausgeriſſen; bey andern hatte der Wind den Stamm quer abgebrochen. Verſchiedentlich war das Gehölze groß und hoch; an andern Orten aber fand man lange Strecken von lauter kleinen Bäumen, die blos 20, 30 oder 40 Jahre alt waren. Dieſe Strecken ſollen die geweſen ſeyn, wo die Indianer ehedem ihre kleinen Pflanzungen gehabt haben. Annoch ſahe man keine Merkmahle eines ausgeſchlagenen Laubes, noch fand ich in den Wäldern eine Blume: denn der kalte Wind, der nun einige Tage nach der Reihe geweht hatte, hinderte dies alles. Das Gehölze beſtund gröſtentheils aus verſchiedenen Arten Eichen und Hickery. Die Sümpfe waren mit dem rothblümigen Ahornbaum angefüllt, der nun überall blühete, ſo daß dieſe Plätze von weiten ganz roth ausſahen.

Dieſer alte Schwede ſchien noch ziemlich friſch und munter zu ſeyn; er konnte, obgleich mit dem Stocke, herumgehen; klagte aber doch, daß er in den letztern Jahren einige Schmerzen im Rücken und in den Gliedern empfunden hätte, und daß er im Winter ſelten ſeine Füſſe, wofern er nicht bey dem Feuer ſäſſe, warm halten könnte. Er ſagte, daß er ſich ſehr wohl auf den Zuſtand dieſes Landes, als es noch in dem Beſitze der Holländer geweſen, und in welchen Umſtänden es ſich vor der Ankunft der Engländer befunden, beſinnen könnte. Und fügte hinzu, daß er viel Bauholz und Balken nach Philadelphia, bey ihrer Erbauung hingeführt hätte. Er erinnerte ſich auch noch ganz gut,

wie an dem Orte, wo Philadelphia nun ſteht, nichts als eine groſſe Waldung geweſen ſey. Der Vater des Greiſes war einer von den Schweden, die man zur Bewohnung und Anbauung des Landes hieher geſchickt hatte. Auf die Fragen, die ich ihm vorlegte, gab er mir die Antwort, die ich hier beyfüge.

Woher die erſten Schweden, die hieher kamen, ihr Vieh erhielten? Der Greiß antwortete, er hätte in ſeiner Kindheit von ſeinem Vater und andern vernommen, daß die Schweden allerhand Arten von Vieh, als Pferde, Ochſen, Kühe, Schafe, Schweine, Hüner, Gänſe, Enten, mit ſich hinüber gebracht hätten. Deren ſind zwar anfänglich von jedweder Art nur wenige geweſen: ſie haben ſich aber nachgehends hier im Lande ſehr vermiehret. Er ſagte, daß beydes Maryland, New-York, New-England und Virginien, noch eher als dieſer Ort, von den Europäern bewohnt geweſen wäre; er wußte aber nicht, ob die Schweden jemahls Vieh von irgend einer Art, von den nun eben genannten Orten, ausgenommen etwas weniges von New-York erhalten, oder ſich verſchaffet hätten. In ſeiner Kindheit hatten die Schweden, ſo weit er zurück denken konnte, ſchon eine ziemliche Menge von allen dieſen Arten. Die Schweine hatten ſich dazumahl ſo vermehrt, indem hier ein ſo groſſer Ueberfluß an Nahrung für ſie vorhanden war, daß ſie wild in den Wäldern herum liefen, und daß man einige, wenn man ſie nutzen wollte, erſchieſſen muſte. Er erinnerte ſich gleichfalls, daß die Pferde an einigen Orten in dem Gehölze wild herumgelaufen. Doch konnte er nicht ange-

ben,

ben, ob ſonſt eine Art Vieh verwildert wäre. Er meinte, daß das Vieh durchgehends hier im Lande, jetzt faſt eben ſo groß, wie in ſeiner Kindheit, würde, wofern es nur Futter genug bekäme. Denn in ſeinen erſten Jahren war die Nahrung, für alle Arten von Vieh, ſo zureichend und überflüßig, daß es immer derbe feiſt einher gieng. Eine Kuhe gab dazumahl mehr Milch als drey oder viere heut zu Tage geben: ſie bekam aber alsdann mehr und beſſere Nahrung, als drey oder viere jetzt erhalten. Denn jetzt (wie ſeine Worte lauteten) iſt es kläglich anzuſehen, wie wenig Gras und Futter das Vieh des Sommers erhält. Die Urſachen davon habe ich ſchon oben * angezeiget.

Woher die Engländer in Penſylvanien und Neu-Jerſey ihr Vieh bekamen? Sie kauften das mehreſte davon von den hier vorhero wohnhaften Schweden und Holländern; doch wurde etwas weniges von England herüber geführet. Die Geſtalt des Viehes in dieſem Lande und die einſtimmige Erzählung der Engländer beſtätigten, was der Greis berichtet hatte.

Von welchem Orte die Schweden hieſelbſt zuerſt ihre Getraidearten, wie auch ihre Baumfrüchte und Küchenkräuter erhielten? Der Greiß gab zur Antwort, er hätte mehr als einmahl in ſeiner Kindheit vernommen, daß die Schweden bey ihrer Ankunft allerhand Getraidearten, wie auch Baum- und Gartenfrüchte, oder auch Samen davon, mit ſich gebracht hätten; und hielte er dies auch für eine ausgemachte

* In dem 2ten Theile, auf der 484ſten Seite.

machte Wahrheit. Denn ſo weit er zurück denken konnte, waren ſie hieſelbſt mit einer Menge von Weitzen, Rocken, Gerſten und Haber verſehen. Die Schweden braueten dazumahl alle ihr Bier aus Gerſtenmalz, und richteten ſich auch ein gutes Doppelbier zu. Sie hatten auch ſchon damahls Branntweinspfannen, und brannten einen guten Branntwein. Es beſaſſen zwar nicht alle eine Pfanne: wenn ſie aber brennen wollten, ſo liehe ſie der eine von dem andern. Den Mays muſten ſie anfänglich, beydes zum Säen und zum Eſſen, von den Wilden kaufen. Da ſie ſich aber eine Zeit hier aufgehalten hatten, brachten ſie es mit ihren Mayspflanzungen ſo weit, daß die Wilden hinwiederum einige Zeit hernach, zu ihnen hinkommen muſten, den Mays zu erhandeln. Der Greis verſicherte auch, daß die Wilden in vorigen Zeiten, und bey der erſten Ankunft der Schweden, fleißiger und arbeitſamer, allerhand Sachen zu verfertigen, als jetzt, wären. In ſeiner Kindheit hatten die Schweden eine Menge, und ſehr guten Weiskohl. Eben ſo war an Winterkohl, der den ganzen Winter auſſen ſtund, kein Mangel. Mit Rüben waren ſie auch ſehr gut verſehen. Des Winters verwahrte man ſie in Gruben unter der Erde. Dem Greiſe gefiel aber dieſe Art nicht. Denn wenn ſie in den Gruben etwas zu lange im Winter gelegen waren, wurden ſie ſchwammig. Diejenige Art hingegen zog er vor, der man ſich nun, ſie zu verwahren, bedient. Sie beſteht darin. Nachdem die Rüben im Herbſt aufgenommen, und der Luft etwas blos geſtellet worden; legt man ſie in einen Haufen auf das Rübenfeld, bedeckt ſie oben und zu den Seiten ſehr wohl mit Stroh,

und

und ſtreut alsdann Erde darauf. Hierdurch kommen ſie hier zu Lande ſehr gut fort, und werden nicht ſchwammig. Den Indianern haben die Rüben ſehr gut geſchmeckt, und ſie ſind von ihnen teils Hopnis, teils Kätnis genannt worden. Von dem **Wurzelkohl**, oder **Kohlwurzeln** wußten ſie dieſe Zeit nichts, noch hatte der Greis jemahls von einem ſolchen Kohl reden gehört. Es iſt zu merken, daß noch heut zu Tage ſowol den Engländer, Schweden, als andern, welche hier im Lande wohnen, der Wurzelkohl, oder die Kohlwurzeln, unbekannt ſind, und daß ſie noch weniger wiſſen, wie er zu brauchen ſey, und wie er ſchmecke. Die **Möhren** brauchte man in ſeiner Kindheit. Unter den Fruchtbäumen hatte man dazumahl **Apfelbäume**. Es waren aber deren nicht viele; ſondern es beſaß blos einer und der andere einen kleinen Garten davon; einige aber hatten auch gar keine. Von den Schweden war keiner, der den Cider zugerichtet hätte, ſondern er iſt erſt viele Jahre hernach in Gebrauch gekommen. Die Schweden braueten vorher ihr gutes Doppelbier und Schwachbier, und war dies ihr Getränke. Anjetzo giebt es hier ſehr wenige die Doppelbier oder Schwachbier brauen, ſondern ſie bedienen ſich gemeiniglich des Ciders. An **Kirſchbäumen** hatte man in ſeiner Kindheit eine Menge. Die **Pfirſchenbäume** waren dazumahl faſt zahlreicher als jetzt, und man machte ſogar ein Bier aus der Frucht. Er konnte mir nicht anzeigen, woher die Schweden zuerſt die Pfirſchenbäume erhalten haben.

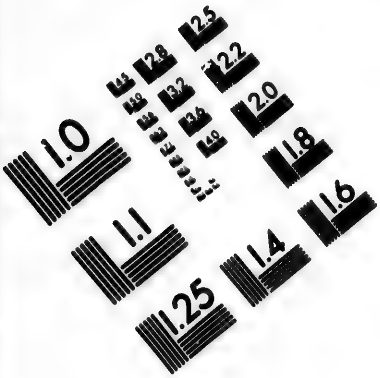
Die Wilden waren überall in dieſem Lande in der Kindheit des Greiſes ausgebreitet. Sie wohneten dazumahls unter den Schweden, und ſonſt allenthalben. Der Alte führte mehrere Beiſpiele von Schweden an, die dazumahls von den Wilden erſchlagen worden, und zween ſeiner Landsleute nannte er, an denen die Wilden die Haut des Hauptes abgezogen hatten. Sie raubten zu der Zeit einige Kinder von den Schweden, die ſie mit ſich wegführten, und von denen man hernach nichts weiter vernommen hat. Einmahl kamen ſie, und erſchlugen einige Schweden, von denen ſie den obern Theil der Hirnſchädel mit ſich nahmen. Bey eben der Gelegenheit ſtreiften ſie die Haut am Haupte, die mit Haaren verſehen war, an einem kleinen Mädgen ab; und würden es auch umgebracht haben, wofern ſie nicht ein Bot mit Schweden herannahen geſehen, wodurch ſie zu fliehen genöthigt waren. Das Mädgen wurde hernach geheilet, bekam aber niemals mehr Haare an dem Haupte wieder. Sie wurde verheyrathet, erhielt viele Kinder, und lebte lange nachher. Zu einer andern Zeit verſuchten ſie, die Mutter des Alten zu erſchlagen: ſie war ihnen aber zu ſtark, und mittlerzeit kam eine Menge Schweden, wodurch die Wilden erſchrekt wurden, und wegliefen. Es konnte niemand erfahren, was dieſe für Wilden geweſen wären. Sonſt lebten die Wilden gemeiniglich in einem guten Verſtändniß mit den Schweden.

Sie beſaſſen an vielen Stellen ihre kleinen Mayspflanzungen. Ehe die Schweden hieher kamen, hatten

ten ſie keine andere Beile, als von Stein. Wenn ſie denn eine Mayspflanzung anlegen wollten, ſo hieben ſie die Waldung ab, und richteten die Erde auf die Art zu, wie ich vorhero * angeführt habe. Sie pflanzten nicht viel Mays; denn ſie lebten meiſt von der Jagd, und den größten Teil des Sommers war Hopnis, Kätnis, Taaho und Taaki, wie auch Heidelbeere, ihre Nahrung. Sie hatten keine Pferde, oder ſonſt einiges Vieh, das ſie bey ihrem kleinen Ackerbau hätten brauchen können, ſondern ſie verrichteten dies Geſchäfte ſelbſt. Nachdem der Mays reif und eingeerndtet worden war, verwahreten ſie ihn im Winter in Gruben, und zwar auf dieſe Weiſe. Sie gruben eine Grube, die ſelten tiefer als eine Klafter, und oft nicht einmal ſo tief, war; auf den Boden und an den Seiten derſelben legten ſie rings herum breite Stücken Bork, ſo daß ſie überall damit bekleidet war. Aus Mangel des Borkes nahmen ſie zu dieſem Endzweck das zweyhörnigte Andropogon, ** ein Gras, das hier in Menge wächſt, und von den Engländern Indian graß, von den Schweden Wilſkt gräs genannt wird. Die Maysähren wurden alsdenn hier hineingeſchüttet, und mit eben dieſem Graſe ſehr dick bedecket, worauf man zuletzt eine zureichliche Menge Erde warf. Der Mays hielt ſich ſehr gut in dieſen Gruben, ohne zu verderben; und konnte der Indianer verſchiedene ſolche Behältniſſe, woſelbſt dieſe Getraideart unbeſchädigt lag, haben, ob

* Auf der 6ten Seite.

** Andropogon bicorne.



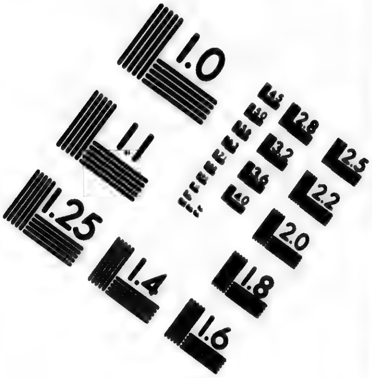
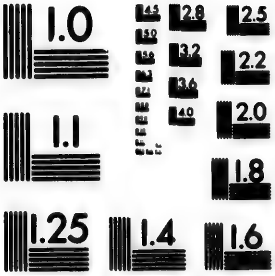
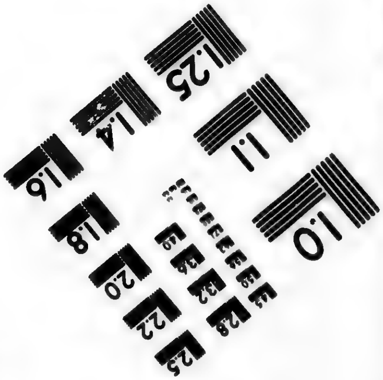


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

er gleich öfters, weit davon wegreiſete. Nachdem die Schweden ſich hier niedergelaſſen hatten, und Aepfel = und Pfirſchenbäume zu pflanzen anfiengen, geſchah es bisweilen, daß die Wilden, vornehmlich aber ihre Frauensleute, eine Menge Frucht wegſtahlen. Wenn die Schweden ſie aber ertappten, teilten ſie derbe Schläge aus, nahmen ihnen das Diebsgut weg, und pfändeten öfters noch dazu ihre Kleider. Eben ſo trug es ſich dann und wann zu, daß, da die Schweden eine Menge Schweine bekommen hatten, welche überall in dem Gehölze herumliefen, und daſelbſt ihre Ferken warfen, die Wilden verſtohlner Weiſe einige tödteten, und ſich davon eine gute Mahlzeit zurichteten. Doch waren auch verſchiedene Wilde, welche von den Schweden Schweine kauften, und ſie groß werden lieſſen. Sie gewöhnten ſie auch, daß ſie ihnen, wie Hunde, wohin ſie giengen, nachfolgten, und wenn ſie ſich von dem einen Orte zum andern wegzogen, hatten ſie ihre Schweine im Gefolge. Einige von ihnen bekamen auch eine ſo groſſe Menge von dieſen Thieren, daß ſie dieſelben, für etwas geringes, nachgehends den Schweden überlieſſen. Als die Schweden zuerſt hieher kamen, hatten die Wilden keine zahme Thiere, noch zahmes Vieh, ausgenommen kleine Hunde. Ihnen gefiel die Milchſpeiſe ſehr wohl, und ſie aſſen dieſelbe ungemein gerne, wenn ſie ihnen von den Schweden vorgeſetzt wurde. Sie richteten ſich aber doch ſelbſt eine Art von Milch zu, und zwar auf dieſe Weiſe. Sie ſammleten eine Menge Nüſſe von dem Hickery und dem ſchwarzen Wallnußbaume, trockneten, und zerquetſchten ſie; darauf

auf nahmen ſie die Kerne aus, zerſtieſſen ſie zu Mehl, und vermiſchten ſie mit Waſſer, da es dann wie eine Milch ausſah, und auch an Süßigkeit der Milch nichts nachgab. Sie hatten Tobackspfeifen, die ſie ſelbſt aus Thon gemacht hatten, wie die Schweden zuerſt hieher kamen. Es war aber nicht immer rechter Toback, den ſie rauchten, ſondern im Nothfall bedienten ſie ſich eines andern Krauts, das der Alte nicht kannte; er verſicherte aber, daß es nicht das gemeine gelbe Wollkraut * wäre, welches ſonſt hier überall Wilſkt Toback hieß.

Was ihren Gottesdienſt anbelangt, ſo glaubte der Alte, daß er ſehr gering, oder gar keiner, wäre. Wenn es donnerte, und ſich ſtarke Schläge hören lieſſen, ſagten ſie, daß der böſe Geiſt erzürnet wäre. Einige von ihnen gaben zu verſtehen, daß ſie an den Gott, der im Himmel wohnete, glaubten. Einmahl da der Alte mit einem Wilden ausgieng, trafen ſie eine rothgeſprengte Schlange unterwegens an. Der Greis fieng daher an, einen Stock, um ſie umzubringen, hervor zu ſuchen; worauf aber der Wilde um alles, was heilig war, ihn bat, daß er ſie nicht anrühren möchte, indem dieſe Schlange dasjenige wäre, worauf er ſeinen Glauben ſtellete. Es mag ſeyn, daß der Alte die Schlange ſonſt mit dem Leben davon gelaſſen hätte: nun aber verſchafte er ſich einen Stock, erlegte die Schlange gerade vor den Augen des Wilden, und ſagte: weil du an ihn glaubeſt, ſo muß ich

 ihn

* Verbaſcum vulgare luteum.

ihn nothwendig umbringen. Die Wilden kamen bisweilen zur Kirche, wo die Schweden ihren Gottesdienſt hielten, ſahen ihn mit an, horcheten, und giengen wieder ihren Weg zurück. Als der Alte einmahl in der Kirche war, und nicht mitſung, weil er kein Geſangbuch hatte, kam ein Indianer, der mit ihm bekannt war, ſchlug ihn auf die Achſeln, und ſagte: warum ſingſt du nicht, wie die andern, Tantanta, Tantanta, Tantanta? Ein anderes mahl, wie in der Kirche zu Wacoon gepredigt wurde, kam ein Wilder herein, und da er etwas geſtanden, und ſich herum geſehen und zugehöret hatte, ſagte er: Ho! viel Gerede und Geſchwätze; aber kein Branntwein oder Cider; worauf er wieder ſeinen Gang hinaus nahm. Es iſt zu merken, daß wenn jemand von den Wilden eine Rede an ſeine Cammeraden hält, um ſie zum Kriege, oder ſonſt etwas zu ermuntern, ſie dabey wacker trinken und ſaufen.

Die Schweden kauften damahls Ländereyen von den Wilden, und zwar für einen ſehr geringen Preis. Für ein Stück Fries, oder für eine Kanne Branntwein, und ſo ferner, konnten ſie ein Land an ſich bringen, daß heut zu Tage nicht für 3 oder 400 Pfund, und darüber, in Penſylvaniſcher Münze zu erhalten ſtände. Wenn ſie ein Land verkauften, ſo wurde gemeiniglich ein Kaufbrief errichtet; und obgleich niemand von den Wilden leſen oder ſchreiben konnte, ſo ritzeten ſie doch gewiſſer maſſen ihren Namen darunter. Der Vater des Greiſes kaufte ihnen ein Stück Landes in Neuyerſey ab. Als der Kaufbrief

brief geſchrieben war, und ſie ihre Namen darunter ſetzen ſollten, ſo mahlete der eine, deſſen Namen ſo viel als Bieber bedeutete, einen Bieber darunter; ein anderer zeichnete einen Pfeil und Bogen, und der dritte einen Berg hin; alles anſtatt ihrer Namen. Sie machten ihre Böte bei der Ankunſt der Schweden von dicken Bäumen, höhleten ſie erſt durch Feuer aus, und ſchabten und machten ſie darauf mit ihren ſteinernen Beilen, wie vorhero geſagt worden iſt, eben.

Auf meine Fragen von der **Witterung** und ihren Veränderungen, ließ er ſich ſo aus. Er hielte dafür, daß die Witterung jetzt faſt eben ſo, wie in ſeiner Kindheit, beſchaffen wäre; daß es jetzt bisweilen eben ſo ſtark ſtürmete, wie damahls; daß der Sommer nun bald mehr, bald weniger warm, ſo wie ehedem, wäre; daß der Winter bisweilen eben ſo kalt und ſo lang, wie dazumahl wäre; und daß bisweilen noch jetzt eben ſo viel Schnee, wie in ſeinen jungen Jahren, fiele. Doch meinte er, daß unter allen kalten Wintern, keiner ſo ſtreng, als derjenige geweſen wäre, der gleich nach dem Sommer, als die Schwediſchen Prediger, der Magiſter Rüdmann und Biörk, ankamen, folgete. Sie landeten in Penſylvanien zu Ende des Junius, nach der alten Zeitrechnung, im Jahr 1697 an; und der nächſt darauf folgende Winter war hier ſo ungewöhnlich kalt. Es wird ſeiner oft in den Calendern dieſes Ortes gedacht, und habe ich deſſen ebenfalls oben * Erwähnung gethan. Denn

* In dem 2ten Teile meiner Reiſebeſchreibung auf der 484ſten Seite.

damals war der Fluß Dellaware ſo mit Eis belegt, daß der Alte viele Fuder Heu darüber bey Chriſtina wegbringen, und daß man an vielen Stellen, noch weiter hinunter, ſicher fahren konnte. Er wußte ſich nicht zu erinnern, ob etwa ein Thier bey ſehr kalten Wintern erfroren wären, dasjenige Vieh in den ſpätern Jahren ausgenommen, das mager geweſen, und im Winter keinen Stall, wo es ſich hätte aufhalten können, gehabt hat. Im Sommer regnet es gemeiniglich jetzt nicht mehr oder weniger als damahls, wenn man nur ausnimmt, daß in den letztern Jahren der Sommer trockener geweſen iſt. Er konnte auch nicht anders finden, als daß dieſe Zeit gleich viel Waſſer in den Bächen, Flüſſen, Strömen und Moräſten, wie vorhero, vorhanden wäre. Daß man aber faſt überall, bey dem Graben der Brunnen, Auſternſchalen tief in der Erde fände, das gab er für eine durchgängig bekannte Sache aus.

Der Greis meinete, daß das Wechſelfieber in ſeiner Kindheit beides eben ſo ſchwer geweſen und eben ſo oft vorgekommen wäre, als heut zu Tage; daß es aber damahls ſeltener geweſen zu ſeyn ſchiene, käme davon her, weil zu der Zeit weit weniger Leute hier geweſen wären. Er war noch nicht erwachſen, als er des Sommers mit dem Wechſelfieber befallen wurde, und ſich mit demſelben bis auf den künftigen Frühling, und alſo beynahe ein ganzes Jahr, ſchleppen mußte. Doch konnte er dabey, ſowol in, als auſſer dem Hauſe, in der freyen Zeit, ſeine Geſchäfte verrichten. Was das Seitenſtechen anbelangt, ſo

ſo wurde zwar dazumahl einer und der andere davon angegriffen; doch war es bei weiten nicht ſo allgemein, wie jezt. Uebrigens waren die Leute zu der Zeit ſehr geſund.

Vor einigen Jahren hatte das Geſicht des Alten ſo abgenommen, daß er eine Zeit nach einander ſich der Brille bedienen muſte. Darauf fiel er in ein Fieber, das ſo ſtark war, daß er beſorgte, er würde nicht davon kommen. Er erholte ſich aber endlich wieder, und gewann zugleich ſein voriges Geſicht, ſo daß er ſeit der Zeit der Brille bey dem Leſen entbehren konnte.

Die Häuſer, welche ſich die Schweden erbauet, wie ſie zuerſt hieher kamen, ſind ſehr ſchlecht geweſen. Eine kleine Stube mit einer ſo niedrigen Thür, daß man ſich bücken muſte, um hineinzukommen, hat das ganze Gebäude ausgemacht. Da ſie kein Glas mit ſich geführet hatten, ſo muſten ſie ſich mit kleinen Taglöchern, vor denen forne ein Brett, das ſich auf und zuſchieben ließ, befeſtigt war, behelfen. Sie fanden hier keinen Moos, wenigſtens keinen recht brauchbaren, womit ſie die Wände verdichten konnten: daher waren ſie genöthigt, mit Thon die Ritzen des Hauſes beides auſſerhalb und innerlich zu verſchmieren. Die Kamine wurden in einem Winkel, entweder von grauen Sandſtein * und ſolchen Steinen, welche ſie auf den Anhöhen funden, gemauret; oder an den Orten, wo keine Steine zu erhalten waren, da machten

* Gråſten

ten ſie dieſelben aus bloſſem Thon, den ſie ganz dicke in dem Winkel des Hauſes anſchmiereten. Der Backofen wurde auch damahls in der Stube aufgemauert. Man weiß nicht, daß ſich die Schweden hier jemahls der Klappen bedient hätten, vielleicht aus der Urſache, weil ſie hier keine eiſerne hatten, und weil ihnen der Winter weder kalt noch lang vorkam; zudem ſtund ihnen anfänglich eine groſſe Menge Holz zu Gebote. Zu allererſt hatten ſie beſondere Ställe für ihr Vieh; nachdem aber die Engländer hieher kamen, und niemahls ihrem Vieh gewiſſe Gebäude verſtatteten: ſo legten die Schweden ihren alten Gebrauch ab, und richteten ſich nach den Engländern.

Ehe die Engländer hieher kamen, konnten die Schweden nicht ſo viel Kleider erhalten, als ſie gebrauchten. Sie behalfen ſich dahero, wie ſie konnten. Die Mannsleute trugen Weſten und Hoſen von Felle. Hüte waren nicht im Gebrauch, ſondern ſie verfertigten ſich ſelbſt kleine Mützen, die forne mit ſo genanten Klappen verſehen waren. Einige verfertigten ſich Mützen von Felle. Die Strümpfe waren wollene. Sie machten ihre Schuhe ſelbſt. Denn einige hatten gelernet, das Leder zuzubereiten und gewöhnliche Schuhe mit Abſätzen zu verfertigen; andere aber, die keine Schuſter waren, maſſen mit dem Fuſſe ab, wie groß der Schuh werden muſte, und nehten das Leder ohngefähr darnach zuſammen, nehmlich, den Boden des Schuhes, ein wenig Hinterleder, und Oberleder. Dieſe Schuhe nannten ſie Kippaka. Zu der

Zeit

Zeit wurde hier überall Flachs geſäet, wovon ſie ſich leinene Kleider webten. Hanf aber war nicht zu haben; ſondern zum Fiſcherzeuge bedienten ſie ſich gleichfalls des Flachſes, wie auch des wilden Hanfs. Die Frauensleute giengen in Camiſölern und Röcken von Fell gekleidet. Ihre Betten, das Laken ausgenommen, waren Felle von verſchiedenen Thieren, als Bären, Wölfe, u. ſ. w.

Der **Thee**, der **Caffe**, und die **Chocolade**, ſo nun hier durchgängig ſo ſtark gebraucht wird, waren ihnen damahls unbekannt. Hingegen waren Butterbrot und anderes feſtes Eſſen ihr Frühſtück. Jene benannte überflüßige Sachen ſind, nach dem Berichte des Alten, erſt in den ſpätern Jahren dahin gekommen. Von dem **Zucker** aber und **Syrup** haben ſie, ſo weit er ſich entſinnen konnte, genug gehabt. Der **Rum** iſt ehedem für billigern Preis, als jetzt, verkauft worden.

Nach der Beſchreibung, die der Greis machte, fand ich, daß die Schweden in ſeiner Kindheit, und ehe die Engländer hieher kamen, in allen Stücken dem, in dem alten Schweden üblichen Gebrauche und der daſigen Haushaltung, gefolgt ſind. Nachdem aber die Engländer einige Zeit im Lande geweſen waren, fiengen ſie mehr und mehr an, ſich nach ihren Gebräuchen zu richten. In der Kindheit des Mannes waren hier zween Schmiede, die aus Schweden gekommen waren. Dieſe ſchmiedeten **Beile**, **Meſſer** und **Senſen** völlig ſo, wie in Schweden, und ſchliffen ſie ſchärfer, als man ſie jetzt hieſelbſt erhalten kann.

kann. Ihre nun gebräuchlichen Beile ſind nach der Engländiſchen Manier mit einer breiten Schärfe, und der Stiel iſt ſehr ſchmal. Sie wiſſen jetzt von keinen Schnittmeſſern, Der Badſtuben bediente ſich dazumahl faſt ein jedweder von den Schweden, und gemeiniglich badeten ſie ſich jeden Sonnabend. Zu jetziger Zeit, ſind die Badſtuben bey den Schweden faſt gänzlich abgekommen. Das Weyhnachtsfeſt feierten ſie mit allerhand Spielen, wie auch mit allerhand Arten Speiſen und Getränken, die ſie zurichteten, völlig ſo, wie es in Schweden gebräuchlich iſt. Dies alles aber hat man jetzt gröſtenteils abgelegt. Man hatte in ſeiner Kindheit eine beſondere Art von Karren oder Wagen. Sie ſägeten nehmlich dicke Hölzer oder Stöcke von Güldenholz * ab, brauchten zwey ſolche anſtatt der Vorderräder, und zwey zu Hinterrädern. Damit fuhren ſie ihr Holz und andere Sachen, die ſie brauchten, nach Hauſe. Ihre Schlitten waren dazumahls faſt eben ſo, wie jetzt eingerichtet, nehmlich von ungemeiner Gröſſe, und faſt doppelt ſo breit zwiſchen den Kufen, als die rechten Schwediſchen. Mit Schleifen fuhr man Zimmer und Hölzer nach Hauſe. Sie backten aber dergleichen Brot wie heut zu Tage, nehmlich groſſe Laibbrote. Sie hatten aber niemahls hart Brot oder Knackbrot: obgleich die Prediger, die von Schweden gekommen waren, von der letztern Gattung ſich gemeiniglich etwas hatten backen laſſen. Die Engländer kauften bey ihrer Ankunft den Schweden groſſe Gründe, für ſo gut als

* Gyllenträ, Liquidambar.

als nichts, ab. Der Vater des Alten verkaufte den Engländern ein Gut, für das er eine Kuh, eine Sau, und hundert Kürbiſſe erhielt, da doch ein ſolches heut zu Tage auf 300 Pfund geſchätzt wird.

Von der Abnahme der Vögel und der Fiſche hegte er völlig den Gedanken, den ich ſchon oben * angezeigt habe. Dieſes war kürzlich dasjenige, das dieſer alte Mann von dem ehemahligen Zuſtande unſerer Schweden an dieſem Orte zu berichten wuſte. Ich will mehr und weitläuftiger davon in der Folge reden.

Die Stürme ſind hier bisweilen ſehr wütend, ſo daß groſze Bäume weggeworfen werden. Sie laufen bisweilen wie in Streifen. An einigen Orten nehmlich, wo der Orkan hinfährt, ſchlägt er alle Bäume um, ſo daß es ausſieht, als wenn der Wald mit Fleiß umgehauen wäre: aber gleich neben bey ſtehen die Bäume unbeſchädigt. Mir wurde heute eine ſolche Stelle gezeiget. Es iſt gefährlich in den Wäldern zu gehen, wo ſolche Windſtreiche hinfahren. Denn man kann ſich kaum beſinnen, ehe die Bäume da umfallen.

Die Penſylvaniſche Eſpe blühete nun am beſten. Sie ließ aber zu der Zeit, eben ſo wenig wie ihre Verwandten, Merkmahle eines Laubes ſehen.

Ein alter Landmann berichtete, daß er gemeiniglich gegen einen Büſchel Rocken auf einem Ancreland ausgeſäet, und mehrenteils 20 Büſchel dafür gewon-

* In dem 2ten Teile auf der 428ſten Seite.

gewonnen hätte. Von der Ausſaat eines Büſchel Gerſten hat er 30 einerndten können. Alsdann aber iſt die Erde gut zubereitet geweſen. Der Weitzen iſt faſt eben ſo ergiebig, als der Rocken. Das Erdreich war ein mit Gartenerde und Sand vermiſchter Thon.

Des Abends reiſete ich wieder zurücke.

Vom acht und zwanzigſten. Es fand ſich hier ein ſchwarzer **Käfer mit fünfeckigem eyförmigen Kopfſchilde, dicken kurzen, und ſtumpfen Hörngen, und buckelichten Rumpfe,** * der einer von den gröſſern Käfern iſt, die man hier antrift. Ich wurde auf den Anhöhen hin und wieder gewiſſer Löcher in der Erde gewahr, die ſo groß waren, daß man einen Finger hinein ſtecken konnte. Um zu ſehen, was darin befindlich war, grub ich einige auf, da mir allezeit dieſer Käfer, auf dem Boden, gegen eine halbe Elle unter der Erde, zu Geſichte kam. Verſchiedentlich lagen kurze, weißliche Würmer, die einen Finger dick waren, neben ihm. Vielleicht ſind ſie dieſem Käfer eigen geweſen. Sonſt hatten auch andere Inſekte in dieſen Löchern ihren Aufenthalt genommen, als eine **ſchwarze Geille mit einem mit 2 Borſten verſehenen Schwanze,** ** **Spinnen, Erdkäfer** *** und andere. Der Geruch dieſes

* Scarabaeus niger, capitis clypeo quinquangulari-ouato, corniculo craſſo, breui, obtuſo, thorace gibbo.

** Gryllus niger, cauda biſeta.

*** Carabi.

dieſes Käfers war völlig ſo beſchaffen, wie der Geruch des blauen Steinklees. * Er war ganz mit Läuſen bedeckt, welche länglich runde Milben, von blaſſer Farbe, ** waren. In den Füſſen hatte er eben die Stärke, wie der gemeine Miſtkäfer.

Im Aprill.

Vom Vierten. Ein leuchtender Käfer mit goldgrünem glänzenden Kopfe, Rumpf und Füſſen, und unterwärts blaugrünem glänzenden Unterleibe, *** flog heute in Menge auf allen abhängigen Aeckern herum, und verfolgte die Inſekten. Er iſt im nördlichen Amerika ſehr gemein, und dürfte blos eine Abänderung von denjenigen leuchtenden Käfern ſeyn, die wir bey uns auf den Feldern finden. †

Die Seewanze †† hüpfte in Menge auf gelinde flieſſende Gewäſſer.

Der pechſchwarze Waſſerkäfer ††† ſchwamm hin und wieder, in und unter dem Waſſer.

Vor ohngefähr 60 Jahren war der gröſte Teil dieſes Landes mit einem hohen und dicken Gehölze überwachſen, und die Moräſte waren dazumahl voll mit

* Trifolium melilotus cerulea.

** Acari pallidi, ouali-rotundi.

*** cicindela capite, thorace, pedibus auro-viridique nitentibus; abdomine inferne caeruleo viridi nitente.

† Cicindela campeſtris.

†† Cimex lacuſtris *Linn.*

††† Dytiſcus piceus *Linn.*

mit Waſſer. Es hat aber ſeit dem eine ſo groſſe Veränderung gelitten, daß ſehr wenige Oerter ſeyn werden, an welchen eine ähnliche in ſo kurzer Zeit, geſchehen iſt. Denn nun waren die Wälder an den meiſten Stellen abgehauen, das Waſſer in den Moräſten durch Graben abgelaſſen, das Land gebauet, und entweder zu Aeckern, Wieſen, Weideplätzen, oder ſonſt zu etwas, angewendet. Man ſcheint dahero Grund zu haben, wenn man glaubt, daß eine ſo große und ſchleunige Veränderung ebenfalls einigen Einfluß auf die **Witterung** gehabt hat. Ich war dahero ſehr begierig, von den alten Schweden, die am längſten hier im Lande gelebet, und ſich während dieſem Zeitraume der Verwandelung an dieſem Orte aufgehalten hatten, wie auch von andern, zu vernehmen, ob ſie die jetzige Witterung in einigen Stücken merklich, oder ganz deutlich von derjenigen, die ſie in ihrer Kindheit verſpüret, verſchieden fände? Die einſtimmige Antwort, die mir hierauf gegeben wurde, iſt die folgende.

Der Winter kam ehedem zeitiger, als jetzt. Der Herr Iſaac **Norris**, ein reicher Handelsmann, und zugleich einer von den vornehmſten der Regierung in Penſylvanien, beſtätigte dies durch einen beſondern Fall. Sein Vater, der einer von den allererſten Engländiſchen Kaufleuten hier im Lande war, hat nehmlich allezeit in ſeinen jüngern Jahren bemerkt, daß der Fluß Dellaware gemeiniglich in der Mitte des Novembers, nach der alten Zeitrechnung, mit Eis beleget worden, ſo daß die Kaufleute haben eilen müſſen,

müſſen, vor dieſer Zeit ihre Schiffe mit der Fluth hinunter zu bringen, weil ſie ſonſt Gefahr lieſen, den ganzen Winter liegen zu bleiben. Hingegen pflegt zu gleicher Zeit dieſer Fluß ſelten eher, als in der Mitte des Decembers, wenn man ebenfalls der alten Zeitrechnung folget, zuzufrieren.

Im Winter ſchneiete es dazumahls weit mehr, als jetzt. Er war auch zu der Zeit nicht ſo unbeſtändig, als anjetzo; ſondern, nachdem ſich die Kälte oder der Winter eingefunden hatte, ſo hielt er bis zu Ende des Februars oder in den März hinein, nach den alten Stiel zu rechnen, in eins fort, an; und darauf fieng es gemeiniglich an, warm zu werden. Nun aber wechſelt es, eben wenn eine ſcharfe Kälte eingefallen iſt, den andern Tag um, und wird warm. Ja die Witterung kann bisweilen ſich an einem Tage einigemahl ändern.

Es waren faſt alle alte Leute der Meinung, daß der Frühling zu jetziger Zeit weit ſpäter als vorhero einträfe, und daß es vor dieſem in der letzten Hälfte des Februars, und in dem ganzen May, bey weitem nicht ſo kalt, als heut zu Tage, geweſen wäre. In dem letztern Teil des Februars war es dazumahls überall ſo grün und ſo warm, als jetzt im März, oder zu Anfang des Aprils; nach der alten Zeitrechnung zu zählen. Die Schweden bedienten ſich damahls des Ausdrucks: Påſk bittida, Påſk ſent, altid Gräs. * Sie verſtunden das auf die Weiſe, daß, ſo

* Oſtern früh, Oſtern ſpät, allzeit Gras.

ſo früh auch die Oſter kämen, wäre doch das Gras ſo hoch gewachſen, daß ſie nicht mehr nöthig hätten, dem Vieh etwas zu Hauſe zu reichen, ſondern es könnte ſich ſchon auf dem freyen Felde ernähren. Vielleicht aber läßt ſich das auf folgende Weiſe erklären. In den vorigen Zeiten fand ſich hier weit weniger Vieh, als jetzt; und hingegen waren die Wälder voll an Gräſern und Kräutern, die nach dem einſtimmigen Zeugniß der Alten, faſt eine halbe Mannshöhe hoch ſtunden. Nun iſt ein groſſer Teil von den Grasarten und Kräutern, die nur ein Jahr dauren, durch das jährliche Weiden eines ſo zahlreichen Viehes, gänzlich ausgerottet worden. Dieſe haben zu Anfang des Frühlings grün ſeyn, und bey den Leuten den Wahn erwecken können, als wäre alles ehedem zeitiger als jetzt, hervor geweſen. *

Des Sommers regnete es damahls gemeiniglich ſtärker, als jetzt. Und mehrenteils fiel in der Erndtezeit ein ſo häufiger Regen, daß es viele Mühe koſtete, die Saat und das Heu einzubringen. Jetzt war in einigen Jahren nach einander der Sommer ſehr trocken geweſen. Einigen wenigen Leuten kam es doch vor, daß es nun faſt eben ſo häufig, als vordem, regnete.

Es ſtimmeten aber alle damit überein, daß die Witterung in ihrer Jugend bey weitem nicht ſo abwechſelnd und unbeſtändig, als es nun beynahe das ganze Jahr durch iſt, geweſen wäre. Denn nun kann es ſich oft zu jedweder Zeit im Jahre zutragen, daß, wenn der eine Tag ſehr warm iſt, der folgende gleich darauf ziemlich

* Man vergleiche hiemit die 484ſte Seite des 2ten Teils.

ziemlich kalt wird, oder auch umgekehrt. Ja mehr als oft geſchieht es, daß die Witterung zu mehrern mahlen an einem Tage ſich verändert, ſo daß, wenn es des Morgens ziemlich warm iſt, noch eben den Tag um 10 Uhr des Vormittags der Wind N. W. wehet, und es ganz kalt wird; ein wenig nach Mittag aber kann wiederum ein warmes Wetter erfolgen. Daß nun aber ſolche ſchleunige Veränderungen in der Witterung an einem Tage vorfallen, können meine meteorologiſchen Beobachtungen zur Gnüge beſtärken. Man ſchreibt dieſen plötzlichen Abwechſelungen viele Schuld zu, daß die Leute hier überhaupt nun nicht ſo geſund, als in den vorigen Zeiten, ſind.

Ich fand auch alle darin einſtimmig, daß der Winter, der im Jahr 1697 im Herbſte einfiel, und bis auf den Frühling des Jahres 1698 dauerte, der allerkälteſte und ſtrengſte, den ſie erlebet haben, geweſen ſey.

Vom ſechſten. Die Sanguinaria, die hier Blod-rötter * genannt wird, weil die Wurzel groß und roth iſt, und zerſchnitten wie eine rothe Betwurzel ausſiehet, und die Epigäa, welche einige die kriechende Ground-Laurel nennen, hatten nun zu blühen angefangen. Die erſtere wuchs in einer auserleſenen Gartenerde, und die letztere an magern Oertern.

Der Sommer-Lorbeerbaum, ** der von einigen den Namen Spice-wood erhielt, fieng auch zu jetziger Zeit zu blühen an. Das Laub war noch nicht hervor

G 2

* Blutwurz.

** Laurus aeſtivalis.

hervor gekommen. Er ſtund gern auf feuchten Orten in den Wäldern.

Vom neunten. Wilſk Hampa * wurde von den Schweden eine Pflanze genannt, die ſehr häufig in alten Aeckern, abhängigen Wäldern, und erhabenen Waldwieſen wuchs. Ihr Name rührt daher, weil die Wilden ſowol ehedem als jezt, ſie faſt zu eben den Abſichten, wozu wir uns des Hanſes bedienen, gebrauchen. Denn der Stengel läſt ſich in Fäden ziehen und leicht zubereiten. In vorigen Zeiten, als die Wilden hier in Penſylvanien und Neu-Jerſey waren, machten ſie Stricke davon, welche die Schweden kauften, um ſie unter andern zu Zaumzügeln und Netzen zu gebrauchen. Dieſe Stricke waren ſtärker, und hielten im Waſſer länger, als diejenigen, welche aus dem gewöhnlichen Hanfe gemacht worden waren. Sie erhielten dazumahls gemeiniglich 5 Klafter ſolcher Stricke, für einen Kuchen Brot, von den Wilden. Verſchiedene von den Europäern kaufen noch dieſen Tag dergleichen Stricke von ihnen, ihrer Dauerhaftigkeit halben. Die Wilden verfertigten ehedem und auch anjetzo noch andere Arbeiten davon, als gröſſere und kleinere Säcke, Beutel, Kammfutter, Decken u. d. g. Auf meinen Reiſen, durch das Land der Iroquois, ſahe ich, daß die wilden Frauensleute dieſen Hanf fleißig ſpanen und verarbeiten. Sie brauchten keine Spinnröcke darzu, ſondern ſie dreheten auf den bloſſen Lenden Zwirn und Schnüre daraus, welche

* Hanf der Wilden. Von den Kräuterkennern wird die Pflanze durch Apocynum cannabinum bezeichnet. Man ſehe *Linn. ſpec.* 213.

welche ſie roth, gelb oder ſchwarz u. ſ. w. färbten, und davon verfertigten ſie hernach ihre Arbeiten künſtlich genug. Das Kraut wächſt von Jahr zu Jahr aus einerley Wurzel hervor, und daher iſt es nicht nöthig, daß man es jährlich aufs neue ausſäet. Aus der Wurzel und dem Stengel des friſchen Krauts, fließt ein weiſſer milchartiger Saft, der halbgiſtig iſt, aus. Das Fiſcherzeug der Wilden beſteht bisweilen ganz und gar daraus. Die Europäer aber ſelbſt nutzen es, ſo viel ich habe finden können, jetzt weiter zu nichts.

Flax, wie auch Cät=tail nannte man hier eine Grasart, welche neben und in dem Waſſer der Meerbuſen, Flüſſe, wie auch in groſſen tiefen Waſſerſtrudeln, wuchs. Hier pflegt man die Blätter davon zuſammen zu weben oder zu flechten, groſſe längliche Kränze oder Ringe daraus zu machen, und ſie an den Hals des Pferdes zwiſchen den Bögen und dem Haarboden der Mähne* zu hängen, um zu verhindern, daß der Hals des Pferdes bey dem Ziehen von den Bögen nicht beſchädigt werde. Der Boden oder Sitz bey den Stühlen, die eine Rückenlehne hatten, war an vielen Orten ganz und gar aus dieſen Blättern zuſammen geflochten. In vorigen Zeiten wandten die Schweden die Wolle, die um die Samen herum befindlich iſt, anſtatt der Federn in den Betten, an. Da ſie aber in Zotten zuſammenfiel, und ſich ſehr wülſtete, wenn man die Betten einige Zeit gebraucht hatte: ſo hat man ſie jetzt abgeſchaft. Ich übergehe den beſondern Nutzen dieſes Graſes in der Arzneikunſt, und überlaſſe ihn den Aerzten.**

* Lokorne och Häſtmanken.

** Dieſes Gewächs iſt die Typha latifolia *Linn. Flor. Suec.* 830.

Landlöck heißt eine Art Lauch bey den Schweden, welche nun faſt auf allen mit Sand vermiſchten Aeckern wächſt, und ſehr viel Aehnlichkeit mit demjenigen hatte, der bey uns in Schweden auf waldigten Anhöhen zeitig hervorzukommen pflegt. Die Engländer nannten ihn Garlick. Auf einigen Aeckern wuchs er in ſehr groſſer Menge. Wenn die Kühe auf dieſen Aeckern weideten, und den Lauch fraſſen, nahm beides ihre Milch und die davon gemachte Butter, einen ſo ſtarken Geſchmack darnach an, daß ſie kaum zu genieſſen war. Bisweilen verkaufte man in Philadelphia auf den Märkten, welche Mittwochs und Sonnabends gehalten werden, Butter, welche ſo ſtark nach dieſem Lauche ſchmeckte, daß man ſie gar nicht gebrauchen konnte. Man verſtattet nicht den Kühen, ſondern blos andere Arten von Vieh, an den Orten zu weiden, wo er in Menge wächſt. Wenn das Vieh viel davon des Sommers gefreſſen hat, und hernach im Herbſte geſchlachtet wird, ſchmeckt das Fleiſch gleichfalls ſo ſtark nach Lauch, daß es nicht gegeſſen werden kann. Dieſer Lauch läſt ſich zeitig im Frühling ſehen. Die Pferde giengen ihn immer vorbey, ohne ihn zu eſſen. *

Es würde gar zu vielen Platz wegnehmen, und das Werk zu weitläuftig machen, wenn ich aus meinem Tagbuche hier einrücken wollte, zu welcher Zeit ein jedwedes von den hier im Lande wildwachſenden Kräutern zuerſt in Blüthe gekommen, in ſeiner Schönheit geſtanden, reife Saamen erhalten, was es für ein Erdreich beſon-

* Es iſt das Allium aruenſe, odore graui, capitulis bulboſis rubentibus. *Gron. Flor. Virg.* 37.

beſonders erforderte, anderer Umſtände zu geſchweigen. Die meiſten Leſer dürften auch an einer ſolchen von ihnen ſo genannten botaniſchen Neugierigkeit, wenig Gefallen finden. Ich will dahero alles dieſes auf ein anderes Werk, welches beſonders von den Gewächſen des nördlichen Amerika handeln wird, verſparen, und hier blos derjenigen Kräuter und Bäume gedenken, welche, einer beſondern Eigenſchaft wegen, bekannt gemacht zu werden verdienen.

Vom zwölften. Des Morgens reiſete ich hinauf nach Philadelphia und den Oertern daherum, um zu erfahren, ob hieſelbſt mehrere Kräuter hervorgekommen oder zu finden wären, als unten in Racoon und Neu-Jerſey. Die naſſe Witterung, welche nun einige Tage vorher gewähret, hatte ziemlich die Wege an niedrigliegenden und thonigen Oertern verdorben.

Das **Laub**, daß in dem verwichenen Herbſte abgefallen war, hatte die Erde zur Dicke einer Querhand bedeckt. Da nun dieſes den Graswachs zu hindern ſchien, ſo hatte man gröſtentheils die Gewohnheit, daſſelbe, im Merzen, oder zu Ende dieſes Monats, nach dem alten Stil, anzuzünden und zu verbrennen, damit das Gras deſto freyer wachſen könnte. Ich fand heute an vielen Stellen die Erde auf dieſe Weiſe abgebrannt. Wenn aber dies eines Theils nützlich iſt, ſo ſchadet es auf vielfältig andere Art. Alle junge Sprößſe von verſchiedenen Bäumen, werden zugleich verbrannt. Dadurch vermindert ſich der Wald. Und an ſolchen Stellen, wo man dieſes Brennen in einigen Jahren ausgeübet hatte, ſtunden auch wirklich blos alte Bäume noch, welche,

wenn ſie abgehauen werden, nur ein nackendes und von Waldung entblöſtes Feld zurück laſſen. Zugleich werden allerhand Bäume und Kräuter verzehret, oder wenigſtens verlieren ſie durch das Feuer ihre keimende Kraft. Ein groſſer Theil Pflanzen und die meiſten Grasarten dauern hier nur ein Jahr über. Die Saamen von dieſen liegen zwiſchen dem Laub, und müſſen folglich, wenn das Laub verbrennt, zugleich mit verzehrt werden. Hier haben wir eine neue Urſach von der vorhero * erwähnten allgemeinen Klage, daß nun weit weniger Gras und Kräuter in den Wäldern, als in vorigen Zeiten, zu finden iſt. Eine Menge dürrer oder holer Bäume, brennt bisweilen zugleich auf, welche ſonſt anſtatt des Holzes, und zur Erſparung der Wälder, hätten dienen können. Die Nahrungserde nimmt auch dadurch ab, anderer Nachtheile, die daraus entſtehen, jezt nicht zu gedenken. Um dies zu verhindern, hatte die Regierung an dieſem Orte kürzlich ein Geſetz ausgegeben, wodurch ein ſolches Brennen gänzlich verboten wird. Dem ohngeachtet folgte ein jedweder ſeinem Gutdünken, und alle tadelten dies Verbot.

In den Wäldern fand man nun eine Menge von Waldläuſen. Sie ſind ein ſehr ärgerliches Geſchmeiß. So bald man ſich da auf einen Stumpf eines Baumes, oder einen abgehauenen Stamm, oder auf die bloſſe Erde niederließ, kam der ganze Schwarm auf die Kleider, und ſchlich ſo unvermerkt nach dem bloſſen Körper hin. Ich habe ihre ſchlimme Eigenſchaften, und andere Umſtände,

* Man ſehe den 2ten Theil auf der 484ſten, und den 3ten auf der 98ſten Seite.

Umſtände, in den Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften * umſtändlich angeführt, woſelbſt man dasjenige finden dürfte, was die Wißbegierde in dieſem Stücke befriedigen kann.

Man gab mir heute ein Stück **verſteinertes Holz**, das man in Racoon, tief in der Erde, gefunden hatte. In dieſem Holze ſahe man ſo wol die Fäſern, als die innern Ringe, ganz deutlich. Es ſchien ein Stück vom Hikery geweſen zu ſeyn. Denn es war demſelben in allem ſo ähnlich, als wäre es kurz vorher vom Stamme abgehauen worden.

Ich erhielt auch heute **Muſchelſchaalen**, von der Art, welche die Engländer Clam nennen, und wovon die Wilden ihr Geld und ihre Zierrathen machen (wovon ich in der Folge ein mehrers ſagen will) zum Geſchenk. Dieſe waren nicht neu, ſondern ſolche, die man faſt über ganz Neu-Jerſey tief in der Erde, wenn man Brunnen gräbt, findet. Die lebendigen findet man nun blos in ſalzem Waſſer an dem Meer: Dieſe aber hatten ſie in Racoon 8 oder 9 engliſche Meilen vom Fluß Dellawara, und faſt 100 Meile vom Meer, gefunden.

Des Abends reiſete ich zum Herrn **Bartram**.

Vom dreyzehnten. Ich wandte den Tag zu verſchiedenen Beobachtungen, welche die Kräuterkunde betreffen, an.

* Man ſehe das Jahr 1754, auf der 19ten Seite.

Es hiengen zwey Weſpenneſter in einem hohen Ahornbaum, über dem Waſſer. Sie waren völlig ſo wie unſere gewöhnlichen gebauet; nur daß ſie gröſſer waren. Ein jedes Neſt betrug eine halbe Elle im Durchſchnitt. In einem jedweden lagen 3 Kuchen, über einander, unter denen der unterſte am gröſten war, die übrigen aber nach der Ordnung an der Gröſſe abnahmen. Es befanden ſich auch einige Eyer darinn. Der Durchſchnitt des unterſten Kuchens machte $7\frac{1}{2}$ Zoll, und der von dem oberſten $4\frac{1}{2}$ Zoll aus. Die Fächer, worinn die Eyer oder die Jungen gelegen, waren ſechseckig, und die Farbe des Weſpenneſtes grau. Man ſagte, daß ſie dieſe Neſter aus den grauen Flocken, die an alten Zäunen und Wänden hangen, verfertigten. Eine dunkelbraune Biene mit ſchwarzen Fühlhörnern, einem mit zwey ſchwarzen Ringen bezeichneten Unterleibe, und violetten Flügeln, * flog hier zwiſchen den Bäumen herum, und dürfte ein Bewohner von dieſen Neſtern ſeyn.

Eine andere Art Weſpen, die gröſſer als dieſe ſind, bauen ihre Neſter ganz offen. Es beſtehet blos aus einem Kuchen, der keine Bedeckung um ſich herum hat, und auf den Zweigen der Bäume angelegt wird. Die Fächer ſind Horizontal, und wenn das Ey oder die Jungen darin liegen, ſo hat das Fach eine Decke über ſich, damit der Regen nicht hineintreiben kann. Wo aber die Mütter des Sommers bey Ungewittern ſeyn mögen, weiß ich nicht, wofern ſie ſich nicht in den Bergritzen aufhalten. Der Theil des Kuchens, der nach oben gekehrt wird,

* Apis fuſca, antennis nigris, abdomine annulis duobus nigris, alis violaceis.

wird, iſt mit etwas Fett überzogen, ſo daß der Regen nicht durchdringen kann. Die Fächer ſind durchgehends ſechseckig, 5, 6 oder 7 geometriſche Linien tief, und ihr Durchſchnitt hält 2 ſolcher Linien. Der Herr Bartram bemerkte, daß dieſe Neſter aus 2 Dingen beſtehen, nehmlich aus den Flocken, die man auf alten Zäunen findet, und welche durch den Wind abgeſondert worden ſind; denn man ſieht ſehr oft die Weſpen daſelbſt ſitzen und ſie abnagen. Die Seiten aber und der Deckel der Fächer rühren aus dem Thierreiche oder von einem Schleim her, den die Weſpen von ſich gegeben, oder den ſie mit ihrem Munde aus einer Materie, die ihr abgegangen, zubereitet hat. Denn, wenn die Materie, woraus die Seiten und der Deckel der Löcher beſtehen, mit einer Kohle gebrannt wird, ſo faßt ſie kein Feuer, ſondern ſie wird nur geſengt und kräuſelt ſich ab, und giebt einen Geruch von ſich, als wenn Haare oder Horn gebrannt werden. Wenn aber mit dieſem Kohlfeuer der Boden angezündet wird, ſo brennt er, als wenn man Leinwand oder einen trockenen halb verfaulten Stamm anſteckt, und giebt einen Geruch von verbranntem Holze von ſich. Die Weſpen, deren Neſter in dieſen offenen Kuchen ſind, haben drey erhabene glänzende ſchwarze Puncte vor der Stirne, und an dem Rumpfe einen ſchwarzen fünfeckigen Flecken. * Dieſe Weſpen kriechen ſpät in den Herbſt in tiefe Bergklüfte ein, wo ſie den Winter über ohne Empfindung liegen. Im Frühling aber, wenn warme Tage einfallen, kriechen ſie aus, und

* Apis punctis tribus eleuatis nigris nitidis frontis, macula thoracis nigra, quinquangularis.

und bleiben den Tag über auſſen. Wenn die Nächte aber kalt werden, kriechen ſie wieder zurück. Ich wurde zeitig im Frühling, bey Sonnenſchein, dieſer Thiergen in den Bergklüften, und rings um ſie herum, gewahr. Man ſagte, daß eine andere Art Weſpen ihre Neſter in der Erde anlegt.

Der Waſſerkäfer mit dem Zunamen, des Schwimmers, * lief in Menge auf dem Waſſer.

Vom vierzehnten. Des Morgens reiſete ich hinunter nach Cheſter.

Es waren an verſchiedesen Oertern Sägemühlen errichtet, woſelbſt man Bretter von allerhand Arten Eichen und anderen Bäumen zerſägte. Ich kam heute bey zweyen ſolchen vorbey: keine von ihnen aber hatte mehr als ein Blatt. Ich fand auch hier, daß man mit dem Gehölze ſehr unrathſam verfahren war. An ſehr vielen Stellen hier im Lande war die Gewohnheit angenommen, daß, wenn jemand eine Mehlmühle, Sägemühle oder Eiſenfabrik anlegen wollte, und der Ort bey dem Falle, zur Errichtung des Gebäudes ſelbſt, nicht bequem genug war, alsdann das Waſſer noch ein langes Stück weiter hinunter geleitet wurde. Dies geſchahe aber nicht mit Rinnen von Brettern, ſondern ſie hatten an der einen Seite des Fluſſes eine lange Bank von Erde aufgeworfen, oder zur Seite der Anhöhe einen kleinen Bach gegraben, der bisweilen ſehr krumm lief. Und in dieſen groſſen Graben oder Bach wurde das Waſſer faſt horizontal geleitet, bis ſie auf eine ſolche Stelle kamen, welche

zur

* Dytiſcus natator.

zur Ausführung des Gebäudes dienlich ſchien. Wenn ſie an der Seite der Anhöhe, der Steine und anderer Hinderniſſe wegen, nicht graben konnten: warfen ſie in einiger Entfernung von der Seiten Erde auf, und machten wie eine Erdbank, zwiſchen der und der Anhöhe nachher das Waſſer zu flieſſen kam. Der Damm ſelbſt war bey dem Anfange dieſer mit Kunſt gemachten Rinne, mit Oefnungen verſehen, wodurch das Waſſer abgelaſſen werden konnte, wenn davon zu viel war.

Vom ſechzehnten. Des Morgens reiſete ich nach Racoon.

Man hatte hier zu Lande viererley Arten Schwalben, nehmlich ſolche, die ſich in den Scheunen, in den Schornſteinen, und in der Erde aufhalten, und dann noch eine Art, welche die Engländer Martins heiſſen.

Die Scheunenſchwalben, oder wie einige von den Schweden ſie nannten, die Hausſchwalben, * ſind diejenigen, welche die beiden langen Schwanzfedern, die wie eine Scheere geſtaltet ſind, haben. Dieſe findet man über das ganze nördliche Amerika, wo ich gereiſet bin. Ob ſie gleich der Farbe nach faſt in allen Stücken mit unſern Europäiſchen übereinſtimmen, ſo ſcheint doch ein kleiner Unterſcheid in dem Geſange zu ſeyn. In dieſem Jahr gab ich nicht Achtung, wenn ſie zuerſt ſich zeigeten. Aber im folgenden Jahr 1750, ward ich ſie zum erſten mahl im Frühling den zehnten des Aprils, nach dem neuen Stil, gewahr; den darauf folgenden eilften ſahe ich

* Ladu-Swalor, Haus-Swalor, Hirundo ruſtica. Hausſchwalben.

ich eine Menge des Morgens auf Pfählen und Planken ſitzen, und waren ſie noch ganz naß, als wenn ſie aus der See gekommen wären. Dieſe bauen ihre Neſter beides in den Häuſern und unter den Dächern auf der äuſſern Seite, unter den Dachſchwellen. Ich bemerkte aber auch, daß verſchiedene von ihnen ihre Neſter an dem untern Theile von ſolchen Bergen und Klippen erbauet hatten, welche nicht ſenkrecht waren, ſondern deren oberer Theil ſich neigte, und weiter hinaus, als der untere, trat. Eben ſo, wenn eine ſenkrechte Klippe eine kleine Ecke hatte, ſo baueten ſie ihre Neſter darunter. Hieraus erhellet, wo und an welchem Orte die Schwalben ihre Neſter, ehe die Europäer ſich hieher begaben und Häuſer aufführten, müſſen gemacht haben. Denn es iſt bekannt, daß die Hütten der Wilden zum Aufenthalte für dieſe Schwalben nicht dienlich geweſen ſind. Eine angeſehene Frau berichtete mir folgendes mit ihren Kindern, welches ſie verſicherten mit eigenen Augen geſehen zu haben. Ein Paar Schwalben führten in dem Stalle dieſer Frau ihr Neſt auf, worin das Weibgen nachher ihre Eyer legte, und ſich auf dieſelben ſetzte. Einige Tage darauf ſahe das Geſinde, daß das Weibgen zwar die Eyer noch unter ſich hatte; das Männgen aber flog bisweilen neben dem Neſte herum ab und zu, ließ ſich auf einen Nagel zur Seite nieder, und gab beſtändig einen Laut von ſich, der eine Unruhe verrieth. Nach einer genauern Unterſuchung, fanden ſie das Weibgen auf den Eyern todt liegen, das ſie nachgehends wegwarfen. Das Männgen flog darauf zum Neſte, und ſetzte ſich eine Weile auf die Eyer. Da er aber daſelbſt ohngefehr ein paar Stunden gelegen war, und gleichſam meinte,

meinte, daß die Arbeit zu mühſam wäre, flog er weg, und kam den Nachmittag mit einem Weibgen nach Hauſe, welches nicht allein über den Eyern lag, und ſie ausbrütete, ſondern auch die Jungen bis ſie groß wurden, und ſich ſelbſt verſorgen konnten, ernährete. Von dem Aufenthalte der Schwalben den Winter über, hegten ſie hier vrſchiedene Meinungen. Ein groſſer Theil von den Schweden glaubte, daß ſie des Winters auf dem Grunde der See lägen. Andere, ſowol unter den Schweden als Engländern und Franzoſen in Canada, hielten dafür, daß ſie im Herbſt nach den ſüdlichen Orten hinzögen, und im Frühling wieder zurück kämen. In Albany verſicherten mich einige, daß man ſie im Winter in tiefen Löchern und Klüften der Wege gefunden hätte, woſelbſt ſie im Schlummer gelegen wären.

Die Schornſteinſchwalben * ſind die andere Art, welche daher dieſen Namen führen, weil ſie in ſolchen Schornſteinen ihre Neſter bauen, wo des Sommers nicht eingeheizet wird. Bisweilen, wenn nicht zu ſtark Feuer auf dem Heerde angemacht wird, kehren ſie ſich nicht ſonderlich an den Rauch, ſondern bleiben demohngeachtet in dem Schornſtein ſitzen. Ich wurde ſie in dieſem Jahre nicht eher, als weit in den May hinein, gewahr: im folgenden Jahre 1750 aber, waren ſie den dritten im May, nach dem neuen Stil, eben angekommen. Denn dieſe zeigen ſich nicht ſo zeitig, als die andern Schwalben. Es iſt bey dieſen beſonders, daß eine jede Feder im Schwanze ſich mit einer ſteifen ſcharfen Spitze, faſt wie die Spitze eines Pfriems, endiget. Mit

* Korſtens-Swalor.

Mit dieſem Schwanze heften ſie ſich an die Seite der Schornſteinmauer an, halten ſich mit den Füſſen feſt, und drücken den ſteifen Schwanz gegen die Steine an, von denen ſie auf dieſe Weiſe eine Stütze erhalten. Sie erregen den ganzen Tag einen groſſen Lermen in dem Schornſtein, durch ihr Auf- und Niederfliegen, ſo daß es bisweilen läſt, als wenn es donnerte. Dieſe ſind unter allen gemeinen Schwalben, die ſich hier aufhalten, die erſten. Da ſie nun hier zu Lande ihre Neſter blos in den Schornſteinen anlegen, und man weiß, daß die Wilden nicht einmahl einen gemauerten Heerd, vielweniger einen Schornſtein, in ihren Hütten haben, ſondern das Feuer auf der Erde ſelbſt in ihrem Gebäude anmachen: ſo frägt ſich, wo dieſe Schwalben ihre Neſter, ehe die Europäer hieher kamen, und Schornſteine aufführten, gebauet haben? Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie dieſelben damahls in groſſen hohlen Bäumen angebracht haben. Eben dies nahmen Herr Bartram und viele andere hier an. Catesby hat dieſe Schornſteinſchwalbe beſchrieben, und in ihren Farben nach dem Leben abgemahlt. * Und der Ritter **Linnäus** ** giebt ihre gleich lange Schwanzfedern, die an der Spitze pfriemförmig und kahl ſind, als Unterſcheidungszeichen an.

Die **Erdſchwalben** *** trift man überall in Amerika an. Sie machen ihre Neſter in der Erde, wo die

* Unter dem Namen, Hirundo cauda aculeata americana. *Natur. Hiſt. of Carol. Vol.* 3. *p.* 8. *t.* 8.

** Hirundo (pelagica) rectricibus aequalibus apice ſubulatis nudis. *Syſt. N. Edit.* 10. *p.* 192.

*** Jord-Swalor, Strandſchwalben. *Hirundo riparia Linn.*

die Seitentheile der Ströme, Flüſſe und Seen ſchräg ablaufen.

Martins wurde hier von den Engländern eine Art Schwalben genannt, welche Catesby * gleichfalls beſchrieben und in ihren Farben vorgeſtellt hat. Dieſe ſind hier nicht ſo gemein, wie die vorhergehenden. Ich ſahe an mehreren Orten, daß man mit Fleiß kleine Häuſer von Brettern, auſſen vor den Wänden, aufgeſchlagen hatte, damit ſie ihre Neſter darin machen könnten. Denn es war den Leuten ſehr darum zu thun, dieſe Schwalben neben dem Hofe zu haben, weil ſie, ſo bald ſie einen Habicht oder eine Krähe erblicken, dieſelben entweder von dem Hofe vertreiben, oder durch ihr Geſchrey und ihren Laut, die Hühner warnen, vor einem herbeynahenden Feinde ſich in acht zu nehmen. Daher laufen auch die Hühner, ſo bald ſie dieſe Schwalben ſchreyen hören, insgeſamt geſchwinde weg, und verſtecken ſich.

Vom ſiebenzehnten. Die Schweden nannten eine kleine Staude **Musträd**,** welche auf den Anhöhen gegen Moräſte wuchs, und nun in der beſten Blüthe ſtund. Die Engländer nannten ſie **Mouſewood**, welches eben das bedeutet. Die aber, welche zu Albany wohnten, gaben ihr den Namen **Leatherwood**; weil ihre Rinde ſo zähe als Leder iſt. Bey den Franzoſen in Canada hieß ſie **Bois de plomb**; indem das Holz ſelbſt ſo

* *Nat. Hiſt. of Carol. Vol. I. p.* 51. *t.* 51. Er nennt ſie Hirundo purpurea.

** Mäuſeholz. Dirca paluſtris, *Linn. ſpec.* 358.

ſo weich und zähe als Bley iſt. Wie die Indianer ehedem hier unter den Schweden wohnten, haben ſie aus der Rinde dieſes Buſches Körbe, Stricke, und andere Dinge verfertigt. Sie läßt ſich dazu wegen ihrer vorzüglichen Zähigkeit, und ihrer Stärke, worin ſie der Rinde der Linden nichts nachgiebt, ſehr gut brauchen. An vielen Stellen hier im Lande bedienen ſich ſowol die Engländer und Holländer, als die Franzoſen in Canada, der Rinde in allen den Fällen, wozu ſonſt die Lindenrinde angewandt wird. Inſonderheit verfertigt man Stricke daraus, oder man braucht ſie ſonſt, wenn etwas zu binden iſt. Der Baum an ſich iſt ſehr zähe, ſo daß er ohne Meſſer oder durch das bloſſe Brechen nicht leicht von einander zu bringen ſtehet. Bey einigen ſind die Zweige ein Werkzeug, womit man die Kinder züchtiget.

Die **Schlitten**, die man hier brauchte, inſonderheit im Winter, Holz mit nach Hauſe zu fahren, waren ziemlich ungeſchickt. Gemeiniglich ſtunden die beyden Kuſen, zwey Ellen, oder etwas mehr, von einander ab.

Vom achtzehnten. Beides die Schweden und Engländer pflegten im Frühling **Grünkohl** von verſchiedenen wilden Kräutern zu ſammlen, unter denen die folgenden inſonderheit den andern vorgezogen wurden.

Der **krauſe Pferdsampfer** * wuchs auf ungepflügten Ackerfeldern und andern Stellen in einem niedrigliegenden Erdreiche. Sie wählten vornehmlich denjenigen, der grüne Blätter hatte, und lieſſen den mit den

* Rumex criſpus, *Linn.* Flor. ſvec. 298. 314.

den blaſſen ſtehen. Denn nicht ein jedweder Pferdsampfer iſt, da bey einigen die Blätter ganz bitter ſchmecken, hierzu tauglich. Vorerwähnte grüne Blätter ſammlete man zu jetziger Zeit überall, und einige richteten ſie auf eben die Weiſe, wie wir in Schweden unſern Spinat, zu. Die meiſten aber kochten die Blätter in eben dem Waſſer oder der Brühe, worin man kurz vorher Fleiſch gekocht hatte, drückten darauf das Waſſer aus, und aſſen den Kohl hernach mit gekochtem Fleiſche, oder auch für ſich allein. Hierbey iſt zu merken, daß weder die Engländer, noch die Schweden, hieſelbſt den Grünkohl, ſo wie es in Schweden geſchieht, nehmlich mit Löffeln, ſondern ſo, wie ich es ſchon beſchrieben habe, eſſen. Sie legen ihn nehmlich, nachdem das meiſte Waſſer ausgedrückt worden, rund um das Fleiſch auf der Schüſſel herum, und nehmen mit dem Meſſer dann ſo viel, als gefällig iſt, davon. Mehrentheils wird auch Eßig in einem Unterſchälgen auf den Tiſch gebracht, damit derjenige, dem es beliebt, davon auf ſeinen Kohl etwas gieſſen kann. Ich kann nicht ſagen, daß der Kohl von dieſem Pferdsampfer ſo ſonderlich gut ſchmeckte.

Der weiſſe Gänſefuß * wuchs hier verſchiedentlich um die Höfe herum im fetten Erdreiche ſehr häufig. Er war die zweyte Pflanze, die man hier in Menge, als Grünkohl, genoß. Man pflückte das Kraut ab, da es noch zart, und ohngefehr eine Viertelelle hoch war, und richtete es völlig auf die Weiſe, wie den vorhergehenden Pferdsampfer, zum Kohl zu.

 Die

* Chenopodium album, *Linn. Fl. ſvec.* 212, 218, das ſonſt Atriplex ſylueſtris, folio ſinuato candicante, *Bauh. Pin.* 119. genannt wird.

Die **Phytolacca** * oder **Päcken** war die dritte Pflanze, die man hier in dieſem Frühling ſehr ſtark zu dieſem Endzwecke nutzete. Die Zubereitung kömmt völlig mit derjenigen, die ich von dem Pferdsampfer erwähnet habe, überein. Man muß die Blätter, wenn ſie jung und zart ſind, nehmen; denn wenn ſie gröſſer werden, ſind ſie wegen ihres Giftes, gefährlich zu eſſen. Bisweilen kann die Pflanze wohl eine Elle, oder noch mehr, hoch ſeyn: es ſchieſſen aber doch oft unten Blätter hervor, welche, ob der Stengel ſelbſt gleich lang iſt, doch ganz zart ſind. Dieſe neuen zarten Blätter können wie die andern, zum Grünkohl gebraucht werden. Ich aß verſchiedene mahl dieſen aus der Phytolacca zubereiteten Kohl, und er bekam mir gut. Dieſer Pflanze habe ich auch oben ** ſchon gedacht. Bisweilen beſteht der Grünkohl blos aus einer einzigen von den erwähnten Pflanzen, als aus dem Pferdsampfer, oder dem Gänſefuß, oder der Phytolacca. Meiſtentheils aber vermiſchte man davon ſo viel zuſammen, als man erhalten konnte.

Vom zwanzigſten. Das **Erdbeerkraut** fand ich heute zum erſten mahl in Blüthe. Die Schweden nannten die Beere **Jordbär**. Sie ſind gemeiniglich gröſſer als unſere Schwediſchen: ſcheinen aber nicht ſo ſüß und wohlſchmeckend, ſondern etwas ſäuerlicher, zu ſeyn.

Die **jährliche Erndte** ſoll allezeit ſo beſchaffen ſeyn, daß die Einwohner gemeiniglich zureichlich viel Brodt

* *Linn. Hort. Vpſ.* 117.

** Im 2ten Theile auf der 339ſten Seite.

Brodt haben, ob ſie gleich in dem einen Jahre vortheilhafter, als in dem andern ſeyn kann. Ein angeſehener Mann von den Schweden, mit Namen Aeke Helm, von einigen ſiebenzig Jahren, verſicherte, daß während ſeiner ganzen Lebenszeit, hier niemahls ein wahrer Miswachs bemerkt worden; ſondern daß das Volk allezeit mit dem Zuwachs, den Gott verliehen, gut ausgekommen wäre. Hiebey aber muß man wiſſen, daß das Volk hier allezeit reines Brot von Weitzen, Rocken oder Mays, und niemahls ſchlechtere Getraidearten, vielweniger ſolche, die mit Halm, Hülſen oder Rinde vermiſcht ſind, iſſet. Eben dies bekräftigten auch viele ganz alte Leute, ſowol unter den Engländern, als Schweden; und ſie bezeugten, daß ſie ſich keines ſo groſſen Miswachſes entſinnen könnten, daß die Leute davon beſonders Noth gelitten hätten, oder noch weniger, daß jemand, wenn er auf dem feſten Lande geweſen, Hungers geſtorben wäre. Bisweilen wäre wohl der Preis des Getraides durch eine einfallende Dürre, oder eine andere ſchwere Witterung, in dem einen Jahre höher als in dem andern geſtiegen: doch wäre demohngeachtet jederzeit Getraide genug für die Einwohner des Landes vorhanden geweſen. Es ſcheint auch eine allgemeine Hungersnoth nicht leicht hier geſchehen zu können, woferne Gott nicht auf eine ganz beſondere Weiſe das Land ſtrafen wollte. Denn man weiß ſchon aus einer mehr als ſechzigjährigen Erfahrung, wie die Witterung hier beſchaffen iſt. Es fallen hier keine Froſtnächte ein, welche dem Keime ſchädlich ſeyn könnten. Die Näſſe iſt nicht langwierig. Die Dürre hält ſelten lang an. Und das, was noch für das wichtigſte zu halten, iſt dieß, daß ſie hier zu ſo vielerley

Getraidearten Zugang haben. Dieſe werden zu ungleicher Zeit geſäet, und zur Reife gebracht, ſo daß, wenn es mit der einen Art fehlſchlägt, die andere doch gedeihet und gut fortkömmt. Denn der Sommer iſt hier ſo lang, daß verſchiedene faſt dreymahl in einem Sommer reif werden könnten. Es iſt kaum ein Monat im Sommer, von und mit dem May, bis und mit dem October, und bisweilen November, in dem ſie nicht eine Frucht oder Getraideart einerndten ſollten. Es würde auch ein groſſes Unglück ſeyn, wenn ein Jahr einen merklichen Miswachs an Getraide mit ſich führete, indem es hier ſo, wie in vielen andern Oertern, zugieng. Man ſammlete niemahls etwas in Vorrath, ſondern war damit zufrieden, daß man für die gegenwärtige Zeit zureichlich verſehen war.

Die **Pfirſchenbäume** ſtunden nun überall bey allen Höfen und Pflanzungen in Blüthe. Die Blätter waren noch nicht ausgeſchlagen. Dahero konnten die Blüthen um ſo viel beſſer einem in die Augen fallen. Dieſe gaben durch ihre blaßrothe und dabey ſehr ſchöne Farbe ein anmuthiges Ausſehen, und ſie ſaſſen ſo dicht an einander, daß die Zweige faſt gänzlich dadurch umhüllet waren. Die andern Fruchtbäume hatten noch keine Blumen bekommen. Doch fiengen ſie bey dem Apfelbaume ſich ziemlich zu zeigen an.

Currants, war ein Buſch, welcher ſowohl von den Engländern, als den Schweden, dieſen Namen erhielt. Er wuchs an naſſen Oertern und neben Moräſten und ſtund nun verſchiedentlich in Blüthe. Dieſe war weiß, roch angenehm, und ſaß in länglichen Sträußgen.

Die

Die Frucht war wohlſchmeckend, und wird von allen, wenn ſie reif iſt, geliebt. Die Blume enthält einen fädenähnlichen Stiel, der kürzer als die Staubfäden, und in der Mitte in fünf Theile oder Narben getheilt iſt. * Die Staude iſt bey dem **Gronov** ** eine Miſpel, und bey dem Ritter **Linnäus** ein Weißdorn.

Vom zwey und zwanzigſten. **Zwipperiwill** wurde von den Schweden, und **Whip-poorwill** von den Engländern ein beſonderer Nachtvogel genannt, der ſich in dem nördlichen Amerika faſt die ganze Nacht durch hören läßt. Er iſt ſowol von Catesby als Edward *** beſchrieben und in den natürlichen Farben abgebildet worden. Der Ritter Linnäus macht ihn zu einer Abänderung von unſerm **Europäiſchen Tagſchläfer.** *** Er iſt auch der Geſtalt, Farbe, Gröſſe und verſchiedenen andern Eigenſchaften nach, unſerm Tagſchläfer ſo ähnlich, daß man ſie nicht leicht von einander unterſcheiden kann. Der beſondere Laut aber, der dem Amerikaniſchen eigen iſt, unterſcheidet ihn beides von dem Europäiſchen und andern Vögeln. Er iſt den ganzen Winter über von hier entfernt, kommt aber bey dem erſten Anbruch des Som-

* Stilus filiformis ſtaminibus breuior, in medio diuiſus in quinque partes ſeu ſtigmata.

** Meſpilus inermis, foliis ouato oblongis ſerratis ſubtus tomentoſis *Gron. Virgin.* 55. Crataegus tomentoſa *Linn. Spec. pl. p.* 476.

*** *Catesb. Nat. Hiſt. of Carolina. Vol. 3. p. 16. t. 16. Edward's Nat. Hiſt. of Birds p. 63. t.* 63. Sie nennen ihn Caprimulgus minor Americanus.

**** Caprimulgus Europaeus *Syſt. Nat. T. I. p.* 193. Natt-ſkråfwa.

mers wieder zurück. Heute hörte ich ihn zum erſten mahl, und pflichteten auch andere, die ich darum anſprach, mir bey, daß ſie ihn in dieſem Jahre nicht eher als jetzt vernommen hätten. Er hat den Schwediſchen und Engliſchen Namen wegen ſeines Lautes, oder der Wörter, die er gleichſam ausruft, erhalten. Genau aber davon zu reden: ſo ruft er nicht Hwipperiwill, oder Hwippuriwill, ſondern vielmehr Hw'ipperihwipp, da denn die erſte Sylbe einen Accent hat, die zweyte und dritte ganz kurz ausgeführt werden, die letzte aber wiederum mit einem Accent verſehen iſt. Die Engländer brechen etwas ſeinen Laut bey dem Namen, den ſie ihm geben, wenn ſie ihn, wie geſagt worden, Whippoorwill nennen. Alsdenn aber finden ſie in ihrer Sprache gewiſſermaſſen eine Bedeutung für ſeinen Namen. Denn Whip poor-wild heiſt ſo viel als den armen Wilden züchtigen. Man hört ihn weder, noch ſieht man ihn bey Tage. Sondern eine kleine Weile nach Untergang der Sonne fängt er ſein Hw'ipperihwipp zu rufen an, und ſetzt es alſo dicht an einander eine lange Weile fort, wie der Guckguck in Europa mit ſeinem Rufen anhält. Wenn er an einer Stelle eine Weile geſeſſen und gerufen hat, fliegt er davon nach einer andern hin, und fängt wieder an. Er kommt gemeiniglich ein oder mehrere mahl in jeder Nacht, und läßt ſich dichte vor den Häuſern hören. Ich ſahe ihn nachher oft des Abends ſpät zu den Häuſern hinkommen, und bisweilen ſich unter der Schwelle der Vorſtube, ja oft auf derſelben, niederſetzen und rufen. Er war nicht ſonderlich furchtſam vor Leuten. Denn wenn man ſtill ſtund, und ſich nicht bewegte, ließ er ſich gleich daneben nieder, und fieng ſeinen

nen gewöhnlichen Laut an. Die Abſicht, weswegen er die Häuſer ſuchte, war vornehmlich ſeine Nahrung, die in Inſekten beſteht, zu finden; und dieſe wuſte er, daß ſie ſich des Abends neben den Häuſern aufhalten. Als er nehmlich ganz ſtille ſaß und rief, und ein Inſekt vorbeyſtreichen ſahe, flog er geſchwinde in die Höhe und fieng es, und ſetzte ſich hernach wieder nieder. Es war gemeiniglich ein gewiſſer Vogel von dieſen, der des Abends zu den Höfen hinkam, derjenige nehmlich, der ſein Neſt da in der Nähe hatte. Nicht ſelten hörte man in der Nacht 4, 5 und mehrere nahe aneinander ſitzen, welche zuſammen in der Wette ſchrien, und einen ſtarken Schall in dem Walde erregten. In den Städten vernahm man ſie ſelten, weil ſie durch vieles Schieſſen entweder ausgerottet oder weggeſchreckt worden ſind. Sie ſitzen nicht gerne in Bäumen, ſondern gemeiniglich auf der Erde, oder tief in den Gebüſchen etwas von der Erde, oder auf den untern Stangen der Zäune. Sie fliegen immer nahe an der Erde. Mit einem ſolchen Rufen, wie ich beſchrieben habe, fährt er des Abends, bis es dunkel wird, fort; hernach iſt er bis zur Dämmerung ſtill, da er wieder anfängt, und nicht eher als gegen der Sonnen Aufgang aufhört. Darauf läßt er ſich nicht eher als den folgenden Abend, wenn die Sonne hinunter gegangen iſt, hören. Es iſt, als wenn die Sonne ſeinen Mund verſtopfen, oder mit ihrem Glanze ſeine Augen ſo beunruhigen ſollte, daß er ſtill ſitzen muß. Ich konnte niemahls bemerken, ob ich gleich mit Fleiß darauf Achtung gab, daß er mitten in der Nacht ruft; welches auch andere beſtätigten. Man ſagte, daß er ſich kein beſonderes Neſt bauete, ſondern

auf offenem Felde ſeine Eyer legte, deren er nur zwey hätte. Mein Bedienter ſchoß nach einem, der nicht weit von dem Hoſe in einem Buſche ſaß. Ob nun gleich ihn der Schuß nicht traf, ſo wurde er doch von dem Knall ſo erſchreckt, daß er zu Boden fiel, und eine Weile wie todt lag; er erholte ſich aber wieder. Wie er ihn in den Händen hielt, verſuchte er niemahls ihn zu beiſſen, ſondern er zuckte blos mit dem Körper um frey zu kommen. Ueber und dicht unter den Augen ſahe man verſchiedene ſchwarze, lange, und ziemlich ſteiſe Haare, wie bey andern Nachtvögeln. Wir lieſſen ihn nachmahls fliegen. Es wußte niemand, wozu er nützlich wäre. Noch wird er hier von den Europäern gegeſſen. Herr Catesby berichtet, daß die Wilden behaupten, daß man dieſe Vögel niemahls geſehen, noch von ihnen gehört hätte, ehe eine gewiſſe groſſe Schlacht, in der die Engländer eine Menge Wilden umbrachten, vorgefallen. Dahero glaubten ſie, daß dieſe ächzenden und zur Nachtzeit unruhigen Vögel ihrer erſchlagenen Voreltern Seelen wären.

Vom vier und zwanzigſten. An den **Kirſchbäumen** * fiengen heute die Blüthen an auszuſchlagen. Sie waren auch mit ziemlich groſſen Blättern verſehen.

Die Apfelbäume ** lieſſen gleichfalls heute eine und die andere aufgeſchloſſene Blume ſehen. Doch hatten die Kirſchbäume einen Vorzug vor ihnen. Sie fiengen auch an, von ihrem Laube grün auszuſehen.

Die

* Ceraſus ſat.

** Malus ſat.

Die **Maulbeerbäume** * ſtunden noch ganz kahl, und waren noch nicht belaubt; ſo daß ich mit Verdruß wahrnahm, wie dieſer Baum einer unter den letzten iſt, bey denen die Blätter ausſchlagen, und hingegen unter den zeitigſten, die reife Früchte bekommen.

Vom ſechs und zwanzigſten. Des Morgens reiſete ich nach **Pennsneck.**

Die **Tulpenbäume** fiengen an ganz grün von ihrem Laube auszuſehen, diejenigen vornehmlich, die groß waren. Dieſer Baum iſt alſo einer unter den zeitigſten, die im Frühling belaubt werden.

Bey dem **Saſſafrasbaum** waren heute zum erſten mahl die Blumen zu ſehen. Das Laub war noch nicht ſonderlich ausgeſchlagen. Die Blume hat einen ſehr angenehmen Geruch.

Die **fortdaurende Wolfsbohne** ** wuchs in den Wäldern ſehr häufig, und wird von den Schweden theils **Krusgräs**, theils **Ringgräs**, theils **Willa Bönor** genannt. Man fand ſie beides in fettem und magerm Erdreiche. Ich ſahe ſie an vielen Stellen auf äuſſerſt magern Sandfeldern und Tannenheiden, wo ſonſt andere Pflanzen nicht aushalten konnten, gut fortkommen. Ihre Blumen, die in der Mitte des Mayen meiſt hervor ſind, geben durch ihre ſchöne auf Purpur ſtoſſende Farbe ein hübſches Ausſehen. Man erzählte, daß das Vieh ihre Blumen begierig äſſe. Ich bemerkte aber

* Morus rubra.

** Lupinus perennis.

aber hernach zu mehrern mahlen mit Verdruß, daß es nicht ſo ſehr darauf, wie man geſagt hatte, wofern es anders ſonſt etwas zum beſten hatte, verpicht war; ſo grün, weich und hübſch auch dieſe Wolfsbohne ausſah. Sie lieſſen ſie meiſtentheils unberührt. Die Pferde aſſen die Blumen, kehrten ſich aber an die weichen grünen Blätter und Stengel nicht. Ich geſtehe, daß das Vieh bisweilen im Frühling die Pflanze ißt: darüber muß man ſich aber nicht verwundern. Die Noth hat kein Geſetz, bey dem Hunger ſchmeckt alles was vorkömmt, es will niemand zu Tode hungern. Es giebt nicht hier im Lande ſolche ſchöne grüne mit Gras bewachſene Felder zur Weide, wie in Schweden. Das Vieh muß hier das meiſte Futter im Walde ſuchen. Der Boden in den Wäldern iſt hier meiſtentheils ziemlich eben, ſo daß er verſchiedentlich in langabhängigen Erhöhungen abgeht. Die Bäume in dem Gehölze ſtehen ſehr weit von einander. Die darzwiſchen liegende Erde iſt nicht mit Waſen befeſtigt oder überzogen. Denn es giebt hier in den Wäldern ſehr wenige Grasarten. Der eine Halm ſteht hier, der andere dort. Die Erde iſt hier ſehr los, woran das Laub, das den Boden eine lange Zeit im Jahr bedeckt, und auf die Weiſe die Erde darunter locker erhält, nicht die geringſte Schuld hat. Das Vieh findet alſo ſehr wenige Grasarten im Gehölze, ſondern es muß ſich aus Mangel einer beſſern Weide mit allerhand Kräutern, die daſelbſt wachſen, befriedigen. Es werden aber doch nicht alle die beſten zum Futter für ſie ſeyn. Ich ſahe auch lange Zeit in dieſem Frühling, wie das Vieh, das in dem Gehölze weidete, das äuſſerſte der Zweige an jungen Bäumen, wie auch junge Spröſſe abnagete,

nagete, und ſich davon fütterte. Denn es waren noch keine Pflanzen daſelbſt hervor, und auſſerdem ſtehen die Kräuter, wie erwähnet worden, im Sommer hier ſehr undicht. Es iſt dann leicht einzuſehen, daß ſie in ihrem Hunger mit ſolchen Gewächſen vorlieb nehmen müſſen, die ihnen ſonſt nicht gerne anſtehen. Es ſcheint aber doch, als wenn es ſich der Mühe verlohnte, dieſe Wolfsbohne zur Verbeſſerung magerer Sandheiden anzuwenden. Man könnte ſchon Auswege erdenken, ſie für das Vieh wohlſchmeckend zu machen.

Die **Eichen** hatten hier eben die Eigenſchaften wie in den alten Ländern, nehmlich daß ſie nicht allein das alte Laub, den ganzen Winter über, häufig behielten, ſondern auch ſehr langſam waren, neues hervorzubringen. Sie ſtunden annoch faſt nackend und ohne Laub, und fiengen nur an etwas weniges zu zeigen.

Den **Humming-bird**, den die Schweden **Kungs-Fogel** nennen und von dem ich im zweyten Theile * umſtändlich geredt habe, wurde ich heute zum erſten mahl gewahr. Es war auch niemand in dieſer Gegend, der ihn in dieſem Jahr eher als heute geſehen hätte.

Von dem **Maywurm** ** ſahe man eine Menge auf der weiſſen Nieswurz ſitzen, deren Blätter jetzt ihre Mahlzeit waren. Ich gab eine lange Weile Achtung, wie begierig ſie fraſſen, ſo daß nach einigen wenigen Minuten ein halbes Blatt von dieſen hungrigen Gäſten verzehret

* Auf der 354ſten Seite.

** Meloë Proſcarabaeus.

zehret war. Einige von ihnen hatten ſchon ſo viel gegeſſen, daß ſie kaum Kräfte zu gehen hatten. Dennoch war dieſes Gewächs eine angenehme Nahrung für ſie, welches doch meiſtentheils ein gewiſſer Tod für andere Geſchöpfe iſt.

Die **Feuerfliegen** kamen heute zum erſten mahl zum Vorſchein, und flogen zwiſchen den Bäumen im Gehölze. Es ſahe im Finſtern aus, als wenn Feuerfunken hin und her fuhren. An einem andern Orte will ich eine ausführliche Nachricht von ihnen liefern.

Des Abends reiſete ich nach Bacoon.

Im May.

Vom erſten. In der geſtrigen Nacht fiel eine ſtarke Kälte ein, ſo daß der Boden, bey dem Aufgange der Sonne, von dem Reif ſchneeweiß ausſahe. Das Schwediſche Thermometer ſtund dazumahls $1\frac{1}{2}$ Grad unter 0, oder dem Gefrierungspuncte. Man bemerkte zwar kein Eis in flieſſenden oder einigermaſſen tiefen Gewäſſern: auf demjenigen Waſſer aber, das eine halbe Viertelelle zur Tiefe hatte, lag an einigen Oertern das Eis $\frac{1}{3}$ von einer geometriſchen Linie dick. Der Wind drehete ſich zwar den Abend vorher nach Süden, es war aber die ganze Nacht völlig ſtill. Die Aepfel und Kirſchbäume ſtunden nun am beſten in der Blüthe. Die Pfirſchenbäume hatten faſt ausgeblühet. Der gröſte Theil von den wildwachſenden Bäumen war mit zarten Blättern belaubt, und die meiſten blüheten, ſo wie auch faſt alle Eichen, der hellblümige Kornelkirſchenbaum, * Hickery,

* Cornus florida.

Hickery, Landpflaumen, Saſſafras, die Hainbuche, die Buche, und andere mehr.

Die Gewächſe, bey denen man gleich einen Schaden von dem Froſte verſpürete, waren folgende. 1. Der **Hickery.** An den meiſten jungen und zarten Bäumen war das Laub verfroren, ſo daß es den Nachmittag ganz ſchwarz ausſahe. Das Laub war gröſtentheils an den Bäumen, wo es ſich entwickelt hatte, durch die Kälte verzehret, und zwar überall, auf den Feldern, neben den Moräſten und in den Wäldern. 2. Die **ſchwarze Eiche.** An verſchiedenen jungen Bäumen war das Laub beſchädigt. 3. Die **weiſſe Eiche.** Bey einem und dem andern von den ganz kleinen Bäumen war das Laub verfroren. 4. Die **Kirſchblüthen** hatten verſchiedentlich Schaden gelitten. 5. Die Blumen von dem **Engländiſchen Wallnußbaume** waren ganz und gar verfroren. 6. Der **glatte Schlingbaum.** * Bey einigen wenigen war das Laub ausgeſchlagen, und dieſes war durch den Froſt verdorben. 7. Der **Wurzelſchlagende Schlingbaum.** ** Einige zarte Bäume litten durch die Kälte, und das Laub verfror zum Theil. Von den **Wieſenrauten** *** waren beides die Blumen und Blätter ziemlich verfroren. 9. Das **Podophyllum mit Schildförmigen Blättern.** **** Davon waren einige wenige angegriffen, ſo daß ohngefähr einer unter 500 zu zählen war. 10. **Farrenkräuter.** Es war eine Menge

* Rhus glabra.

** Rhus radicans.

*** Thalictra.

**** Podophyllum peltatum.

Menge von denen, welche kürzlich ausgeſchlagen, mitgenommen. Auſſerdem muß ich hieher eine und die andere Pflanze rechnen, welche ich doch, wegen ihres zarten Wachsthums noch nicht ſo genau unterſcheiden konnte.

Dieſen Tag reiſete ich nach verſchiedenen Orten hin.

Die **carmeſinrothe Bartſia** * wuchs auf verſchiedenen niedrigliegenden Wieſen in groſſer Menge. Die Blumenknoſpen derſelben waren nun mit ihrer vortreflichen Coccionellfarbe geſchmückt, und ſie ſtund als eine Zierde auf den Wieſen. Es wuſte hier niemand ihr einen andern Nutzen zuzueignen, als daß ſie eine Weide und Zierde der Augen wäre.

Es hatte einer von den Schweden mit Namen Måns Keen einen **Engländiſchen Wallnußbaum** ** in ſeinem Garten gepflanzet, welcher nun 2 Klaftern hoch war. Er ſtund jetzt in voller Blüthe, und trug ſchon groſſes ausgeſchlagenes Laub: da hingegen die ſchwarzen Wallnußbäume, die hier im Lande überall wild wuchſen, noch kein Laub hervorgebracht hatten, auch nicht in Blüthe gekommen waren. Der Froſt, der in der vorigen Nacht eingefallen war, hatte faſt alle Blumen an dieſem Europäiſchen gänzlich verdorben. Der Herr Franklin berichtete mir hernach, daß man in Philadelphia Engländiſche Wallnußbäume, die ſehr gut fortgekommen wären, gehabt hätte; ſie wären aber doch, wenn ein ſehr kalter Winter eingefallen, von der Kälte ausgeſtorben.

Ich

* Bartſia coccinea.

** Iuglans regia.

Ich ſahe mich heute genau nach den **Bäumen, welche noch kein Laub erhalten hatten**, um, und fand, daß es die folgenden waren: der ſchwarze Wallnußbaum; die Eſche; der Ahornbaum mit zuſammengeſetzten Blättern, * der hier weiſſe Eſche genannt wird; der Fiſcherbaum; ** der Perſimon; *** die wilden Weinranken; **** und der Sumach. †

Die Bäume, bey denen das Laub auszuſchlagen anfieng, waren dieſe: der Maulbeerbaum, †† der Caſtanienbaum, die Waſſerbüche, ††† Saſſafras, Hickery. Von der letzten Art waren einige Bäume ſchon mit einem groſſen Laube verſehen; andere aber hatten noch gar keines. Bey den übrigen Abänderungen, die man von dem Hickery hat, wird wohl ebenfalls dieſe Ungleichheit ſtatt finden.

Der **Virginiſche Kirſchbaum** wuchs hin und wieder in den Waldwieſen und dem Gehölze. Sie hatten ſchon ein ziemlich groſſes Laub. Die Blumen aber waren noch nicht völlig ausgeſchlagen.

Der Saſſafras blühete nun überall. Sein Laub aber hatte ſich noch nicht völlig entwickelt.

Gyllen-

* Acer foliis compoſitis. *Linn.*

** Nyſſa.

*** Dioſpyros Virginiana.

**** Vitis labruſca.

† Rhus glabra.

†† Morus rubra.

††† Platanus occidentalis.

Gyllenträ wird hier von den Schweden derjenige Baum genannt, der bey den Kräuterkennern der Storaxbaum * heiſſet. Die Engländer nannten ihn Sweet gum. Er kam am beſten in den Wäldern, an niedrigliegenden Orten, in und neben Waſſerſtrudeln, fort. Sein Laub war nun zum Theil an dem Gipfel des Baums, ob es gleich ſehr zart war, ausgeſchlagen. Dieſer Baum wächſt ſehr dick, und öfters zu der Höhe, wie die gröſten Tannen und Eichen. So wie er in die Höhe ſchieſſet, ſo verdorren die unterſten Zweige und fallen ab, der Stamm wird daher gröſtentheils ganz glatt und entblößt von Zweigen, und gerade, ſo daß zu oberſt an demſelben eine groſſe Krone zuletzt entſtehet. Die Saamenkörner ſitzen in runden zackigen Zapfen, welche im Herbſte von dem Baum herunter fallen. Und da der Baum ſehr hoch iſt, ſo werden ſie durch die ſtarken Winde weit herum getrieben. Es iſt dahero, wegen der genannten zackigen Zapfen, oder Saamenbehältniſſe, nicht ſonderlich angenehm, barfuß unter dieſen Bäumen zu tanzen. Ich habe ſchon an einem andern Orte * von dem Nutzen und den Eigenſchaften dieſes Baums gehandelt. Dem kann folgendes zugefüget werden. Das Holz hat die Eigenſchaft, daß es ſehr glatt gemacht werden kann, indem einige Stämme ſehr feinädrig ſind; dabey aber iſt es nicht ſehr hart. Man kann mit einem Meſſer Buchſtaben in daſſelbe einſchneiden, welche ſo eben ausſehen, als wenn ſie in Kupfer geſtochen wären. Herr Levis Evans ſagte, daß kein Holz hieſelbſt ſo tüch-

tig

* Liquidambas ſtyraciflua.

** In dem zweyten Theile.

tig wäre, gegoſſene Arbeit darin zu verfertigen, als eben dieſes; welches er ſelbſt verſucht hat. Uebrigens beſtätigten die Tiſchler durchgängig dasjenige, was ich vorhero von dieſem Baume angeführt habe, nehmlich, daß er eben die Eigenſchaft, als der Tulpenbaum, an ſich habe, ſich von der Näſſe an dem Rande auszudehnen, und hingegen von der Dürre ſich zuſammenzuziehen. Ich frug hernach den Herrn Johann Bartram bey meinen Reiſen in Penſylvanien, ob er an dieſem Baume das Harz, welches in der Arzneykunſt ſo ſehr gerühmt wird, gefunden hätte. Er antwortete mir, daß ein ſehr wohlriechendes Harz jederzeit ausflöſſe, wenn man in den Baum einhauet oder ſchneidet, es wäre aber hier in einer ſo geringen Menge befindlich, daß ſichs nicht der Mühe verlohnte, es zu ſammlen. Dieſes wohlriechende Harz hat den Engländiſchen Namen des Baumes Sweet gum, oder wohlriechendes Harz veranlaſſet. Je weiter man aber nach Süden kömmt, deſto mehr Harz giebt dieſer Baum, ſo daß man daſelbſt ohne Mühe eine ziemliche Menge davon ſammlen kann. Er meinte, daß dieſer Baum eigentlich für das Caroliniſche Climat erſchaffen wäre, daß er aber durch vielfältige Schickſale weiter nach Norden, ganz bis Neu-York, wo ſeine äuſſerſte Gränze, gegen Norden zu, iſt, gebracht worden. In den ſüdlichen Oertern füllet ihn die Wärme der Sonne mit Fettigkeit und Harz an; ſo aber verhält es ſich nicht in den nördlichen.

Vom zweyten. Den Morgen reiſete ich hinunter nach Salem, um das Land zu beſehen.

Der Saſſafras ſtund hier und da neben den Zäu- nen, um die Aecker herum, und ſonſt an vielen Stellen in dem Gehölze. Man konnte ihn jetzt von weiten leicht erkennen. Denn er ſtund ganz gelb mit ſeinen Blumen, welche jetzt zum beſten ausgeſchlagen waren. Das Laub aber war noch nicht ſonderlich hervorgekommen.

Auf den Wieſen war ſchon eine Menge langes Gras an verſchiedenen Stellen aufgewachſen. Dies gilt aber nur von ſolchen, welche moraſtig waren, und auf die in dieſem Jahre kein Vieh hat gehen dürfen. Sie mähen hier einige Wieſen zweymahl im Jahr, nehmlich zuerſt im May, und zum andern mahl zu Ende des Au- guſtes, oder auch im September, nach der alten Zeit- rechnung. Doch iſt zu merken, daß auf die Wieſen, die ſie zweymahl im Sommer mähen wollen, kein Vieh im Frühling zum Weiden hinzugelaſſen werde. Ich wurde heute Wieſen von dieſer Art gewahr, bey denen das Gras ſchon ſo ſtark in die Höhe geſchoſſen war, daß es wohl hätte abgemähet werden können. Manche in Schweden haben in der rechten Mähezeit kein ſo lan- ges Gras auf ihren Wieſen. Dieſe Wieſen lagen in ange- baueten Moräſten, in Thälern, wo die Sonne ſehr wirk- ſam war. Das Gras beſtund aus lauter Rietgras.

Die wilden Pflaumenbäume ſtunden nun über- all in Blüthe. Sie wuchſen hin und wieder in den Wäldern, doch gemeiniglich da, wo der Boden etwas ſäuerlich war, als insbeſondere neben den Moräſten, und an etwas naſſen Orten. Man konnte ſie an ihren weiſ- ſen Blüthen von weiten erkennen. Die Frucht iſt ſehr ſchön, und wird, wenn ſie reif iſt, gegeſſen. Sonſt braucht man ſie zu nichts.

Der

Der hellblümige Kornelkirſchenbaum* wuchs verſchiedentlich im Gehölze, ſowohl auf den Anhöhen, als wo es eben war, wie auch in Thälern, in Moräſten, und neben flieſſenden Bächen. Ich kann daher nicht mit Gewißheit ſagen, wo eigentlich sein Geburtsort iſt: doch ſcheint es, als wenn ebene, oder etwas niedrige, doch nicht naſſe, Oerter in den Wäldern ihm vornehmlich gefallen ſollten. Er war jetzt mit ſeinen groſſen ſchneeweiſſen Blumenumſchlägen, ** wovon der Baum ganz voll war, geziert, ſo daß er in einer ſehr weiten Entfernung ſich kenntlich machte. Es war zu dieſer Zeit ein Vergnügen durch das Gehölze zu reiſen, wegen der Zierde, die dieſer Baum gab. Die Blumen, die innerhalb ihren Umſchlägen lagen, fiengen heute zum erſten mahl ſich zu öfnen an. Der Baum erreicht keine beſondere Höhe oder Dicke, ſondern ohngefähr, wie unſer gewöhnliche Vogelbeerbaum. *** Es gab hier von dieſem Kornelkirſchenbaume drey Abänderungen: eine mit groſſen weiſſen Blumenumſchlägen, eine mit kleinen weiſſen, und eine, bey der dieſelben ſehr ſtark ins Rothe fielen.

Die Vögel flogen überall in den Wäldern in Menge herum. Ich ſahe ſie auch, inſonderheit die kleinern, an allen Orten auf dem Boden in den Gebüſchen laufen, ohne ſonderlich furchtſam zu ſeyn. Es iſt dahero für allerhand Arten von Schlangen ſehr leicht, ihnen nahe zu kommen, und ſie zu beiſſen. Ich halte dafür, daß die Klapperſchlange, wenn ſie nur ſtille liegen

 will,

* Hund-trä, cornus florida.

** Inuolucra.

*** Sorbus.

will, nicht lange zu warten nöthig habe, ehe ein Vogel vorbey ſtreicht, oder auf ſie losrennt, und daß ſie ihm folglich leicht, ohne eine andere Bezauberung anzunehmen, einen Hieb werde verſetzen können.

Salem iſt eine kleine Handelsſtadt, welche ein Stück von dem Fluſſe Dellaware abliegt. Die Häuſer ſtehen weit von einander, und ſind theils von Stein, theils von Holz, gebauet. Ein kleiner Strom läuft da vorbey, nach dem eben genannten Fluſſe hin. Die Einwohner ernähren ſich vom Handel, ſo gut wie ſie können. Hie und da um Salem, inſonderheit gegen Dellaware, liegen ſehr niedrige und ſumpfigte Wieſen. Man hielt dieſen Ort für ſehr ungeſund. Eine mannigfaltige Erfahrung hat gezeiget, daß Leute, die von andern Oertern hergekommen ſind, und ſich hier niedergelaſſen haben, nach einiger Zeit ein blaſſes und kränkliches Ausſehen erhalten haben, wenn ſie gleich geſund und mit friſcher Farbe angekommen ſind. Und dieſe Schwächlichkeit haben ſie faſt beſtändig, ſo lange ſie hier gewohnet, behalten, und ſind ſelten wieder zu ihrer vorigen Geſundheit gelanget. Die Schuld davon ſchob man auf die vorerwähnten vielen Moräſte und ſtill ſtehenden Gewäſſer, welche des Sommers eine Fäulniß annehmen. Man kann ſie auch mehr als deutlich an dem unangenehmen Geſtank, den die ſumpfige Gegenden dieſe Zeit von ſich geben, erkennen. Die Dünſte von dieſem ſtinkenden Waſſer werden den nächſt wohnenden Leuten zugeführet, und ſchleichen ſich mit dem Athem, und durch die Schweißlöcher in den Körper, und ſind auf dieſe Weiſe der Geſundheit nachtheilig. Vornehmlich herrſcht das Wechſelfieber

fieber hier ſtark zu Ende jedes Sommers. Ich war mit einigen jungen Leuten bekannt, die zugleich mit mir von England nach Amerika kamen. Sie reiſeten gleich nach der Ankunft geſund nach Salem, wurden aber nach einigen Wochen krank, und ehe der halbe Winter vorbeygegangen, waren ſie ſchon beide in das Reich der Todten gewandert.

Der Safran wird hier von vielen gepflanzet. Man hält aber den hieſigen nicht für ſo gut und kräftig, wie den, der aus Frankreich und England kömmt. Vielleicht verbeſſert er ſich, eben ſo, als der Toback, wenn er einige Jahre gelegen hat.

Diejenige Art Baumwolle * die ein Kraut iſt, und jährlich gepflanzet werden muß, hatten verſchiedene hieſelbſt zu ſäen angefangen. Einige hatten ſich den Saamen von Carolina, wo man groſſe Pflanzungen davon hat, verſchaffet. Andere hatten ihn aus der Baumwolle, die ſie gekauffet ausgepflückt, und in die Erde geſteckt. Sie ſagten, daß ſich anfänglich dieſe Schwierigkeit ereignete, daß der Saamen von den hier geſäeten Pflanzen nicht gerne zur Reiſe käme. Denn in Carolina, von da derſelbe zuerſt gekommen, iſt der Sommer beides länger und wärmer als hier. Nach der Zeit aber haben ſie ſich ebenfalls hier nach dem Climate zu richten angefangen, und eilen nun gleichſam mehr als vorher, ſo daß ihr Saamen jetzt völlig reif wird.

Die Rückreiſe gieng des Abends vor ſich.

* Goſſypium herbaceum.

Vom vierten. Crabb-trä wurde ſowohl von den Engländern als Schweden eine Art von wilden Apfelbäumen genannt, die an verſchiedenen Oertern in den Wäldern und Waldwieſen, inſonderheit aber auf etwas erhabenen Flußhügeln wuchs. Hier in Jerſey war der Baum* etwas ſelten; in Penſylvanien aber wuchs genug davon. Einige hatten einen einzelnen Baum neben den Höfen, wegen des ſchönen Geruchs, den die Blüthe giebt, gepflanzet. Er war nun vor ohngefähr einem oder höchſt 2 Tagen in Blume gekommen; doch waren die meiſten Blüthen noch nicht ausgeſchlagen. Dieſe ſind aufs genaueſte denjenigen ähnlich, die ſich bey unſern gewöhnlichen Apfelbäumen finden. Nur ſtößt die Farbe der Blumen des Crabbbaumes etwas mehr auf roth, obgleich bey den zahmen viele Blumen faſt eben ſo roth ſind. Der Geruch aber unterſcheidet ſie deutlich. Denn bey dieſen wilden iſt er ſehr angenehm, und hat etwas von dem Geruch der Hindbeere an ſich. Die Aepfel wurden klein, und ſind ziemlich ſauer, ſo daß ſie niemand eſſen konnte. Doch ſagte man, daß ſie zu Eßig dienlich wären. Sie liegen hier unter dem Baume den ganzen Winter über, haben alsdenn eine gelbe Farbe, und nehmen ſelten eher, als im Frühling, Schaden.

Ich kann nicht unterlaſſen, eine Anmerkung hiebey zu machen. Dieſe Crabbbäume oder wilden Aepfelbäume fiengen erſt geſtern oder heute an, ihre Blüthen zu zeigen, da im Gegentheil die gewöhnlichen oder zu Hauſe

* Clayton nennt ihn in *Gronov. Flor. Virg.* 55. Malus ſylueſtris, floribus odoratis, und der Ritter Linnäus in *Spec. pl.* 480. Pyrus coronaria.

Hauſe gezogenen Aepfelbäume, die von Europa hieher geführt worden waren, nun faſt ſchon ausgeblühet hatten. Eben ſo fiengen die wilden Kirſchbäume erſt den zwölften im May zu blühen an, da doch die zahmen, * oder von Europa gekommenen, ſchon den vier und zwanzigſten des Aprils, (alles nach dem neuen Stil gerechnet) die erſten Blüthen trugen. Mit den ſchwarzen Wallnußbäumen hatte es hier im Lande eben die Bewandniß, nehmlich, daß ſie weder Laub noch Blüthen zu erkennen gaben, als bey den Europäiſchen hier gepflanzten Wallnußbäumen ſchon beide Theile ſehr groß waren. Hieraus ſiehet man, daß Bäume von einerley Geſchlecht, die aus Europa hieher geführt worden, weit früher blühen, als diejenigen von eben dem Geſchlechte, welche hier ſeit langen Zeiten wild geweſen ſind. Die Urſache, warum die Amerikaniſchen ſich in Anſehung der Europäiſchen verſpäten, kann ich nicht ſagen, wofern ſie nicht dieſe iſt, daß die Europäiſchen ihre Blumen hervorbringen, wenn ſie hier einen ſolchen Grad der Wärme bekommen, den ſie in ihrem vorigen Geburtsorte gehabt haben. Es iſt, als wenn es ihnen unbekannt wäre, daß hier nach einer ſolchen Wärme oft eine oder mehrere kalte Nächte ſich ereignen, welche hernach ihre Blumen verderben können, nachdem ſie dieſelben gleichſam durch Liſt hervorgelocket haben. Denn in den kalten Ländern fallen nach einem ähnlichen Grade der Wärme ſelten ſo kalte Nächte ein, daß die Blumen davon beſonders Schaden nehmen ſollten. Im Gegentheil ſcheinen die wilden Bäume von uralten Zeiten gleichſam von der Er-

 fahrung,

* Ceraſus ſat.

fahrung, (wenn ich ſo reden darf) belehret zu ſeyn, daß es nicht rathſam iſt, ſich von der erſten Wärme hintergehen zu laſſen: ſondern ſie erwarten daher eine ſtärkere Hitze, da ſie dann ziemlich vor den Froſtnächten ſicher ſind. Daher geſchieht es auch, daß die Blumen bey den Europäiſchen Bäumen oft erfrieren, ſehr ſelten aber bey den wilden oder denjenigen, die dem Lande eigenthümlich ſind, welche zu eben dem Geſchlechte, als die Europäiſchen gehören. Wir erkennen hier die Weisheit des allweiſen Schöpfers.

Vom fünften. Des Morgens frühe reiſete ich nach Rapaapo, welches ein groſſes Dorf von faſt lauter zerſtreueten Höfen war. Es wurde einzig und allein von lauter Schweden bewohnt, ſo daß kein einziger Engländer oder jemand von einer andern Nation ſich daſelbſt hatte niederlaſſen dürfen. Daher haben ſie hier am allerbeſten ihre Mutterſprache, das Schwediſche, beibehalten, und bey der Rede miſchten ſie nicht eben viele Engliſche Wörter ein. Die Abſicht meiner Reiſe war, theils den Ort zu beſehen und Kräuter nebſt andern merkwürdigen Dingen aus der Naturgeſchichte aufzuſuchen, theils auch die Stellen, wo der ſo genannte **weiſſe Wacholder** * wuchs, zu finden.

Die **Mayblumen**, ſo wie ſie von den Schweden heiſſen, ſahe man heute überall, wo ich reiſete, in den Gehölzen auf dürren oder auch halb feuchten Orten wachſen. Die Schweden haben ſie mit dieſem Namen belegt, weil ſie im May am beſten in Blüthe ſtehen. Andere

* Hwita Enen, Cupreſſus thyoides.

Andere von den Schweden und Holländern nennen ſie Pinxterbloem, weil ſich die Blumen gemeiniglich zur Pfingſtzeit in ihrem beſten Schmucke befinden. Von den Engländern haben ſie den Namen wild Honeyſuckle. Denn ſie ſind von weiten dem Geißblatte, * das von ihnen ſo genannt wird, ſehr ähnlich. Sie trugen jetzt faſt durchgängig Blumen, welche in ihrer Art eine Zierde waren, ja dem Geißblatte und dem Schildkraute ** hierin wenig nachgaben. Die Blüthen ſitzen an jedweder Stelle wie in einem Kreiſe, und ſind von einer dunklern oder hellern ſchönen rothen Farbe. Wenn ſie aber eine Zeit hervor geweſen ſind, bleichet ſie die Sonne aus, ſo daß ſie zuletzt faſt weiß ausſehen. Ich weiß nicht, wie der Herr Colden ſie gelb nennen kann. Die Höhe des Buſches iſt verſchieden. Einige hatten eine Mannshöhe, und bisweilen noch drüber, erreichet; andere waren aber klein; ja einige waren kaum über eine Querhand hoch: und dennoch ſtunden ſie mit ihren ſchönen Blumen gezieret. Die Leute wußten hier keinen andern Nutzen von denſelben anzugeben, als daß man nur die Blumen, weil ſie ſchön ausſehen, ſammlete und in Töpfe ſetzte. Sie haben zwar einigen Geruch, ich kann aber nicht ſagen, daß er ſo beſonders angenehm wäre. Sie verdienen aber doch wegen ihrer vortreflichen ſchönen Farbe, einen Platz in einem Blumengarten. ***

Die

* Periclymenum oder Caprifolium.

** Hedyſarum.

*** Der Ritter Linnäus nennt ſie Azalex foliis ouatis, corollis piloſis, ſtaminibus longiſſimis. *Spec. pl. p.* 150.

Die Rockenähren kamen mir heute zum erſten mahl in dieſem Jahr zu Geſichte. In dem alten Schweden laſſen ſie ſich zur Erichsmeſſe * nach dem alten Stil, ſehen. In dem neuen Schweden verſicherte man die Rockenähren im Aprill wahrzunehmen, der Frühling mag dann ſo ſpät, als er immer will, eintreffen. Doch bekommen ſie in dem einen Jahr die Aehren im Aprill zeitiger, als in dem andern. Dieſen Frühling rechnete man überall, für einen von den ſpätern.

Manteskühe ** wurden von den Schweden eine Art Fröſche genannt. Woher ſie dieſen Namen entlehnet haben, konnten ſie nicht ſagen, ſie glaubten aber doch, daß er zuerſt aus der Sprache der Wilden hergeleitet wäre. Die Engländer nannten ſie **Bullfrog**, das iſt, Ochſenfroſch, ein Name, der ſich auf ihren Laut beziehet. Einige von den Schweden bedienen ſich theils des Engländiſchen Namens, theils überſetzen ſie ihn Schwediſch, und nennen ſie **Oxgrodor**. Ich hatte heute zum erſten mahl Gelegenheit, ſie zu hören und zu ſehen. Als ich geritten kam, und vor mir ein Blöcken vernahm, wußte ich nicht anders, als daß ein Stier jenſeits einem Waſſerdamme in den Gebüſchen ſtund, und da ſeine Stimme erhob; indem ich damahls nicht an dieſen Froſch gedachte. Doch kam es mir vor, daß der Laut etwas heiſerer war, als ſonſt bey einem ſolchen Thier zu

* Das iſt, um den 18ten im May.

** Mantes-kor. Der Froſch heißt bey dem Ritter Linnäus Rana boans, *Syſt. Nat. T. I. p.* 213. Catesby hat ihn in ſeiner *Nat. Hiſt. of Carol. Vol. II. p.* 72. unter dem Namen Rana maxima Americana aquatica, beſchrieben, und in den natürlichen Farben abgebildet.

zu ſeyn pfleget. Indeſſen gerieth ich in Furcht, daß ein arger und ſtößiger Stier, ob ich gleich keinen ſahe, in der Nähe wäre. Ich blieb auch in den Gedanken, bis ich ein paar Stunden hernach mit einigen Schweden von dieſen Fröſchen zu reden kam. Da entſann ich mich gleich, daß es einer von dieſen geweſen, der ſo gewaltig blöckete, als ich unterwegens war; denn die Schweden berichteten mir, daß hier in dem Damme eine Menge von ihnen vorhanden wäre. Ich ſtellte nachher daſelbſt eine ſtarke Jagd nach ihnen an, damit ich einige ertappen möchte. Unter allen Arten von den hier befindlichen Fröſchen iſt dieſe die größte. Man erzählte, daß ſie, gegen den Herbſt, ſo bald die Witterung etwas kühl wird, ſich in den Schlamm, der auf dem Boden in Teichen und andern ſtillſtehenden Gewäſſern liegt, vergraben, woſelbſt ſie ganz ſtill, und wie in einem Schlummer, den ganzen Winter über, liegen. So bald aber die Witterung im Sommer wärmer wird, fangen ſie an aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukriechen, und ihre Stimme hören zu laſſen. Wenn der Frühling ſehr zeitig iſt, ſo vernimmt man ſie ſchon zu Ende des Merzen, nach der alten Zeitrechnung, wenn er aber etwas ſpäter einfällt, ſo kommen ſie, nach Verſchiedenheit der Witterung, entweder früher oder ſpäter im Aprill hervor. Die Stellen, wo ſie vornehmlich ihren Aufenthalt haben, ſind groſſe Teiche, oder kleine Sümpfe von ſtillſtehendem Waſſer. Hieſelbſt trift man ſie in ziemlicher Menge an; nicht aber gerne in flieſſendem Waſſer. Es entſtehet ein erſtaunliches Geräuſch, wenn viele beyſammen ſind, und alle mit vollem Halſe auf einmahl anſtimmen. Ihr Laut hat völlig eine Aehnlichkeit mit dem Blöcken eines Ochſen

oder

oder Stiers, der etwas heiſer geworden, ſo daß die Stimme nicht ſo recht rein iſt. Sie ſchreyen bisweilen ſo ſtark, daß wenn zwey Perſonen neben dem Teiche ſtehen, die eine kaum, was die andere ſagt, vernehmen kann. Sie lermen und blöcken alle auf einmahl, halten alsdann ein wenig ein, und fangen darauf wieder an. Es ſcheint als wenn einer von ihnen Hauptmann oder Anführer ſeyn ſolte, ſo daß, wenn er zu blöcken anfängt, alle die übrigen einſtimmen, und wenn er aufhört, alle andere gleichfalls ſchweigen. Dieſer giebt alſo gleichſam Anleitung, wenn ſie insgeſamt ihr Geſchrey anfangen, und wenn ſie es endigen ſollen. Wenn ihr Anführer wie ein Zeichen giebt, daß ſie aufhören ſollen: ſo vernimmt man von ihm einen Laut, ohngefähr als Pup. Bey Tage lermen ſie ſelten ſo ſtark, wofern das Wetter nicht trüb iſt: ſondern ſie laſſen ſich vornehmlich zur Nachtzeit hören. Des Abends, wenn es ſtill iſt, hört man ſie bisweilen faſt in der Entfernung einer Schwediſchen Viertelmeile. Sie ſitzen, wenn ſie anſtimmen, gemeiniglich in der Waſſerfläche zur Seite in den Gebüſchen, und ſtecken den Kopf aus dem Waſſer in die Höhe. Wofern man dann leiſe und behutſam gehet, ſo kann man ihnen ganz nahe kommen, ehe ſie weghüpfen. So bald ſie ſich unter das Waſſer tauchen, wenn es gleich ganz ſeicht iſt, ſo glauben ſie, daß ſie geſichert ſind.

Bisweilen ſitzen ſie ein Stück von dem Teiche oder dem Sumpfe ab: ſo bald ſie aber eine Gefahr bemerken, eilen ſie mit groſſen Sprüngen nach dem Waſſer. Sie ſind ſehr geſchickt zu hüpfen. Wenn der Froſch von der rechten Art iſt, ſo legt er dann und wann ein paar Klaf-

ter

ter und noch darüber bey jedem Sprunge zurück. Ich hörte zu mehreren mahlen von den alten Schweden eine luſtige Hiſtorie, die ſich zu der Zeit zugetragen hat, als die Wilden hier mit den Schweden zuſammen wohnten. Es iſt bekannt, daß dieſe Indianer ſehr geſchwinde lauſen können. Ich habe ſie bey dem Oberſten Johnſon dem beſten Pferde, in ſeinem ſtärkſten Laufe, aufs genaueſte folgen, und demſelben faſt vorbey laufen geſehen. Um nun zu zeigen; wie gute Springer dieſe Fröſche wären, hatten einige von den Schweden mit einem jungen Indianer gewettet, daß er durch Laufen die Manteskuh nicht einzuholen im Stande wäre; nachdem ſie ſich nur vorbehalten hatten, daß die Manteskuh ein paar Sprünge voraus haben könnte. Sie führten daher einen ſolchen Froſch, den ſie in einem Teiche gefangen hatten, auf ein groſſes Feld, und brannten ihn mit einem Feuerbrand an dem Schwanze, und lieſſen ihn ſo los. Das Brennen des Feuers, und der Indianer, der ihn dicht zu verfolgen ſuchte, hatten einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er nach der Länge des Feldes ſeine gewöhnlichen langen Sprünge machte, ſo geſchwinde als er immer vermögend war. Der Indianer fieng, zur beſtimmten Zeit, ihm nach allen Kräften nachzuſetzen an. Das Gethöne von ſeinem Laufen aber trieb dem Froſche einen deſto gröſſeren Schrecken ein, indem er ſich ohne Zweifel fürchtete, aufs neue, an empfindlicheren Theilen, vom Feuer gequälet zu werden, und daher verdoppelte der Froſch ſeine Sprünge. Dadurch erreichte er eher ſeinen Teich, als der Wilde nachkommen konnte, welcher darauf ſich genöthiget ſahe, die ausgeſetzte Wette zu bezahlen.

In einigen Jahren findet man ihrer mehr, in andern weniger. Es wuſte niemand zu ſagen, ob die Schlangen ſie zu eſſen gewagt haben, ob ſie gleich die kleinern Arten häufig umbringen und verzehren. Die Frauensleute ſind nicht immer mit dieſen Fröſchen zufrieden. Denn wenn ſie über junge Gänſe und Enten gerathen, beiſſen ſie dieſelben todt, und eſſen ſie auf. Bisweilen haben ſie auch kleine Küchlein, die ſich dem Teiche zu ſehr genähert, weggeſchleppt. Ich habe nicht bemerkt, ob ſie zu beiſſen verſucht haben, wenn man ſie in den Händen hält, ob ſie zwar mit kleinen Zähnen verſehen ſind. Wenn ſie jemand ſchlägt, ſo ſchreyen ſie faſt wie Kinder. Man erzählte, daß einige ihre Schenkel und Hinterfüſſe zur Speiſe, die ziemlich wohlſchmeckend ſeyn ſoll, zubereiten laſſen. Uebrigens wußten ſie ihnen keinen Nutzen beyzulegen.

Der weiſſe Wacholder * iſt ein Baum, der von den Schweden dieſen Namen führte, und hier und an mehrern Orten in ſeichten Sümpfen wuchs. Dem Stamme nach ſieht er faſt wie einer von unſern alten groſſen und geraden Wacholderbäumen in Schweden aus. Die ſtachelichen Blätter ſind aber verſchieden, und inwendig iſt der Baum weiß. Die Engländer nannten ihn White Cedar, oder weiſſen Ceder, weil er im Winter grün iſt, und die Bretter, die davon gemacht werden, denjenigen von Ceder ähnlich ſind. Es kann aber weder der eine Name, noch der andere, gebilliget werden. Denn dieſer Baum iſt ein Cypreß.

* Hwita Enen.

preß. * Er wächſt allezeit in ganz naſſen und ſeichten Sümpfen, ſo daß man ſchwer hat durchzukommen; weil es meiſtentheils zwiſchen den Erdhügeln voll von Waſſer iſt. Dieſe Cypreßbäume ſtehen daſelbſt ſowohl auf den Erdhügeln, als in dem Waſſer ſelbſt. Hier wuchſen ſie ganz dicht aneinander, mit geraden und ziemlich dicken und hohen Stämmen. Sie waren hier aber ſchon ſtark abgehauen. An andern Orten, wo ſie in Frieden wachſen können, ſind ſie gemeiniglich ſo hoch und dick, als die größten Tannen. Sie behalten ihre grünen Blätter beides Winter und Sommer. Der untere Theil des Stammes iſt bey den groſſen ohne Zweige. Von den Engländern werden die Sümpfe, worinn ſie wachſen Cedar-Swamps genannt. Solcher Cypreßſümpfe giebt es hier in Neu Jerſey viele, wie auch an verſchiedenen Stellen in Penſylvanien, und in Neu-York. Die äuſſerſte Gränze nach Norden, wo man den Baum wachſen bemerkt hat, iſt bey Goſchen in der Provinz von Neu-York, ohngefähr unter dem ein und vierzigſten Grad, und der fünf und zwanzigſten Minute der nördlichen Breite; wie mir der Doctor Colden berichtete. Denn nach Norden auſſerhalb dem genannten Orte, ſoll er nicht mehr wild wachſen. Dieſer ſo genannte weiſſe Wacholder iſt hieſelbſt einer von den Bäumen, die der Fäulniß am ſtärkſten widerſtehen, und in ſo ferne hält er mehr aus, wenn er über als unter der Erde ſtehen kann. Daher

* Daher nennt ihn Miller, in ſeinem *Gardeners Dictionary*, Cypreſſus Americana, fructu minimo; und der Ritter Linnäus Cupreſſus (thyoides) foliis imbricatis, frondibus ancipitibus, *Spec. plant. p.* 1003.

Daher wird er zu allerhand Abſichten gebraucht. Zur Verzäunung und Stäben iſt er ſehr dienlich, wie auch zu Pfählen, die in die Erde geſteckt werden. Doch hat der ſo genannte rothe Wacholderbaum darin einen Vorzug. Zu Canoen oder Nachen läßt er ſich auch gebrauchen. Die ſchmalen und dünnen wendet man zu Tonnenbändern und dergleichen an; weil ſie weich ſind und ſich gut biegen laſſen. Aus den dicken und erwachſenen Bäumen hauet man Zimmer und anderes zur Böttgerarbeit. Man zimmert auch Häuſer davon auf, welche in der Dauer diejenigen, welche hier von Amerikaniſchen Eichen, ſie mögen auch ſeyn, von welcher Art ſie wollen, aufgeführet ſind, übertreffen. Es waren ſehr viele Häuſer in Rapaapo hievon erbauet. Die Dielen von dieſem Holze nahmen ſich gut aus. Der vornehmſte Nutzen aber, den dieſer Cypreß hat, und warum er hier ſo beliebt iſt, iſt dieſer, daß man aus demſelben die allerbeſten hölzernen Dachſchindeln verfertigt. Dieſe Schindeln werden den andern wegen verſchiedener Urſachen vorgezogen. Zuerſt widerſtehen ſie der Fäulniß länger, als andere Holzarten an dieſem Orte, wenn der rothe Wacholder ausgenommen wird. Sie ſind auch ſehr leicht, ſo daß das Gebäude keiner ſtarken Sparren nöthig hat, um das Dach zu tragen. Und aus eben der Urſache iſt es überflüßig, ſo dicke Mauern zu errichten; weil ſie von keinem ſchweren Dache gedrückt werden. Bey Feuersbrünſten iſt auch die Gefahr geringer, neben oder unter den Dächern zu gehen, wenn ſie niedergeriſſen werden; indem dieſe Schindeln, wegen ihrer beſondern Leichtigkeit, bey dem Herunterfallen keinen ſonderlichen Schaden verurſachen können. Sie ſaugen

zwar

zwar das Waſſer, in ſoferne ſie etwas ſchwammig ſind, an ſich; ſo daß die Dächer bey Feuersbrünſten bald naß gemacht werden können, wenn man dem Feuer Einhalt thun will. Ihre Fettigkeit aber macht doch, daß die Näſſe ihnen nicht ſchädlich wird, ſondern leicht wegdünſtet. Wenn ſie brennen, und vom Winde herumgeführt werden, ſo haben ſie gemeiniglich eine ſo genannte todte Kohle, welche nicht ſo leicht, wo ſie hinfällt, zündet. Es können auch dieſe Dächer bey Feuersbrünſten leichter als andere, wofern es nöthig iſt, durchgehauen werden, weil ſie dünn, und dem Beile nicht zu hart ſind. Dieſe Eigenſchaften machen, daß den Leuten, ſowohl auf dem Lande, als in den Städten, ſo viel daran gelegen iſt, ihre Häuſer damit zu bedecken, wenn das Holz nur einigermaſſen zu erhalten ſtehet. Daher ſind beides die Kirchen und die Wohnhäuſer der bemittelten Leute in den Städten mit ſolchen Dächern verſehen. An vielen Orten in Neu-York, wo dieſer Baum nicht wächſt, hat man doch Häuſer, die mit Schindeln von dieſer Art bedeckt ſind, welche ſie ſich von andern Gegenden verſchaft haben. So werden jährlich eine Menge, aus Eggharbour und andern Oertern in Neu-Jerſey, nach der Stadt Neu York verführt, von wo ſie nachher in der Provinz dieſes Namens weiter herumgebracht werden. Es wird auch jährlich eine Menge davon nach den Weſtindiſchen Inſeln, zu Dachſchindeln, Faßdauben, und dergleichen, verſchiffet. Dergeſtalt arbeitet man hier auf verſchiedene Art, dieſe Bäume nicht allein zu verringern, ſondern ſie auch zu vertilgen. Sie richten hier, wie an vielen andern Orten, wenn die Sache den Wald betrift, blos ihr Augenmerk auf ihren

eigenen und den gegenwärtigen Vortheil, nicht aber auf die künftige Zeit. Daher ſind auch ſchon an vielen Stellen die Wacholder oder Cypreßſümpfe ganz ausgeleeret, und ſtehen blos einige kleine Sproͤſſe hier und da noch übrig. Daß dieſe ſich aber nicht in der Geſchindigkeit erheben, ſondern Zeit erfordern, ehe ſie zum Zimmerwerk gebraucht werden können, merkte ich zur Gnüge, als ich bey verſchiedenen die Saftringe zählete. Denn es iſt bekannt, daß ein Baum nur einen Saftring im Jahr erhält. Ein Stamm, von drey Viertelellen im Durchſchnitt, hatte an dem dicken Ende 108 Saftringe; ein anderer, von zwey Viertelellen und 5 Zoll im Durchſchnitt, hatte daſelbſt 116; und bey einem andern, von einer Elle im Durchſchnitt, konnte man bis 142 Ringe zählen. Es werden daher wenigſtens 80 Jahre erfordert, ehe ein vom Saamen erwachſener Baum von dieſer Art zum Zimmerwerk taugen kann. Unter den Vortheilen, welche die von dieſem Baume geſchnittenen Schindeln haben, rechnete man denjenigen auch, daß ſie ſehr leicht ſind. Aber dieſe ſonſt an ſich ſelbſt ſo gute und nutzbare Eigenſchaft, dürfte doch hinkünftig in Philadelphia, und an andern Orten, vielen, die ihre Steinhäuſer mit Cypreßſchindeln gedeckt haben, nachtheilig werden. Denn weil dieſe Schindeldächer ihrer groſſen Leichtigkeit wegen, die Mauern ſehr geringe drücken und beſchweren: ſo haben ſie bey dem Baue die Mauern zur Erſparung darnach eingerichtet, und ſie folglich ſehr dünne gemacht. Ich maß hier ihre Dicke bey verſchiedenen Häuſern, die drey Wohnungen, ohne den oberſten Boden und den Keller mitzurechnen, hoch waren; und fand, daß ſie bey den meiſten eben $9\frac{1}{2}$ Zimmerzoll,

merzoll, bey einigen aber gegen 10 ſolcher Zoll, betrug. Es war daher kein Wunder, daß man bey den ſtarken Stürmen ganz deutlich ſehen konnte, wie ſelbſt die ſteinernen Giebel hin und her ſchwanketen, vornehmlich an ſolchen Häuſern, welche etwas frey ſtunden. Da nun dieſe Cypreßbäume bald hier im Lande mangeln werden, und man hinkünftig, wenn die jetzigen Dächer verfault ſind, ſchwerere, entweder von Ziegeln, oder anderm ſchweren Holze aufführen muß: ſo kann leicht geſchehen, daß die erwähnten dünnen Mauern, nicht eine ſolche Schwere tragen können. Sie müſſen alsdann entweder zerbrechen; oder man muß, die Mauern zu unterſtützen, neue Pfeiler aufmauern, die das Dach tragen ſollen: oder man muß auch das ganze Haus niederreiſſen, und dickere Mauern errichten. Dies haben auch ſchon andere vor mir angemerkt. Einige bedienten ſich der Späne anſtatt Thees, und verſicherten ſie, daß ſie, was den Nutzen für die Geſundheit anbelangt, beſſer, als der ausländiſche Thee, wären. Es hielten alle dafür, daß das Waſſer, welches man in dieſen Cypreßſümpfen findet, ſehr geſund, und zuträglicher, als ſonſt etwas, zu trinken wäre. Es erweckt eine groſſe Eßbegierde, welches ſie mit verſchiedenen Beiſpielen zu beſtätigen ſuchten. Dieſe Eigenſchaft ſchrieben ſie theils dem Waſſer, das mit dem Harze von dieſem Baum angefüllt iſt, zu, theils den Ausdünſtungen, welche von dieſem Baume kommen, und durch den Geruch ſehr gut erkannt werden können. Sie meinten, daß die gelbliche Farbe des Waſſers, welches zwiſchen den Bäumen ſteht, von dem Harze, das die Wurzeln des Baumes von ſich geben, herkäme. Darin kamen auch alle überein, daß dies Waſſer im heiſ-

ſen Sommer ebenfalls ſehr kalt iſt. Dies dürfte zum Theil von dem Schatten, den es beſtändig hat, herrühren. Ich redte hier im Lande mit verſchiedenen, welche ſich vorgeſetzt hatten, um ihre Eßbegierde wieder herzuſtellen, nach ſolchen Cypreßſümpfen hinzureiſen, und daſelbſt einige Zeit von dieſem Waſſer zu trinken. Herr Bartram hatte einen ſolchen Baum an einem trockenen Orte gepflant; es hat aber daſelbſt nicht mit ihm fort gewollt. Er hat ihn darauf in ein ſumpfiges Erdreich verſetzen laſſen, woſelbſt er gleichſam neues Leben erhalten, und ſich gut angelaſſen hat. Und ob er gleich nicht über eine Mannshöhe gewachſen war, ſo ſtund er doch voll von Zapfen. Eine Sache iſt doch bey ſeiner Fortpflanzung merkwürdig. Der Herr Bartram hatte zwey Jahre nach einander im Frühling die Zweige an ihm abgeſchnitten, und ſie in naſſe Erde geſteckt, wo ſie Wurzeln geſchlagen haben und gut fortgekommen ſind; ich habe es mit eigenen Augen geſehen.

Der rothe Wacholder iſt ein anderer Baum, deſſen ich in dieſer Reiſebeſchreibung an mehrern Orten gedacht habe. Er hat daher den Namen des rothen Wacholders von den Schweden, die hier wohneten, erhalten, weil das Holz dieſes Baums inwendig ſehr roth iſt, und hübſch ausſiehet. Die Engländer nennen ihn **Red Cedar**, oder rothen Ceder, und die Franzoſen in Canada **Cedre rouge**. Doch iſt der Schwediſche Name der beſte. Denn der Baum iſt kein Ceder, ſondern ein Wacholder. * Wenn er zuerſt aufwächſet, hat er ziemliche Aehnlichkeit mit unſerm Schwediſchen; nachdem er aber

* Iuniperus Virginiana. Linn Spec. 1039.

aber etwas gröſſer geworden iſt, bekömmt er ganz andere Blätter. Die Beere ſind, beides der Geſtalt und der Farbe nach, ſo wie bey unſerm Schwediſchen beſchaffen; doch ſind ſie gemeiniglich nicht völlig ſo groß, obgleich dieſer rothe Wacholder zur Höhe eines groſſen Baums gelangt. In Racoon fand man ſie nur einzeln ſtehen, und zwar nicht ſehr groß. An andern Orten aber habe ich ſie in groſſer Menge geſehen. Meiſtentheils gefällt ihm an ſolchen Stellen, wo unſer Schwediſche, zu wachſen, vornehmlich auf den Anhöhen neben Flüſſen und Strömen, wie auch auf andern Anhöhen, in einem dürren und öfters ziemlich magern Erdreiche. Auſſer dem aber habe ich ihn in Menge, und zwar zur Dicke und Länge, wie faſt die höchſten Tannen, auf dürren und magern Sandheiden, wachſen geſehen. Gegen Canada zu, oder da wo ich ihn am meiſten nach Norden geſehen habe, hatte er vornehmlich Bergklüfte zu ſeiner Wohnſtelle gewählet, und hieſelbſt wuchſen der rothe Wacholder und der gewöhnliche Schwediſche unter einander. Der Ort, wo ich ihn am längſten gegen Norden wild gefunden habe, war in Canada, 18 franzöſiſche Meilen ſüdwärts von der Veſtung St. Jean, oder ohngefähr unter dem 44ſten Grad und der 30ſten Minute der nördlichen Breite. Sonſt ſahe ich ihn auch in einem Garten auf der Inſel Magdalena, welche in dem Laurenzfluſſe gleich neben der Stadt Montreal in Canada liegt, und dem damahligen Gouverneur in der erwähnten Stadt, dem Baron Longueil, zugehörte, ſehr gut fortkommen. Er war aber von Oertern, die weiter nach Süden gelegen ſind, geholet, und da gepflanzt worden. Unter allen Holzarten, die man hier zu Lande findet, wird dieſe für die

dauerhafteſte, und welche der Fäulniß am ſtärkſten widerſteht, gehalten. Man gebraucht ſie daher vornehmlich in ſolchen Fällen, wo das Holz leicht in Fäulniß geräth, inſonderheit zu allerhand Arten Pfählen, welche in die Erde geſteckt werden ſollen. Seine Dauerhaftigkeit wurde von vielen ſo ſehr gerühmt, daß ſie glaubten, ein Hebeiſen könnte, wenn es zugleich mit einem Pfahl von dem rothen Wacholder in die Erde geſetzt würde, eben ſo bald verroſten, als ein Pfahl von dieſem Holze verfaulen würde. An vielen Orten ſind beides die Zäune und ihre Pfähle davon gemacht. Die beſten Canoen oder Nachen, welche aus einem einzigen Stücke Holz ausgegraben werden, beſtehen aus dem rothen Wacholder. Denn ſie halten länger, als ſonſt ein anderes Holz wider die Fäulniß aus, und ſchwimmen dabey ſehr leicht auf dem Waſſer. In Neu-York habe ich ziemlich groſſe Jachten geſehen, die ganz und gar von dieſem Wacholder erbauet waren. Verſchiedene Jachte aber, welche von der erwähnten Stadt den Hudſonsfluß hinauf nach Albany gehen, ſind auf eine andere Weiſe, wie ich oben * beſchrieben habe, wegen der daſelbſt angeführten Urſachen, erbauet. In Philadelphia zimmert man keine Jachten oder Fahrzeuge davon, weil der Baum zu einer ſolchen Gröſſe und Menge daſelbſt nicht zu erhalten ſtehet. Aus eben der Urſache ſind auch nicht die Dächer mit Schindeln von der Art beleget; an den Orten aber, wo er in Menge gefunden wird, iſt er zu Vordächern vortreflich. Der reife Kern von dieſem Wacholder iſt von

* In dem 2ten Theile auf der 264ſten und der folgenden Seite.

von einer ſchönen rothen Farbe, und die Arbeit, ſo man daraus macht, ſieht anfänglich ſehr gut aus, zu geſchweigen, daß ſie zugleich einen angenehmen und geſunden Geruch von ſich giebt. Die angenehme Farbe aber wird immer ſchwächer, je älter die Sachen werden, die man daraus verfertigt hat. Wäre dieß nicht, ſo würde es ein köſtliches Holz, zur Tiſchlerarbeit ſeyn. Ich ſehe bey dem Herrn **Norris**, einem von den vornehmſten der Penſylvaniſchen Regierung, und Quäcker, auf ſeinem Landgute einen Saal, welcher vor vielen Jahren an den Wänden inwendig mit Brettern von dieſem rothen Wacholder überzogen worden. Herr Norris verſicherte, daß ſie anfänglich ſich ſehr gut ausgenommen hätten: jetzt war aber die Farbe ſo verblichen, daß dieſe Bretter ganz heßlich ausſahen. Inſonderheit hatte die Sonne neben den Fenſtern die Farbe ganz ausgeſogen, und war das Holz da ſo hell geworden, daß er Mohogonyholz in die Stelle hatte müſſen hinſetzen laſſen. Doch verſicherte man, daß man dieſer Veränderung der Farbe in etwas vorbeugen könnte, wofern das Holz, wenn es noch neu iſt, und eben gehobelt worden, mit einem dünnen Firniß überzogen wird, und man hernach verhütet, daß es keine Stöſſe bekömmt. Wenigſtens thut dieß ſo viel, daß das Holz weit länger ſeine hübſche Farbe behält. Weil es anfänglich einen angenehmen Geruch hat, ſo pflegen einige die Hobelſpäne davon in Kaſten oder Schränke, wo ſie wollene Kleider verwahren, um ſie wider den Wurm zu ſichern, hinzulegen. Andere laſſen Laden in Byroen und Schränken von dem rothen Wacholder, zu eben der Abſicht, machen. Dieſer Nutzen aber iſt nur ſo lange, als das Holz friſch iſt, zu erwarten. Denn

mit der Zeit verliert es ſeinen Geruch, und tauget alsdann nicht mehr, dieſes Ungeziefer abzuhalten. Nach England wird bisweilen Bauholz davon verſandt, welches ziemlich gut bezahlt wird. An vielen Orten um Philadelphia, wo jemand von den Vornehmen und Leuten von Stande, die in der Stadt wohnten, ihre Höfe hatten, war gemeiniglich von der groſſen Landſtraſſe ganz bis zum Hofe hinauf, eine Allee von dieſen Bäumen gepflanzt. Die untern Zweige waren abgehauen, und oben war der Baum gezwungen in eine hübſche Krone zu wachſen. Er ſah zur Winterzeit, als das Laub von allen andern Bäumen abgefallen war, ſchön aus. Dieſer Baum ſteigt auch nicht in der Eil in die Höhe, ſondern erfordert gleichfalls ſeine Zeit, ehe er zu einer beträchtlichen Dicke und Reife gelangt, welches aus dem folgenden erhellet. Ein Stamm, von 2 Viertelellen, und $1\frac{3}{4}$ Zoll im Durchſchnitt, hatte 188 Saftringe: zwey andere, von 3 Viertelellen im Durchſchnitt, hatten zuverläßig über 250; denn eine Menge Saftringe waren ſo fein, daß ich ſie nicht mit Sicherheit überzählen konnte. Dieſer Baum wird auf eben die Weiſe, wie unſere gewöhnlichen Wacholder, hier fortgepflanzet, nehmlich, inſonderheit durch Vögel, welche die Beere eſſen, und die Steine oder Saamenkörner ganz von ſich abgehen laſſen. Um die Fortpflanzung dieſes nützlichen Baumes hier im Lande zu befördern, war in einem Penſylvaniſchen Calender, oder einem ſo genannten Poor Richard improved, für das Jahr 1749 eine Beſchreibung von dem Herrn Bartram eingerückt. Dieſe gab die Art, dieſe Bäume zu pflanzen, und zu vermehren, an die Hand, und erwähnte auch mit wenigen Worten eines

und des andern Nutzens, den man von demſelben ziehet.

Des Abends ſtellte ich meine Rückreiſe an.

Vom ſechſten. Die **Maulbeerbäume** * fiengen nun zu blühen an; das Laub aber derſelben war noch ſehr klein. Die Leute an dieſem Orte theilten ſie in männliche und weibliche ein, und ſagten, daß diejenigen männlich wären, welche niemahls Frucht trugen; alle diejenigen aber, die Frucht trugen, nannten ſie weibliche.

Die ſtechende Baumwinde mit Lorbeerblättern ** wuchs in der größten Menge in allen Sümpfen an dieſem Orte. Die Blätter fiengen nun an hervorzukommen. Den Winter aber verliert ſie dieſelben insgeſammt. Sie klettert neben den Bäumen und Büſchen in die Höhe, und läuft ſo kreutzweis hin und her von dem einen Baum oder Buſche zu dem andern. Auf dieſe Weiſe verſperrt ſie dergeſtalt alle Oefnungen zwiſchen den Gebüſchen, indem ſie ſich mit ihren Gäbeln *** überall umwindet, und zugleich ſich um ſich ſelbſt ſchlingt, daß man die größte Mühe hat, in den Moräſten und Wäldern, wo ſie häufig wächſt, durchzukommen. Denn der Stengel iſt unten voll von langen Stacheln, die ſo ſtark, wie an den Roſendornen ſind, dieſe haaken ſich in die Kleider ein, und zerreiſſen ſie. Dieſer verdrießliche Buſch, kann bisweilen, wenn man ſich nach Kräutern umſie-

* Morus rubra.

** Smilax laurifolia.

*** Cirrhi.

umſiehet, oder ſonſt in dem Gehölze gehet, einen in groſſe Verlegenheit und Gefahr ſetzen. Denn ohne daran zu gedenken, daß man ſeine Kleider, wegen der vielen ſcharfen Stacheln, die er hat, aufopfern muß; ſo verurſacht er durch ſeine beſondere Art in das Creutz und in die Quer zu wachſen, einen ſtarken Schatten und Dunkelheit in den Wäldern. Daher muß man ſich bücken, und gar bisweilen auf allen vieren durch die kleinen Oefnungen, die er neben dem Boden frey gelaſſen, durchkriechen. Unter dieſen Umſtänden kann man ſich nicht ſo genau vorſehen und in acht nehmen, oder ſich beſinnen, ehe ſich eine verſteckte Schlange, an denen hier zu Lande ein groſſer Vorrath iſt, in die Stellung ſetzt, einem einen Hieb mitten ins Geſicht zu geben. Der Stengel hat eben die Farbe, wie die jungen Roſendornen. Er iſt nehmlich ganz grün und glatt zwiſchen den Stacheln, ſo daß ein Unbekanter im Winter, wenn das Laub weg iſt, ihn für eine Art Dornen halten würde. Daher wird der Buſch auch von den Schweden grön Törne genannt.

Vom achten. Es waren hier jetzt auf den **Bäumen** eine erſtaunliche Menge **Würmer**, welche die Engländer **Caterpillars** nennen. Inſonderheit nahm man eine Art von ihnen wahr, die noch für ſchlimmer, als alle die andern, gehalten wird. Dieſe zogen gleichſam groſſe weiſſe Spinnweben zwiſchen den Aeſten der Bäume, ſo daß man ſie weit weg erblicken konnte. Innerhalb einem jedweden derſelben fand man Würmer oder Raupen zu tauſenden, welche anfänglich ſich in ihrem Gewebe verſteckt hielten, hernach aber heraus zu kriechen und ſich, vornehmlich auf den Aepfelbäumen, zu verbreiten

pflegten.

pflegten. Dabey fraſſen ſie alles Laub auf, und entblöſſeten öfters ganze Aeſte. Man berichtete mir, daß ſie in einigen Jahren einen ſo groſſen Schaden erregt hätten, daß die Aepfel- und Pfirſchenbäume ſo gut als keine Frucht gebracht haben, indem ſie das Laub verzehret, und darauf die kahlen Bäume dem ſtarken Brennen der Sonne blosgeſtellet, wovon verſchiedene gänzlich ausgegangen ſind. Die Leute pflegten dieſe Würmer auf die Weiſe zu verbrennen. Sie ſteckten eine Stroh- oder Flachsgarbe an eine Stange; zündeten ſie an, und hielten ſie unter dieſen Geweben oder Neſtern, wodurch ein Theil verbrannte, die andern aber herunter fallen muſten. Es krochen aber demohngeachtet ſehr viele wieder zu dem Baum hinauf, welches man doch hätte verhindern können, wenn man ſie entweder zertreten, oder auf andere Weiſe umbringen wollen. Ich lockte Hühner zu ſolchen Stellen hin, wo ſie herunter gefallen waren, und auf dem Boden zu tauſenden krochen: ſie lieſſen ſie aber unberührt. Den Vögeln ſtunden ſie auch nicht an. Denn die Bäume waren voll von Spinnweben, obgleich ganze Schwärme von Vögeln ihre Neſter in den Gärten angelegt hatten.

Vom achtzehnten. Ob man gleich ſchon einen Theil des May zurückgelegt hatte: ſo waren doch die **Nächte** an dieſem Orte ſehr finſter. Ohngefähr eine Stunde nach dem Untergang der Sonne, war es ſchon ſo dunkel, daß man ohnmöglich auſſen in einem Buche leſen konnte, ſo groß auch die Buchſtaben darin möchten geweſen ſeyn. Und um 10 Uhr des Abends hatte die Finſterniß, wenn es klar war, ſo zugenommen, daß es,

wie

wie in den dunkelſten, aber doch ſternklaren Herbſtnächten bey uns ausſahe. Mir kam auch vor, daß die Sterne, wenn es gleich klar war, doch nicht die Nacht ſo gut, als bey uns in Schweden, erleuchteten. Und als die Nächte dieſe Zeit trüb, und der Himmel mit dicken Wolken überzogen waren, möchte es wohl hier ſo finſter geweſen ſeyn, wie bey uns in einer trüben und dunkeln Herbſt- oder Winternacht. Es fiel daher hieſelbſt, ſo gar zu jetziger Jahrzeit, bey trüben Nächten, ſehr ſchwer zu reiſen, indem weder Leute noch Pferde den Weg finden konnten. Die Nächte ſchienen mir, der ich der hellen und herrlichen Sommernächte in Schweden gewohnt geweſen war, ganz garſtig zu ſeyn. Wir meinen bisweilen aus Unverſtand, daß unſer Vaterland Schweden nicht ſo gut als andere Länder ſey. Wofern aber andere Länder ihre Vortheile beſitzen, ſo hat auch Schweden die ſeinigen. Und wenn alle Vortheile und alle Unbequemlichkeiten, die ſich an beiden Orten finden, genau mit einander verglichen werden: ſo bleibt Schweden immer ſo gut, als jedes anderes Reich.

Ich will kürzlich anführen, worin ich meine, daß dieſer Theil von Amerika Schweden nachgeben muß, und warum ich, wie es Ulyſſes mit ſeinem Ithaka machte, meinem alten Schweden den Vorzug vor dem neuen einräume.

In dem neuen Schweden bemerkt man folgende Mängel. Die Nächte ſind daſelbſt den ganzen Sommer über dunkel, und den Winter wohl ſo finſter, ja finſterer, als zu eben der Zeit, in Schweden. Denn hier hat man keinen Nordſchein, keine Nordlichter, und die

die Sterne geben einen ſchwächern Schein von ſich. Wenn ſich etwa ein paar mahl im Jahr ein Nordſchein zeigen ſollte, ſo iſt es viel. Es fällt kein Schnee im Winter, der die Nächte erheiteren und das Fahren erleichtern könnte. Demohngeachtet iſt die Kälte öfters ſo ſcharf, wie bey uns. Der Schnee, der da fällt, bleibt blos wenige Tage liegen, und vergeht hernach beſtändig mit vieler Näſſe. Die Klapperſchlangen, Hornſchlangen, * Rothbäuche, ** grüne Schlangen und andere giftige Schlangen, gegen deren Biß öfters keine Hülfe iſt, halten ſich hier häufig auf. Hieher muß ich auch die Waldläuſe rechnen, wovon die Wälder verſchiedentlich ſo voll ſind, daß man kaum durch einen Buſch gehen kann, ehe ein ganzer Schwarm von ihnen auf einen geräth, und daß man ihrethalben ſich oft in den Gehölzen, ſo angenehm auch der Ort ſeyn mag, nicht niederlaſſen darf. Wie beſchwerlich ſie ſind, und wie groſſe Ungelegenheit das Vieh auch von ihnen verſpüret, habe ich in den Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften beſchrieben. Die Witterung iſt hier ſo unbeſtändig, daß es eben, wenn man den einen Tag vor Hitze verſchmachten möchte, den andern Tag ſo kühl wird, daß man über Kälte zu klagen Urſache hätte. Ja dieſe geſchwinde Veränderung geſchieht öfters an einem und demſelben Tage. Daher kömmt es, daß faſt niemand dieſe Abwechſelungen aushalten kann, ohne an ſeiner Geſundheit zu leiden. Die Hitze iſt hier im Sommer entſetzlich, und die Kälte im Winter bisweilen

* Horn-ormar.

** Röd-bukar.

weilen ſehr durchdringend. Doch kann man ſich vor der Kälte allezeit verwahren: wenn aber die erſtaunliche Hitze heftig zuſetzt, und lange anhält, ſo iſt kaum einige Hülſe zu finden. Man wird abgemattet, und weiß kaum, wo man ſich laſſen ſoll. Daher hat es ſich oft zugetragen, daß die Leute von der heftigen Hitze todt zur Erde gefallen, wann ſie auf dem Felde gegangen ſind. Es herrſchen auch viele Krankheiten, welche jährlich zunehmen. Inſonderheit entgehet faſt niemand dem Wechſelfieber mehr, ſondern viele müſſen es jährlich, nebſt andern Krankheiten, ausſtehen. Die Erbſen können wegen der Würmer nicht geſäet werden. An dem Rockenkeime befinden ſich Würmer; eben ſo ſind ihrer an den Kirſchbäumen ſehr viel. Die Würmer an den Bäumen verzehren oft alles Laub, ſo daß ſie für das Jahr keine Frucht tragen, und daß eine Menge ſowohl Frucht- als andere Bäume davon ausgehet. Das Gras auf den Wieſen wird von den Würmern verzehrt. Sie verurſachen auch, daß die Pflaumen, ehe ſie halb reif werden, abfallen. Die Eichen ſind zum Bau bey weiten nicht ſo gut, als die Europäiſchen. Die Zäune halten nicht über 18 Jahr aus. Die Häuſer ſtehen nicht lange. Die Wieſen ſind elend, und mit einem ſchlechten Heu bewachſen. Die Weide für das Vieh in den Wäldern beſteht aus lauter untauglichen Gewächſen, welche ſie nicht, ohne die gröſte Noth, antaſten wollen. Denn es iſt oft, in ganz groſſen weiten Gehölzen von weit abſtehenden Bäumen und ſchöner fetter Erde, ſchwer, einen einzigen Grashalm zu finden. Aus der Urſache iſt das Vieh faſt den ganzen Winter und lange im Sommer genöthigt, ſich mit neuen Schößlingen und Zweigen von Bäumen zu

füttern,

füttern, welche bisweilen mit keinem Laube verſehen ſind. Ja, daher giebt das Vieh nun ſo wenig Milch, und nimmt jährlich an der Gröſſe mehr und mehr ab. Die Häuſer ſind äuſſerſt ſchlecht, zur Winterwohnung. Sehr oft ereignen ſich Orkane oder Stürme, welche eine Menge Bäume umſtürzen, Dächer und Häuſer wegführen, und ſonſt einen mannigfaltigen Schaden verurſachen, u. ſ. f. Einigen von dieſen Beſchwerlichkeiten könnte zwar durch Kunſt abgeholfen werden; viele aber laſſen ſich gar nicht, oder nur mit groſſer Mühe ändern. Alſo hat ein jedes Land ſeine Vortheile und Mängel. Glücklich iſt der, ſo mit dem ſeinigen zufrieden ſeyn kann!

Der Rocken ſtund auf den meiſten Aeckern ſehr undicht und ſchlecht, welches gröſtentheils von ihrem unachtſamen Ackerbau, und von den magern Aeckern, welche ſelten oder niemahls gedünget wurden, herkam. Nachdem ſie ein Land, das in einigen hundert Jahren eine Waldung geweſen war, und woſelbſt alſo gemeiniglich eine dicke Gartenerde liegt, zum Acker aufgenommen hatten: ſo wurde es, ſo lange es tragen wollte, zur Ausſaat des Getraides gebraucht. Und wenn es kein Getraide weiter hervorbrachte, ließ man es zur Weide liegen, und nahm einen neuen Acker an einer andern Stelle, wo eine ſolche in langen Zeiten ungebrauchte Gartenerde zu finden war, auf. Dieſe Art den Ackerbau zu treiben, kann ſich zwar eine Zeit ausüben laſſen. Sie wird aber künftig ſchwere Folgen mit ſich führen; welches ein jeder leicht einſehen kann. Der eine und der andere gieng doch etwas beſſer mit ſeinem Acker um. Die Engländer haben es überhaupt in dem Acker- und Wieſenbau

weiter als ſonſt eine andere Nation gebracht. Aber das fette Erdreich und die dicke Gartenerde, welche diejenigen, die aus England hieher gezogen waren, vor ſich fanden, als ſie ein faſt mit einem ewigen Gehölze überwachſenes Land zum Acker zubereiteten, hat ſie verwähnet, und ſie zu unachtſamen Ackersleuten gemacht. Es iſt bekannt, daß die Wilden vor der Ankunft der Europäer, von undenklichen Zeiten her, dieſes Land bewohnet haben, wie auch, daß ſie faſt gar keinen Acker gebrauchen, ſondern ſich vornehmlich mit Jagd und Fiſchen ernähren. Es iſt wahr, daß ſie Mays und einige Arten von Bohnen und Kürbiſſen pflanzen: aber ſo iſt es auch zugleich gewiß, daß die ganze Pflanzung von dieſen Gewächſen, die eine ganze Familie unter den Wilden das Jahr über hat, kaum mehr Erde, als ein Bauer bey uns zu ſeinem Kohllande anwendet, einnimmt. Wenigſtens iſt das Kohl- und Rübenland von unſern Bauern zuſammen genommen, allezeit ſo groß, ja gröſſer, als der ganze Acker und Küchengarten einer Familie von Wilden. Daher würden die Wilden kaum einen Monat von dem allen, was ihr Acker und Küchengarten abwirft, leben können. Gemeiniglich ſind auch die kleinen Dörfer der Wilden 2 bis 3 Schwediſche Meilen von einander entfernet. Hieraus kann man ſchlieſſen, wie wenig Land ſie in vorigen Zeiten zu Aeckern angebauet haben. Alles das übrige lieſſen ſie ſtehen, und mit hohen und dicken Gehölzen überwachſen. Und ob ſie gleich auf die nun übliche Weiſe von dem ungebrauchten Lande neue Aecker anbaueten, ſo bald der alte entkräftet war: ſo wollte doch ein ſo kleines Stück Landes nichts gegen die groſſe Weite des andern Waldes ſagen. Die Garten-

erde

erde konnte alſo durch das jährliche Abfallen des Laubes in ſo viel hundert Jahren ſich anſehnlich vermehren. Die Europäer fanden demnach hier ein ſo fettes Land und ſo ſchönes Erdreich vor, das in einigen hundert Jahren nicht von Getraidearten ausgemergelt worden war, und der Boden zwiſchen den Bäumen war ſo los, als das beſte bearbeitete Gartenbeet. Sie hatten weiter nichts nöthig als die Bäume umzuhauen, und ſie in Haufen zuſammen zu legen, und einigermaſſen das abgefallene Laub weg zu harken. Darauf konnten ſie gleich mit einem kleinen Pfluge ohne beſondere Mühe das Land bepflügen und beſäen, welches alsdann eine vortrefliche Erndte gab. Dieſe Weiſe, ohne weitläuftige Mühe eine herrliche Getraideerndte zu erhalten, hat die hieher gekommenen Engländer und andere Europäer angereitzet und verleitet, den Ackerbau der Wilden anzunehmen. Er beſtehet aber darin, daß man ein unbearbeitetes Land, ſo lange es ohne Düngung Getraide tragen kann, gebraucht: wenn es aber ſo ausgemergelt iſt, daß es nichts weiter abwirft, laſſen ſie es zur Weide liegen, und nehmen eine andere Stelle auf, die mit einem alten Gehölze überwachſen iſt, und von undenklichen Zeiten her niemahls vom Feuer oder Axt beunruhiget worden. Dieſes macht auch, daß der Ackerbau und die Kenntniß deſſelben hier ſo gering iſt, daß man in dem Stücke auf mehreren Tagereiſen, faſt gar nichts, ſowohl von den Engländern als Schweden, Deutſchen, Holländern und Franzoſen erlernen kann; wofern es nicht dieſes wäre, daß man aus ihren groben Fehlern und geringer Beſorgniß für die künftige Zeit, täglich eine vielfältige Gelegenheit findet, allerhand Betrachtungen anzuſtellen, und

ſich zu befleißigen, durch fremden Schaden weiſe zu werden. Mit einem Worte, der Acker, die Wieſe, das Gehölze, das Vieh u. ſ. f. werden hier faſt überall mit gleicher Unachtſamkeit gehandhabet; ſo daß man hier die ſonſt in dieſen Aeſten der Haushaltung ſo erfahrne Engliſche Nation leicht verkennen kann. Kaum können wir in Schweden und Finnland mit dem ſchätzbaren Gehölze feindſeliger umgehen, als es hier geſchiehet. Sie ſehen nur auf den gegenwärtigen Gewinn, und es träumt ihnen kaum von der Zukunft. Das Vieh wird täglich abgemattet, und nimmt an der Güte und Gröſſe, wegen Hungers, wie ich vorher ſchon oft erwähnet habe, ab. Ich ſahe doch auf meinen Reiſen hier im Lande verſchiedene Arten von den auserleſenſten Kräutern und Gräſern, welche die Pferde und Kühe vor andern erwählten. Sie wuchſen hier nicht allein wild, ſondern ſie kamen zum Theil auf dürren und magern Stellen, wo keine andere Gewächſe aushalten wollten, ſehr gut fort. Die Unempfindlichkeit aber, die Unwiſſenheit und die tiefe Dunkelheit in der Naturgeſchichte, welche Wiſſenſchaft auch hier, wie an andern Orten in der Welt, von vielen für die gröſte Nichtswürdigkeit, und einen Zeitvertreib von halbklugen Menſchen, angeſehen wird, machten, daß ſie dieſelben nicht zum Nutzen anzuwenden wußten. Ich bin gewiß, und ſtütze meine Gewißheit auf unumſtößliche Gründe in der Naturgeſchichte, daß ich vermittelſt dieſer in einer Zeit von wenig Jahren im Stande geweſen bin, den magerſten und dürreſten Boden, wo eine Kuh nicht einmahl hat gefüttert werden können, in die fetteſte und fruchtbareſte Wieſe, wo groſſe Heerden von Vieh ihr überflüßiges Futter gefunden haben,

ben, und vierſchrötig geworden ſind, zu verwandeln. Ich geſtehe, daß dieſe nützlichen Gewächſe nicht an einem Orte, noch auf dem Eigenthum eines jedweden Landmannes, zu finden waren. Derſenige aber, der nur eine geringe Einſicht in der Naturgeſchichte hätte, würde ohne Schwierigkeit ſie von den Orten, wo ſie vorhanden waren, haben ſammlen können. Es iſt wahr, daß ich aus Verwunderung erſtaunte, als ich den Landmann über die ſchlechte Weide winſeln hörte. Ich ſahe aber zugleich ihre Schläfrigkeit ein, und bemerkte, was für vortrefliche Gewächſe bisweilen auf ihrem eigenen Boden wuchſen, welche nur etwas mehr Liebe und Hülfe von einem ſo kaltſinnigen und unerfahrnen Herrn forderten. Ich fand überall die Weisheit und Güte des groſſen Schöpfers: ich vermiſſete aber gar zu ſehr die Kenntniß und den Trieb dieſelbe recht zu ſchätzen und anzuwenden. Wie glücklich iſt daher nicht derſenige Landmann, der ſeine Güter kennt! *

Zu dieſer Abweichung von meiner Hauptſache, und zu dieſen Betrachtungen hat mich der hier zu Lande faſt überall verſäumte Ackerbau geleitet. Ich habe auch zum Theil die Urſache dadurch anzeigen wollen, warum die nützlichen Haushaltungsvortheile in verſchiedenen Theilen des Landbaues ſo ſparſam und ſehr ſelten in dieſer Reiſebeſchreibung eingeſtreuet ſind. Dabey leugne ich doch nicht, daß ich bisweilen einen und den andern geſchickten Haushalter hier angetroffen habe: ſie waren aber doch ziemlich dünne geſäet.

* O fortunatos nimium, ſua ſi bona norint, *Agricolas.*

An **Raubvögeln**, welche den Hühnern und anderm zu Haus gezogenen Geflügel nachſtellen, findet man hier eine Menge, und faſt noch eine gröſſere, als bey uns in Schweden. Sie genieſſen hier einer groſſen Freyheit, indem hier noch an vielen Gegenden ein ſo ſtarkes Gehölze iſt, daß ſie von da die Hühner und Enten beſchleichen können. Den Raubvögeln iſt es gleich viel, ob der Wald aus beſſern oder ſchlechtern Bäumen beſteht, wenn ſie nur daſelbſt ihren Schatten haben können. In der Nacht iſt das zu Hauſe gezogene Geflügel vor den Nachteulen, deren es hier einen groſſen Vorrath giebt, in Gefahr. Sie halten ſich mehrentheils in Moräſten auf, geben einen verdrießlichen Laut zur Nachtzeit, und überfallen alsdann die Hühner unverſehens, welche gemeiniglich ihr Nachtquartier in die Aepfel- Pfirſchen- und Kirſchbäume im Garten nehmen. Da man aber hier zu Lande, ſo wie wir in Schweden und Finnland, mit allem Eifer den Wald vertilget: ſo dürfte daraus der Nutzen erwachſen, daß dieſe Raubvögel dadurch mehr blosgeſtellt werden, und daß ihnen die Gelegenheit benommen wird, ſo behende Schaden zu verurſachen.

Die **Hirſche** nimmt man hier zu Lande, inſonderheit in den dicken Wäldern, in Menge wild wahr. Sie ſcheinen von unſern Europäiſchen der Art * nach, nicht verſchieden zu ſeyn. Ein Engländer beſaß hier einen, den er zu Hauſe gezähmt hatte. Es iſt zu merken, daß, ſo ſcheu dieſe Thiere auch in dem Gehölze ſind, woſelbſt ſie ſich vornehmlich in den hier ſo genannten Wacholdermoräſten, oder da, wo der oben erwähnte Cypreß wächſt, auf-

* Species.

aufhalten, ſie doch, wenn man ſie jung zu ſich nimmt, ſo zahm werden können, daß ſie von ſich ſelbſt zu Leuten, ſo gar zu fremden, hintreten. Dieſen hatte man, wie er noch ganz klein geweſen, an ſich gezogen. Es war eine Hinde. Die Farbe beſtund über den ganzen Körper aus einem ſchmutzigen rothbraun, ausgenommen, daß ſie unter dem Bauche und dem Schwanze auf der untern Seite weiß war. Die Ohren waren grau. Gegen die Schnauze war ſie ſehr ſchmal. Sonſt ſahe der ganze Körper geſchlank und nett aus. Die Haare lagen dicht an einander und waren ganz kurz. Der Schwanz reichte faſt zur Beugung des Knies. Bey dieſer Beugung ſaß an einem jeden Hinterfuß auf der innern Seite ein Knote. Der Mann, dem ſie zugehörte, erzählte, daß er verſchiedene, dadurch daß er ſie, wie ſie noch jung geweſen, gefangen, zahm gemacht hätte. Dieſe hatte er drey Jahr gehabt. Sie war jetzt trächtig. Der Eigner hatte ihr um den Hals eine Schelle gehangen, damit wenn ſie im Gehölze gieng, die Leute merkten, daß ſie zahm wäre, und ſie folglich nicht erſchieſſen möchten. Sie hatte Freyheit zu gehen, wohin ſie wollte, und konnte auch über die höchſten Zäune wegſetzen, ſo daß es ſchwer geweſen wäre, ſie einzuſperren. Bisweilen entfernete ſie ſich weit in den Wald, und blieb auch ab und zu ein Paar Nächte weg: ſie kam aber, wie anderes Vieh, nachgehends nach Hauſe. Wie ſie in dem Walde gegangen, ſoll ſie ſich oft zu den wilden Hirſchen geſellet, und ſie bisweilen zu den Häuſern hingelocket haben, inſonderheit zu der Zeit, da ſie läufig geweſen ſind, ſo daß der Eigner durch dieſe Hinde die andern wilden Böcke dicht an ſeinen Häuſern hat ſchieſſen können. Sie hatte einen ſtarken

ken Geruch, wenn ſie auf der Seite ſtund, wo der Wind von den Leuten auf ſie blaſen konnte, denn ich ſahe, wie ſie ſich erhob, und nach dem Winde die Augen hinwarf, wenn ich noch keiner Leute auf dem Wege gewahr wurde, ob ſie gleich eine Stunde nachher zum Vorſchein kamen. So bald die wilden Hirſche einen Geruch von Menſchen merken, rennen ſie ihre Wege. Im Winter fütterte der Mann ſie mit Getraide und Heu. Des Sommers aber gieng ſie auſſen in den Wäldern und Wieſen, und aß beides Gras und Kräuter, wie anderes Vieh. Nun hielt er ſie auf einer Wieſe. Sie aß vornehmlich mit Begierde Klee, die Blätter vom Hickery, die Blätter der kolbichten Andromeda, * und das fleckige Storchſchnabelkraut. ** Auch nahm ſie mit den Blättern des Wegerichs, *** Gräſern und verſchiedenen andern Gewächſen vorlieb. Der Mann ſagte, daß er die Hirſche an Herrſchaften in Philadelphia verkaufte, welche ſie als Seltenheiten nach andern Oertern verſendeten. Er hatte für das Stück 25, 30 bis 40 Schilling in Penſylvaniſcher Münze, nachdem er den Kaufmann gefunden hat, erhalten. Das Futter der wilden Hirſche im Sommer ſind Gras und verſchiedene Arten Kräuter: im Winter aber, wenn dieſe nicht zu bekommen ſtehen, eſſen ſie das Aeuſſerſte und die Knoſpen von jungen Sprößſen und Zweigen, welche im Walde wachſen. Daß ſie ebenfalls zur Winterzeit ohne Gefahr den Löffelbaum † welcher

* Andromeda paniculata.

** Geranium maculatum.

*** Grodblad.

† Kalmia latifolia. Redträ.

welcher doch andern Thieren das Leben nimmt, eſſen, habe ich ſchon anderswo * gemeldet. In dem langen und kalten Winter, der ſich hier mit vieler Strenge den 19ten des Decembers im Jahr 1740 anfieng, und bis den 13ten des Merzen 1741, beides nach dem alten Stiel gerechnet, dauerte, und in dem auch ein ſo häufiger und tiefer Schnee fiel, fand man die Hirſche an mehrern Stellen im Schnee todt liegen, vornehmlich weiter hinauf in dem Lande, wo der Schnee tiefer war. Ob dies denn daher geſchehen, weil etwa der Schnee ſo häufig und tief gefallen, daß ſie nicht haben durch oder heraus kommen können, oder ob die Kälte zu ſtark und langwierig geweſen, oder ob es ihnen an Futter gemangelt habe, wußte niemand zu ſagen. Eben ſo berichteten alte Leute, daß, als hier im Jahr 1705 der ſtarke und ungewöhnliche Schnee fiel, deſſen in den Kalendern für dieſe Oerter gedacht wird, und der über anderthalb Schwediſche Ellen tief war, eine unglaubliche Menge Hirſche herunter gekommen wäre, welche man hernach in den Wäldern häufig todt gefunden; weil der Schnee ſo tief war, daß ſie nicht durchkommen konnten. Man fand auch damahls eine Menge Vögel todt liegen. Zu Marſong kam eben den Winter ein Hirſch zu den Gebäuden, wo das Vieh gefuttert wurde, und aß zuſammen mit ihnen von dem Heu. Der Hunger hatte ihn ſo bezwungen, daß er gleich zahm wurde, und nicht vor den Leuten weglief. Er gieng nachher lange Zeit bey ihnen zu Hauſe, wie ein anderes zu Hauſe gezogenes Thier. Es beſtätigten alle bejahrte Perſonen, daß in ihrer Kindheit

* Im 2ten Theil auf der 479ſten Seite.

heit weit mehr Hirſche hier zu Lande, als jetzt, vorhanden geweſen wären. Es war damahls nichts ungewöhnliches 30 oder 40 von ihnen in einem Haufen zu ſehen. Die Urſache von ihrer Verminderung iſt vornehmlich dieſe, daß das Land nachher ſtark bewohnt und die Wälder umgehauen worden, und es jetzt weit mehr Leute giebt, welche ſie fällen und in Schrecken ſetzen, als zu der damahligen Zeit. Aber weiter hinauf in dem Lande, wo groſſe Gehölze und Wüſteneyen ſind, giebt es noch eine groſſe Menge von ihnen. Zu ihren Feinden gehören die Luchſe, die man in dieſem Lande findet, welche mit unſern in Schweden ſo genannten Wolfslüchſen * von einerley Art ſind. Dieſe klettern hinauf in die Bäume, und wenn der Hirſch unter denſelben gehet: ſo werfen ſie ſich auf ihn, ſpannen ſich feſt, beiſſen und zerfleiſchen ihn, ſaugen das Blut aus, und verlaſſen ihn nicht eher, als ſie ihn umgebracht haben.

Man wurde verſchiedene **Löcher in der Erde**, ſowohl auf den Anhöhen als auf ungebaueten Feldern und Brachäckern gewahr. Dieſe Löcher waren rund, und mehrentheils von der Gröſſe, daß ein Finger oder auch der Daumen darin Raum finden konnte. Sie giengen faſt ſenkrecht in die Erde, und waren theils von Miſtkäfern, theils von groſſen Angelwürmern gemacht worden. Da wo die Pferde ihren Miſt hatten fallen laſſen, und wenn es gleich auf dem harteſten Wege war, hatten die Miſtkäfer ganz tief in die Erde darunter gegraben, ſo daß ein groſſer Erdhaufe neben bey lag. Dieſer Löcher bedienten ſich nachher andere Inſekten, vornehmlich die

Gras-

* Warglo.

Grashüpfer und Cikaden. Denn wenn man dieſe Zeit einige Löcher aufgrub, fand man gemeiniglich unten einen oder mehrere Junge von dieſen Inſekten, welche noch nicht völlig ihre rechte Geſtalt erlangt hatten.

Vom neunzehnten. Des Morgens begab ich mich in Gottes Namen von Racoon, welches ein Kirchſpiel in dem ehemahls ſo genannten neuen Schweden iſt, und noch gröſtentheils von Schweden bewohnt wird, um mit meiner Reiſe nach Norden zu eilen. Ich war zuerſt willens im Anfang des Aprils zu reiſen: ich fand es aber, vieler Urſachen wegen nicht rathſam. Es war zu der Zeit kein Laub hervor, und kaum lieſſen ſich einige Blumen ſehen. Ich wußte nicht, was für Kräuter an dieſem Orte im Frühling vorhanden wären; denn diejenigen, ſo im Herbſte hervorkommen, ſind von den Frühlingspflanzen ganz unterſchieden. Von den Schw[illegible]a hatte ich in dieſem Winter ſowohl den oekenomiſchen als mediciniſchen Nutzen von vielen Gewächſen vernommen, denen ſie unbekannte Namen gaben. Sie konnten mir ſie aber dazumahl nicht zeigen, weil ſie nicht aufgewachſen waren. Und aus ihren unzureichlichen und fehlerhaften Beſchreibungen war ich nicht einmahl im Stande zu errathen, was ſie für Kräuter meinten. Wäre ich nun ſo zeitig abgereiſet, ſo würde ich von allen dieſen Sachen in Ungewißheit geblieben ſeyn. Daher hielt ich für das rathſamſte, etwas in dem Frühlinge daſelbſt zu verweilen, um ſo viel mehr, da ich doch Zeit genug hatte, meine Reiſe nach der nördlichen Seite zu unternehmen.

Neben dem Wege lag an einer Stelle eine von den Schlangen, welche die Engländer **Black=Snake** und die

die Schweden Swart-orm nennen. Wir ſchlugen ſie todt, und maßen ihre Länge, welche eben drey Schwediſche Ellen ausmachte. Dieſe Schlange iſt ihrer Geſtalt und verſchiedener Eigenſchaften nach, von Catesby * beſchrieben, und in der natürlichen Farbe vorgeſtellt worden. Ich will hier eines und das andere, das ich von ihn aufgezeichnet habe, einrücken. Ihre Länge iſt verſchieden, doch ſind die erwachſenen gemeiniglich drey Ellen lang: ſie iſt aber doch ſehr ſchmal. Die dickeſte, die ich geſehen habe, war da, wo ſie über den Körper die größte Breite hatte, kaum drey Querſinger dicke. Oberhalb iſt ſie der Farbe nach ſchwarz, woher ſie auch den Namen erhalten hat, glänzend und ſehr ſchlüpfrig; unter dem Kinn weiß, und ſchlüpfrig; unter dem Bauch weißlich, ſo daß die Farbe auf blau ſtößt, glänzend und ſehr glatt und ſchlüpfrig. Es dürfte Abänderungen von ihnen geben. Eine von achthalb Viertelellen der Länge nach, hatte 186 Bauchſchilde ** und 92 halbe Schwanzſchilde, welches ich nach mehrmahls wiederholter Rechnung ſo befand. Bey einer andern von der Länge von 7 Viertelellen, zählte ich 184 Bauchſchilde und blos 64 halbe Schwanzſchilde, ebenfalls nach wiederholter Rechnung. Möchte wohl in ihrer Jugend ein Theil des Schwanzes abgeſchlagen, und das Ende hernach wieder zugeheilet ſeyn? Dieſes kann wohl bisweilen geſchehen.

Von dieſer ſchwarzen Schlange findet man hier zu Lande eine Menge. Sie iſt eine von den Schlangen,

welche

* Man ſehe ſ. *Nat. Hiſt. of Carol. Vol. II. p.* 48. *t.* 48, woſelbſt er Anguis niger genannt wird.

** Segmenta abd.

welche erſt im Frühling hervorkriechen; wobey ſie bisweilen ſo hintergangen wird, daß ſie, wenn warme Witterung einfällt, ganz zeitig ſich zeiget. Wenn es aber gleich darauf kalt wird, ſo friert ſie ſo, daß ſie ganz ſteif wird, und erſtarrt auf der Erde, ja bisweilen auf dem Eiſe ſelbſt, liegen bleibt. Sie hatten ſie zuweilen wenn ſie erfroren auf dem Eiſe gelegen, zu ſich genommen, und ſie vor dem Feuer geſetzet, da ſie dann nach einer kleinen Stunde wieder lebendig geworden iſt. Ja es hat ſich zugetragen, daß ſie, wann zur Neujahrszeit einige wider die Gewohnheit warme Tage eingefallen ſind, verleitet worden, aus ihre. Winterneſte, aber zu ihrem Unglück, hervorzukriechen. Gemeiniglich kommt ſie hier zu Ende des Merzen, nach dem alten Stil, hervor.

Unter allen Schlangen, die man hier antrift, iſt dieſe die geſchwindeſte. Denn ſie fährt ſo fertig hin, daß ein Hund ſie kaum erhaſchen kann. Daher iſt es, wenn ſie bisweilen Menſchen verfolget, beynahe unmöglich, ihr zu entkommen. Das Glück aber dabey iſt, daß ihr Biß nicht giftig oder gefährlich iſt. Denn viele ſind von ihr im Walde gebiſſen worden, ſie haben aber kaum mehr Ungelegenheit davon verſpüret, als wenn ſie ſich eben ſo ſtark mit einem Meſſer verwundet hätten. Die verwundete Stelle bleibt blos einige Zeit etwas empfindlich. Sie verurſacht ſonſt keinen Schaden, ausgenommen im Frühling, wenn ſie in ihrer Brunſt iſt. Denn wenn jemand ihr ſodann hinderlich iſt, wird ſie ſo erzürnt, daß ſie dem Menſchen mit allen Kräften nachſetzt. Bekömmt ſie dann einen furchtſamen vor ſich, ſo geräth er in groſſe Noth. Ich habe verſchiedene gekannt,

welche bey einer ſolchen Gelegenheit ihr ſo ſtark zu entlaufen geſucht haben, daß ſie geglaubet, ihnen würde der Athem vergehen, indem die Schlange, ſo geſchwind, als ein Pfeil, hinter her geſagt hat. Wofern man ſich dann ſo gut faſſen kann, daß man, wenn entweder die Schlange zuerſt im Rennen iſt, oder indem man aus dem Wege läuft, mit einem Stock oder ſonſt einer Sache ſich zur Gegenwehr ſetzet; ſo kehrt ſie gerne um, und ergreift ſelbſt die Flucht. Bisweilen aber iſt ſie doch ſo kühn, daß ſie dem ohngeachtet ganz auf einen zu rennt, und nicht eher ſtehen bleibt, bis ſie einen guten Streich bekommen hat. Es wurde von allen verſichert, daß ſie ſich, wenn ſie einen einholet, der beſtändig vor ihr wegläuft, und nicht Muth hat, ſich zur Gegenwehr zu ſetzen, um ſeine Füſſe ſchlingt, ſo daß derjenige, der da fliehet, nicht mehr laufen kann, ſondern umfallen muß; alsdenn ſoll ſie ihn einige mahl in das Bein, oder was ſie ſonſt zu faſſen bekömmt, beiſſen, und hernach ihre Wege wieder fahren. Ich will zwey Erzählungen anführen, welche dieſes beſtärken. Doctor Colden berichtete mir, als ich mich in Neu-York aufhielt, daß er im Frühling des Jahres 1748 auf ſeinem Gute auf dem Lande verſchiedene Arbeitsleute gehabt hätte, unter denen einer geweſen iſt, der kurz vorher von Europa hieher gekommen war, und alſo nicht viel von den Eigenſchaften der Schlange wußte. Als die andern Arbeiter eine groſſe ſchwarze Schlange ſich mit dem Weibgen paaren ſahen, verleiteten ſie den Fremden dahin zu gehen und ſie zu tödten. Dieß wollte er auch mit einem kleinen Stabe bewerkſtelligen. So bald er aber beynahe dahin kam, wo die Schlangen lagen, wurden ſie ihn

gewahr,

gewahr, da dann das Männgen erbittert ſein Vergnügen verläßt, und wie ein Pfeil gegen den Kerl losfährt. Dieſer, der nichts weniger als eine ſolche Herzhaftigkeit bey der Schlange erwartete, wirft erſchreckt den Stock von ſich, und fängt an ſo ſtark, als er kann und vermag, zu laufen. Die Schlange ſetzt ihm nach, erhaſcht ihn, windet ſich zu mehrern mahlen um ſeine Beine, ſo daß der Kerl umfiel und aus Schrecken bald ſeinen Verſtand verlohren hätte. Er wurde der Schlange nicht eher los, bis er endlich ſo viele Entſchlieſſung gefaßt hatte, daß er ſein Meſſer hervor nahm, und ſie an zwey bis drey Stellen quer abſchnitte. Die andern Arbeitsleute ſahen dieſes Spiel mit Vergnügen an, ohne ihm den geringſten Beiſtand zu leiſten, ſondern lachten nur dazu. Verſchiedene in Albany erzählten mir eine Sache, die ſich mit einer Jungfer zugetragen hat, welche im Sommer zugleich mit andern Mädgen vor der Stadt gieng, und ihren Neger oder ſchwarzen Sclaven mit ſich hatte. Sie ſetzte ſich in dem Walde an einem Orte nieder, da die andern herumliefen, und ehe ſie ſichs verſahe, kommt eine ſchwarze Schlange, die in ihrem Liebesgeſchäfte geſtöret würden, und läuft unter ihren Rock, und ſchlägt ſich mitten um den Leib, ſo daß das Mädgen aus Schrecken und wegen des Klemmens der Schlange umfällt und ohnmächtig wird. Der Neger trat hinzu, und wie er ſie in dieſem Zuſtande fand, ſo hebt er, entweder weil er beſorgt hat, daß eine ſchwarze Schlange auf ſie gerathen wäre, oder weil er die Mittel, der ſich einige bedienen, um einen in Ohnmacht gefallenen wieder zu recht zu bringen, hat gebrauchen wollen, ihren Rock auf, und findet eine Schlange da, welche ſich um ihren Leib ſo dichte als möglich ge-

ſchlun-

ſchlungen hatte. Der Neger war nicht im Stande, ſie los zu machen, ohne ſie abzuſchneiden, worauf das Mädgen endlich wieder zu ſich kam. Weil ſie aber der Neger bey der Gelegenheit zu nahe beſchauet hatte: konnte ſie ihn niemals mehr vor ihren Augen leiden, ſondern ſie bekam eine gleichſam auszehrende Krankheit, und ſtarb endlich. Zu andern Zeiten im Jahr iſt dieſe Schlange geneigter wegzulaufen, als auf die Leute los zu fahren. Doch hörte ich verſchiedene verſichern, daß ſie gleichfalls weit im Sommer, und wenn ſie nicht mehr in ihrer Brunſt iſt, die Leute, inſonderheit Kinder verfolgt, nemlich alsdann, wenn ſie merkt, daß man bange iſt, und vor ihr fliehet. Ja verſchiedene behaupteten und beruften ſich auf ihre eigene Erfahrung, daß man ſie bisweilen reizen kan, ſich zu verfolgen, wenn man etwas auf ſie wirft, und darauf zu laufen anfängt. Ich kan dies nicht füglich in Zweifel ziehen, indem ich es von ſo vielen glaubwürdigen Leuten vernommen habe: mir aber hat es niemals glücken wollen. Ich habe allezeit, wenn ich ſie wahrgenommen, theils wegzulaufen angefangen, theils etwas auf ſie geſchlenkert, und darauf bin ich aufs eiligſte weggeſezt: ich habe ſie aber niemals vermögen können, nachzukommen. Ob ſie mich für einen argliſtigen Verſucher angeſehen, oder was daran mag Schuld geweſen ſeyn, weiß ich nicht. Sie iſt im Gegentheil gemeiniglich aus allen Kräften, wie ein Pfeil von mir weggefahren.

Faſt alle hier im Lande legten dieſer Schlange eine ſolche Kraft, die Vögel und Eichhörner zu bezaubern, bey, wie ich an verſchiedenen Stellen meiner Reiſebeſchreibung* angemerkt und beſchrieben habe. Wenn nehmlich

* In dem 2ten Theil auf der 213ten, 457ſten u. d. folg. Seite.

lich dieſe Schlange unter einem Baum liegt, und auf einen Vogel oder ein Eichhorn, das oben ſitzet, ihre Augen gerichtet hat: ſo muß es von dem Baum herab kommen, und ihr gerade in den Schlund fahren, da ſie es denn verſchluckt. Ich weiß nicht, was ich hievon urteilen ſoll. Ich habe es niemahls ſelbſt geſehen. Doch habe ich in meinen Tagbuche einige zwanzig Perſonen aufgezeichnet, und unter denen verſchiedene von den allerglaubwürdigſten Männern, die man jemahls finden kann, welche dieß mit einem Munde, obgleich öfters an weit von einander getrennten Orten, berichtet. Sie haben mir auf ihre Ehre verſichert, daß ſie mit eigenen Augen geſehen, (und zwar einige zu verſchiedenen mahlen) wie dieſe ſchwarze Schlange Eichhörner und Vögel, die oben in den Bäumen geſeſſen, bezaubert hätte, indem die Schlange unten gelegen, und ihre Augen ſteif auf den über ihr ſitzenden Vogel oder Eichhorn, gehalten, da das Thier dann gewinſelt und einen kläglichen Laut von ſich gegeben hätte. Der Laut des Eichhorns oder Vogels ſoll bey dieſer Gelegenheit ſo winſelnd ſeyn, daß man, ehe man ſie wahrnimmt, blos daraus mit Zuverläßigkeit ſchlieſſen kann, daß die Schlange im Begriffe iſt, ſie zu bezaubern. Das Eichhorn oder der Vogel fährt mit einem ſolchen Jammer auf und nieder in dem Baum, und kommt der Schlange immer näher, welche ihre Augen unbeweglich auf ihn gerichtet hat. Es ſcheint, als wenn dieſe armen Thiere durch das Laufen oder Hüpfen aufwärts in dem Baume ſuchen ſollten, der Schlange zu entkommen: es iſt aber, als wenn ſie etwas zurückzöge. Sie müſſen gleich wieder herunter, und jedesmahl, wenn ſie zurückkehren, nähern ſie ſich ihrem

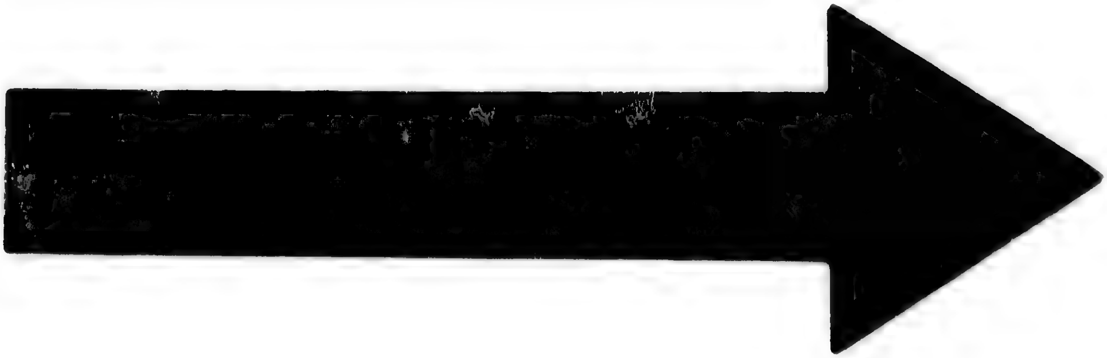


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Feinde mehr, bis ſie endlich unter einem ängſtlichen Winſeln genöthigt werden, in ihren Mund hinein zu hüpfen, welcher zu dieſer Abſicht weit offen ſtehet, und ſehr groß iſt; und darauf verſchluckt dieſelbe ſie allmählig. Es ſpringen beides Eichhörner und Vögel beſtändig in Menge faſt ohne alle Furcht, in den Wäldern, auf der Erde herum, wo Schlangen oft einen Hinterhalt ſtellen, und wo ihnen ſehr leicht fällt, dieſen Thieren und Vögeln einen tödtlichen Hieb zu geben. Daher ſcheint es, als wenn dieſe ſo genannte und vermeinte Bezauberung auf die Weiſe ausgedeutet werden könnte, daß das Eichhorn und der Vogel vorhero von der Schlange eine tödtliche Wunde bekommen; und daß die Schlange, die ihres Hiebs gewiß geweſen, deswegen liegen bleibt, weil ſie verſichert iſt, daß das verwundete Thier alsdann vergiftet worden, oder von ihrem heftigen Biſſe Schmerzen verſpüret, und daß es zuletzt genöthiget ſeyn werde, ſich immer näher und näher zu ihr hinzuziehen. Der ängſtliche Laut dürfte von dem Schmerze, welchen das Gift oder der Hieb verurſacht, herrühren. Dagegen möchte man aber einwenden, daß der Biß dieſer ſchwarzen Schlange nicht giftig ſey. Ueberdem könnte man denken, daß, wofern ſie einem Vogel oder Eichhorn ſo nahe gekommen wäre, daß ſie ihnen einen tödtlichen Biß gegeben, ſie dieſelben eben ſo leicht hätte feſt halten können, ohne ſie auf den Baum hinauf zu laſſen. Oder ſie hätte ſich nach ihrer gewöhnlichen Art in der Eil um ſie herum winden, und ſie, wie ſie es bisweilen bey den Hühnern zu machen pflegt, zu Tode drücken oder erſticken können. Das vornehmſte aber, welches macht, daß man die vorige angezeigte Auslegung nicht für zu-

reich-

reichlich annehmen kan, iſt dieſes, daß die glaubwürdigſten Perſonen heilig betheuret haben, daß, wenn ſie bisweilen die Bezauberung eines Vogels oder Eichhorns von der Schlange angeſehen haben, und es endlich ſo weit damit gekommen geweſen, daß das arme Thier in den Rachen ſeines Verfolgers hat hinein rennen ſollen: ſie nicht allezeit Herz genug gehabt haben, es ſo weit gehen zu laſſen, ſondern alsdann zuletzt die Schlange erſchlagen haben. Kaum haben ſie der Schlange einen recht tödtlichen Schlag geben können: ſo hat der zu ſeinem Untergange ſchon beſtimmte Vogel, oder Eichhorn ſein Jammern eingeſtellt, und ſie ſind gleichſam plötzlich von dem Netze, das ſie gefangen gehalten, befreyt worden. In eben dem Augenblick ſind das Eichhorn und der Vogel, wie ein Pfeil entflohen, als wenn das Feuer hinter ihnen her geweſen wäre. Einige ſagten, daß, wenn ſie nur einigermaſſen, während der Bezauberung, die Schlange berühret, ſo daß ſie ſich hat umſehen, und die Augen von dem Eichhorn oder Vogel abkehren müſſen, dieſe Thiere ohne Verzug, als wären ſie aus ihrer Schlinge entlaſſen, davon geflohen wären, ohne in einer weiten Entfernung ſtehen zu bleiben. Warum ſollten dieſs in der Eile nun, und nicht eher, ſich wegbegeben? Wären ſie vorhero von der Schlange entweder vergiftet oder ſo ſtark gebiſſen worden, daß ſie nicht mehr von dem Baume wegzukommen vermocht haben, ſondern der Schlange immer näher und näher ſchreiten müſſen: ſo würden ſie ja nicht durch das Umbringen oder Berühren der Schlange, neue Kräfte gegen die tiefe Wunde, die ihnen beygebracht worden, geſammlet haben. Es ſcheint daher, daß die auf ſie

gerichteten Augen der Schlange, ſie vorher bezaubert oder gefeſſelt haben. Dieſes aber muß einem doch beides ungereimt und unbegreiflich vorkommen, ob es gleich von vielen der allerglaubwürdigſten Perſonen erzählet, und hier zu Lande faſt von allen für ſo gewiß gehalten wird, daß, wer es hier in Zweifel ziehen will, ſich nur dem Gelächter von allen blosſtellt. Es mögen daher andere dieſe Sache genauer unterſuchen.

Sie beißt die kleinern Fröſche todt, und ißt ſie auf. Wenn ſie über die Eyer ſowohl von Hühnern, als andern Vögeln geräth, haut ſie Löcher in dieſelben ein, und ſaugt alles, was darin iſt, aus. Wenn die Hühner über den Eyern liegen, ſchleicht ſie ſich in das Neſt ein, windet ſich um das Huhn, und zerdrückt es, und ſaugt die Eyer aus. Herr Bartram berichtete, daß er dieſe Schlange oft in die höchſten Bäume nach Vogeleyern und Jungen hinauf kriechen geſehen, und daß ſie immer mit dem Kopfe voran gegangen, wenn ſie ſich wieder hinunter hat begeben wollen. Ein Schwede erzählte mir, daß eine von dieſen Schlangen einmahl den Kopf von einer ihm gehörigen Henne in ihrem Rachen gehabt, und ſich übrigens ſo vielmahl um ſie herumgeſchlungen, daß ſie nicht aus der Stelle kommen können, ſondern nothwendig ihr Leben habe zuſetzen müſſen, wenn der Mann ihr nicht zu Hülfe gelaufen wäre, und die Schlange umgebracht hätte. Sie war nachdem gleich geſund, als vorher.

Nach Milch ſoll dieſe Schlange ſehr begierig ſeyn, ſo daß es ſchwer iſt, wenn ſie ſich an einen Milchkeller gewöhnt hat, ſie davon abzuhalten. Man hat ſie Milch

aus

aus einer Schale mit Kindern eſſen geſehen, ohne daß ſie dieſelben gehauen oder gebiſſen hätte, obgleich die Kinder bisweilen ſie mit dem Löffel auf den Kopf geſchlagen, wenn ſie gar zu begierig die Milch mit ihnen hat theilen wollen. Ich habe ſie nicht ziſchen gehört. Sie ſoll ſich faſt mehr als zur Hälfte an dem Ende erheben können, um ſich herum zu ſehen. Sie läßt jährlich ihre Haut von ſich, welche man für ſehr gut gegen den Krampf hält, wenn man ſie entweder an einen Gürtel, oder an die Hoſen= oder Rockqueder anneht, und beſtändig an dem Körper träget. Dieſe Haut ſoll auch mit Nutzen einer Kuhe zerhackt eingegeben werden, wenn ſie, nachdem ſie gekalbet hat, nicht gereinigt worden iſt.

. Der Rocken fieng nun zu blühen an.

Wie groß die Verſchiedenheit bey den Pflanzen und dem Erdreiche iſt, welche von Bächen u. ſ. f. veranlaſſet wird, habe ich oft bey meinen Reiſen mit Verwunderung geſehen. Oefters iſt ein Bach nicht gröſſer, als daß man über ihn weghüpfen kann; und dennoch ſind bisweilen ganz andere Gewächſe auf der einen Seite, als auf der andern, befindlich. Daher erwartete ich faſt jederzeit, wenn ich zu einem groſſen Bach oder Strom kam, eine Blume zu ſehen, die ich vorher nicht wahrgenommen hatte. Ihre Saamen werden mit dem Waſſer von entlegenen Orten herunter geführet worden ſeyn. Dabey aber iſt auch die Erde nicht ſelten auf der einen Seite des Bachs oder des Stroms von ganz anderer Art, als auf der andern, ſo daß ſie, wenn ſie auf der einen Seite fett und fruchtbar, auf der andern trocken, ſandig und mager iſt. Ein Fluß

kann dennoch einen noch gröſſern Unterſcheid verurſachen. So ſehen wir, was für eine groſſe Verſchiedenheit zwiſchen Penſylvanien und Neu-Jerſey, welche Landſchaften von dem Fluß Dellaware getrennt werden, ſtatt findet. In Penſylvanien beſteht der Boden aus Staub-erde, die mit Sand und Thon vermiſcht, und ſehr fett und fruchtbar iſt; und oben in dem Gehölze iſt das Land daſelbſt verſchiedentlich ziemlich bergigt und ſteinigt. Im Gegentheil beſteht der Boden in Neu-Jerſey vornehmlich aus einem magern und dürren Sande, und iſt nicht ſehr fruchtbar, ausgenommen an gewiſſen Orten. Selten trift man da einen Stein, viel weniger Berge an. In jener Landſchaft erblickt man ſelten eine Tanne; in dieſer ſind ganze Wälder davon voll.

Des Abends kam ich in Philadelphia an.

Vom zwey und zwanzigſten. Die von den Engländern ſo genannten **Locuſts**, oder eine Art von Grashüpfern, fiengen in der vorigen Nacht und hernach heute aus ihren Löchern in der Erde zu einer erſtaunlichen Menge an, hervor zu kriechen. So bald einigermaſſen ihre Flügel trocken waren, und ſie ſich zurechte hatten bringen können; ſtimmeten ſie ihr Geſänge an, ſo daß der, welcher in den Wäldern reiſete, nichts anders wußte, als daß er ſein Gehör verlieren würde. In dieſem Jahr gab es hier eine erſchreckliche Menge. Ich habe in den Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften * eine umſtändliche Nachricht von ihnen, von ihrer Lebensart und Eigenſchaften u. ſ. f. geliefert. Es

* Man ſehe das Jahr 1756, auf der 101ſten Seite, nach der Schwediſchen Ausgabe.

Es iſt daher überflüßig, daſſelbe hier wiederum beyzubringen: ſondern ich verweiſe den geneigten Leſer nach dem angezeigten Orte.

Vom fünf und zwanzigſten. Der **Tulpenbaum** blühete nun zum beſten. Die Blumen ſind den Tulpen ähnlich, und ſehen ſehr ſchön aus. Ob ſie aber gleich ſich nicht durch einen beſondern Geruch empfehlen: ſo war es doch ein Vergnügen, Bäume, die der Gröſſe und Höhe nach, unſern gröſten Eichen nichts nachgeben, mit Blumen dicht beſetzt zu ſehen, die in der Entfernung den Tulpen ähnlich waren.

Ein unbewafneter faſt olivenfarbener **Käfer**, bey dem die Nath und der Rand der Flügeldecken ſchwarz, und die Lenden dunkelbraun waren, * befand ſich häufig auf den Blumen des Tulpenbaums. Ob ſie das Saamenmehl geſammlet, oder ſich begattet, oder was ſie mögen vorgenommen haben, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Ich ſahe hernach weiter in dem Sommer, daß eben dieſer Käfer, als die Maulbeere zur Reife kamen, tiefe Löcher in ſie hinein gegraben, entweder um ſie zu eſſen, oder dahin ſeine Eyer zu legen. Ich fand auch nachgehends, daß ſie in gleich groſſer Menge ſich in den Blüthen der Magnolia einquartieret hatten.

Die **Erdbeere** ſahe man nun an vielen Stellen völlig reif auf den Anhöhen.

Die **Kirſchen** führten die Landleute jetzt ganz reif in die Stadt. Es waren deren aber nur einige we-

* *Scarabaeus* inermis ſuboliuaceus, elytrorum ſutura et margine nigris, femoribus fuſcis.

nige auf einem Teller zur Neubegierde, woraus man doch hinlänglich auf das Climat einen Schluß machen konnte.

Vom ſechs und zwanzigſten. **Travado** oder **Travat** nannte man hier eine beſondere Art Sturm. Ein ſolcher fand ſich heute ein. Denn des Abends um 10 Uhr, als der Himmel ganz klar war, kam ein dickes, ganz ſchwarzes ſauſendes Gewölke mit dem Winde aus Südweſt. In der Luft war es ſonſt ganz ſtill, und ſpürte man keinen Wind. Wir konnten aber die Annäherung dieſes Gewölkes aus dem ſtarken Sauſen, Getöſe und Winde, den wir in dem Walde aus Südweſt vernahmen, und der immer ſtärker wurde, je näher er uns kam, lange vorher ſagen. Wie es endlich angekommen war, hatte es einen heftigen Wind und Sturm in der Folge, welcher nach dem Striche, den er gieng, ſchwächere Zäune umwarf, und ſie ein langes Stück mit ſich wegführte, und verſchiedene Bäume zerbrach. Darauf folgte ein ziemlicher Regen, wodurch der Sturm gedämpfet wurde, und alles zu der vorigen Stille gelung. Ein ſolcher Travado kommt hier oft im Sommer, und hat den Vortheil mit ſich, daß er die heiſſe Luft abkühlt. Er verurſacht aber auch oft genug Schaden. Mehrentheils iſt er mit einem ſtarken Donner und Blitz vergeſellſchaftet. So bald er vorüber iſt, wird es gleich ſo klahr als vorher.

Vom acht und zwanzigſten. Die **Magnolia** ſtund jezt in voller Blüthe. Die Blumen derſelben geben einen ſehr angenehmen Geruch von ſich, der diejenigen, welche um dieſe Zeit in dem Gehölze, vornehmlich

des Abends, giengen oder reiſeten, über die maßen erquickte und vergnügete. Als nachgehends die wilden Weinranken blüheten, ſo war ihr Geruch nicht viel ſchlechter. Verſchiedene andere Blumen halfen auch die Luft mit ihren angenehmen Düften erfüllen.

Die ſchmahlblätterige Kalmia * blühete jetzt durchgehends. Sie wächſt gemeiniglich auf Sandheiden, oder andern dürren magern Stellen, wo wenig andere Gewächſe fort wollen. Hier in Penſylvanien, inſonderheit aber in Neu-Jerſey, iſt ſie ziemlich gemein, ſo wie auch in der Provinz Neu-York: in Canada aber wird ſie ſeltener. Sie behält hier ihr Laub den Winter über. Sie iſt eine Zierde zwiſchen den Gebüſchen, wenn ſie blühet. Die Blumen ſitzen faſt wie in einer Krone, und haben eine ſchöne helle Purpurfarbe, aber unten in dem Boden ſiehet man einen Kreis von einer ganz dunkeln Purpurfarbe, und innerhalb dieſem iſt die Blumenkrone gräulich oder hell. Die Geſtalt der Blume hat mit den ründlichen und in verſchiedene Falten zuſammengedrückten Schalen unſerer Vorfahren eine Aehnlichkeit. Die Blumen ſitzen, wie ich ſchon gemeldet, in Kronen oder Büſcheln oben rund um den Stamm herum, ſo daß der Stamm zu der Zeit wie eine ausgeſchmückte Pyramide ausſieht. Von den Engländern wurde dieſe Pflanze in Neu-York Dwarf Laurel genannt. Sie hat eben die Eigenſchaft, wie ihre Schweſter, die breitblätterige Kalmia, nehmlich, daß ſie Schaafen und andern kleinen Thieren, wenn ſie etwas

* Der Herr Ritter Linnäus giebt ihr den Namen Kalmia anguſtifolia, *Spec. Plant. p.* 391.

reichlich davon eſſen, das Leben nimmt. Ob ſie dem gröſſern Vieh eben ſo ſchädlich iſt, kann ich nicht ſagen. Uebrigens ſchreibet man ihr keinen beſondern Nutzen zu, nur daß ſie eine kleine Augenweide iſt, ſo lange ſie in Flor ſtehet.

Die **breitblätterige Kalmia** * ſtund gleichfalls jetzt überall in ihrem Schmuck oder der beſten Blüthe. Sie eifert dieſe Zeit in Anſehung der Schönheit der Blumen mit ihrer Schweſter, der nächſtvorhergehenden. ** So ſehr aber dieſe beiden prahlen können, wenn die ungemeine ſchöne Farbe und Geſtalt der Blumen in Erwägung gezogen wird: ſo wenig haben ſie Urſache ſich zu erheben, wenn man einen angenehmen Geruch, ſo wie etwa die Magnolia beſitzt, bey ihnen ſuchen wollte; denn ſie haben ſo gut als keinen. Mit einer ſolchen Sparſamkeit und Haushaltung theilt der groſſe und allweiſe Schöpfer ſeine Gaben aus. Niemand bekömmt ſie alle, ein jeder erhält die ſeinige, und niemand bleibt ohne ſein Loos!

Vom dreyßigſten. Als im May eine groſſe Menge von Herrnhutern von Europa nach Neu-York herüberkamen, ſo führten ſie, unter ihren Bekehrten ein paar Grönländer mit ſich. Die andern hier in Amerika ſich aufhaltenden Herrnhuter, ſandten alsbald einige von ihren Brüdern aus Philadelphia dahin, um ſie zu bewillkommen. Unter dieſen befanden ſich ſowohl ein paar Indianer von denen Wilden, welche ſie zu ihrer Lehre

* Kalmia latifolia *Linn. Spec.* 391.

** Ich habe ihrer mit mehrern in dem 2ten Theile auf der 477ſten Seite gedacht.

Lehre hier im Lande bekehret hatten, als auch ein paar von Surinam in dem ſüdlichen Amerika. Von allen dieſen drey Arten von bekehrten amerikaniſchen Heiden, nehmlich aus Grönland, dem nördlichen und ſüdlichen Amerika, kamen nun einige in Neu-York zuſammen. Ich hatte ſelbſt nicht Gelegenheit, ſie zu ſehen. Es meinten aber alle, die ſie geſehen, und mit denen ich davon geſprochen habe, daß ſie ganz deutlich beobachtet hätten, daß dieſe drey verſchiedene Arten von Amerikanern, ob ſie gleich von ſo weit von einander entferneten Oertern gekommen waren, dennoch in den meiſten Stücken ähnliche Geſichtszüge und Geſtalt gehabt hätten; nur wären die aus Grönland etwas kleiner geweſen. Und hieraus wollten ſie ſchlieſſen, daß dieſe drey Arten von Heiden in vorigen Zeiten von einem und demſelben Nachkommen des Noah, ja von einem noch nähern Stammvater entſproſſen wären. Wie weit ihre Gedanken gegründet waren, kann ich nicht entſcheiden.

Ich aß heute zum erſten mahl **reife Kirſchen.** Sie fiengen auch nun an, gemeiner und wohlfeiler zu werden.

James wurde eine Art Wurzeln genannt, welche die Leute in dem wärmſten Theil von Amerika ſtark zum Eſſen pflanzen, ſo wie wir es mit den Poteten machen. Heute ſchmeckte ich ſie zum erſten mahl bey dem Herrn Franklin. Man hat noch nicht verſucht, ſie hier zu pflanzen, ſondern ſie waren mit Schiffen aus Weſtindien oder dem heiſſeſten Theil von Amerika hieher geführt worden. Und daher ißt man ſie hier als eine Seltenheit. Sie ſind der Farbe nach weiß, und ſchmecken faſt wie

die

die gemeinen Poteten, ja kaum ſo gut; ſo daß ich nicht der Mühe werth halte, ſie bey uns zu pflanzen, wenn ſie auch gleich hier fortkommen könnten. Es iſt die **geflügelte Dioſcorea.** *

Man macht hier Käſe genug. Doch ſollen ſie nicht ſo gut, als diejenigen von England ſeyn, obgleich einige der Meinung ſeyn, daß dieſe, wenn ſie alt werden, den erwähnten nichts nachgeben. Mir kam auch ſo vor, daß verſchiedene Arten Käſe, die man hier gemacht hatte, mit den Engliſchen von einerley Güte waren. Ein Mann von Boſton in Neu-England berichtete, daß einige daſelbſt ſehr ſchöne Käſe machten; und ſoll ihre Heimlichkeit dabey darin beſtehen, daß einige die Kühe von ſolchen Orten, wo ſalzes Waſſer iſt, mit Sorgfalt abhalten, welches vornehmlich von denjenigen, die an dem Meer wohnen, beobachtet wird. Denn der Käſe ſoll bey weiten nicht ſo gut gerathen, wenn die Kühe da, wo das Waſſer ſalzig, als wo es friſch iſt, weiden können. Dieſes dürfte aber eine genauere Unterſuchung erfordern.

Vom ein und dreyßigſten. Zur Mittagszeit trat ich in Gottes Namen die Reiſe von Philadelphia in einer kleinen Jacht an, welche beſtändig, ſo lange der Fluß Dellaware offen iſt, zwiſchen Philadelphia und Trenton hin und her gehet. Wir ſegelten dergeſtalt von Philadelphia den eben genannten Fluß unter einem guten Winde und ſchönen Wetter hinauf. Ab und zu hüpfte eine Art groſſer Fiſche, welche die Engländer **Sturgeons** nennen, und zum Störgeſchlechte gehöret, oft

* Dioſcorea alata, *Linn. ſpec. pl.* 1033.

oft zur Höhe einer Klafter aus dem Waſſer heraus. Dieſe Fiſche ſahen wir den ganzen Tag ſo hüpfen, bis wir nach Trenton kamen, woſelbſt wir den Fluß Dellaware verlieſſen. Das Land war nun anfänglich nach der Seite von Penſylvanien niedrig: aber nach der Seite von Neu-Jerſey war es erhabener von ſteilen, obgleich nicht ſehr hohen Sandufern. Auf beiden Seiten des Fluſſes wurde man eines hohen Laubwaldes gewahr.

Das Wetter war faſt dieſen ganzen Monat, wenn der Regen einigermaſſen ausblieb, ſo beſchaffen, daß es den Vormittag ſtill war, aber gleich nach Mittag ein wenig, und bisweilen ſtärker, zu blaſen anfieng. Eben ſo war es faſt täglich des Vormittags klar, aber nach Mittag wurde es etwas trüb, doch ohne zu regnen.

Die Anhöhen neben dem Fluſſe waren hernach bald höher, bald niedriger. Hie und da nahm man kleine Häuſer im Walde neben dem Ufer, und bisweilen ein und anderes hübſches Steinhaus wahr. Der Fluß wurde auch nun weit ſchmäler. Um drey Uhr nach Mittag ſegelten wir Burlington vorbey.

Burlington, welches die Hauptſtadt und die Reſidenz des Gouverneurs in Neu-Jerſey iſt, war eine kleine Stadt, welche 20 Engliſche Meilen von Philadelphia zur rechten Seite des Fluſſes, als wir hinauf ſegelten, lag. Die Häuſer waren meiſtentheils von Stein gebauet, ob ſie gleich ziemlich von einander abſtunden. Die Stadt hat eine gute Lage, indem Schiffe von beträchtlicher Gröſſe ebenfalls da hinauf laufen können. Sie kann aber wegen Philadelphia doch niemahls ihren Handel recht hoch treiben. Denn der Beſitzer

ſitzer dieſer letztern hat ihr ſo groſſe Vorzüge eingeräumet, wodurch ſie jetzt ſchon ſo zugenommen hat, daß ſie allen nächſtgränzenden Städten den Handel entziehet. Das Haus des Gouverneurs in Burlington iſt nur ein kleines Gebäude von Stein, welches dicht unten an dem Fluſſe liegt, und das erſte Gebäude in der Stadt iſt, das man erblickt, wenn man von Philadelphia kömmt. Bey der Ebbe und Fluth, welche in dem Fluß Dellaware ganz hinauf bis Trenton gehet, iſt zu merken, daß wenn zur Zeit des Vollmonds das höchſte Gewäſſer an dem Geſtade bey Cape Hinlopen, zum Exempel um 9 Uhr des Vormittags ſtehet: ſo iſt das höchſte Gewäſſer oder die Fluth in Cheſter 10 Minuten nach ein Uhr des Nachmittags; in Philadelphia um 2 Uhr und 10 Minuten; und in Burlington um 3 Uhr und 10 Minuten nach Mittag. Dies ſind Beobachtungen, die mir der Herr L. Evans mitgetheilt hat.

Die Ufer des Fluſſes waren nun mehrentheils hoch und ſteil nach Neu-Jerſey hin; und beſtunden aus einer blaſſen ziegelfarbenen Sanderde. Aber auf der Seite von Penſylvanien waren ſie an den meiſten Orten lang abhängig und beſtunden aus einer ſchwärzlichen fetten Erde, die mit Glimmer vermiſcht war. Auf jener Seite ſahe man dann und wann Tannenbäume, aber ſelten auf dieſer, ausgenommen an einigen Stellen, wo ſie durch einen Zufall von Jerſey dahin geführt worden ſind.

Gegen Abend, als es ſchon eine Weile Ebbe geweſen war, und ſich der Wind gänzlich geleget hatte, konnten wir nicht weiter kommen, ſondern muſten unſer Anker ohngefähr 7 Engliſche Meilen von Trenton fallen laſſen.

laſſen. Hier lagen wir die ganze Nacht. Das Gehölze war voll mit Feuerfliegen, welche in Menge als Funken zwiſchen den Bäumen, und bisweilen quer über den Fluß flogen. In den Waſſerſammlungen erregten die **Manteskühe** hin und wieder bey der Seite des Fluſſes ein greuliches Gebrülle und Blöcken, und es ſtimmeten öfters wohl über hundert zugleich und auf einer Stelle an. Den Vogel **Wipperiwill** hörte man auch überall.

Im Junius.

Vom erſten. Wir ſetzten des Morgens, nachdem es zu regnen aufgehört hatte, unſere Reiſe fort. Der Fluß Dellaware war hiet ſehr ſchmahl, und die Ufer daneben von eben der Beſchaffenheit, wie wir ſie geſtern hatten, nachdem wir uns von Burlington entferneten. Gegen 8 Uhr des Vormittags langten wir zu Trenton an. *

Vom zweyten. Des Morgens reiſeten wir von da weiter in einem Miethwagen. Dieſe ſind gemeine offene Fuhrmannswagen, welche auf ſteinigen Gegenden faſt Lunge und Leber bey einem herausſchütteln können. Sonſt haben einige von den Vornehmern die Gewohnheit mit eigenen Pferden zu reiſen, wenn ſie entweder in einem Wagen oder einer Chaiſe fahren, oder welches am öfterſten geſchiehet, reiten. Die Lage des Landes habe ich ſchon oben ** beſchrieben. Die Aecker waren mehren-

* Man ſehe den 2ten Theil auf der 363ſten Seite.

** In dem 2ten Theile auf der 363ſten und folgenden Seite.

mehrentheils mit Weitzen, Rocken, Mays, Haber, Hanf und Flachs beſäet. An verſchiedenen Orten ſahen wir groſſe Stücke von den Aeckern mit Hanf beſetzt.

Wir fanden den ganzen Tag Caſtanienbäume, und zwar in ziemlicher Menge, in den Wäldern. Sie wuchſen oft auf einem ganz äuſſerſt magern Boden, wo es weder zu naß, noch zu trocken war.

Die Tulpenbäume wurde man nirgends neben dem Wege gewahr. Doch berichteten die Leute, daß man ſie hier verſchiedentlich fände.

Der Bieberbaum * wuchs hin und wieder in den Moräſten. Da er nun blühete und der Geruch der Blume einer der angenehmſten in der Welt iſt: ſo konnte man in der Entfernung, ehe man zu den Moräſten hinkam, ſeine angenehme Düfte erkennen. Man konnte oft, wenn man einem Moraſte vorbey fuhr, dieſen Baum nicht wahrnehmen: der herrliche Geruch des Baumes aber entdeckte doch, daß er in der Nähe ſtund.

Die glatte Flammenblume ** wuchs in ziemlicher Menge hie und da in dem Gehölze, und gab durch ihre rothen Blumen ein ſchönes Ausſehen. Sie nahm hier die Oerter und das Erdreich ein, worauf bey uns in Schweden die Pechblumen *** und die zweyhäußigeren purpurfarbenen Kronnelken † wachſen. Auf naſſen Stellen wuchs die fleckige Flammenblume †† häufig, welche

* Magnolia.

** Phlox glaberrima, Linn.

*** Lychnis Viſcaria.

† Lychnis diuica purpurea.

†† Phlox maculata, *Linn.*

welche mit ſchönen rothen und wohlriechenden Blüthen angefüllt war. Dieſe vertrat auf niedrigliegenden Wieſen die Stelle der Guckgucksblume * bey uns. Wofern man hiezu die coccinellfarbene Bartſia, die Cardinal-Lobelia ** und die zweymächtige Monarda *** legt, welche alle hier im Lande wild wachſen: ſo findet man ohne Zweifel diejenigen hier, welche mit der ſchönſten Röthe, die man ſich nur erdenken kann, geſchmückt ſind.

Der Saſſafras war in dem Gehölze und neben den Zäunen gemein und häufig.

Die Häuſer, denen wir vorbey fuhren, waren mehrentheils von Holz. An einem Orte beſchäftigte man ſich ein Haus aufzumauern, deſſen Wände aus lauter Thon, wovon man auch hier die Backöfen bauet, gemacht wurden.

Der Buchweizen hatte ſchon von ſelbſten an verſchiedenen Orten ſich fortzupflanzen angefangen. Wir ſahen den ganzen Tag einzelne Pflanzen davon, ſowohl in dem Walde, als auſſen auf den Feldern: aber doch allezeit an den Wegen; woraus man ſchlieſſen kann, daß er zuerſt durch verſtreuete Saamenkörner hieher gebracht worden iſt.

Des Abends ſpät kamen wir in dem neuen Braunſchweig an. †

Vom

* Lychnis Flos cuculi.

** Lobelia cardinalis.

*** Monarda didyma.

† Man kann die Beſchreibung davon in dem 2ten Theil, auf der 369ſten und folgenden Seite, leſen.

Vom dritten. Zu Mittag begaben wir uns von hier mit einer Jacht, welche nach Neu=York gieng, und den Fluß hinab ſegelte. Dieſer hatte anfänglich zu beiden Seiten ziemlich hohe und ſteile Anhöhen aus dem rothen Steine, deſſen ich ſchon an einem andern Orte * erwähnet habe. Hie und da ſtund auf dem erhabenen Ufer einer und der andere Landhof. Weiter unten zeigten ſich zu beiden Seiten dicht an dem Fluſſe groſſe Felder und Wieſen. Wir konnten nicht, wohin wir wollten, in dem Fluſſe mit unſerer Jacht ſegeln. Denn er war verſchiedentlich, und ſogar bisweilen in der Mitte ziemlich ſeicht. Daher war auch der Weg, den wir durchfahren ſollten, mit belaubten Zweigen angezeigt. Wir kamen endlich in die See, und ſahen ſüdwärts nichts als Meer vor uns: aber zur linken Hand hatten wir beſtändig das feſte Land in einiger Entfernung von uns liegen. Als wir eben zu der Mündung des Stroms gelangten, hatten wir zwey Wege, die wir um nach Neu=York zu fahren, wählen konnten, nehmlich entweder innerhalb der Jnſel, dem Staate Eyland, oder auſſerhalb derſelben. Wir richteten uns nach dem Winde und der Witterung. Denn wenn es Sturm oder finſteres Wetter iſt, wagt man nicht auſſerhalb, wo das Meer ſelbſt anſtößt, zu ſegeln. Wir nahmen nun bey einem angenehmen Wetter den Weg auſſerhalb, und ob wir gleich ein paar mahl in dem Grunde ſitzen blieben, arbeiteten wir uns doch los, und kamen um 9 Uhr des Abends nach Neu=York; von welcher Stadt ich oben ** ſchon die Beſchreibung geliefert habe.

Vom

* In dem 2ten Th. auf der 371ſten u. d. folg. Seite.
** Man ſehe den 2ten Th. auf der 388ſten u. d. folg. Seite.

Vom vierten. Man fand hin und wieder in den Gärten **Weinranken**, welche ſie ſich zuerſt aus den alten Ländern verſchaffet hatten. Dieſe tragen faſt jährlich eine Menge der ſchmackhafteſten Trauben. Wenn die Winter kalt ſind, verfrieren ſie und erſterben ganz bis auf den Boden: den nächſten Frühling aber ſchlagen neue Sproſſe von der Wurzel wieder aus.

Die **Erdbeere** wurden nun täglich in die Stadt in groſſer Menge zum Verkauf geführet. Man aß ſie auf eben die Weiſe, als wir in Schweden, entweder für ſich allein, oder auch mit ſüſſer Milch, oder mit ein wenig Wein nebſt Zucker begoſſen. Man brauchte ſie auch zu Confitüren auf die gewöhnliche Art. Ein junger Engländer aus Jamaica berichtete, daß keine Erdbeeren daſelbſt wüchſen. Hier in Amerika haben ſie gemeiniglich die Eigenſchaft, daß die Beere an dem Kelche feſtſitzt, und nicht ſo leicht davon zu trennen iſt, als bey unſern Schwediſchen. Die Schlangen ſollen nach dieſen Beeren ſehr begierig ſeyn. Ob es nun gleich deren an verſchiedenen Stellen eine ziemliche Menge giebt, ſo kommen ſie doch denjenigen, derer wir uns in Schweden und Finnland erfreuen können, bey weitem nicht nahe.

Clover oder der groſſe rothe Klee, war hin und wieder auf den Anhöhen auſſen vor der Stadt geſäet. Man war jetzt zum Theil mit dem Abmähen der Wieſen beſchäftigt. Einige waren auch ſchon abgemähet, und der trockene Klee in Schobern geleget, um mit dem erſten weggeführet zu werden.

Die Kirſchbäume hatte man häufig vor den Höfen neben der Landſtraſſe von Philadelphia bis Braunſchweig geſetzet: hernach aber wurden ſie ziemlich ſelten. Wie ich zu dem Staate Island, in der Provinz Neu-York kam, wurden ſie wieder neben den Gärten ſehr gemein. Es gab aber hier nicht ſo viel Abänderungen davon, als in Penſylvanien. Ich ward in der Provinz Neu-York ſehr ſelten der ſchwarzen ſüſſen, ſondern meiſt der rothen ſauren gewahr. Wenn ein Fremder einen Garten vorbey reiſete, worin die Früchte reif waren, ſo war ihm erlaubt ſtehen zu bleiben, und ohne jemanden etwas zu ſagen, hinein zu gehen, und ſo viel ihm beliebte, zu eſſen, wofern er nur nicht die Zweige zerbrach. Niemand, und ſogar der kargeſte Landmann, redte einen deswegen an. Denn er wußte, daß wenn er einen Reiſenden davon abhalten würde, er nur loſe Worte von ihm dagegen zu erwarten hätte. Ob gleich aber zwiſchen Braunſchweig und dem Staat Island ſehr wenige Kirſchbäume vorhanden waren: ſo fand man doch deſto gröſſere Aepfelgärten.

Vom ſechſten. Verſchiedene Standesperſonen und Handelsleute hieſelbſt von 50 bis 60 Jahren, verſicherten einſtimmig, daß ſie während der kurzen Zeit, da ſie gelebet, ganz deutlich bemerket hätten, daß verſchiedene Arten Fiſche jährlich an der Menge abnehmen, und daß ſie jetzt bey weiten nicht ſo viele Fiſche als in ihrer Kindheit, erhalten könnten.

Rum, eine Art Branntwein, welche aus Zuckerröhren zubereitet, und ſehr ſtark hier in dem nördlichen Amerika in den Engliſchen Pflanzſtädten gebraucht wird,

wurde

wurde von vielen für geſunder, als derjenige Branntwein, der aus Wein oder Getraidearten gemacht wird, gehalten. Um dieß zu beſtätigen, führte man verſchiedenes an. Sie ſagten, ſie hätten ein Stück friſches Fleiſch in Rum, und ein anderes in Branntwein, der aus Getraide oder Wein gebrannt worden, geleget, und ſie darin einige Monate gelaſſen. Als ſie nun beide Stücke zugleich herausgenommen, ſoll dasjenige, ſo in Rum gelegen, faſt wie vorher beſchaffen, das andere aber in dem Branntwein, ganz zerfreſſen und durchlöchert geweſen ſeyn. Es dürfte aber der Verſuch nicht eben ſo richtig ſeyn. Der Major Roderfort berichtete, daß er, als er mit den Truppen auf die Canadiſche Expedition geweſen, bemerkt hätte, daß wenn die Soldaten Branntwein einige Zeit getrunken oder geſoffen, ſie gemeiniglich geſtorben wären: hingegen hätte ihnen der Rum gar nicht geſchadet, wenn ſie ſich gleich täglich, und noch länger als die andern, an ihm beſoffen hätten.

Lang Island wird eine Inſel genannt, welche gleich auſſen vor und gerade gegen über Neu = York, an dem Meer ſelbſt, lieget. Der nördliche Theil dieſer Inſel iſt weit fruchtbarer, als der ſüdliche. In vorigen Zeiten hat eine Menge von Indianern auf dieſer Inſel gewohnt: und findet man auch noch jetzt verſchiedene von ihnen da, welche doch jährlich, indem ſie davon wegziehen, abnehmen. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt zwar der magerſte, dem Erdreiche nach. Dabey hat aber der allweiſe Schöpfer dieſes durch eine Menge Auſtern, Hummern, Krabben, verſchiedene Arten Fiſche, und vielerley Seevögel erſetzt, welche daſelbſt in weit

grösſerer Menge, als auf der nördlichen Seite befindlich ſind. Dieß iſt auch die Urſache, warum die Indianer ehemahls vornehmlich dieſe ſüdliche Seite zu ihrem Aufenthalte erwählt haben; indem ſie inſonderheit von Auſtern, und demjenigen, was das Meer reichte, lebten. Man kann annoch während der Ebbe bisweilen in der Eile eine ganze Karre mit Auſtern, welche eine einzige Fluth aus dem Meer auf das Ufer getrieben, anfüllen. Ueberall auf der Inſel findet man eine Menge Auſtern- Muſchel- und Schneckſchalen, welche die Indianer in vorigen Zeiten, als ſie von ihnen lebten, dahin geführt haben. Dieſe Schalen dienen den jetzigen Einwohnern zu einem guten Dunge auf ihren Aeckern. Der ſüdliche Theil der Inſel wird nunmehro zur Wieſe, und der nördliche zum Acker angewandt. Der Winter ſoll auf der nördlichen Seite beſtändiger ſeyn, und der Schnee im Frühling daſelbſt länger liegen bleiben, als auf der ſüdlichen. Das Volk iſt hier ſehr fruchtbar, und mehrentheils lang und ſtark gewachſen.

Vom zehnten. Zur Mittagszeit verlieſſen wir Neu-York, und ſegelten mit einem ſtillen Winde den Hudſonsfluß mit einer Jacht, die nach Albany gieng, hinauf. Auf dieſem Fluß ſahen wir den ganzen Nachmittag einen Haufen kleiner Böte, welche von Neu-York zurückkehreten, wohin ſie heute ihre Eßwaaren und andere Sachen, an denen ſie wegen des ſtarken Handels und der Menge von Leuten in dieſer Stadt einen guten Abgang haben, zum Verkauf gebracht hatten. Der Hudſonsfluß lief hier von Norden nach Süden, doch ſtieſſen einige hohe Erdzungen hin und wieder aus. Seine Breite ſoll bey dem Anfange fünfviertel Engliſche Mei-

len ſeyn. Taumler oder Purpoiſſes welzeten ſich im Fluſſe. Das Land war anfänglich auf der öſtlichen, oder der Seite von Neu-York, voll mit ſteilen und hohen Anhöhen: aber auf der weſtlichen etwas lang abhängig und mit Gehölzen bedeckt. Doch erblickte man verſchiedentlich auf beiden Seiten Höfe, die mit Aeckern umgeben waren. Die Erde, welche die ſteilen Ufer ausmachte, leuchtete einem mit ihrer blaſſen Ziegelfarbe in die Augen, und einige kleine Felſen von grauem Felsſtein, rageten hie und da hervor. Ohngefähr 10 oder 12 Engliſche Meilen von Neu-York bekam das Land von der weſtlichen Seite des Fluſſes ein ganz anderes Ausſehen. Denn hier ſtellten ſich hohe ſteile Berge dar, deren Seiten gegen den Fluß ſenkrecht, und faſt wie Pfeiler, ſtunden, und völlig den ſteilen Seiten der Berge Hall und Hunnebårg in Weſtgothland ähnlich waren. Bisweilen ſahe man eine Ecke, wie bey einer Veſtung herausgehen. Oben waren ſie mit kleinen Eichen und andern Bäumen bewachſen. Eine groſſe Menge gröſſerer und kleinerer Steine lagen neben dem Strande heruntergefallen. Dieſe hohlen ſteilen Berge liefen einige Engliſche Meilen auf der weſtlichen Seite des Fluſſes fort: aber auf der öſtlichen Seite gegen über, war das Land mehrentheils ſehr erhaben, und beſtund aus Stauberde bisweilen auch aus einer Abwechſelung von Hügeln und Thälern, die gröſtentheils mit einem Laubwald bewachſen waren. Doch lieſſen ſich hin und wieder Höfe ſehn. Auf den Anhöhen lagen an verſchiedenen Stellen loſe Steine ausgeſtreuet. Ohngefähr 12 Engliſche Meilen von Neu-York kamen uns Stöhre, die ſich aus dem Waſſer in die Höhe warfen,

aber die ganze Zeit vorher die gemeldeten Purpoiſſen, zu Geſichte. Weiter weg war das Land auf der öſtlichen Seite des Fluſſes ſtark angebauet, denn wir erblickten ab und zu eine Menge von ſchönen Höfen, die mit niedlichen Aepſelgärten und wohlgelegenen Aeckern, welche jetzt mit einem die Augen erfreuenden Getraide angefüllt ſtunden, umgeben waren. Ohngefähr 22 Engliſche Meilen von Neu-York entferneten ſich die erwähnten hohen Berge, welche hier gleichſam einen hohen Rücken von Oſten nach Weſten über das Land gemacht hatten. Und darauf verwandelte ſich die weſtliche Seite des Fluſſes in eine Vermiſchung von niedrigen Abhängen und kleinen runden Bergen. Das Land war hier ſo gut, als gar nicht bewohnt und angebauet. Die öſtliche Seite aber hatte eben das angenehme Ausſehen, wie ich nun geſagt habe. Da wir eine kleine Weile, nachdem es finſter geworden war, geſegelt hatten, warfen wir Anker, um ſo viel mehr, da auch die Ebbe anfieng, ſehr ſtark gegen uns zu laufen. Und wir lagen hir die ganze Nacht ſtill.

Vom eilften. Des Morgens, als das Waſſer ſeine Richtung änderte, und der Fluß mit uns floß, ſetzten wir unſere Reiſe unter einem ſchwachen Winde fort. Wir kamen nun den Highlands Bergen vorbey, welche uns öſtlich lagen. Sie beſtunden aus grauem Felsſtein, waren ſehr hoch und ziemlich ſteil, und mit Laubbäumen wie auch Tannen und rothen Wacholern bewachſen. Auf der weſtlichen Seite des Fluſſes war das Land ganz voll von Klippen, die aber doch nicht die Höhe, wie auf der entgegengeſetzten Seite, erreicht hatten. Wir

konnten

konnten nicht gut den Gipfel dieſer öſtlich liegenden Berge wahrnehmen, indem ſie ein dicker Nebel umhüllete. Man ſahe auch keine neuangelegte Ländereyen oder Höfe an den Seiten, weil das Land wegen ſeiner vielen Klippen dazu untauglich war. Die Entfernung dieſer Berge von Neu-York rechnete man auf 36 Engliſche Meilen.

Von den hohen Bergen ſtieg nun ein ſtarker Nebel, ſo wie ein dicker Rauch eines Kohlmeilers, auf. Wir hatten noch einige Engliſche Meilen lauter niedrige Berge und Klippen auf der weſtlichen Seite, und auf der öſtlichen eine Abwechſelung von höhern und niedrigem Bergen, und ab und zu Thäler, welche insgeſamt mit kleinen Tannen, rothen Wacholderbäumen und Eichen bedeckt waren. Obgleich die Berge zunächſt an dem Fluſſe gemeiniglich niedrig waren, ſo wurden ſie doch immer höher, je weiter ſie von demſelben abſtunden. Hernach kamen uns zu einigen Meilen nichts anders als ſehr hohe gerundete Berge und Thäler, die beide mit Waldungen bewachſen waren, wechſelsweiſe vor. Die Thäler ſelbſt waren auch nichts anders als niedrige Klippen und Felſen, die an vielen Stellen neben dem Fluſſe ſenkrecht gerichtet waren. Die Breite des Fluſſes war bisweilen 2 oder 3 Büchſenſchüſſe, mehrentheils aber nicht viel über einen, groß. Es hüpften ab und zu verſchiedene Arten Fiſche in dem Waſſer. Der Wind legte ſich um 10 Uhr Vormittags, ſo daß wir uns mit Rudern forthelfen muſten, weil die Fluth nun nicht mehr ſtark genug aufwärts gieng. An einem Orte ſahen wir auf der weſtlichen Seite des Fluſſes ein roth bemahltes

hölzernes Haus, und man ſagte, daß ſich eine Säge-mühle etwas höher hinauf befände. Aber auſſer dieſem nahm man dieſen Vormittag nicht das geringſte von einem Hoſe oder angebauetem Lande wahr

Das Waſſer in dem Fluſſe ſchmeckte weiter nicht ſalzig. Doch ſagte man, daß die Fluth bisweilen, inſonderheit wenn ein Südwind wehet, das ſalze Waſſer noch länger hinauf führete. An der Farbe des Waſſers ließ ſich auch eine Veränderung ſpüren; den es ſchien jetzt dunkler, als vorher, zu ſeyn.

Den erſten Urſprung und die Entſtehung der Flüſſe oder Ströme zu erklären, iſt wohl eine ſchwere, wofern nicht ganz unmögliche Sache. Einige Flüſſe haben wohl dann und wann von ohngefähr aus einer Waſſerſammlung hervorbrechen können, welche durch einen ſtarken Regen oder einen andern Zufall dürfte zugenommen, und über ihren alten Rand ausgetreten ſeyn, oder welche ſich auch auf andere Weiſe mag durchgeſchnitten, und ihren Ausfluß nach niedrigern Gegenden durch ſolche Oerter, wo ſie den geringſten Widerſtand gefunden, geſucht haben. Dieß iſt vielleicht die Urſache, warum verſchiedene Flüſſe in ſo vielen Krümmungen, ſowohl über Felder von lauter reiner Erde, als auch da, wo Berge, Felſen und Steine ihren Gang ändern, fortlaufen. Es ſcheint aber dabey, daß einige ihren erſten Urſprung von der Schöpfung ſelbſt herleiten, und daß der allweiſe Schöpfer damahls den Weg, den dieſe Gewäſſer nehmen ſollten, beſtimmt habe. Denn wahrſcheinlich muß etwas mehr zu ihrer Entſtehung, als ein von ohngefähr entſtandener Ausbruch des Waſſers, erfordert werden.

Zu dieſer letztern Art dürfte man den Hudſonsfluß rechnen können. Sein gleichſam bezeichneter Gang und ſein verſchiedentlich ſo beſonderes Ufer, konnte nicht anders, als Verwunderung bey mir erwecken. Er fängt ſich ein gutes Stück oberhalb Albany an, und geht aufs genaueſte in einer geraden Linie von Norden nach Süden, ganz bis nach Neu-York hinunter. Dieß iſt eine Länge von ohngefähr 160 Engliſchen Meilen, wofern nicht noch mehr: denn die kleinen Beugungen, die er bisweilen macht, haben faſt gar nichts zu bedeuten. An verſchiedenen Stellen zwiſchen Neu-York und Albany tritt eine Reihe von ſehr hohen Bergen ein, welche in einer Strecke von Weſten nach Oſten ſtreichen, Das merkwürdigſte hiebey iſt, daß dieſe an einander hangenden hohen Berge ungeſtört und unabgeſchnitten ſo lange fortlaufen, bis ſie zu dieſem Fluß hinkommen. Aber gerade neben ihm werden ſie quer abgeſchnitten, und zwar öfters ſo, daß ihre Seitentheile bey und in dem Fluſſe ſenkrecht ſtehen. Hier wird dann eine Oefnung oder Kluft von der Weite oder der Breite, die der Fluß gemeiniglich durchgängig hat, gelaſſen: aber gleich auf der andern Seite des Fluſſes fängt ſich eben dieſe Reihe oder Kette von Bergen wieder an, und verfolgt in eben dem Wetterſtriche ungehindert ihren Weg. Das was noch angemerkt zu werden verdienet, iſt dieß, daß der Fluß in der erwähnten Kluft oder Oefnung, die dem Waſſer gelaſſen worden, gleich tief, als an andern Stellen, ja bisweilen noch tiefer, iſt. Es iſt bewundernswürdig zu ſehen, wie die Seitentheile des Fluſſes an den Stellen, wo dieſes Gebirge fortſtreicht, oft aus ſehr hohen ſenkrechten Bergen beſtehen. Und ſcheint es, daß wenn dieſer

ſer Durchfluß von der Vorſehung dem Waſſer nicht verſtattet wäre, das ganze oben ſtehende Land würde überſchwemmet worden ſeyn. Denn dieſes Gebirge würde dann, als verſchiedene über einander ſtehende Dämme, das Waſſer fortzufließen, gänzlich verhindert haben. Warum ſoll dieſer Fluß in einer ſo langen Strecke in gerader Linie fortſchreiten? Warum liegen dieſe vielen Oefnungen die das Gebirge an vielen Orten dem Fluſſe läßt, faſt unter einem und demſelben Meridian? Warum ſind bey einigen von dieſen Oefnungen entweder Waſſerfälle, oder wenigſtens ſeichtes Waſſer, das einen felſigen Boden hat?

Es kamen uns nun mehr und mehr entſetzlich hohe und ſteile Gebirge auf beiden Seiten des Fluſſes zu Geſichte, welche, als wir einen Laut erregten, einen ſtarken Wiederſchall gaben. So hoch und ſteil auch dieſe ausſahen, ſo waren ſie doch mit kleinen Bäumen bewachſen. Von hier konnten wir nun weit vor uns nach Norden die ſo genannten Blew Mountains oder blauen Berge, welche über allen den andern hervorrageten, wahrnehmen. Das Land ſchien auch weiter weg ziemlich angebauet, und nicht ſo voll von Bergen zu ſeyn.

Der Schiffer erzählte, daß man oft in einem von dieſen, auf der weſtlichen Seite des Fluſſes liegenden Bergen, in der Nacht wie ein Licht ſähe, welches die Leute für einen Carbunkelſtein hielten.

Der letzte von dieſen hohen weſtlich liegenden Bergen wurde Butterhill genannt. Nachdem wurde das Land ebener und länger zwiſchen den Bergen. Die Höfe wurden auch zahlreich, wie auch die Aecker zwiſchen den

Anhöhen.

Anhöhen. Ehe wir dieſe Berge zurückgelegt hatten, fieng der Wind an, uns entgegen zu blaſen; und mußten wir uns dahero mit Laviren forthelfen, welches ſehr langſam gieng, indem der Fluß hier kaum über einen Büchſenſchuß breit war. Endlich da wir den Wind und die Ebbe wider uns hatten, waren wir genöthigt Anker zu werfen.

Während der Zeit, da wir auf die Wendung des Windes und des Waſſers warteten, giengen wir an das Land, um zu ſehen, was da merkwürdig ſeyn könnte.

Der Saſſafras und **Caſtanienbaum** wuchs hier in Menge. Den **Tulpenbaum** ſahe man hin und wieder. Die **breitblätterige Kalmia** fand ſich gleichfalls hier an einigen Orten, und blühete nun beſtens; doch waren die Blumen ſchon weiß.

Etwas nach Mittag fieng es an Südweſt zu blaſen, welches ein erwünſchter Wind für uns war. Wir hoben daher Anker und ſetzten unſere Reiſe fort. Da wo wir vor Anker lagen, war eben das Ende von den ſteilen und erſchrecklich hohen Bergen. Man gerieth leicht in Erſtaunen, wenn man nach ihnen in die Höhe ſahe. Sie beſtunden aus grauem Felsſtein, und neben ihnen lag an dem Strande eine Menge kleiner Steine. So bald wir ſie verlaſſen hatten, wurde das Land freyer von Bergen und etwas erhaben. Der Fluß nahm auch an der Breite, faſt gegen eine Engliſche Meile, zu. Nachdem wir etwas geſegelt waren, verſpürten wir weiter keine Berge neben dem Fluſſe, ſondern auf der öſtlichen Seite gieng eine hohe Bergſtrecke nach Nordoſt, deren Seitentheile mehr als zur Hälfte ihrer Höhe mit

einem

einem Gehölze bedeckt waren. Doch war der oberſte Gipfel gemeiniglich kahl: vielleicht daß wegen der ſtarken Sonnenhitze, der Dürre und der Heftigkeit des Windes, dem dieſer Theil unterworfen iſt, nichts daſelbſt hat fortkommen können. Auf der öſtlichen Seite des Fluſſes war das Land weit mehr angebauet, als auf der weſtlichen, woſelbſt uns ſelten ein Haus, ſondern faſt lauter Gehölze, obgleich das Land eben war, vorkam. Ohngefähr 56 Engliſche Meilen von Neu-York war das Land nicht ſonderlich erhaben. Es war aber doch überall mit Waldung bewachſen, ausgenommen, daß hie und da eine Ländereŋ neu angelegt worden war. Die vorher beſchriebenen ſehr hohen Berge, welche wir etwas nach Mittag verlieſſen, waren genau über dem andern Wald und Lande zu ſehen, ſo wie Kinnekulle in Weſtgothland über den andern Wäldern erhaben iſt. Dieſe hohen Berge, welche Highlands genannt werden, blieben an eben dem Orte und auf einmahl an den beiden Seiten des Fluſſes ſtehen, ſo daß ſie nicht weiter nach Norden an der einen Seite, als an der andern, hinaus traten. Ihre Seitentheile waren ſelten ſenkrecht ſteil, ſondern der Geſtalt nach, hatten ſie mit den Laibbröten Aehnlichkeit. Seitwärts waren ſie gemeiniglich nicht abhängiger, als daß man, obgleich mit Mühe, ſie hätte erſteigen können.

Man brannte **Kalk** an verſchiedenen Orten neben dem Fluſſe, wo das Land etwas erhaben war. Der Schiffer berichtete, daß man auf dieſen erhabenen Feldern zu beiden Seiten des Fluſſes, in der Länge einiger Engliſchen Meilen, einen ſchönen graublauen Kalkſtein ausgrübe

grübe, woraus Kalk gebrannt würde; hernach ſollte man aber keinen Kalkſtein eher als gegen Albany finden.

Wir fuhren nun einer kleinen Erdzunge vorbey, welche weſtwärts an dem Fluſſe lag, und Dance genannt wurde. Dieſe Zunge ſoll daher ihren Namen erhalten haben, weil die Holländer ehedem einmahl ſich dahin begeben und getanzet und ſich luſtig gemacht haben; mit denſelbigen ſind aber eine Menge Indianer dahin gekommen, welche ſie faſt alle umgebracht haben.

Des Abends ſpät warfen wir Anker, indem der Wind ganz nachließ und die Ebbe uns zuwider war. Der Fluß war hier gegen 12 Klaftern tief.

Man ſahe die **Feuerfliegen** in Menge in der Nacht über den Fluß ziehen. Sie ſetzten ſich oft auf die Segelſtangen.

Vom zwölften. Des Morgens ſetzten wir mit der Fluth, obgleich der Wind uns entgegen war, unſere Reiſe fort. Der Fluß war hier einen guten Büchſenſchuß breit. Das Land war von beiden Seiten mehrentheils etwas niedrig liegend, und beſtund aus lauter niedrigen Klippen und ſehr ſteinigten Feldern, war aber durchgehends mit Waldungen bewachſen. Es war ſo gebirgig, ſteinig und arm, daß ſich niemand da niederlaſſen noch wohnen konnte. Denn es war kein Ort zu finden, wo man einen Acker hätte aufnehmen können. Von der Art war das Land zu beiden Seiten des Fluſſes über einige Engliſche Meilen, ohne daß uns ein einziger Pflanzort vorgekommen wäre. Um 11 Uhr Vormittags erreichten wir eine kleine Inſel, die mitten im Fluſſe lag.

lag. Dieſe ſoll in der Mitte zwiſchen Neu-York und Albany liegen. Das Land war hier neben dem Fluß niedrig, ſteinig und klippig, wie vorher. Aber weiter weg nahm man oberhalb dem Walde, hohe mit Gehölzen bewachſenen Berge wahr, vornehmlich an der weſtlichen Seite des Fluſſes. Und noch weiter weg erhoben ſich die ſo genannten blauen Berge über den übrigen. Gegen Mittag wurde es ſtill, und gieng daher ſehr langſam für uns. Das Land war hier, vornehmlich oſtwärts, gut angebauet und voll von groſſen Aeckern: doch ſchien das Erdreich ſehr ſandig zu ſeyn. **Strasburg** nannte man einen von den Flecken, welche hier auf eben der Seite lagen. Er war von einer Menge Teutſchen bewohnt. Weſtwärts ſahe man hin und wieder einige neu angebauete Plätze. Die blauen Berge waren von hier ſehr deutlich wahrzunehmen. Sie ſchienen durch die Wolken durch, und ragten über alle die übrigen hervor. Der Fluß war unten vor Strasburg eine gute Engliſche Meile breit.

Zu **Zunder** oder Kork brauchte man hier einen gelben Kork eines Blätterſchwamms, * der auf den Ahornbäumen wächſt. Derjenige, welcher auf dem rothblümigen Ahornbaume befindlich iſt, wurde für den beſten gehalten. Nächſt dieſem gab man demjenigen der von dem Zuckerahornbaum genommen wird, den Vorzug, und ſchätzte ihn faſt dem andern gleich. Dieſen Kork brauchte man zum Zunder.

Campen Rheinbeck war ein Ort, der etwas von Strasburg weiter hinauf von dem Fluſſe entfernt war.

* Agaricus.

war. Er wird gleichfalls von einer Menge von Deutſchen bewohnt, welche da eine Kirche haben. Dieſe kleine Stadt war doch nicht unten an dem Fluſſe ſichtbar. Ihr gegenwärtiger Prediger hieß Hartwig, und verſtund das Schwediſche einigermaſſen, indem er einige Zeit in Gothenburg ſich aufgehalten hatte.

Um 2 Uhr des Nachmittags fieng es wieder aus Süden an zu blaſen, und konnten wir daher mit einem vortreflichen Winde unſere Reiſe fortſetzen. Das Land war zur öſtlichen Seite des Fluſſes erhaben, und zwar mehrentheils von Erde, die faſt überall gut angebauet war. Denn hier zeigten ſich hübſche Aecker, wohlgebauete Höfe, und ſchöne Aepfelgärten. Auf der weſtlichen Seite war auch das Land etwas hoch, aber noch mehrentheils mit Gehölzen bewachſen, nur daß ich hin und wieder, obgleich ſelten, einen kleinen Pflanzort wahrnahm. Der Fluß war an den meiſten Stellen über eine Engliſche Meile breit, und gieng in gerader Linie nach Norden, ſo daß wir bisweilen das Ende deſſelben nicht bemerken konnten.

Vom dreyzehnten. Der Wind begünſtigte unſere Reiſe die ganze vorhergehende Nacht, ſo daß ich keine Gelegenheit hatte, mich nach der Beſchaffenheit des Landes umzuſehen. Des Morgens um 5 Uhr waren wir nur 9 Engliſche Meilen, wie man berichtete, von Albany entfernet. Das Land war von beiden Seiten des Fluſſes niedrig, und faſt mit lauter Wald bewachſen, ausgenommen daß hie und da ein kleiner Pflanzort angeleget worden war. Unter den Ufern des Fluſſes lagen naſſe mit Rietgras bewachſene Wieſen, und in demſel-

ben hin und wieder kleine Eyländer. Uns kamen keine Berge zu Geſichte. Wir eileten mit unſerer Reiſe nach Albany, und hatten auf beiden Seiten des Fluſſes mehrentheils niedriges Land, welches doch, je mehr wir uns Albany näherten, deſto ſorgfältiger angebauet war.

Hier war überall gebräuchlich, die Heuſtapeln mit Dächern zu verſehen, welche man auf und nieder heben konnte, und die mit denjenigen, die ich ſchon beſchrieben habe, * übereinkamen. Die Häuſer, die man ab und zu erblickte, waren theils von Stein, theils von Holz. Der Fluß war ſelten über einen Büchſenſchuß breit, und hin und wieder fanden ſich Sandbänke in demſelben. Es war daher eine genaue Erfahrung nöthig, um mit einer Jacht hier den rechten Weg zu treffen; indem man bald nach der einen Seite, bald nach der andern, ſegeln muſte. Endlich kamen wir des Morgens um 8 Uhr glücklich zu Albany an.

Die Jachten, mit denen man zwiſchen Albany und Neu-York ſegelte, ſind alle von Albany her. Sie fahren das ganze Jahr durch, ſo lange der Fluß offen iſt, beſtändig zwiſchen Albany und Neu-York. Von Albany führen ſie vornehmlich Bretter und allerhand Arten Bauholz, nebſt Mehl und Erbſen, wie auch Fellwerk, das ſie von den Indianern erhandelt, oder ſich insgeheim von den Franzoſen haben bringen laſſen, herunter. Sie reiſen faſt leer wieder zurück, ausgenommen daß ſie einige Kaufmannswaaren, wovon Rum das meiſte beträgt, mit

* In dem erſten Theil auf der 254ſten und 255ſten Seite; wie auch in dem gegenwärtigen, auf der 74. u. 75ſten Seite.

mit ſich führen. Dieß letztere iſt eine ſo hoch nöthige Waare für die Einwohner zu Albany, womit ſie die Indianer in ihrem Handel hintergehen, und ihnen ſo gut als gänzlich die Augen verkleben, ſo daß der Indianer in Völlerey oft die Kaufleute aus Albany ſein Fellwerk nach eigenem Willkühr ſchätzen läßt. Dieſe Jachten ſind ziemlich groß, haben eine gute Kajüte, ſo daß die Reiſenden bequem ſich darin aufhalten können. Sie ſind gemeiniglich aus dem rothen Wacholder, oder aus der weiſſen Eiche erbauet. Sehr oft beſteht der Boden aus weiſſer Eiche, die Seitentheile aber aus rothem Wacholder, aus der Urſache, weil der rothe Wacholder weit länger, als die Eiche, der Fäulniß widerſtehet. Da jenes Holz ſich aber leicht ſpaltet, wenn es gegen etwas anſtößt, und der Hudſonsfluß an vielen Stellen von Sandbänken und Gries voll iſt, wogegen der Kiel der Jacht bisweilen anfährt: ſo haben ſie lieber Eichenholz zum Boden erwählet, indem dies weicher iſt, und ſich nicht ſo leicht ſpaltet. Und da der Boden beſtändig unter Waſſer iſt, ſo geräth er nicht ſo leicht in Fäulniß, ſondern hält länger aus.

Die Canoen oder Kähne, welche dieſe Jachten nach ſich haben, ſind aus einem einzigen Stück Holz, das ſie ausgehöhlet haben, gemacht. Sie ſind an beiden Enden ſcharf, und oft 3 bis 4 Klaftern lang, und ſo breit, als es die Dicke des Holzes hat erlauben wollen. Die Leute rudern ſie nicht ſitzend, ſondern gemeiniglich ſteht der eine Kerl vorne und der andere hinten, und ein jeder hat ſein kurzes Ruder in der Hand, womit er den Kahn forttreibet. Der Jacht folgt jederzeit ein

ſolcher nach. Diejenigen, die hier in Albany gemacht werden, ſind meiſtentheils aus dem ſo genannten White Pine oder der weiſſen Tanne. Sie können 8 oder 12 Jahre ausdauern, inſonderheit wenn ſie mit einer Miſchung von Theer und Fett und einer Farbe äuſſerlich beſtrichen werden. Zu Albany werden ſie aus dem oben genannten Holz gehauen, indem daſelbſt kein anderes dazu tüchtig iſt. Bey Neu-York macht man ſie aus dem Tulpenbaum, und an andern Orten aus dem rothen Wacholder oder weiſſen Cypreſſen. * Aber dieſe beiden letztern Bäume wachſen in dieſer Gegend ſo klein, daß ſie nicht dazu gebraucht werden können. Gemeiniglich ſind keine Sitze darin, ſondern man muß ſich auf den bloſſen Boden ſetzen. Denn wenn ſie mit Sitzen verſehen wären, könnten ſie leicht umwälzen, woſern man nicht deſto beſſer das Gleichgewicht in acht zu nehmen wüßte.

Battöes wurde eine andere Art von Böten genannt, deren man ſich vielfältig hier in Albany bediente. Sie ſind aus Brettern von der weiſſen Tanne oder Föhre gemacht. Der Boden iſt flach, wie an einer Rußiſchen Barke, damit ſie deſto beſſer auf ſeichtem Waſſer fahren können, ſie ſind ſcharf gegen beiden Enden und etwas höher gegen das Ende, als in der Mitte. Man ſitzt in denſelben, und rudert ſie eben ſo, wie wir unſere Böte. Sie ſind ziemlich lang, obgleich nicht alle gleich, gemeiniglich zu 3, bisweilen auch 4 Klaftern. Die Höhe, von dem Boden bis auf den oberſten Rand des Bords, (denn die Seiten ſtehen faſt ſenkrecht) beträgt

4 oder

* Cupreſſus thyoides.

4 oder 5 Viertelellen, und die Breite in der Mitte ohngefähr ein paar Ellen. Man bedient ſich derſelben hier vornehmlich, um Waaren über den Flüſſen zu den Indianern zu führen, in dem Falle nehmlich, wenn die Flüſſe, oder das Fahrwaſſer, ſo rein ſind, daß ſie daſelbſt gut fortkommen können, ohne nöthig zu haben, dieſe Battöes weit über Land zu ziehen. Denn die Böte von Rinden gehen ſo bald entzwey, wenn ſie an Steine anſtoſſen; und die Canoen oder die ausgehöhlten Kähne tragen nicht viel, und können leicht umſtürzen. Ich wurde keiner ſolchen Böte gewahr, die man hier in Schweden und anderwärts gemeiniglich gebraucht.

Die Kälte ſoll oft in Albany groſſen Schaden zu wege bringen. Es iſt kaum ein Monat des Sommers, in dem nicht Froſtnächte eingefallen wären, ob dieß gleich nicht ſo allgemein iſt. Gemeiniglich hat es mit der Witterung dieſe Beſchaffenheit. Der Frühling kommt hier ſehr ſpät, ſo daß im April und May mehrentheis viele Froſtnächte ſich ereignen, wodurch oft die Blüthen an den Bäumen und Küchengewächſen verfrieren. Man befürchtete, daß die Aepfelblüthen dieſen Frühling vom Froſte im May einen ſo beträchtlichen Schaden genommen, daß gegen den Herbſt wenig Aepfel zu erwarten ſtünden. Selbſt die Eichenblüthen verfrieren oft in den Wäldern. Der Herbſt währet hier lange mit warmen Tagen und Nächten. Doch fangen gemeiniglich die Froſtnächte an, ſich gegen das Ende des Septembers und hernach oft im October einzufinden. Sie müſſen von dem Anfang, oder auch von der Mitte des Novembers, bis auf den Merz oder April, ihr Vieh in

Gebäuden halten, und ſie dieſe ganze Zeit mit Heu füttern. *

Die **Witterung** hat man nach einer langen Erfahrung im Sommer ſo befunden, daß zu der Jahrszeit mehrentheils der Südwind bläſet, der eine ſtarke Dürre mit ſich führet. Dann und wann pflegt aber doch etwas Regen zu fallen. Und ſo bald es geregnet, wirſt ſich der Wind faſt immer nach Nordweſt, von da er gemeiniglich einen oder mehrere Tage wehet, und ſich dann wieder nach ſeinem vorigen Quartier Süd hinbegiebt. Daß dieß mehrentheils ganz genau hier eingetroffen, habe ich zu mehrern mahlen ſowohl dieſes als das folgende Jahr Gelegenheit zu ſehen gehabt.

Vom funfzehnten. Die Zäune, mit denen man hier die Aecker, Wieſen und Anger umſchloß, waren gemeiniglich aus lauter Föhrenbrettern gemacht, die über einander zwiſchen Stangen oder Stäben aus Föhrenholz lagen. Denn hier hatte man einen guten Vorrath davon, in Anſehung des häufigen Waldes und der vielen Sägemülen.

Aepfelbäume von verſchiedenen Arten ſollen hier ſehr gut fortkommen, und ſo ſchöne Früchre, wie ſonſt an einem andern Orte in Nordamerika, tragen. Faſt neben einem jedweden Landhofe waren groſſe Aepfelgärten angeleget. Eine Art Aepfel fand ſich hier, welche ſehr groß, und dabey ſehr wohlſchmeckend war. Dieſe verſchickte man im Herbſt als eine Seltenheit nach Neu-York

* Hier wird durchgehends die alte Zeitrechnung verſtanden.

York und andern Oertern. Von den Kernern, die ich davon geſammlet und in Åbo ausgeſäet habe, ſind eine Menge Bäume aufgewachſen, welche ſehr gut fortkommen, und nicht den geringſten Schaden von unſern Wintern erlitten haben. Da ſie aber noch nicht geblühet, ſo bin ich nicht im Stande zu ſagen, ob die Frucht, welche ſie hier tragen, derſenigen in Albany gleich kommen werde. Auf dem Lande um Albany bereitet man zur Herbſtzeit einen ſehr vortreflichen Cider von den Aepfeln. Bisweilen ſchadet der Froſt den Blüthen im Frühling ungemein, ſowohl an den Aepfeln, als andern Fruchtbäumen.

Die **Kirſchbäume** von allen den Arten, die man hier zu pflanzen verſucht hat, gedeihen gleichfalls aufs beſte.

Die **Birnbäume** wollen hier nicht fort. Dieß war eine Klage, die man an vielen Orten im nördlichen Amerika führete. Ich befürchte aber, daß man nicht allezeit Mühe und Sorgfalt genug wird angewandt haben, ſie zu pflanzen und zu warten; da ich doch ſchöne Birnbäume an vielen Orten in Penſylvanien ſahe.

Die **Pfirſchenbäume** ſind hier zu mehrern mahlen gepflanzt worden: ſie haben ſich aber niemahls recht gut anlaſſen wollen. Die Schuld gab man theils dem Erdreiche, theils auch vornehmlich einem Wurme, der ſich in der Erde aufhalten, und ſich an der Wurzel durchbeiſſen ſoll, wovon der Baum verdorret. Vielleicht tragen auch die ſtrengen Winter viel dazu bey.

Auſſer den hergenannten Arten hatte man hier in Albany keine andere Fruchtbäume, die man pflanzete.

Von dem Hanf und Flachs ſoll hier meiſtentheils ſo viel geſäet werden, als zum eigenen Gebrauch erfordert wird.

Der Mays wurde ſtark gepflanzet. Ein loſer Boden wird für den beſten dazu gehalten. In Thon kam er aber nicht fort. Von der Ausſaat eines halben Buſchels hatten ſie 100 Buſchels wieder erhalten. Man ſchätzte ihn daher für eine gute Getraideart, weil der Keim, wenn er gleich oft im Frühling wegfriert, ſich doch wieder erholet. Sie hatten hier Beiſpiele gehabt, daß der Keim in einem Frühling zweymahl ganz bis an die Erde verfroren, und doch nicht allein in die Höhe gewachſen iſt, ſondern auch in eben dem Jahr die glücklichſte Erndte gegeben hat. Er hat auch den Vortheil, daß er gegen die Dürre weit länger als der Weizen, aushalten kan. Die gröſſere Art, welche hier eigentlich gepflanzet wurde, gelangt im September zur Reife.

Der Weizen wird auf dem Lande um Albany in Menge geſäet, und zwar mit vielem Vortheil. Sie rechneten die Einnahmen, von der Ausſaat eines Buſchels, auf 12 Buſchels. Oefters erhalten ſie in gutem Erdreiche ſo gar 20 Büſchels wieder. Wenn ſie hier unter 10 Buſchels einerndten, ſo meinen ſie, daß ſie nicht viel gewönnen haben. Diejenigen, die auf dem Lande um Albany wohnen, ſind theils Holländer, theils Deutſche. Die Deutſchen bewohnen verſchiedene groſſe Dörfer, und ſäen ſo viel Weizen aus, der hier nach Albany verführt wird, daß jährlich von hier nach Neu-York viele mit Weizenmehl beladene Jachten hinunter geſchicket werden. Das Weizenmehl, das hier bey Albany er-

hal-

halten wird, ſoll überhaupt für das beſte im ganzen nördlichen Amerika angeſehen werden, wenn man nur einen Ort zwiſchen Albany und Neu-York, der Sopus oder Kingstown genannt wird, von dem gleichfalls ein vortrefliches Weizenmehl kömmt, ausnimmt. Alles Brot hier in Albany iſt von Weizen. In Neu-York ſoll man den Centner Weizenmehl von Albany mit einigen Schillingen mehr, als dasjenige von andern Oertern, bezahlen.

Den **Rocken** ſäet man hier auch, ob gleich nicht ſo häufig, als den Weizen.

Gerſten wird hier nicht ſtark geſäet, indem ſie keinen beſondern Nutzen davon zu erhalten vermeinen. Denn weil ſie eine ſolche Menge Weitzen beſitzen: ſo richten ſie Malz davon zu. Aber um Neu-York ſahe ich groſſe Aecker mit Gerſten beſäet.

Von dem **Haber** ſäet man nur ſo viel, als zum Futter für die Pferde nöthig iſt.

Die Leute, die hier herum auf dem Lande wohnen, und theils Deutſche, theils Holländer ſind, ſäen **Erbſen** in Menge. Sie gedeihen hier gut, und werden jährlich nach Neu-York zu vielen Tonnen verführt. Man hat ſie in langen Zeiten vor ſchädlichen Inſekten frey halten können. Aber nun in den letztern Jahren hat man gefunden, daß eben das Ungezieſer, welches die Erbſenäcker in Penſylvanien, Neu-Jerſey und dem untern Theil der Provinz Neu-York gänzlich verderbet hat, und deſſen ich ſchon an einem andern Orte * gedacht habe,

 nun

* In dem 2ten Theile auf der 315ten und den folgenden Seiten.

nun gleichfalls ſich hier hinauf gezogen hat, und ſich weit mehr bey den Erbſen, als ehemahls ſehen läßt. Es wiederfährt ſo wohl dieſem Orte, als dem übrigen Lande, das ſich von hier mit vortreflichen Erbſen zu eigenem Gebrauche, inſonderheit aber zum Nutzen der Matroſen und Seeleute auf den Schiffen, hat verſehen können, ein beträchtlicher Schade. Sie hatten bemerkt, daß wenn ſie ſich unbeſchädigte Erbſen von Albany verſchaften, und ſie bey Kingstown oder auch an andern Stellen in dem untern Theil der Provinz Neu-York ausſäeten, dieſelben zwar das erſte Jahr ziemlich gut fortkamen, aber das zweite und alle die folgenden ſo voll von Würmern wurden, daß ſie niemand mehr weder eſſen wollte noch konnte. Einige ſollen hier die Kunſt brauchen, daß ſie, wofern die Erbſen nicht bald kochen und weich werden wollen, etwas Aſche unter denſelben in den Grapen werfen; alsdann ſoll es mit dem Kochen gleich beſſer gehen. Wie geſund aber und wohlſchmeckend dieß ſey, weiß ich nicht.

Faſt alle pflanzten die **Poteten**. Einige zogen die Aſche dem Sande vor, um ſie den Winter über zu verwahren. Verſchiedene Leute in Irrland ſollen die Gewohnheit haben im Herbſte die Poteten in einen Ofen zu werfen, und ſie etwas zu trocknen. Alsdenn ſollen ſie zwar ſich den Winter über gut halten; aber ſie taugen nicht zum verpflanzen, ſondern nur zum Eſſen.

Die **Bermüdiſchen Poteten** * ſind hier auch gepflanzt worden, und gedeihen ſo ziemlich. Die gröſzte Schwierigkeit iſt aber geweſen, ſie den Winter über zu verwahren, weil ſie mehrentheils in der Zeit verderben.

Der

* Man ſehe den 2ten Theil, auf der 322ſten Seite.

Der **Hummingbird** * ſoll ſich bisweilen hier finden, aber doch von einer ſeltenern Art von Vögeln ſeyn.

Die **Dachſchindeln**, womit die Häuſer in der Stadt faſt überall bedeckt waren, wurden aus dem ſogenannten White Pine, oder der weiſſen Tanne gemacht, welche dazu für eben ſo gut und dauerhaft, als der weiſſe Cypreß, ** ja faſt noch beſſer gehalten wird. Man behauptete, daß ein ſolches Dach gegen 40 Jahre aushalten könnte. Dieſe weiſſe Tanne wird in Menge an ſolchen Stellen, wo unſere gewöhnliche Tannen gefunden. Aber in dem untern Theil der Provinz Neu-York, wie auch in Neu-Jerſey und Penſylvanien bin ich ſie nicht gewahr worden. Von dieſer werden diſſeits Albany jährlich eine unglaubliche Menge Bretter geſäget, welche hinunter nach Neu-York geführt und von da auſſerhalb Landes verſchiffet werden.

Die **wilden Weinranken** wuchſen häufig in den Wäldern, und an ſteilen Ufern. Inſonderheit fand man ſie in unglaublicher Menge an den leztern Orten. Da, wo Bäume auf den Anhöhen derſelben wuchſen, kletterten ſie hinauf, und bogen ſie oft durch ihre Schwere niederwärts. Wo aber keine Bäume ſtunden, lagen ſie nach der Länge auf dem ſteilen Ufer, und bedeckten es gänzlich. Die Trauben iſſet man, nachdem ſie von dem Froſt angegriffen worden ſind. Denn vorhero ſind ſie zu ſauer. Uebrigens braucht man ſie wenig.

Mü-

* Man ſehe den 2ten Theil, auf der 354ſten Seite.

** Cupreſſus thyoides.

Mücken giebt es in unglaublicher Menge in den groſſen Wäldern und wüſten Oertern, welche zwiſchen Canada und Albany liegen. Die Leute, die daſelbſt Reiſen anſtellen, werden oft von ihnen geplagt. Um ſich einiger maſſen wieder dieß Ungeziefer zu ſchützen, pflegten einige das Geſicht oft mit Butter oder anderem Fette zu beſchmieren. Dieß macht, daß ſie ſich dann nicht ſo gerne auf eine ſolche Stelle hinſetzen. Wegen der ſtarken Hitze hielte man nicht gerne aus mit Stiefeln zu gehen. Um aber vorzukommen, daß ſie nicht durchbeiſſen möchten, wickelte man Papier um das Bein unter dem Strumpfe. Einige laſſen ſich Hauben machen, welche den ganzen Kopf bedecken, und vor den Augen haben ſie Flor. Die Nacht über liegen ſie in Zeltern, wenn dieſelben mitgeführt werden können, und auſſen vor dem Eingange machen ſie ein groſſes Feuer an, durch deſſen Rauch die Mücken vertrieben werden.

Vom ſechszehnten. Die **Purpoiſſen** ſollen in dem Hudſons Fluſſe nicht leicht höher gehen als ſo weit er Salz oder ſalzes Waſſer enthält. Nachdem vertreten die Stöhre ihre Stelle. Doch ſoll es ſich das eine und das andere mahl zugetragen haben, daß die Purpoiſſen ganz bis nach Albany hinauf gegangen ſind.

Man hatte hier eine Erzählung, daß ein **Wallfiſch** ehedem ganz bis zu dieſer Stadt hinauf gekommen wäre.

Die **Feuerfliegen**, welche von eben der Art waren, welche im Sommer in Penſylvanien ſo gemein iſt, ſahe man hier jede Nacht in Menge. Sie flogen auf den Gaſſen und überall in der Stadt. In der Nacht:

kamen

kamen ſie in die Häuſer, wenn Fenſter oder Thüren offen waren. Die Engländer nannten ſie Fire-Flys.

Vom neunzehnten. Man vermißte an dieſem Orte in den Wäldern verſchiedene Bäume, die in Penſylvanien ſehr gemein ſind; nehmlich den Bieberbaum, den Fiſcherbaum, den Güldenbaum, Perſimon, den Tulpenbaum, den ſchwarzen Wallnußbaum, die Moraſteiche, den Sallatbaum, den Locuſtbaum, den Honey-Locuſtbaum, den Neſſelbaum, den Paparbaum, ohne eine Menge von Staudengewächſen, die man hier ganz und gar nicht antraf. Die weit mehr nördliche Lage des Orts, das hohe Gebirge, welches die ſo genannten blauen Berge ausmachen, und der Lauf der Flüſſe und Ströme, welcher von hier in das Meer meiſtentheils nach Süden gerichtet iſt, wodurch demnach die Saamen der Gewächſe von hier nach Süden, nicht aber von Süden hieher geführet werden, ſind wohl gröſtentheils die Urſachen, warum man hier viele Gewächſe umſonſt ſucht, welche in Penſylvanien gemein ſind.

Nachmittags reiſete ich die Inſel zu beſehen, welche mitten in dem Fluß ohngefähr eine engliſche Meile unterwärts der Stadt liegt. Dieſe Inſel iſt gegen eine engliſche Meile lang, und nicht viel mehr als eine viertel Meile von der Art breit. Sie iſt faſt gänzlich zu Aeckern angewandt, und wird von einem einzigen Beſitzer bewohnt, welcher auſſerdem Eigner von zwey andern kleinen Inſeln daneben iſt. Hier ſahe man weiter kein Gehölze, als nur einige Bäume, welche neben dem Strande rund um die Inſel übrig waren. Dieſe machten hier wie eine groſſe hohe Hecke aus. Der rothblümige Ahornbaum

wuchs

wuchs verſchiedentlich häufig. Sein Laub iſt auf der untern Seite weiß und gleichſam verſilbert. Wenn es wehet, ſo wird daſſelbe auf und nieder gekehret, und alsdann ſieht es von weiten aus, als wenn der Baum voll von weiſſen Blumen wäre. Die **Waſſerbüche** * wuchs ſehr hoch, und iſt einer von den Bäumen, die hieſelbſt den ſtärkſten Schatten geben. Der **Eſpenbaum**,** welcher hier **Water Poplar** genannt wird, war hier unter allen Bäumen der häufigſte, kam unvergleichlich an den Ufern fort, und erreichte eben die Höhe, wie unſere größten Eſpen. Im Sommer giebt er den beſten Schatten für Leute und Vieh gegen die brennende Hitze. Und auf den Ufern der Seen und Flüſſe iſt er einer von den nützlichſten Bäumen, indem er mit ſeinen ſehr vielen ausgebreiteten Wurzeln die Erde feſt bindet, und wie eine Mauer gegen den Anfall des Waſſers, damit es nicht die Erde wegführen könne, ſtehet. Eben dieſen Nutzen leiſten hier auch die Waſſerbüche und der Ulmenbaum. Die **wilden Pflaumenbäume** ſtunden hier in Menge, und waren jetzt voll von unreifen Früchten. Der Baum wird hier zu nichts angewandt: die reife Frucht aber iſſet man roh, und ſonſt braucht man ſie zu nichts. Der **Sumach** *** war häufig. Und eben ſo verhielt es ſich mit den **wilden Weinranken**, welche beides die Bäume hinauf kletterten und nach der Länge der Anhöhen neben den Fluſſe hinkrochen. Es ſagten alle, daß die Trau-

ben

* Platanus occidentalis.

** Populus glandulis variis baſi foliorum adnexis, foliis cordato-deltoidibus acuminatis ſerrato-anguloſis, vtrinque glabris.

*** Rhus glabra.

ben ſehr ſpät zur Reiſe kämen, ob ſie gleich jetzt ziemlich groſſe Härtlinge hatten. Der **Amerikaniſche Ulmenbaum** machte auch verſchiedentlich groſſe Hecken. Der Boden auf dieſer Inſel war eine fette Gartenerde mit Sand vermiſcht, welche nun gröſtentheils zu Mayspflanzungen angewandt worden war. Es waren auch groſſe Felder mit Poteten beſetzt. Die ganze Inſel war nur für 100 Pfund in Neuyorkiſcher Münze verpachtet, welches etwas mehr als 400 Platen in unſerem Gelde betrug. Der Pachter nahm das ſeinige von den Einwohnern von Albany wieder, denen er gröſſere und kleinere Stücke, um daſelbſt verſchiedene Küchenkräuter zu pflanzen, verpachtet hatte. Die **Portulack** wuchs hier in größter Menge wild, und ließ ſich aufs beſte an.

Vom zwanzigſten. Die Ebbe und Fluth geht in dem Hudſonsfluſſe ganz bis ohngefähr 8 oder 10 Engliſche Meilen oberwärts Albany, wo ſie endlich aufhört, und alſo erſtreckt ſie ſich bis auf 156 Engliſche Meilen von dem Meer. Im Frühling aber, wenn der Schnee ſchmelzt, ſoll hier bey der Stadt ſo gut als keine Fluth verſpüret werden, ſondern es iſt alsdann faſt lauter Ebbe von der groſſen Menge Waſſer, welche die Zeit im Jahr herunter fließt. Eben dieß ſoll auch geſchehen, wenn es einige Zeit im Sommer ſtark geregnet hat.

Die **Kälte** wurde hier von allen als ſehr ſtreng im Winter beſchrieben. Das Eis in dem Hudſonsfluſſe iſt denn gemeiniglich 3 oder 4 Fuß dick. Sie waren den zwey und zwanzigſten im Merzen, nach der alten Zeitrechnung, mit 6 paar Pferde über dieſen Fluß gefahren. Das Eis löſet ſich hier bisweilen in der Mitte des Mer-

zen

zen, bisweilen auch erſt zu Ende deſſelben. Es ſchieſſen dann groſſe und dicke Eisſchollen herunter, welche bisweilen die Häuſer mit ſich wegreiſſen. Das Waſſer ſteht alsdann ſehr hoch im Fluſſe, weil ſich das Eis bisweilen ſtocket, und weiter unten, wo der Fluß ſchmahl iſt, ſtecken bleibt. Bisweilen war das Waſſer hier im Frühling 3 Klafter höher ſenkrecht geſtiegen, als ſonſt in der Sommerzeit gewöhnlich iſt. Der Boden ſoll jeden Winter zu 3 und bisweilen gar zu 5 Fuß in der Tiefe gefrieren. Um den fünften des Novembers zieht man die Jachten hier auf, und in der Mitte oder zu Ende des Merzen, oder auch zu Anfang des Aprils * fangen die Jachten wieder an, nach Neu-York hinunter zu gehen. Man wußte hier nichts von Kachelöfen oder Klappen, ſondern der Schornſtein war ſo groß, daß man faſt mit Pferd und Schlitten hätte durchkommen können.

Das **Brunnenwaſſer** war in verſchiedenen Brunnen hier in der Stadt dieſe Zeit zwar ſehr kalt. Da man es aber trank, bemerkte man einen ſäuerlichen Geſchmack, der nicht ſehr angenehm war. Als ich es genauer zu unterſuchen anfieng, fand ich eine Menge kleine Inſekte darin, die vielleicht **Kiefenfüſſe** * waren. Ihre Länge betrug anderthalb bis zwey, ja bey einigen gegen vier geometriſche Linien. Dabey waren ſie ſehr ſchmal und von blaſſer oder heller Farbe. Der Kopf war ſchwarz und dicker, als der übrige Theil des Körpers, oder ohngefähr wie ein ganz kleiner Nadelknopf. Der Schwanz war in zwey Theile geſpalten, und jedweder

Aſt

* Hier folgt man gleichfalls der alten Zeitrechnung.
* Monoculi.

Aſt endigte ſich mit einem kleinen ſchwarzen Kügelchen. Als ſie ſchwummen, warfen ſie ſich ab und zu in gewundenen Linien, faſt wie die ganz jungen Fröſche. Ich goß etwas von dieſem Waſſer in eine Schale, und miſchte hernach ſo viel Rum dazu, daß er mehr als den vierten Theil gegen das Waſſer ausmachte. Dieſe Kiefenfüſſe aber frugen nicht das geringſte darnach, ſondern ſchwummen in dem mit Rum vermiſchten Waſſer eben ſo hurtig wie vorher. Hieraus erhellet, daß wenn mit dieſem Waſſer Punch gemacht werden ſoll, ſo muß er ſehr ſtark ſeyn, wofern anders dieſe Kiefenfüſſe davon ſterben ſollen. Ob gleich die Leute, welche dieſes Waſſer täglich brauchten, keine Ungelegenheit davon, wie ſie ſagten, verſpürten: ſo glaube ich doch, daß es nicht ſo gar geſund für einen, der deſſelben fremd und ungewohnt iſt, ſey. Ich war ein und das andere mahl in dieſem Lande, aus Mangel eines beſſern Waſſers, gezwungen, meinen Durſt mit dieſem, worin ich deutlich ſolche Kiefenfüſſe ſich hin und her werfen ſahe, zu löſchen. Faſt allemahl aber merkte ich ohngefähr einen Tag darnach unten im Schlunde eine Empfindung, als wenn eine Erbſe ſtecken geblieben wäre, oder als wenn ich eine Beule da hätte; und dieß währete auf dieſe Weiſe über eine Woche, ehe es vergieng. Dieß erfuhr ich dieſes und das folgende Jahr in Albany, wie auch an einigen andern Orten. Mein Bedienter Jungſtröm bekam ebenfalls einen ſtarken Schmerz in der Bruſt, und eine Empfindung als von einer Beule. Ob aber dieſe Inſekte, oder etwas anders, daran Schuld geweſen ſind, kann ich nicht gewiß ſagen. Doch habe ich ſeit der Zeit, wofern es nur möglich geweſen iſt, dasjenige Waſſer, worin ich der-

gleichen Kieſenfüſſe wahrgenommen, zu vermeiden geſucht. Ich habe an mehrern Orten hier zu Lande dieſe Kieſenfüſſe in eiskaltem Waſſer, welches aus den tiefſten Brunnen geſchöpfet worden, geſehen. Es kann ſeyn, daß viele unſerer Krankheiten von ſolchen Waſſern, die wir nicht ſo genau unterſuchen, herrühren. Ich habe ſehr oft eine Menge von ganz kleinen Inſekten in Waſſern, die man ihrer Klarheit wegen vorzüglich gerühmt hat, entdecket. Hier in Albany waren faſt bey jedem Hofe Brunnen, woraus man Waſſer zum täglichen Gebrauche ſchöpfete. Doch wählte man dasjenige zum Thee, zum Brauen und Waſchen, vornehmlich aus dem Hudſonsfluſſe, der dicht an die Stadt läuft. Dieß iſt gemeiniglich ganz trüb, und im Sommer ſehr warm; daher es erſt einige Stunden in einem Eimer in den Keller geſetzt wird, theils damit das Trübe zu Boden ſinken, theils auch damit das Waſſer ſich etwas abkühlen möge.

Der Büchſenſchmidt, bey dem wir unſere Herberge hatten, ſagte, daß die allerbeſten Kohlen für einen Schmidt hier zu Lande diejenigen wären, die aus der ſchwarzen Tanne * gebrannt wären. Nächſt dieſen rechnete er die aus der Buche.

Er hielt diejenigen Büchſenſtöcke für die beſten und koſtbareſten, und denen er den Vorzug gab, welche aus dem wilden Kirſchbaum gemacht waren. Und nach dieſen gab er denen, welche man aus dem rothblümigen Ahornbaum verfertigt hatte, den Vorzug. Mehrerer Holzarten bediente man ſich hier nicht dazu. Der

ſchwarze

* Black Pine.

ſchwarze Wallnußbaum ſoll zu dieſer Abſicht vortreflich ſeyn: er wuchs aber nicht an dieſem Orte.

Vom ein und zwanzigſten. Albany iſt die vornehmſte, wenigſtens die reichſte Stadt nach Neu-York in der Provinz dieſes Namens. Der Gröſſe nach ſcheint ſie mit Mariäſtadt in Weſtgothland überein zu kommen. Sie liegt auf dem Abhange einer erhabenen Anhöhe dicht an dem weſtlichen Ufer des Hudſonsfluſſes. Man rechnet von hier nach Neu-York 146 Engliſche Meilen. Die Stadt erſtrecket ſich nach der Länge des Fluſſes, der hier von NNO. nach SSW. flieſſet. Die hohen Berge, welche oberhalb der Stadt weſtwärts liegen, benehmen einem alle Ausſicht nach der Seite. Hier ſind zwey Kirchen, eine Holländiſche und eine Engliſche. Die Holländiſche liegt etwas von dem Ufer ab, an der öſtlichen Seite des Marktes. Sie iſt von Stein, und hat einen kleinen Thurm in der Mitte, und eine Klocke darin. Es werden hier von einem und demſelben Prediger zwey Predigten jeden Sonntag gehalten, nehmlich beides Vormittags und Nachmittags. Die Engliſche Kirche iſt auf der Anhöhe nach der weſtlichen Seite des Marktes gleich unter dem ſo genannten Veſtungswerke gelegen, und iſt gleichfalls von Stein erbauet, hat aber keinen Thurm. Hier wurde nun, weil kein Prediger da war, und alle, die Beſatzung ausgenommen, holländiſch verſtunden, kein Gottesdienſt gehalten. Sonſt erhält der Prediger bey dieſer Engliſchen Kirche jährlich von England 100 Pfund Sterling zum Gehalt. Das Stadt- oder Rathhaus liegt der Holländiſchen Kirche etwas ſüdwärts, gleich neben dem Fluſſe, und iſt ein hüb-

hübſches Steinhaus von drey Stockwerken in der Höhe. Es iſt mit einem kleinen Thurm, der ſeine Klocke, wie auch eine vergoldete Kugel und Flagge hat, in der Mitte verſehen.

Die Häuſer in der Stadt ſind ziemlich hübſch, und zum Theil von Stein erbauet, und gemeiniglich mit Schindeln von dem weiſſen Föhrenholze gedeckt. Einige wenige waren mit Dachpfannen belegt, welche man doch aus Holland hatte kommen laſſen, weil man in der Meinung ſtund, daß der hieſige Thon nicht dazu brauchbar wäre. Faſt alle Häuſer waren nach der alten Fränkiſchen Art gebauet, ſo daß ſie die eine Giebelmauer gegen die Gaſſe kehrten; einige wenige ausgenommen, welche in ſpätern Zeiten aufgeführt worden waren, und ſich nach der nun gebräuchlichen Bauart richteten. Sehr viele Häuſer waren hier nach der Art erbauet, die ich vorher bey Neu-Braunſchweig * beſchrieben habe; nehmlich daß die Giebelmauer nach der Gaſſe von Ziegeln, alle übrigen Mauern aber von Brettern aufgeführet waren. Aeuſſerlich waren die Häuſer niemahls mit Mörtel oder Kalk beworfen, ſondern die Ziegelſteine waren ganz blos. Dieſe Einrichtung iſt in allen Städten, die ich im nördlichen Amerika geſehen, angenommen worden, und doch ſcheinen ſie keinen Schaden von der Luft zu leiden. Unten bey der Dachſchwelle waren faſt immer Dachrinnen befeſtigt, welche ſich weit über die Gaſſe hinaus erſtreckten, ſo daß das Waſſer bey dem Regen aus den Rinnen faſt in die Mitte der Gaſſe hinunter ſchoß. Hiedurch wurden zwar die Mauern vor dem Träufeln von den

* Im 2ten Theile, auf der 370ſten Seite.

den Dächern geſichert; es fiel aber einem bey dem Gehen, wenn es regnete, ſehr beſchwerlich, indem man ſich faſt nirgends, ohne von den Rinnen begoſſen zu werden, hinbegeben konnte. Mitten in dem Hauſe gegen die Gaſſe war allezeit eine Thür, und auſſen vor derſelben ein Altan von Brettern mit Bänken zu beiden Seiten, um darauf zu ſitzen. Hier pflegten die Leute faſt den ganzen Tag auſſen vor ihren Thüren zu ſitzen, wenn das Wetter anders gut war; und zwar nach dem der Schatten von der Sonne fiel. Denn da, wo die Altäne im Schatten waren, ſaſſen ein Hauſen Leute von beiderley Geſchlecht: hingegen, wo die Sonne wirkete, erblickte man niemand. So bald aber die Sonne diejenigen Stellen beſuchte, wo es vorher ſchattig geweſen war, eileten ſie von da in die Häuſer; ſo daß ſie ſich, ſo wie die Sonne den Schatten oder Schein warf, aus und ein begaben. Vornehmlich waren die Altäne des Abends mit Leuten von beiderley Geſchlecht ſtark beſetzt. Dieſes war für die Vorbeygehenden ſehr läſtig, indem bey einer Mannsperſon der Hut in beſtändiger Bewegung ſeyn muſte. Denn die Leute waren hier keine Quäcker, bey denen die Hüte an dem Kopfe gleichſam feſtgenagelt ſind: ſondern es wurde hier für eine groſſe Unhöflichkeit angeſehen, wenn man den Hut nicht abnahm und alle begrüſſete. Die Gaſſen ſind ſehr breit und zum Theil gepflaſtert. An einigen Stellen ſtehen Bäume an den Seiten gepflanzt. Die nach der Länge laufenden Gaſſen gehen faſt parallel mit dem Fuß, und die Quergaſſen ſchneiden ſie in rechten Winkeln. Die Gaſſe, welche zwiſchen den beiden Kirchen liegt, iſt fünfmahl ſo breit, als die andern, und thut die Dienſte eines

Markts. Uebrigens ſind die Gaſſen hier ziemlich unſauber, welches daher kömmt, weil ſie des Sommers das Vieh überall die Nacht durch auſſen vor den Häuſern ſtehen laſſen. Es ſind hier keine Stadtthore, ſondern faſt überall offene Löcher, wodurch man aus und ein kommen kann. Es giebt auch hier ein paar ſo genannte Marktplätze, wo das Landvolk ein oder das andere mahl in der Woche verſchiedene Eßwaaren abſetzt.

Das Veſtungswerk liegt unter allen Gebäuden öberſt, auf dem zur weſtlichen Seite der Stadt belegenen hohen abhängigen Berge. Es iſt ein groſſes Steinhaus, das mit dicken hohen Mauern umgeben iſt. Die Anlage deſſelben iſt aber ſehr ſchlecht. Denn es kann blos dazu dienen, ſtreifende Partheyen abzuhalten, im geringſten aber nicht, einer Belagerung zu widerſtehen; indem ſehr viel hohe Anhöhen von lauter Erde gleich zur weſtlichen Seite und oberhalb liegen, welche alle weit höher als die Veſtung ſind, ſo daß man von da, alles was auf dem Hofe ſelbſt in derſelben vorfällt, ſehen kann. Die Anhöhe nehmlich, die der Veſtung weſtwärts liegt, wird eine ziemliche Strecke immer höher und höher. Es befindet ſich hier gemeiniglich ein Officier mit einer Menge Soldaten beſtändig zur Beſatzung. In der Veſtung ſoll eine Quelle ſeyn, welche allezeit Waſſer enthält.

In Anſehung des Handels hat dieſe Stadt eine ziemlich bequeme Lage. Der Hudſonsfluß ſtreicht ihr dicht vorbey, und iſt hier 12 bis 20 Fuß tief. Man hatte noch keine rechte Brücke bey dem Fluſſe zur Ladung der Jachten angelegt, weil man befürchtete, daß ſie im Frühling bey einem ſtarken Eisgange ſehr leiden oder auch ganz

ganz weggeführt werden möchte. Doch konnten die hier gebräuchlichen Fahrzeuge ziemlich nahe an dem Ufer geladen werden. Wenn man Bretter und andere ſchwere Sachen auf Jachten verführen wollte, band man zwey Canoen in der Breite zuſammen, auf denen dergleichen Sachen ſehr bequem fortgebracht werden konnten. Dieſe Stadt treibt inſonderheit auf Neu-York einen ſehr ſtarken Handel mit allerhand Fellwerk, Brettern, Weizen, Mehl, Erbſen, und verſchiedenem Bauholze, und ſo ferner. Es iſt wohl nicht in allen Engliſchen Pflanzſtädten ein Ort, wenn ich Hudſons Meerbuſen ausnehme, wo man von den Wilden ſo viel Fellwerk erhandelt, als hier. Denn faſt alle Kaufleute hieſelbſt, ſchickten im Frühling einen Bedienten oder Häußling nach Osvego hinauf, welches ein Engliſcher Handelsort iſt, wo die Wilden ſich mit ihren Waaren einfinden, und der bey der groſſen See Ontario liegt. Ich werde deſſelben hinkünftig in dieſer Reiſebeſchreibung für das Jahr 1750 umſtändlicher erwähnen. Hier halten ſich die Kaufleute von Albany den ganzen Sommer auf, und treiben einen ſehr ſtarken Handel mit vielerley Wilden, welche mit ihrem Fellwerk dahin kommen. Verſchiedene hieſelbſt haben mir verſichert, wie ſie bisweilen bey dem Kaufe den Wilden, inſonderheit, wenn er beſoffen geweſen iſt, hintergangen haben, daß er nicht den halben, ja bisweilen nicht den zehnten Theil des Wehrts, für dasjenige, das er mit ſich gebracht, erhalten hat. Und daß dieß völlig ſeine Richtigkeit hat, habe ich ein und das andere mahl mit eigenen Augen zu ſehen Gelegenheit gehabt. Denn die Kaufleute in Albany ſtellen gute Chineſer vor; und hält der ſich für den beſten Kerl, der erſt ſo braf den Wilden mit Branntwein betrunken macht,

und hernach für Nichtswürdigkeiten alles, das er mit ſich geführt hat, ihm abzwacken kann. Der Wilde merkt zwar oft, nachdem er den Rauſch verſchlafen hat, daß er betrogen worden iſt, und murret auch ein wenig darüber. Er tröſtet ſich aber bald wieder, wenn er ſich entſinnet, daß er einmahl ſo viel Branntwein, als er vermocht, hat ſaufen können; einen Trank, den er über alles, was in der ganzen Welt iſt, hochſchätzt. Vornehmlich giebt er ſich dann zufrieden, wenn er aufs neue einige gute Schlücke bekömmt. Auſſer dem Handel, der dergeſtalt in Oſvego getrieben wird, kommen auch oft eine Menge Wilden von verſchiedenen Orten, inſonderheit von Canada, zu dieſer Stadt, und führen ihr Fellwerk mit ſich. Von Canada hohlten ſie ſelten anderes Fellwerk als Bieberfelle. In Canada iſt bey höchſter Strafe verboten, von da den Engländern Pelzwerk zuzuſchicken: ſondern der Handel, inſonderheit mit Bieberfellen, gehört der weſtindiſchen Compagnie in Frankreich zu. Demohngeachtet treiben doch die Kaufleute in Canada einen ſtarken Schleichhandel. Denn ſie ſenden ihr Fellwerk mit den Wilden ihren Bekannten in Albany zu, welche es nach dem Preiſe, den ſie den Kaufleuten in Canada durch Briefe vorher beſtimmt haben, kaufen. Von hier führen die Wilden hernach verſchiedene Arten Tuch und andere Güter wieder zurück, welche hier für einen geringern Preis, als diejenigen, die in Canada vorhanden, und von Frankreich dahin geſchickt worden ſind, zu erhalten ſtehen. Der gröſste Theil der hieſigen Kaufleute hat groſſe Güter auf dem Lande und viel Wald daherum. Wenn ſich dann ein Bach daſelbſt befindet, ſo verſäumen ſie nicht eine Sägemühle anzulegen,

um Balken und Bretter von einander zu ſägen. Daher geſchieht es, daß den ganzen Sommer durch viele Jachten von hier nach Neu-York gehen, welche größtentheils mit Brettern beladen ſind. Verſchiedene hier in der Stadt ſchleifen von gewiſſen Arten Schneck- und Muſchelſchalen die Wampum der Wilden, das iſt, ihr Geld und ihren Schmuck, wodurch die Einwohner in Albany einen groſſen Gewinn erhalten. Von dieſer Art Geld will ich an ſeinem Orte ein mehrers reden. Da alſo die Leute hieſelbſt einen ſo beträchtlichen Handel führen, und dabey nach der Holländiſchen Art ſehr knapp und ſparſam leben: ſo iſt kein Wunder, daß viele von ihnen groſſe Geldſummen zuſammen bringen.

Die Einwohner ſowohl in Albany, als auf dem Lande rings herum zu vielen Meilen, ſind faſt insgeſammt Holländer. Sie reden unter ſich Holländiſch, haben ihre Holländiſchen Prediger, und verrichten ihren Gottesdienſt in dieſer Sprache. Kurz, ſie führen ſich in allen Stücken als Holländer auf. Doch kleiden ſich beide Geſchlechter mehrentheils auf Engliſche Art. Es iſt bekannt, daß die Provinz Neu-York zuerſt von Holländern bewohnt worden iſt. Es waren auch ſie, welche zur Zeit ihrer Beherrſchung an dieſem Orte, aus Neid das neue Schweden einnahmen. Es währete aber die Freude nur eine ſehr kurze Zeit, daß ſie dieß eroberte Land, und jenes ihr eigenes, behalten konnten. Denn zu Ende des Jahrs 1664 kam auf den Befehl des Königs Carl des zweyten in England, Sir Robert Carre nach Neu-York, welches dazumahl Neu-Amſterdam hieß, und nahm es ein. Und bald darauf zog der Oberſte Nichols nach Albany,

welches dazumahl Orangefort genannt wurde, und unterwarf es ſich gleichfalls, und gab dem Ort den Namen Albany, welches des Herzogs von York Schottiſcher Titel war. Den Holländern wurde freygeſtellt, entweder unter dem Engländiſchen Schutze da zu bleiben, und ihre vorigen Freiheiten zu genieſſen, oder auch weg zu ziehen. Der gröſte Theil erwählte das erſtere, und von ihren Nachkommen leiten ſich die jetzt hier in der Provinz Neu-York befindlichen Holländer her, welche Beſitzer von den gröſten und beſten Eigenthümern und Landgütern in dem Bezirke von Neu-York ſind.

Dieſe Einwohner von Albany ſind in dem ganzen nördlichen Amerika, ſowohl bey den Engländern als Franzoſen, ja ſelbſt bey allen Holländern, die den untern Theil von der Landſchaft Neu-York bewohnen, wegen ihres groſſen Geitzes, ihrer Habſucht und ihrer unerſättlichen Geldbegierde ſehr berüchtigt. Wenn jemand nach Albany hinauf reiſen will, ſo pflegt man ihm aus Scherz zu ſagen, daß er eine Reiſe nach dem Lande Canaan zu unternehmen hätte. Frägt man dann, was ſie darunter verſtünden, ſo antworten ſie, daß ja das Land Canaan und das jüdiſche Land einerley bezeichnete; und daß Albany ein Vaterland und ein rechter Aufenthalt der Erzjuden wäre. Denn die Leute in Albany ſind ſo habſüchtig und geizig, daß ohnmöglich ein Jude daſelbſt leben könnte, ſondern ſie würden ihn ohnfehlbar durch Schachern ausmergeln, wenn er gleich ſonſt die Kunſt, Geld zu ziehen, aufs beſte verſtünde. Daher beſucht auch niemand dieſen Ort gerne, wofern ihn nicht die gröſte Nothwendigkeit dazu veranlaſſet. Ich wurde aus der Urſache dieſes und das fol-

gende

gende Jahr an mehrern Orten gefraget, was für eine angelegene Sache mich wohl antreiben möchte, zu dieſem Canaan eine Pilgrims-Reiſe anzuſtellen. Ich mußte auch beide Jahre erfahren, daß das Urtheil und Gerücht von dieſem Volke nicht gänzlich ungegründet geweſen war. Denn ob ſie gleich ſelten öfter Fremde ſehen, als wenn jemand aus den Engliſchen Pflanzſtädten dieſen Weg nach Canada oder von da zurück nimmt, und man daher ſchlieſſen könnte, daß hier leichter nach Nahrungsmitteln und den Nothwendigkeiten eines Reiſenden wäre, als an den Orten, wo die Wege beſtändig von Reiſenden voll ſind: ſo fand ich doch das Gegentheil. Denn ich war hier genöthigt alles doppelt, dreyfach, ja bisweilen vierfach theurer, als ich ſonſt an irgend einem Orte in Amerika, den ich durchgereiſet, gewohnt geweſen bin, zu bezahlen. Auſſerdem waren die Leute hier ſehr unbehülflich. Ich muſte ſie mit Geld, und zwar nicht mit einer Kleinigkeit, zu allem, was ich brauchte, gleichſam in die Höhe heben. So bald ich auf dem Lande oder in der Stadt in ein Haus kam, und von ihnen etwas zu kaufen verlangte, oder um ihre Hülfe erſuchte, war ich faſt mit einer mathematiſchen Gewißheit im Stande zu ſagen, ob ſie von dieſem oder einem andern Geblüte wären. Denn ſie forderten theils für alles, eine ſehr unmäßige Bezahlung, theils bewieſen ſie ſich ſehr undienſtfertig. Von der Art war der größte Theil dieſer Leute. Dennoch aber traf man auch ſolche an, welche an Freundlichkeit, Billigkeit, Wohlwollen und Bereitwilligkeit nach ihrem Vermögen gefällig zu ſeyn und guten Rath zu geben, allezeit es einem jedweden hier im nördlichen Amerika, oder an andern Orten gleich thaten. Doch war deren

An-

Anzahl ungleich geringer vor der erſtern. Wofern mir erlaubt iſt zu rathen, ſo ſcheint es mit dem Urſprunge der Leute in Albany und derienigen, welche daherum wohnen, folgende Bewandniß zu haben. Als die Holländer in vorigen Zeiten Eigner von dieſem Lande waren, und es bevölkert werden ſollte, ſo hat die Regierung auſſer einer Menge von guten Leuten, die zu dieſer Provinz hinüber gereiſet ſind, auch eine Menge Geſindel zuſammen ſuchen laſſen, von dem ſie das Land ſäubern wollen. Dieſe haben ſie dahero hieher verſchicket, und ihnen ſogleich einen von allen andern weit entfernten Ort auf der Gränze gegen die Wilden und ihre übrigen Feinde angewieſen; doch ſo, daß ſie einige wenige andere gute Familien überredet, ihnen zu folgen, um ſie einiger maſſen im Zügel zu halten. Denn eine andere Urſach kan ich ſchwerlich finden, warum dieſe von einem ſo verdorbenen Geblüte, und ſo verſchieden von den andern der angeſehenen Holländiſchen Nation ſind, welche in dem untern Theil der Provinz Neu-York wohnen. Dieſe letztern, oder dieienigen, die weiter hinunter wohnen, ſind freundlich, behülflich, billig in den Preiſen, wenn ſie etwas verkaufen, und aufrichtig; und ob ſie gleich nicht immer in den Worten viel Umſtände machen, ſo meinen ſie es doch gut und aufrichtig, und man kann ſich auf ihr Verſprechen verlaſſen.

Unter andern Urſachen, welche die Einwohner von Albany überall in den Engliſchen Pflanzſtädten, vornehmlich aber in dem neuen England ſo verhaßt gemacht haben, war ihre Aufführung bey dem vorigen Kriege zwiſchen Frankreich und England, der ſich mit dem Frieden

zu Achen endigte. Denn als dieſer Krieg zwiſchen Frankreich und England angieng, und die Einwohner in ihren Pflanzſtädten in Amerika gleichfalls Befehl erhielten, Feindſeligkeiten unter einander anzufangen: ſo reizten die Franzoſen ihre Wilden an, die Einwohner in dem neuen England anzugreifen; welches ſie auch getreu befolgten, indem ſie Leute todt ſchlugen, und alles was ſie vorfanden, wegnahmen. Die Leute in Albany hielten ſich dieſe ganze Zeit neutral, und trieben einen ſtarken Handel mit dieſen Wilden, welche die Einwohner des neuen Englands umbrachten. Das Silber, als Löffel, Schalen, Becher, und ſo ferner, welches dieſe Wilden in Neu-England in den Häuſern geraubt, wo ſie die Einwohner ermordet hatten, führten ſie zum Verkauf nach Albany. Die Bürger daſelbſt kauften den Wilden nicht allein dieſe ſilbernen Gefäſſe ab, ob ſie gleich bey vielen durch den eingegrabenen Namen, den vorigen Eigner erkannten, ſondern ſie ermunterten auch die Wilden, ſich mehr von ſolchem Silber zu verſchaffen, und verſprachen ihnen, ſie gut zu bezahlen, und ihnen, was ſie fordern würden, zu geben. Die Engländer legten dieß nachher ſo aus, als wenn ſie hiedurch gewiſſer maſſen die Wilden ermunterten, die Leute, welche gleichſam Brüder von den Einwohnern in Albany waren, und unter einer und derſelben Krone lebten, noch mehr umzubringen. Als man dieß in Neu-England von den Wilden ſelbſt erfuhr, entſtund hierüber eine groſſe Erbitterung, und die Einwohner droheten, daß der erſte Schritt, den ſie bey einem andern Krieg unternehmen wollten, dieſer ſeyn würde, Albany und die umliegenden Oerter zu verbrennen. Man wird ſehen, ob in dem gegenwärtigen Kriege, die andern Engliſchen

Pro-

Provinzen bereitwillig ſind, Albany und die Oerter in der Nachbarſchaft, im Fall ſie von den Franzoſen oder Wilden angegriffen würden, zu entſetzen. So viel iſt wahr, daß der Haß der Engländer gegen die Leute in Albany ſehr groß, daß aber deren gegen die Engländer noch zehnmahl gröſſer iſt. Dieſer Haß wird von der Zeit an, da die Engländer dieß Land eroberten, gewähret haben, und iſt bis jetzt noch nicht erloſchen, ob ſie gleich unter der Holländiſchen Regierung niemahls gröſſere Vortheile, als ſie jetzt beſitzen, hätten erlangen können. Denn gewiſſermaſſen ſind ſie noch beträchtlicher, als ſelbſt der Engländer ihre.

In ihren Häuſern ſind ſie weit ſparſamer als die Engländer, und genauer bey den Mahlzeiten. Gewöhnlich tragen ſie ſelten mehr Eſſen auf, als bey der Mahlzeit verzehrt wird, und bisweilen kaum ſo viel. Die Punchſchale iſt hier auch weit ſeltener als bey den Engländern. Die Frauensleute ſind gemeiniglich geſchickte Haushälterinnen, ſie ſtehen zeitig auf, und legen ſich ſpät zu Bette, und ſind faſt übertrieben reinlich, was den Fußboden anbelangt. Dieſen ſcheuerten ſie bisweilen zu mehr mahlen in der Woche, und inſonderheit war der Sonnabend zu dieſer Arbeit feſtgeſetzt. In den Häuſern giengen ſie ſauber gekleidet, aber doch nicht geputzt. Die Kinder unterrichtete man beides in der Engliſchen und Holländiſchen Sprache. Die Dienſtboten hier in der Stadt beſtunden gröſtentheils aus ſchwarzen Sclaven. Verſchiedene von den Mannsleuten brauchten ihr eigenes Haar, ob gleich ſehr kurz, ohne Beutel oder Zopf. Denn dieſe beiden letztern werden hier als ein Charakter und Kenn-

Kennzeichen eines Franzoſen angeſehen. Als ich nach der Zurükkunft von Canada zu dieſer Stadt den erſten Tag einen Haarbeutel trug, konnte ich nicht wegen kleiner Jungen und Mädgen auf der Gaſſe in Frieden gehen, ſondern ſie liefen mir nach und riefen: o du Franzoſe u. ſ. w. Einige von dieſem Geſchmeiſſe wagten ſo gar, nahe zu kommen, und hinten an dem Beutel zu ziehen: ſo daß ich froh wurde, als ich eine ſo unangenehme Tracht wegwerfen konnte.

Das **Eſſen** und die **Zurichtung** deſſelben gieng hier ſehr von der Engliſchen Art ab. Zum Frühſtücke brauchte man gemeiniglich Thee, meiſtentheils ohne Milch. Vor 30 bis 40 Jahren hat man hier nicht gewußt, was Thee wäre: ſondern ihr Frühſtück iſt alsdann entweder Butterbrot oder Milch und Brot geweſen. Nun warf man nicht Zucker in den Thee, ſondern man legte ein Stück davon neben dem Theeſchälgen und biß ein wenig davon bey dem Trinken ab. Zugleich mit dem Thee aß man Butterbrot mit Peckelfleiſch darauf. Der Hausvater betete gemeiniglich hart vor Tiſche. Der Caffee wurde hier nicht gebraucht. Die Frühſtückzeit war mehrentheils um 7 Uhr, oder zwiſchen 7 und 8. Die Mittagsmahlzeit beſtund meiſtentheils aus Buttermilch, worin man kleingemachtes Brot gelegt hatte, und wozu man noch, wenn es ſehr gut ſeyn ſollte, ein wenig Zucker hinzufügte; oder aus ſüſſer Milch mit zerſchnittenem Brot darin; oder aus gebratenem oder gekochtem Fleiſche. Man bediente ſich öfters der Buttermilch, anſtatt ſüſſer Milch, um einen verdünnten Brey daraus zu kochen. Dieſer ſchmeckte ziemlich ſauer, ob gleich bey warmer Witterung, nicht ſo gar unangenehm. Bey jeder Mit-

tagsmahlzeit ſetzte man zugleich eine groſſe Schüſſel mit Sallat vor, der mit viel Eßig und bisweilen mit, meiſtentheils aber ohne Oehl zugerichtet war; ſo daß es einem daher ziemlich in dem Halſe brannte, wenn man davon aß. Oft aſſen ſie Buttermilch, Brot und Sallat zugleich, und um einander. Die Abendmahlzeit war gemeiniglich Butter und Brot, mit ſüſſer Milch und zerſchnittenem Brot darin. Die Butter war ſehr geſalzen. Bisweilen trunken ſie auch alsdann Chocolade. Der Käs wurde an vielen Orten ſowohl zum Frühſtück als zur Mittagsmahlzeit gebraucht, aber nicht in Scheiben geſchnitten, oder in ausgebohrten Stücken, wie ihn die Engländer zu eſſen pflegen: ſondern die Frauensleute ſchabten den Käs auf einem Teller, ſo daß er faſt zu einem groben Mehl wurde. Sie gaben vor, daß der Käs auf dieſe Weiſe beſſer als ſonſt, ſchmeckte. Ihr Getränke war gemeiniglich ſehr dünnes Schwachbier, oder auch bloſſes Waſſer.

Hier in Albany halten die Guvernöre von Neu-York oft Zuſammenkünſte und Unterredungen mit den Wilden von den 5 Nationen der Jroquois, inſonderheit wenn es darauf ankömmt, Kriege wider die Franzoſen anzufangen oder fortzuſetzen. Sie berathſchlagen ſich auch denn bisweilen über ihre Bekehrung zu der chriſtlichen Religion. Daß aber die Engländer in dem letzten Stücke nicht ſo vorſichtig als die Franzoſen, zu wege gegangen ſind, und zu einer ſo wichtigen und angelegenen Sache nicht ſo geſchickte und auserleſene Männer, als billig hätte ſeyn ſollen, beſtellet haben, kann man unter andern aus der Antwort, die einer von den Königen oder Sachems der Wilden dem Guvernör Hunter, bey einer

ſol-

ſolchen allgemeinen Zuſammenkunft hier in der Stadt gab, erſehen. Denn nachdem der Guvernör, auf Befehl der Königin Anna, dieſen Indianern eine Menge Kleider und andere Sachen, die ihnen gefielen, geſchenkt hatte: wollte er ſie noch mehr von der Zuneigung und der Sorgfalt der Königin gegen ſie überzeugen, und fügte alſo hinzu: daß ihre gute Mutter, die Königin, ſie nicht allein ſo edelmüthig mit ſo koſtbaren und ſchönen Kleidern für ihren Körper verſehen hätte, ſondern Sie wollte auch ihre Seelen mit der Predigt des Evangeliums kleiden: aus welcher Abſicht einige Prediger ihnen zugeſchicket werden ſollten, um ſie darin zu unterrichten. Kaum hatte der Guvernör dieſe Worte geendigt, ehe einer von ihren älteſten Sachems aufſtund und antwortete, daß er ſich im Namen aller andern Wilden gegen ihre gnädige gute Königin und Mutter wegen der ſtaatlichen und hübſchen Kleider, die Sie ihnen geſchicket, bedankte: was aber die Prediger anbeträfe, ſo wären vorher bey ihnen verſchiedene, (welche er denn mit Namen hernannte) geweſen, die anſtatt ihnen ihre göttliche Religion zu predigen, ſie zu ſaufen, zu betrügen und unter einander in Uneinigkeit zu leben, gelehrt hätten. Hierauf bat er den Guvernör dieſe Prediger und einen Haufen anderer Europäer, die bey ihnen ſich aufhielten, von ihnen wegzunehmen. Denn vorher, ehe dieſe zu ihnen hingekommen, wären die Wilden ein ehrliches, nüchternes und unſchuldiges Volk geweſen: jetzt würden ſie aber faſt alle zu Schelmen. Vorher hätten ſie eine Scheu vor GOtt gehabt: jetzt aber glaubten ſie kaum, daß ein GOtt da wäre. Wofern der Guvernör ſich ihrer annehmen wollte, ſo thäte er

beſſer, wenn er ihnen zwey oder drey Eiſenſchmiede zuſchickte, der ſie Eiſen zu ſchmieden lehrete, worin ſie unerfahren wären. Der Guvernör konnte hiebey ſich nicht des Lachens enthalten. Dergeſtalt kan man hier die Worte Pauli * anwenden: Euerthalben wird Gottes Name geläſtert unter den Heyden.

Vom ein und zwanzigſten. Nachmittags um 5 Uhr reiſeten wir in Gottes Namen von Albany nach Canada. Wir hatten zwey Männer mit uns, die uns zu dem erſten Franzöſiſchen Orte, welcher die Veſtung, Fort St. Frederic war, und von den Engländern Crownpoint genennt wird, führen ſollten. Ein jeder von dieſen ſollte dafür zur Bezahlung 5 Pfund in dem zu Neu-York üblichen Gelde, das in unſerer Münze ohngefähr 25 Platen ausmacht, haben, ohne das Eſſen und Trinken, womit ich ſie hin und her reichlich unterhalten muſte, mitzurechnen. Dieß iſt hier der gangbare Preis, und wer zu dem ſich nicht bequemen wollte, muſte allein reiſen. Wir waren genöthigt mit einem von den oben ** beſch[...]benen Canoen zufrieden zu ſeyn; indem weder Battoen noch Böte von Baumrinde nun zu bekommen waren. Und weil eine gute Landſtraſſe gleich an der Weſtlichen Seite des Hudſons Fluſſes fortlief: ſo lieſſen wir die Männer mit dem Canoe oder dem Nachen fahren, und wir giengen auf dem Lande daneben, um daſſelbe, nebſt deſſen natürlichen Merkwürdigkeiten deſto genauer zu beſehen. Mit dieſen Canoen zu reiſen, iſt für diejenigen ziemlich beſchwerlich, die ſie rudern oder fortſchieben ſollen. Denn der eine ſteht vorne

* Röm. 2, 24.

** Auf der 211. und 212ten Seite.

vorne in demſelben, und der andere hinten, und ein jeder hält ein Ruder in der Hand, mit dem ſie das Boot fortſchieben. Gemeiniglich halten ſie ſich dicht an das Land, wo es ſeicht iſt, damit ſie den Grund mit den Rudern bequem erreichen können. Die Ruderleute können alſo nicht ſitzen, ſondern müſſen die ganze Zeit, ſo lange ſie mit dem Canoe fahren, ſtehen; weil man darin nicht auf gewöhnliche Weiſe im Sitzen rudern kann.

Wir hielten uns nun den ganzen Abend an das Ufer, das gegen den Fluß aus groſſen Anhöhen beſtund, und zunächſt an dem Waſſer mit ſolchen Bäumen bewachſen war, die ich oben * ſchon erwähnet habe, und an den Ufern der Inſel, welche unter Albany liegt, befindlich ſind. Auf der öſtlichen Seite des Fluſſes iſt das Land ungebauet, mit Waldung bewachſen, und etwas abhängig; auf der weſtlichen aber iſt es flach, angebauet, und meiſtentheils zu Aeckern angewandt.

Dieſe Aecker hatten keine Graben, ob ihnen gleich hin und wieder dieſelben nöthig zu ſeyn ſchienen. Hier konnte man deutlich genug ſehen, daß der Fluß in vorigen Zeiten breiter geweſen iſt. Denn auf den Aeckern war ein Abſatz, in der Entfernung eines Steinwurfs von den jetzigen Gränzen des Fluſſes, mit einer quer lauffenden Anhöhe, welche faſt allezeit mit dem Ufer des jetzigen Fluſſes parallel war. Dieß gab genugſam zu erkennen, daß dieſelbe das Ufer des Fluſſes, und das ebene Ackerfeld darunter den Boden deſſelben vor dieſem ausgemacht hat. Hiezu kömmt, daß auf den erwähnten Aeckern eine

* Man ſehe die 221ſte u. folg. Seite.

Menge von eben den Muſchelſchalen, welche hier häufig an dem Ufer liegen, und welche die Einwohner weder auf die Acker führen, noch ſonſt zu etwas brauchen, befindlich iſt. Ob dieß nun daher gekommen iſt, daß ſich entweder das Waſſer in dem Fluß verringert hat, oder daß von dem Waſſer Erde hinunter getrieben und zu den Seiten des Fluſſes hingeführet worden, oder daß ſich der Fluß länger ſeitwärts eingeſchnitten hat, weiß ich nicht.

Die Aecker waren alle hier ganz eben gelegt, auf eben die Weiſe, als in Upland in Schweden. Einige waren mit dem **gelben** * und andere mit dem **weiſſen Weizen** ** beſäet. Verſchiedentlich ſahen wir groſſe Felder mit **Flachs** beſetzt, der nun zu blühen anfieng. An einigen Stellen ſtund er ziemlich gut, an andern aber nur ſchlecht. Die heftige und lange Dürre, welche hieſelbſt den ganzen Frühling gedauert, hatte gemacht, daß auf den Anhöhen und etwas erhabenen Stellen alles Gras und alle Pflanzen verbrannt waren, ſo, daß auſſer dem Wollkraute, *** keine andere grüne Pflanze da übrig war. Dieſe letztere aber ſahe ich an mehrern Orten auf den aller dürreſten und dabey hohen Bergen wachſen, wo ſie einer brennenden Sonne und ausmergelnden Dürre gleichſam Trotz bot. Obgleich aber der Graswachs und die Weide nun ſo ſchlecht beſchaffen, und faſt gar keine war: ſo wurde doch das Wollkraut niemahls von dem Vieh angegriffen oder verzehrt. An einigen Orten waren die Aecker

* Agnhwete.

** Kubbhwete.

*** Verbaſcum Thapſus, *Linn. Flor. Sv.* 195.

Aecker mit Erbſen beſäet: aber der Ackerſenf hatte ſich da ſo eingewurzelt, daß er ſie gänzlich erſtickte. Der Boden war faſt auf allen dieſen Aeckern eine ſchöne tiefe Gartenerde.

Die **wilden Weinranken** bedeckten die Anhöhen neben dem Fluſſe überall, wo ſie kahl waren; und da, wo ſie mit Bäumen bewachſen waren, kletterten die Weinranken hinauf, und überzogen ſie gänzlich, ſo, daß die Bäume oft ſich davon hinunter bogen. Sie hatten ſchon groſſe Härtlinge. Wir ſahen ſie heute und ſo lange wir dem Hudſons Fluſſe folgten, in ſehr groſſer Menge, auf den Anhöhen des Ufers, und auf kleinen Eyländern in dem Fluſſe.

Die **Maysdiebe** mit weiſſen Rücken ſahen wir hie und da in den Gebüſchen fliegen. Sie ſungen ſchön, und waren kleiner als die ſchwarzen Maysdiebe. Wir wurden ihrer zuerſt bey Neu-York gewahr.

Eine **Waſſerbüche** * lag neben dem Wege umgehauen. Ihr Durchſchnitt quer über dem Stamm betrug drey Schwediſche Ellen.

Beydes dieſen und die folgenden Tage ſahe man ab und zu Inſeln in dem Fluſſe. Auf den gröſſern war das Land angebauet, und zu Aeckern oder Wieſen angelegt.

Das Land war, die 5 Engliſche Meilen, welche wir heute neben dem Fluſſe wanderten, ſehr eben und von lauter Erde. Ich fand keinen einzigen Stein auf den Aeckern. Der Boden beſtund aus einer Stauberde. Der Ahornbaum mit rothen Blüthen, die Waſſerbüche, die Waſſereſpe, der wilde Pflaumbaum, der Rhus mit dem Beina-

* Platanus occidentalis.

men Sumach, der Ulmenbaum, die wilden Weinranken und ein paar Arten von Weide, waren diejenigen Bäume, die ſich heute und die folgenden Tage auf den Anhöhen des Fluſſes uns darſtelleten. Der Spargel wuchs hin und wieder wild hieſelbſt.

Unſer Nachtquartier nahmen wir ohngefähr 6 Engliſche Meilen von Albany bey einem Landmanne. An der weſtlichen Seite des Fluſſes erblickten wir einen Landhof nach dem andern, welche von Leuten, die von altem Holländiſchen Geſchlechte herſtammeten, und ſich mit dem Ackerbau ernähreten, bewohnt waren. Ohngefähr eine Engliſche Meile oberhalb dieſem unſerm Nachtlager, war die Stelle, wo die Ebbe und Fluth im Hudſonsfluſſe aufhöret, und über welche ſie nicht hinaustritt; indem da oben kleine ſeichte Ströme flieſſen. In dem Fluſſe daneben fieng man eine Menge von verſchiedenen Fiſcharten.

Die Scheunen waren faſt überall bey den Holländern auf die Art gebauet, wie ich ſie ſchon vorher * beſchrieben habe. In der Mitte befand ſich nehmlich die Tenne, wo ſie dreſchten; über derſelben das Heu und Stroh auf dem Boden; und zu den Seiten waren Ställe für die Pferde, Kühe und anderes Vieh eingerichtet. Die Scheune ſelbſt, oder das Gebäude, hatte eine beträchtliche Gröſſe, faſt wie eine Kirche. Das Dach war in der Mitte an den Balken, wo die Sparren zuſammen kommen, ſehr hoch: aber zu beiden Seiten bey den Mauern ziemlich niedrig. Dann und wann beſtun-

* Im 2ten Theile auf der 365ſten Seite.

beſtunden die Gebäude auf dem Hofe, nur aus einer Stube, über welcher der Boden war, und aus der Scheune, von der beſchriebenen Einrichtung.

Vom zwey und zwanzigſten. Des Morgens folgte ich einem unſerer Wegweiſer, um den hohen Waſſerfall, den der Mohaaks-Fluß bey Cohoes macht, ehe er in den Hudſons-Fluß ſinkt, zu beſehen. Dieſer Fall lag 3 Engliſche Meilen von dem Orte ab, wo wir unſer Nachtlager genommen hatten. Das Land war ganz bis zum Falle eben, und nur neben dem Fall etwas bergig. Den Wald hatte man an den meiſten Stellen aus dem Wege geräumet, und den Boden zu Aeckern angebauet. Hin und wieder ſahe man einen hüſchen Hof an den Aeckern.

Der Cohoes Fall, (oder wie man ihn ausſpricht, Cohoſch Fall), iſt einer von den gröſten Waſſerfällen an dieſem Orte. Es iſt der Mahaaks-Fluß, der ihn etwas, ehe er ſich in den Hudſons-Fluß begiebt, erregt. Beides über und unter dem Falle beſtehen beide Seiten und der Grund des Stroms aus lauter harten Felſen. Die Breite des Fluſſes beläuft ſich hier auf 900 Engliſche Fuß. Bey dem Falle ſelbſt liegt eine Klippe quer im Fluſſe hin, die überall gleich hoch iſt, und mit der Seite, die den Fall macht, faſt in gerader Linie quer über gehet. Sie ſtellt gleichſam eine Mauer gegen die untere Seite vor, welche nicht völlig ſenkrecht iſt; ſondern wofern eine ſenkrechte Linie von oben bis auf den Grund des Stroms gefället werden könnte; ſo dürfte die Neigung gegen anderthalb oder zwey Klaftern abſtehen. Die Höhe dieſer Mauer, über die das Waſſer hinunter ſtürzt, wird,

 nach

nach meinem Augenmaſſe zu urtheilen, 10 bis 12 Klaftern ſenkrecht ſeyn. Ich hatte dieſe Höhe damahls in meinem Tagbuche angemerkt, und fand ſie nachher ziemlich genau mit der Nachricht, die mir der geſchickte Ingenieur Herr Levis Evans in Philadelphia gab, übereinſtimmen. Er ſagte, daß er die Breite und die Höhe dieſes Falles geometriſch ausgemeſſen, und ihn 900 Engliſche Fuß breit, und 75 Fuß, das iſt ohngefähr 12½ Klafter, hoch befunden hätte. Der Umriß von dieſem Falle, den der Herr Ingenieur verfertigt hat, iſt derjenige, der hier beygefüget wird. * Nun befand ſich ſehr wenig Waſſer in dem Strom, ſo daß es nur an ein paar Stellen herunter ſtrömete. Da, wo das Waſſer von dem Falle herab geſtürzet war, hatte es unten tiefe Löcher in die Klippe, an verſchiedenen Stellen zu 2 bis 3 Klaftern tief, eingeſchnitten. Unter dem Falle war nun der Grund des Stroms, welcher, wie ſchon vorher gemeldet worden, aus lauter Felſen beſtund, ganz trocken; doch ſo, daß das Waſſer ſich nach der Länge des Stroms in der Mitte einen Gang von der Breite zweyer, und in der Tiefe einer oder mehr Klaftern, gebahnet hatte, wodurch nun dasjenige Waſſer, welches den Berg herab fuhr, ausfloß. Unter dem Falle ſahe man in dem Felſen ſehr viele Löcher ausgefreſſen, welche völlig unſern in Schweden ſo genannten Bergkeſſeln oder Rieſentöpfen ** ähnlich waren. Bald waren ſie gröſſer und tiefer, bald kleiner und niedriger. Aus dieſem wenigen Waſſer, das nun bey dieſer ſtarken langwierigen Dürre

herab=

* Man ſehe die 2te Figur.

** Bärg=ketlar eller Jätt=grytor.

herabfiel, konnte man leicht ſchlieſſen, daß hier ein erſtaunliches Brauſen ſeyn muß, wenn der Fluß voll mit Waſſer iſt, und wenn daſſelbe zu 12 Klaftern tief herunter ſchießt. Wir hatten nun den klarſten und reinſten Sonnenſchein, den man ſich wünſchen konnte, ohne einen Wolkenfleck an dem Himmel wahrzunehmen; und dabey war es ganz ſtill. Dem ohngeachtet ſtund doch bey dieſem kleinen Fall, wo nur wenig Waſſer jetzt floß, als wie ein beſtändig hin und her getriebener Staubregen; welches von den Dünſten, die ſich von dem Waſſer bey deſſen Falle trenneten, und hernach von dem Winde weit herum geführet wurden, herrührete. Wenn man daher ſich dieſem Falle auf einen Büchſenſchuß näherte, doch ſo daß der Wind von da nach dem Orte, wo man ſich befand, hinwehete: ſo wurden auf einmahl die Kleider äuſſerlich naß, als wäre man im Regen gegangen. In den Waſſerſtrudeln, die ſich in dem Berge unter dem Falle durchgefreſſen hatten, fand man allerhand Arten von Fiſch. Hier ſaſſen nun einige Leute und angelten Fiſche. Die Felſen beſtunden hier aus eben dem ſchwarzen Stein, als alle andern Berge um Albany. Dieſer Sein iſt in der Luft geneigt, in kleine horizontelle Blätter, wie der Schiefer, zu zerſpringen.

Zimmerzäune muß ich eine Art von Zäunen nennen, die wir vorher nicht geſehen hatten, welche aber hier überall, ſo weit wir neben dem Hudſons-Fluſſe reiſeten, wo man eine Menge von Gehölzen hatte, gebräuchlich war. Der Zaun beſtund aus dicken langen Zimmerhölzern, welche alle zwiſchen jedweder Abtheilung von gleicher Länge waren. Die Höhe des Zauns war 8 bis

10 Viertelellen. Da ſie ſich hier der Pfähle nicht bedienen konnten, ſo vereinigten ſie dieſelben folgender maſſen an den Enden. Wenn zum Exempel * der Zaun A D gemacht werden ſoll, der aus der Länge dreyer Hölzer beſteht, nehmlich aus A B, B C, C D: ſo legt man bey A, B und C einen kurzen Querbalken zu unterſt auf den Boden. Auf dieſe Querbalken legt man die Hölzer A B, B C, C D in die Furchen, die an dieſen Querbalken, damit ſie ſich nicht verſchieben, eingehauen worden ſind. Ueber dieſe Hölzer legt man wiederum bey A, B und C einen neuen kurzen Querbalken, der gleichfalls eingehauen wird, damit ſie ſich nicht verrücken; und wieder andere Hölzer darauf. Hiemit fährt man ſo lange fort, bis der Zaun ſeine gehörige Länge erreicht hat. An einigen Orten hatte man die in die Länge liegenden Hölzer, auf die Weiſe, wie es bey D und E abgebildet iſt, umgewechſelt; doch ſo, daß ſie von ihren Querbalken unterſtützt waren. Dieſe Art die Zäune einzurichten, kann da allenfalls ſtatt finden, wo man einen ſo beträchtlichen Vorrath von Holz, als hier, hat. Denn ſonſt würden ſie, wofern ſie die Hölzer, aus denen ein ſolcher Zaun beſtund, zerſpalten, und noch mehr, wofern ſie dieſelben von einander geſäget hätten, viele Zäune von gleicher Gröſſe und gleichem Nutzen daraus haben verfertigen können.

Zur Mittagszeit ſetzten wir unſere Reiſe nach Canada den Fluß hinauf, in dem Canoe, der lang und in einer weiſſen Föhre ausgegraben war, fort. Der Fluß wurde etwas oberhalb dem Hofe, wo wir übernachtet hat-

* Man vergleiche hiemit die 3te Figur.

hatten, ſo ſeicht, daß ſie mit den Rudern überall den Grund erreichen konnten, der bisweilen nicht über eine, ja oft nur eine halbe Elle tief war. Das Ufer und der Grund des Fluſſes beſtund nur aus Sand und kleinen Steinen. Der Strom fiel verſchiedentlich ſehr ſtark gegen uns, ſo daß die Ruderleute Mühe genug hatten, um ſich gegen denſelben hinauf zu arbeiten. Die Anhöhen an dem Ufer waren überall von Erde, und an einigen Orten ſehr hoch und ſteil. Das Land daneben hatte man theils angebauet, theils war es mit Wald bewachſen. Die Breite des Stroms belief ſich mehrentheils auf ein paar Büchſenſchüſſe.

Sturgeons oder Stöhre findet man in groſſer Menge in dieſem Fluß. Wir ſahen ſie ganze Tage ſich aus dem Waſſer hoch in die Luft hinaufwerfen; noch mehr aber thaten ſie dieß gegen den Abend. Unſere Wegweiſer und diejenigen, welche hier wohneten, berichteten, daß man den Winter keine Sturgeons ſähe, ſandern daß ſie alle ſpät im Herbſte von hier den Fluß hinab nach dem Meer zögen, im Frühling aber wieder herauf kämen, und ſo den ganzen Sommer hier verblieben. Sie ſollen ſich hier im Fluſſe lieber in ſeichtem als tiefem Waſſer aufhalten; welches auch ziemlich mit demjenigen, was wir hier bemerkten, übereinkam, indem wir ſie ſelten an andern Stellen herausſpringen ſahen, als wo der Fluß ſeicht war. Ihr Eſſen ſoll vornehmlich in verſchiedenen Arten von fädigten Meergräſern, * welche an einigen Stellen auf dem Grunde des Fluſſes häufig wachſen, beſtehen. Denn wenn ein gefange-

* Conferuae.

ſangener Sturgeon aufgeſchnitten wird, ſoll der Magen gemeiniglich mit dem gemeldeten Gewächſe bey ihm angefüllt ſeyn. Sowohl die Indianer als die Holländer, welche hier wohnen, fiſchen fleißig nach ihm. Wir wurden nun alle Nächte während unſerer Reiſe, auf und neben dieſem Fluſſe, verſchiedener Böte gewahr, welche mit Stecheiſen dieſe Fiſche fiengen. Das Kienholz das ſie hiezu anzündeten, nahmen ſie am liebſten von der hier ſo genannten ſchwarzen Tanne oder Föhre. Ob nun gleich dieſe Zeit im Jahre diejenige war, welche die kürzſten Nächte hatte: ſo waren ſie doch an einem ſo weit nach Süden belegenen Orte ſehr dunkel, ſo wie in dem Auguſtmonate bey uns. Die Ufer dieſes Fluſſes lagen an vielen Orten, ſowohl heute als die folgenden Tage, ziemlich voll von ſolchen Stöhren, welche bey dem Stechen zwar getroffen worden, aber doch entronnen und hernach geſtorben waren. Bey der ſtarken Sonnenhitze gaben ſie einen unerträglichen Geſtank von ſich.

Als wir den Fluß weiter hinauf kamen, erblickten wir eine Indianiſche Frauensperſon, welche mit ihrem Knaben in einem von Bork gemachten Boote ſaß, und einen Indianer, der durch den Fluß mit einer groſſen Mütze von Baumrinde wadete. Es lag gleich daneben eine Inſel, wo eine Menge von dieſen Wilden ſich nun des Stöhrfiſchens wegen aufhielten. Wir begaben uns nach ihren Hütten, um zu ſehen, ob uns jemand von ihnen zum Fort St. Frederic begleiten wollte. Als wir dahin kamen, waren alle Mannsleute des Morgens in den Wald auf die Jagd gegangen: weswegen wir ihre Jungen überreden muſten, ſie aufzuſuchen. Die Bezahlung

zahlung, welche ſie ſich dafür vorbehielten, war Brot. Wir waren daher genöthigt, ihnen 20 kleine runde Brote zu geben. Denn da ſie ſahen, daß uns viel daran lag, mit den Männern zu ſprechen: ſo verſtunden ſie die Kunſt, Schwierigkeit zu machen, wofern ſie nicht das, was ſie forderten, erhielten. Die Inſel gehörte den Holländern zu, welche hier wohnten, und ſie zu Aeckern angerichtet hatten. Nun aber hatten die Indianer ſie gepachtet, und da Mays und verſchiedene Arten Kürbiſſe gepflanzet. Sie hatten hier einige kleine Hütten, oder ſo genannte **Wigwams**, welche ziemlich ungekünſtelt aufgeſetzt waren, errichtet. Es waren vier Pfähle ſenkrecht aufgeſchlagen, über die ſie Stangen gelegt, und darüber ein Dach von Bork gemacht hatten. Die Wände fehlten entweder ganz, oder waren auch belaubte Zweige gegen die Stangen, welche die Dachſchwelle ausmachten, aufgerichtet. Ihr Bette beſtund aus Hirſchfellen, welche ſie über die Erde ausgebreitet hatten. Ihr Hausgeräthe waren ein paar kleine Keſſel, ein paar Löffel, die wie halbe Küchenlöffel ausſahen, und ein paar Eimer von Baumrinde, die ſo dicht waren, daß ſie Waſſer halten konnten. Das Fleiſch der Sturgeons war in länglichen Stücken zerſchnitten, und zum Dürren in die Sonne gehängt, damit ſie den Winter davon zu eſſen hätten. Nun ſaſſen die Frauensleute und arbeiteten auſſen auf dem Berge, und eine jede hatte ein Hirſchfell unter ſich. Sie bedienen ſich niemahls der Stühle, ſondern ſitzen mit ihren Beinen auf die Erde. Doch haben ſie nicht dieſelben, wie es die Türken zu machen pflegen, kreuzweis unter ſich liegen: ſondern ob der Fuß zwar hinterwärts gekehrt iſt, ſo iſt er doch auswärts gebo-

gebogen; ſo daß das Geſäß ſelbſt faſt zwiſchen beiden Füſſen zu liegen kömmt. Die Frauensleute waren alle blos um den Kopf, und hatten pechſchwarze Haare. Sie trugen einen kleinen blauen Rock, der bis auf das Knie herabhieng, und an dem unten rings herum an dem Rande rothe oder andere Bänder feſtgenähet waren. Ihr Hemd gieng äuſſerlich über den Rock. Sie hatten groſſe Ohrringe, und die Haare waren hinten in einen groſſen Bündel zuſammen gelegt, und mit Band umwickelt. Ihre Wampum oder Perlen und ihr Geld, das aus Muſchelſchaalen gemacht iſt, hiengen von dem Halſe auf die Bruſt herab. Dieſes war ihre ganze Kleidung. Nun ſaſſen ſie und verfertigten verſchiedene Arbeiten von Fellen oder dem bey den Wilden ſo genannten Hanfe, wo ſie auf verſchiedene Weiſe die Stacheln von den Amerikaniſchen Stachelſchweinen, welche ſie ſchwarz oder roth gefärbt, oder bey ihrer weiſſen Farbe gelaſſen hatten, einhefteten.

Gegen den Abend reiſeten wir von da zu einem Hofe, der bey dem Fluß lag, und wo jetzt ſich nur ein einziger Mann befand, um den Mays und die Ausſaat zu beſehen; indem die Leute nach dem Kriege noch nicht hatten dahin ziehen können.

In kleinen Bächen fand man hieſelbſt Krebſe, die völlig von der Art, wie die unſrigen, nur etwas kleiner, waren. Die hier wohnhaften Holländer wollten ſie doch nicht eſſen.

Vom drey und zwanzigſten. Des Morgens warteten wir lange auf die Indianer, die nach Hauſe zu kommen verſprochen hatten, um uns den Weg nach dem

dem Fort Anne zu zeigen, und uns zu helfen, ein Boot von Bork oder Baumrinde zu verfertigen, mit welchem wir unſere Reiſe fortſetzen könnten. Ohngefähr um acht Uhr kamen endlich drey Männer. Sie hatten auf gewöhnliche Weiſe pechſchwarze und kurz geſchnittene Haare, hellgrüne zottige Decken um die Schultern, ein Hemd, das über die Lenden hieng, und Tücher oder Felle, die ſie um die Beine und einen Theil der Lenden, anſtatt der Strümpfe, gewickelt hatten: ſie giengen aber ohne Hut oder Mütze, und ohne Hoſen. Zwey von ihnen hatten den obern Theil der Stirne, und die beiden Wangen mit Zinnober gefärbt. Um den Hals war ein Band, von dem vor der Bruſt ein kleiner Beutel, worin ſie ihr Schnittmeſſer verwahreten, herabhieng. Sie verſprachen endlich uns für 30 Schillinge zu begleiten: änderten aber nach einer Weile ihren Entſchluß, und giengen mit einem Engländer weg, der ſie dazu überredete, und ihnen mehr gab, ſo daß wir bey dieſer Reiſe kein Geleite erhalten konnten. Sie waren aber doch ſo aufrichtig, daß ſie die 15 Schillinge, die wir ihnen auf die Hand gegeben hatten, zurückbrachten.

Unſer letztes Nachtlager war ohngefähr 10 Engliſche Meilen von Albany entfernet. Bey dem letzten und eben geſchloſſenen Kriege waren die Leute insgeſamt von da nach Albany geflüchtet, weil die franzöſiſchen Indianer, alle Leute, die ihnen vorkamen, ermordeten oder gefangen nahmen, an vielen Orten die Häuſer in Brand ſteckten und die Bäume fälleten. Es ſah betrübt aus, als die Leute, welche nun zu ihren Wohnplätzen zurückgekommen, gänzlich ohne Häuſer waren, und unter einigen

gegen

gegen einander geneigten Brettern lagen. Der Fluß war hier beynahe einen Büchſenſchuß breit, und das Land an beiden Seiten angebaur. Die Anhöhen neben dem Fluſſe waren ſteil und die Erde blaß.

Der abendländiſche Hollunder * wuchs in unglaublicher Menge nach der Länge der beſchriebenen Anhöhen, welche nun davon ganz weiß ausſahen. Denn er ſtund jezt in voller Blüthe.

Wir hatten faſt dieſen ganzen Tag auf unſerer Reiſe bey nahe nichts anders als Ströme auf Ströme, die voll von Steinen waren, und groſſe Hinderniſſe verurſachten, hinauf zu kommen. Das Waſſer in dem Fluſſe war rein und klar, und mehrentheils ſeicht, zur Tiefe von einer, anderthalb bis zwey Ellen. Der Strom oder das Waſſer brauſete an den mehreſten Stellen ſtark wider uns. Das Ufer lag verſchiedentlich voll von Kieſelſteinen, und anderwärts von einem grauen Sande. Die Anhöhen beſtunden aus Erde, und lieſen in die Quer und hoch. Ein Paar Büchſenſchüſſe möchte der Fluß wohl breit ſeyn. Zu den Seiten war das Land bisweilen angebauet, bisweilen aber mit Wald bewachſen.

Auf den Anhöhen neben dem Fluſſe fand man theils den rothen, theils den weiſſen Klee häufig. Wir ſahen beiderley Arten heute und die folgenden Tage in Menge in den Wäldern. Man dürfte daher nicht ſo gewiß ſchlieſſen können, ob er erſt in den ſpätern Zeiten von Europa hieher geführet worden ſey, wie einige meinen, oder

* Sambucus occidentalis.

oder ob er ſich von uralten Zeiten hier befunden habe, welches letztere die Indianer läugnen.

Die Portulack wuchs ziemlich ſtark auf ſandigen Stellen. In den Küchengärten war ſie eine von den ärgſten Arten von Unkraut.

Die Leute kamen jetzt überall zu ihrer Heimat und den Wohnplätzen, die ſie des Kriegs wegen zu verlaſſen genöthigt waren, wieder zurück.

Die Höfe waren gemeiniglich gleich neben dem Fluſſe auf den Anhöhen gebaut. Bey jedem Hofe war mehrentheils ein kleiner Küchengarten und ein noch kleinerer Garten. Doch waren auch bey vielen Höfen ganz groſſe Gärten angelegt. In dem Küchengarten hatten ſie verſchiedene Arten von Kürbiſſen, Waſſermelonen, und Vicebohnen geſäet. Der Garten beſtund aus mehr oder weniger Apfelbäumen. In dieſem Jahr befanden ſich gar keine oder auch nur ſehr wenige Aepfel auf den Bäumen. Für die Urſache gab man theils den Froſt aus, der einige Nächte im May, nach dem alten Stil, als die Aepfelbäume geblühet, eingefallen, theils auch die anhaltende ſtarke Dürre, die dieſen Sommer über gewähret hatte.

Die Häuſer, worin die Leute wohneten, waren bey ſehr vielen Höfen aus nur in der Sonne und der Luft getrockneten und ungebrannten Ziegeln, und aus Balken auf folgende Weiſe erbauet. Erſt hatten ſie das Balkenwerk aufgeführt, und hernach einen Giebel darüber mit zweyen Giebelwänden und dem Sparrbalken errichtet. Die Wand an dem Giebel war von lauter Brettern. Das

Dach hatten ſie äuſſerlich mit Schindeln von Föhrenholz gedeckt. Zwiſchen dem Balkenwerk waren hernach ungebrannte Ziegeln, damit die Häuſer warm ſeyn möchten, eingemauert. Da aber der Regen und die Luft leicht die Ziegeln verderben konnten, ſo hatten ſie dieſelben äuſſerlich mit Brettern bekleidet. Unter dem Hauſe waren gemeiniglich Keller befindlich. Die Feuerheerde waren bey den Holländern allezeit ſo gemacht, daß zu beiden Seiten des Heerdes, der neben der Mauer gebaut war, keine Ecken hervorſtunden: ſondern es ſah aus, als wenn ſie gegen die Wand ſelbſt das Feuer angezündet hätten. Da, wo die Höfe nicht dicht an dem Fluſſe lagen, waren ſie gemeiniglich auf den Anhöhen angelegt. Neben den Höfen nahm man groſſe mit Mays bepflanzte Felder wahr.

In dem Fluſſe befanden ſich die **Bieſemratzen** häufig. Wir ſahen ſowohl heute als die folgenden Tage überall an dem Ufer, ſogar neben der Waſſerfläche, eine Menge Löcher, von der Gröſſe, daß eine kleine Katze hätte hineinkriechen können. Auſſen vor, wie auch in der Mündung der Löcher lag es voll von Muſchelſchalen, deren Bewohner ſie verzehret hatten. Man ſoll ſie mit Fallen fangen, die man nach der Länge der Waſſerſeite, wo ſie ſich aufhalten, ſetzt, nachdem man ein wenig Mays oder Aepfel hineingeworfen hat.

Der **Saſſafras** wuchs hier ziemlich häufig, er iſt aber jederzeit klein. Der **Caſtanienbäume** wurde man hin und wieder gewahr.

Der **Hahnſpor-Hagedorn** * wuchs auf den allerdürreſten und magerſten Stellen mit ſehr langen Stacheln, zur

* Tuppſparr-Hagtorn.

zur Anzeige, daß er zu Hecken an dergleichen Orten und Erdreiche mit Vortheil gepflanzt werden kann.

Des Abends nahmen wir unſer Nachtlager bey einem Bauer, der neulich nach dem Kriege zu ſeinem Hofe zurück gekommen war. Er hatte hier, auſſer ſeiner groſſen Scheune, keine andere Gebäude übrig. Die andern waren verbrannt.

Vom vier und zwanzigſten. Der Hof, indem wir übernachteten, war der letzte von der Provinz Neu-York gegen Canada, wo Häuſer ſtehen geblieben waren, und Leute nun wohnten. Weiter hinauf waren zwar Leute noch: ſie hatten aber keine Häuſer, ſondern nur Hütten von Brettern; indem die Häuſer zur Kriegszeit verbrannt waren.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort. Das Land zu beiden Seiten des Fluſſes war meiſtentheils eben, bisweilen auch etwas bergig, und beſtund verſchiedentlich aus magern Tannenheiden. Hin und wieder fand man es in Aeckern oder Wieſen verwandelt: aber meiſtentheils war es doch mit Wald bewachſen. In dem Fluſſe hatten wir, faſt ganz von Albany bis mehr als den halben Weg nach Saratoga, nichts anders als Strom gehabt, ſo daß es uns viel Mühe koſtete, uns hinauf zu helfen. Hernach wurde der Fluß aber, zu einigen Engliſchen Meilen ſehr tief, und das Waſſer ſtill; die Ufer vertiefeten ſich jähling, ob ſie gleich nicht ſonderlich hoch waren. Die Breite des Fluſſes ließ ſich auf ein Paar Büchſenſchüſſe ſchätzen. Nach Mittag änderte ſich die Richtung des Fluſſes. Denn bisher war er von N. nach S. gelaufen;

nun aber lief er von NNO. nach SSW. und bisweilen von NO. nach SW.

Die **Ameishaufen** waren ziemlich ſelten hier zu Lande. Ich erinnere mich nicht einen einzigen in Amerika, ehe ich nach dem Cohoes Waſſerfall hin kam, geſehen zu haben. Heute nahmen wir einige wenige in den Wäldern wahr. Die Ameiſen waren völlig von einerley Art mit unſern gewöhnlichen *. Die Ameishaufen beſtunden gröſtentheils aus dem zerwitterten ſchieferähnlichen Stein, den man hier überall findet; indem ihnen ſonſt nichts zu Gebote war.

Die **Caſtanienbäume** wuchſen ab und zu in den Wäldern. Eben ſo ſollen die Maulbeerbäume ** hier wild, obgleich ſeltener gefunden werden. Und hier war der Ort, wo dieſe am weiteſten nach Norden hier in Amerika von ſich ſelbſt hervor kommen. Denn weiter nach Norden von dieſem Orte hat man ſie nicht bemerkt.

Die **Paſtinak** trafen wir täglich an ſehr viel Stellen wild an; doch aber jederzeit da, wo das Land entweder jetzt, oder vor dieſem angebauet geweſen war. Der **Hanf** wuchs von ſich ſelbſt bey alten Pflanzungen, und zwar häufig.

Die **Waldläuſe** hielten ſich überall in den Gehölzen auf, und machten uns viel zu ſchaffen.

Die **abendländiſche Thuya** fieng nun an, neben den Ufern des Fluſſes zu wachſen. Vorher war ich ihrer nicht gewahr worden.

Die

* Formica rufa.

** Morus rubra.

Die neben den Ufern und auf den Anhöhen des Fluſſes wachſenden Bäume, welche ſich uns heute bey unſerer Reiſe vorſtellten, waren der Ulmenbaum, die Birke, die weiſſe Tanne, die Eller, der Hundebaum, die Linde, die rothe Weide und der Caſtanienbaum. Der Amerikaniſche Hollunder und die wilden Weinranken zeigten ſich nur an ſolchen Stellen, wo das Land etwas angebauet worden war, gleich als wenn dieſe beiden den Umgang mit Leuten geliebt hätten. Die Linden und weiſſen Wallnußbäume waren unter den häufigſten. Die Hainbüchen mit aufgeblaſenen Samenbehältniſſen kamen uns dann und wann zu Geſichte. Die Waſſerbüche aber und die Waſſereſpe * hatten gänzlich Abſchied genommen.

Sowohl die ſchwarzen als die Erd-Eichhörner, ** lieſſen ſich oft in dem Walde ſehen.

Wir begegneten in einiger Entfernung von Saratoga zweyen Indianern, welche beide in ihren, von Rinde verfertigten Böten herbeykamen. Dieſe ihre Böte konnten kaum mehr als einen einzigen Mann tragen.

Der Fluß wurde wiederum bey Saratoga etwas ſeicht, und das Waſſer ſtrömete ziemlich. Das Land hier herum hatte man zu Aeckern und Wieſen angewandt, ob es gleich des Kriegs wegen wüſte lag.

Saratoga war gewiſſer maſſen eine Veſtung geweſen, welche die Engländer aus Holz erbauet hatten, um den Anfall der Franzöſiſchen Indianer gegen die Engländ-

* Water Poplar.

** Ground-ſquirrel.

ländiſchen, welche hier wohnten, zu verhindern, und auf gewiſſe Weiſe zur Vormauer für Albany zu dienen. Sie iſt an der öſtlichen Seite des Hudſons Fluſſes auf einer Anhöhe gelegen geweſen. Die Bauart iſt darin beſtanden, daß ſie dicke Pfähle von anderthalb bis drey Klaftern der Länge nach in die Erde, als Palliſaden, ganz dicht neben einander eingeſchlagen, und auf dieſe Weiſe das Veſtungswerk in Geſtalt eines Vierecks, das an jedweder Seite einen kleinen Büchſenſchuß lang geweſen, erbauet haben. An den Ecken ſind die Blockhäuſer, und innerhalb den Palliſaden die Häuſer der Soldaten geweſen, und zwar alles von Holz. Es iſt bis auf den letzten Krieg im Stande und mit Soldaten beſetzt geweſen, da es denn die Engländer ſelbſt im Jahr 1747 in Brand ſteckten; indem ſie nicht länger vermochten, dem Anfalle der Franzoſen und der Franzöſiſchen Indianer zu widerſtehen. Denn ſo bald ſie ſich ein wenig vor der Veſtung hinaus begaben, lagen einige von dieſen ihren Feinden in Hinterhalt, und nahmen ſie entweder gefangen oder erſchoſſen ſie. Unter andern liſtigen Kriegsſtreichen, die man hier brauchte, will ich nur einen anführen, der mir ſowohl von Engländern als Franzoſen, welche damahls gegenwärtig geweſen ſind, zu mehrern mahlen erzählet worden. Eine Parthey Franzoſen mit ihren Indianern ſchlichen zur Nachtzeit in einen Wald von Gebüſchen, der nicht weit von der Veſtung ablag, und verſteckten ſich. Des Morgens giengen abgeredeter maſſen einige wenige von ihren Wilden an die Veſtung und ſahen dieſelbe an. Die Engländer fiengen darauf an von weiten auf ſie zu ſchieſſen. Die Wilden ſtellten ſich als wenn ſie getroffen wären, fielen nieder, erhoben ſich, liefen ein wenig, und

fielen wiederum nieder. Alsdann ſtürzte mehr als die Hälfte von der in der Veſtung befindlichen Beſatzung heraus, um ſie gefangen zu nehmen. Sobald ſie aber dieſelben erreicht hatten: ſprungen die Franzoſen mit ihren übrigen Wilden aus den Büſchen zwiſchen der Veſtung und den Engländern hervor, umringeten ſie, und nahmen ſie gefangen. Die in der Veſtung zurück gebliebenen Engländer hatten kaum ſo viel Zeit die Pforte der Veſtung zuzuſchlagen. Sie konnten aber keinen einzigen Schuß auf ihre Feinde geben, weil ſie fanden, daß ſie eben ſo leicht ihre eigenen Leute, als den Feind, welche nun mit einander vermengt waren, treffen könnten: ſondern ſie waren genöthigt mit Gram zu ſehen, wie der Feind mitten vor ihren Augen, und unter ihren Canonen ihre Cammeraden feſt nahme und wegſchleppte. Dergleichen Kunſtgriffe machten die Engländer ihrer übel angelegten Veſtung ganz überdrüßig. Die abgebrannten Paliſaden ſtunden noch nach. Gleich bey der Veſtung lag in dem Fluſſe eine Inſel, welche zur Anlegung einer Veſtung bequemer als der vorige Ort dürfte geweſen ſeyn.

Das Land war auf beiden Seiten des Fluſſes bey Saratoga eben, und beſtund aus guter feſter Erde. Der Wald war faſt überall umgehauen. Die Anhöhen des Fluſſes liefen hoch und ſteil und beſtunden aus Erde. Von weiten nach Norden ſahen wir Berge über dem Walde. Die Leute, welche hier wohnten, waren alle Holländer dem Urſprunge nach, und ſie hegten einen angebohrnen Haß gegen die Engländer.

In der Nacht lagen wir bey einer kleinen Hütte von Brettern, welche die hiehergezogenen Leute ſich errichtet hatten.

Vom fünf und zwanzigſten. Vor dem Kriege waren hier verſchiedene Sägemühlen geweſen, die ihnen, indem hier das Gehölze häufig iſt, groſſe Vortheile verſchaffet hatten. Die Bretter konnte man im Frühling, wenn das Waſſer hoch ſtund, leicht nach Albany und von da nach Neu-York in Flöſſen hinunter führen. Jetzt waren ſie aber alle verbrannt.

Des Morgens ſetzten wir unſere Reiſe den Fluß hinauf fort. Als wir aber etwas über eine Engliſche Meile zurück gelegt hatten, geriethen wir gegen einen ziemlich ſtarken Waſſerfall, der uns einen guten Theil des Tages in Arbeit ſetzte, ehe wir den Canoe über denſelben hinauf bringen konnten. Gleich unter dieſem Falle war der Fluß von dem Waſſer, das ſich bey dem Sturze tief eingefreſſen hatte, ſehr tief. Da, wo Klippen in dem Fluſſe lagen, merkte man daneben allezeit eine groſſe Tiefe, zu zwey, drey, vier und mehrern Klaftern; indem ſich das Waſſer bey dem Anſtoſſen gegen den Berg daſelbſt tief in die Erde durchgebohret hatte. Oberhalb dieſem Falle wurde der Fluß wiederum ſehr tief, das Waſſer war ſtill, und neben dem Ufer vertiefete es ſich jähling. An beiden Seiten, ganz bis auf das Fort Nicholſon fand man das Land mit einem hohen Gehölze überwachſen. Nachdem wir einige wenige Engliſche Meilen gerudert hatten, ſtieſſen wir auf einen andern Waſſerfall, der ſowohl höher als länger und ſchlimmer, als der eben erwähnte war.

Rie-

Rieſentöpfe, * wie ſie bey uns genannt werden, und welche ich in den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften beſchrieben habe, ſahe man hier ſehr häufig bey dieſem hohen Falle in dem Felſen, der da quer durch den Fluß gieng, und über den das Waſſer ſtrömete. Jetzt war der Felſen meiſtentheils blos und trocken; da der Fluß dieſe Jahrzeit nur ſehr wenig Waſſer enthielte. Einige von den Rieſentöpfen waren rund, die meiſten aber länglich. Es lagen faſt in allen auf dem Boden entweder Steine oder Sandgries, und zwar öfters in Menge. Einige betrugen im Durchſchnitte anderthalb Ellen, andere waren kleiner. Die Tiefe war verſchieden. Ich fand ſie ſo gar drittehalb Ellen tief. Ich konnte ganz deutlich finden, daß ſie auf die Weiſe entſtanden waren, daß ſich das Waſſer um einen Stein herum gedrehet hatte, und daß der Stein ſelbſt, nebſt dem Sande herum getrieben worden war.

Wir waren willens, mit dem Canoe ganz bis zu dem Fort Nicholſon zu fahren, welches für uns ſehr bequem geweſen wäre. Es war aber unmöglich über den obern Fall wegzukommen. Denn der Canoe war ſchwer, und in dem Fluſſe befand ſich kein Waſſer: ſondern es ſtrömete nur an einer einzigen Stelle über den Felſen; und da konnte man wegen des ſteilen und ſtarken Stroms ſich durchaus nicht hinauf arbeiten. Wir muſten daher unſern Canoe hier verlaſſen und unſere Sachen durch einen unwegſamen Wald und eine Wüſteney bis zum Fort

* Jätte = grytor, Man ſehe die Schwediſchen Abhandlungen für das Jahr 1743. S. 122.

Anne bey dem Fluſſe Woodcreek tragen, welches ohngefähr ein Weg von ſieben oder acht Schwediſchen Meilen iſt; wodurch wir nicht wenig bey der ſtarken Hitze abgemattet wurden. An einigen Orten hatten wir keinen andern Ausweg uns über tiefe Ströme weg zu helfen, als daß wir hohe Bäume, welche an den Ufern wuchſen umhauen, und ſie über den Strom hinwerfen muſten, um nur fortzukommen. Das Land, wo wir dieſen ganzen Nachmittag durchwanderten, war faſt eben, ohne Berge und Steine, und durchgehends mit einem hohen und dicken Gehölze überwachſen. Ueberall erblickte man eine Menge umgefallener Bäume, indem der Wald hier von niemanden genutzet wurde. Die folgende Nacht lagen wir in dem Walde, und waren ſehr von Mücken, Schnacken,* Waldläuſen geplagt, und ſchliefen in groſſer Furcht vor allerhand Schlangen.

Vom ſechs und zwanzigſten. Des Morgens frühe zogen wir wiederum weiter durch den Wald neben dem Ufer des Hudſons Fluſſes. Hier war zwar ein alter Weg, der zu dem Fort Nicholſon leitete: er war aber jetzt ſo verwachſen, daß es uns Mühe koſtete ihn zu entdecken. **Hindbeere** fanden wir in Menge an einigen Orten, von denen ſchon einige zur Reife gekommen waren.

Das **Fort Nicholſon** war der Ort auf der öſtlichen Seite des Hudſonsfluſſes, wo ehemahls eine hölzerne Veſtung geſtanden war. Wir langten etwas vor Mittag an, und ruheten uns hier eine Weile aus.

Ganz

* Knott.

Ganz bis auf den Anfang des letzten Krieges wohnte der Oberſte Lydius hier, und hatte er vornehmlich das hiebey zur Abſicht, daß er einen ſo viel ſtärkern Handel mit den Franzöſiſchen Indianern treiben könnte. In dem Kriege aber brannten ſie ſein Haus ab, und nahmen ſeinen Sohn gefangen. Die Veſtung war hier auf einer Fläche gelegen: jetzt war der Ort aber mit einer kleinen Waldung ganz überwachſen. Sie war im Jahr 1709 bey dem Kriege der Königin Anna mit den Franzoſen aufgeführet worden, und hatte ihren Namen von dem damahligen tapfern Engliſchen General Nicholſon erhalten. Sie war keine rechte Veſtung, ſondern mehr ein Magazin für das Fort Anne. Als im Jahr 1711 die Seeexpedition der Engländer gegen Canada mislung, ſo wurde auch dieſes von den Engländern ſelbſt in eben dem Jahre in Brand geſteckt. Der Boden ſchien hier ziemlich gut zu ſeyn. Der Hudſonsfluß floß hier dicht vorbey.

Etwas nach Mittag ſetzten wir unſere Reiſe fort. Wir waren bis jetzt der öſtlichen Seite des Hudſonsfluſſes gefolget, und faſt ganz nach Norden gewandert; jetzt verlieſſen wir aber denſelben, änderten unſern Weg, und ſtellten denſelben auf ONO. oder NO. quer durch den Wald und die Wüſteneyen, damit wir nach dem obern Ende des Fluſſes Woodcreek, der zu dem Fort St. Frederic hinläuft, und auf dem wir darauf mit einem Boote gehen konnten, kämen. Das Land oder die Wüſteney, wodurch wir uns dieſen Nachmittag begaben, war mehrentheils eben und etwas niedrig. Hier und da ſahe man einen Bach, der doch jetzt auf den meiſten

Stellen

Stellen vertrocknet war. Ab und zu erblickte man eine kleine Anhöhe, aber keine Berge noch Steine; überall war das Land mit groſſen und hohen Wäldern bedeckt. Die Bäume ſtunden dicht, und gaben daher einen ſtarken Schatten. Dieß Vergnügen wurde aber von der unglaublichen Menge **Mücken**, wovon dieſe Wälder voll waren, verringert. Man fand hier verſchiedene Pflanzen, welche aber weit von einander entfernt waren, faſt wie in unſern Gehölzen, wo das Vieh ſie verzehret hat; obgleich das Vieh hieher niemahls gekommen war. Ueberall war der Boden ſtark mit Laub, das den Herbſt zuvor gefallen war, bedeckt. An andern Orten hatte ſich der Moos ſehr eingeriſſen. Das Erdreich war faſt durchgehends recht gut, und beſtund aus einer dicken Gartenerde, wodurch die Pflanzen, die man hier fand, einen gedeihlichen Wachsthum erhielten. Es ſchien daher, als wenn dieß ein ſehr fruchtbares Land werden könnte, wenn man es anbauete. Doch nahm man flieſſend Waſſer hier ungemein ſelten wahr. Was ſollte demnach wohl nicht alsdenn geſchehen, wenn der Wald aus dem Wege geräumet würde, und die Sonne alle ihre Wirkung ausüben könnte?

Wir nahmen unſer Nachtquartier in der Wüſteney neben einem Waſſerſtrudel, damit wir Waſſer genug zu trinken hätten, welches einem zu dieſer Jahrzeit eben nicht überall im Walde zu Gebote ſtund. Die Mücken aber, die Punchins oder Schnacken und Waldläuſe ſetzten uns ſehr zu. Die Furcht vor allerhand Schlangen und noch mehr vor den wilden Indianern, machte überdem unſere Nachtruhe weniger dauerhaft und ſicher.

Pun=

Punchins wurden von den Holländern die kleinen Mücken oder Schnaken * genannt, die man hier in ſehr groſſer Menge antraf. Sie ſind ſehr klein, und ihre Flügel grau mit ſchwarzen Pünctgen. Dieſe waren zehnmahl ſchlimmer, als die groſſen Mücken, ** denn ſie waren ſo klein, daß man ſie kaum ſehen konnte, ſie hielten ſich überall hervor, waren nicht bange ums Leben, ſaugten ſich voll von Blut, und verurſachten an dem Orte, wo ſie biſſen, einen Schmerz, als wenn man ſich an dem Feuer gebrannt hätte.

Wir höreten in der Nacht groſſe Bäume von ſich ſelbſt umfallen, obgleich in der Luft die gröſte Stille, welche ſeyn konnte, ſo daß ſich nicht einmahl eine Feder bewegte, herrſchete. In der ſtillen Nacht erregten ſie ein fürchterliches Krachen in dem Gehölze.

Vom ſieben und zwanzigſten. Unſere Reiſe wurde des Morgens fortgeſetzet. Wir fanden das Land von eben der Beſchaffenheit, wie geſtern, nur daß wir bisweilen einige kleine Anhöhen erblickten. Des Morgens frühe hörten wir einen Waſſerfall oder ein Waſſerbrauſen ganz deutlich in dem Hudſons Fluſſe.

Es lag überall in dem Gehölze eine Menge umgefallener Bäume, welche entweder der Sturm oder ihr Alter umgeworfen hatte. Es waren aber keine umgehauen. Denn hier wohnen keine Leute; und ſo ſchön gleich der Wald iſt, ſo gereicht er doch niemanden zum Nutzen. Es fiel uns recht ſchwer über dieſe umgefallene Bäume

* Culex pulicaris, *Linn. Syſt.* 603.

** Culex pipiens.

Bäume hinüber zu kommen. Denn ſie hatten faſt alle Durchgänge verſperret; und neben ihnen war bey der Sonnenhitze öfterſt der vornehmſte Aufenthalt der Klapperſchlangen.

Um zwey Uhr Nachmittags langten wir in dem Fort Anne an. Es liegt neben dem Fluſſe Woodcreek, welcher doch hier bey ſeinem Urſprunge wie ein kleiner Bach iſt. Hier blieben wir dieſen ganzen Tag bis auf den Sontags Morgen ſtehen, um uns ein neues Boot von Bork zu verfertigen; weil wir nicht auf andere Weiſe im Stande waren den Strom hinunter nach dem Fort St. Frederic zu kommen. Wir trafen auch zu rechter Zeit ein, indem der eine von den Männern, die uns begleiteten, und unſere Wegweiſer waren, des Morgens krank wurde, ſo daß er nicht würde ausgehalten haben, weiter zu wandern und ſeine Bürden zu tragen. Wäre er noch kränker geworden, ſo würden wir haben liegen bleiben müſſen. Wir würden aber ſehr übel daran geweſen ſeyn, wenn wir unſer Eſſen verzehrt gehabt hätten, indem wir uns in einer wilden Einöde befanden, in der es unter einer Zeit von drey bis vier Tagen für uns ohnmöglich geweſen wäre, dahin zu kommen, wo Leute wohneten. Es war aber unſer Glück, daß wir nun unſer Ziel erreichten, ſo daß der kranke Mann ausruhen und ſich wieder erhohlen konnte.

Bey dem Fort Anne traf man eine Menge **Mäuſe** von der gewöhnlichen Art an. Dieſe dürften von denen hergeſtammet ſeyn, welche vielleicht mit den Soldaten in ihrem Proviante, zu der Zeit, als dieſe Veſtung im Stande war, hieher gebracht worden ſind.

Aepfel-

Aepfel- und Pflaumenbäume ſtunden noch hier. Sie ſind ohne Zweifel, zu der Zeit, da ſich die Veſtung noch in ihrem Wohlſtande befand, gepflanzt worden.

Vom acht und zwanzigſten. Der **Amerikaniſche Ulmenbaum** * wuchs in Menge hier in den Gehölzen. Man zählte zwey Arten davon. Die eine wurde der **weiſſe Ulmenbaum** genannt, weil der Baum inwendig weiß war. Hievon war eine gröſſere Menge vorhanden, als von der andern Art, die man **den rothen Ulmenbaum** nannte, weil das Holz auf roth ſtieß. Von der Rinde des weiſſen verfertigte man gemeiniglich die hier gewöhnlichen Borkböte, indem ſie zäher, als ſonſt von einem andern Baume, war. Mit der Rinde vom Hickery, die man hier anſtatt des Baſtes brauchte, nehete man die Ulmenrinde zum Boot zuſammen, und mit der Rinde von dem rothen Ulmenbaum machten ſie das Boot an den Enden dicht. Denn ſie klopften die Rinde zwiſchen zwey Steinen, oder in Mangel derſelben, zwiſchen einem Paar hölzernen Klötzern.

Die Verfertigung des Borkbootes beſchäftigte uns geſtern den halben und heute den ganzen Tag. Um ein ſolches Boot zu machen, ſucht man einen dicken, hohen, und ſo viel möglich iſt, aſtfreyen Ulmenbaum mit ebener und glatter Rinde, auf. Dieſen hauet man um und fället ihn behutſam, damit die Rinde bey dem Falle, weder gegen andere Bäume noch gegen den Boden, Schaden nimmt. Einige, damit ſie der Beſchädigung der

* Vlmus Americana.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6″

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

der Rinde bey dem Falle vorbeugen mögen, hauen nicht den Baum um, ſondern klettern in denſelben hinauf, und ritzen daſelbſt die Rinde auf, und ſtreifen ſie ab. So verfuhr unſer Schifsbaumeiſter dieſes mahl. Man ritzet mit einem ſcharfen Meſſer die Rinde an der einen Seite nach der Länge des Baumes in gerader Linie auf, und zwar zu der Länge, die man dem Boote geben will. An einem jedweden Ende von dieſer geritzten Linie, ſchneidet man die Rinde um den Stamm herum ab, damit ſie deſto leichter ſich abſondern möge. Die Rinde ſchälet man ſehr behutſam ab, und giebt vor allen Dingen Achtung, daß ſie kein Loch bekömmt, oder an einer Stelle zerreißt. Dieſes Abſchälen der Rinde iſt zu der Zeit, wenn der Baum den Saft von ſich giebt, leicht zu bewerkſtelligen, und zu den andern Jahrszeiten wird der Baum gegen das Feuer gebähet, um eben den Zweck zu erreichen. Die abgeſtreifte Rinde breitet man über die Erde an einer ebenen Stelle aus, ſo daß die inwendige Seite dem Boden zugekehret wird, die äuſſere aber und rauhe aufwärts zu liegen kommt. Damit ſie nun deſto ebener ſich ausſtrecken möge, legt man Klötzer oder Steine vorſichtig darauf, um ſie niederzudrücken. Darauf biegt man die Seitentheile der Rinde behutſam aufwärts, um den Bord des Bootes zu machen. Ohngefähr eine oder ein paar Ellen voneinander, ſchlägt man Stöcke in die Erde ein, nach der krummen Linie, in welcher der Bord rings um die aufgebogenen Seitentheile, gehen ſoll, damit man die zum Bord beſtimmte Rinde unterſtützen könne. Die Seitentheile biegt man nachgehends nach der Geſtalt, welche das Boot haben ſoll, und die Stöcke werden dann entweder mehr ein oder auswärts verrücket.

verrückt. Zu den Rippen des Bootes werden dicke Zweige vom Hickery genommen, indem dieß ein zähes und ſehr biegſames Holz iſt. Dieſe ſchneidet man in flache Schinnen, die einen Querfinger oder Zoll dick ſind, und biegt ſie hernach zu der Geſtalt, welche die Rippen, nach der breitern oder ſchmählern Stelle, die ſie in dem Boote einnehmen, erfordern. Nachdem ſie ſo gebogen worden, legt man ſie quer über das Boot auf die Rinde oder deſſen Boden, ziemlich dicht, ohngefähr eine Spanne oder halbe Elle von einander. Der oberſte Rand eines jedweden Bords wird von zweyen ſchmalen und mit dem Boote gleich langen Stangen gemacht, welche man zu den Seitentheilen gegen einander legt, indem ſie an der Seite, woran ſie zuſammengefügt werden, flach ſind. Zwiſchen dieſe Stangen ſteckt man den oberſten Rand der Rinde an dem Bord, welche bey oder zwiſchen den Stangen mit Fäden von Baſt, Mäuſeholzrinde, oder einer andern zähen Rinde, oder Wurzeln feſtgenehet wird. Doch ehe dieſes Zuſammennehen geſchieht, werden die Enden der Rippen auch zwiſchen dieſe Stangen geſteckt; und paßt man es dabey ſo ab, daß die Rippen einigermaſſen weit von einander zu ſtehen kommen. Wenn dieß beobachtet worden, ſo nehet man alles gut zuſammen. Die Stangen, welche auf die Weiſe den Bord umfaſſen, werden nach der Krümme oder Richtung, welche der Bord hat, gebogen, und ſtoſſen beide Stangen des Bords an jedwedem Schnabel mit den Enden an einander, woſelbſt ſie mit Tauen ſtark zuſammengebunden werden. Damit ſich das Boot oben nicht erweitern möge, ſpannt man drey oder vier Querbänder über daſſelbe von dem oberſten Rande des einen Bords zu dem

andern, welche Querbänder ohngefähr 6 oder 8 Viertelellen weit von einander entfernt ſind. Dieſe Querbänder beſtehen gemeiniglich von Hickery, welcher, wie geſagt worden, ſehr zähe und biegſam iſt. Man ſteckt ſie an den Enden, welche ziemlich lang ſind, dicht unter den Bordſtangen durch die Rinde durch, biegt ſie über die Stangen in die Höhe, und darauf über ſich ſelbſt oder den Theil von ihnen, der innerhalb dem Borde iſt, herum, und alsdann werden ſie mit Tauen ſorgfältig angeſtrengt. Da die Rinde an beiden Schnäbeln nicht ſo dicht zuſammengefügt werden kann, daß das Waſſer nicht ſolte durchdringen können, ſo werden die Oefnungen mit dem zerſtoſſenen Bork von dem rothen Ulmenbaum, der ſo zerſtoſſen wie Werk ausſieht, zugeſtopfet. Auf die Rippen in dem Boote legte man andere Borkſtücke, worauf man gieng; denn ſonſt konnte man leicht mit dem Fuſſe, oder auf andere Weiſe, ein Loch oder eine Ritze durch die dünne und ſchwache Rinde, aus welcher der Boden des Bootes beſtund, ſtoſſen. Zu deſto gröſſerer Sicherheit ſucht man gerne ein oder ein paar dünne Bretter zu bekommen, um ſie auf den Boden zu legen, damit man deſto ſicherer darauf treten und gehen könne. Die Seite der Rinde, die dem Holze zugekehrt geweſen, wird nun die äuſſere des Bootes, weil ſie glatt und ſchlüpfrig iſt; und leichter durch das Waſſer durchfährt. Es geht nicht immer ſo geſchwind mit dieſer Schifsbauerey. Denn bisweilen geſchieht es, daß, wenn man die Rinde eines Ulmenbaums abgeſchälet hat, und ſie genauer beſichtigt, man entweder ſchlimme Löcher oder Ritzen in derſelben erblickt, oder ſie auch ſo dünn und gebrechlich befindet, daß man ſein Leben

derſel-

derſelben nicht anvertrauen will. Alsdenn muß man einen andern Ulmenbaum aufſuchen. Und kann es ſich dabey wohl zutragen, daß man verſchiedene Ulmenbäume, ehe man eine dienliche Rinde erhalten kann, abſtreifen muß. Dieß iſt alſo kürzlich die Beſchreibung eines ſolchen Fahrzeuges. Dasjenige, ſo wir nun verfertigten, war ſo groß, daß es vier Perſonen, mit unſern Sachen, welche auch etwas mehr, als eines Mannes Schwere ausmachen konnten, zu tragen im Stande war.

Bey dem Rudern in Strömen, Flüſſen und Seen mit einem ſolchen Borkboote, muß man alle mögliche Vorſichtigkeit beobachten. Denn da beides in den Strömen und Flüſſen, ja ſo gar in den Seen eine Menge umgefallener Bäume liegt, welche mehrentheils unter dem Waſſer verſteckt ſind: ſo kann man leicht mit dem Boote gegen einen ſcharfen Aſt oder Pfahl anſtoſſen. Und wofern man dann mit Gewalt fortruderte, ſo könnte ein ſolcher das halbe Boot wegreiſſen: welches aber da, wo das Waſſer ſehr tief iſt, eine gefährliche Sache wäre, inſonderheit, da ein ſolcher Aſt oder Pfahl zugleich das Boot feſthalten würde.

Wenn man in ein ſolches gebrechliches Fahrzeug hineinſteigen will: ſo muß es ſehr behutſam geſchehen. Deſto gröſſerer Sicherheit wegen zieht man vorher die Schuhe aus. Denn wofern man die Schuhe an hätte, und noch mehr, wofern man einen ſchleunigen Sprung in das Boot thäte: dürfte man leicht mit dem Rande der Abſätze an den Schuhen, die Füſſe quer durch den Boden des Fahrzeuges durchſtoſſen. Dieß möchte nicht immer von ſo glücklichen Folgen ſeyn, vornehmlich,

wenn das Fahrzeug bey einer Klippe ſtünde, neben der eine jähe Tiefe befindlich wäre. Und dergleichen Stellen ſind in dieſen Flüſſen und Seen nicht ſehr ſelten.

Die **Mücken** * hatten wir in Amerika an keinem Orte in ſo groſſer Menge, als hier, geſehen. Sie waren als wie aus der Erde gegraben, und ſo begierig nach der Nahrung, daß wir die verwichene Nacht keine Ruhe vor ihnen haben konnten. Wir machten Feuer rund um den Ort, wo wir lagen, um ſie abzuhalten, an. Es war aber alles vergebens.

Waldläuſe ** fand man an dieſem Orte ſehr häufig, und noch häufiger, als wir vorhero die ganze Reiſe wahrgenommen hatten. Man hatte ſich kaum auf die Erde niedergelaſſen, bevor eine ganze Schaar von ihnen die Kleider hinaufkroch. Wir litten hier nicht weniger Ungelegenheit, die leztere Nacht und die ganze kurze Zeit, in der wir uns hier aufhielten, von ihnen, als von den vorigen. Sie waren in Anſehung ihres Biſſes ſehr verdrießlich, und darin gefährlich, daß ſie ſich, wenn ſie in die Ohren hinaufſchlupfen konnten, daſelbſt einfraſſen, und es ſchwer fiel, ſie wieder herauszubringen. Man hat Beiſpiele, daß bey einigen das Ohr zur Gröſſe einer Fauſt, weil dieſe darin geſeſſen und genaget haben, angeſchwollen iſt. Ein mehreres hievon lieſet man in der Beſchreibung, die ich der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleget habe. *** .

Der

* Culex pipiens.

** Acari Americani.

*** Man ſehe die Abhandlungen derſelben für das Jahr 1754. auf der 19ten und den folgenden Seiten.

Der Wipperiwill ließ ſich von allen Seiten, faſt die ganze Nacht hören. Es flogen auch die Feuerfliegen in Menge die Nacht über in den Gebüſchen und dem Gehölze herum.

Das Fort Anne, wo wir jetzt unſer Lager geſchlagen hatten, iſt nach der Königin Anna in England ſo genannt worden. Denn zu ihrer Zeit hat es zu einem Vertheidigungswerke gegen die Franzoſen gedienet. Man ſiehet den Grundriß davon in der gelieferten Abbildung. * Es liegt zur weſtlichen Seite des Stroms Woodcreek, der hier nur wie ein Bach von der Breite einer Klafter, und dieſe Jahrszeit ſo ſeicht war, daß man, wo man gewollt, hätte durchwaden können. Dieß ganze Feſtungswerk iſt auf eben die Weiſe, wie Saratoga und das Fort Nicholſon gebaut geweſen; nehmlich, daß man in die Erde dicht an einander nach den Linien, welche der Grundriß zeigt, dicke Pfähle oder Palliſaden, die zwey Klaftern lang, und an dem Ende zugeſpitzt geweſen, eingeſchlagen hat. Innerhalb dieſen haben ſich die Häuſer der Soldaten, und an den Ecken die Blockhäuſer, wo die Officiere gewohnt haben, befunden. Es iſt alles aus Holz beſtanden. Denn man hat blos zur Abſicht gehabt, ſich hiedurch gegen ſtreifende Partheyen zu vertheidigen. Es iſt auf einer kleinen Anhöhe gelegen, die etwas ſchrege gegen den Bach Woodcreek zuläuft. Das Land hier herum iſt theils eben, theils bergig, theils moraſtig. Es beſteht aber ganz aus Erde, ſo daß man hier keinen einzigen Stein antrift, wofern man ihn auch bezahlen wollte. Dieſes Fort Anne wurde zur Zeit der

* In der vierten Figur.

Königin Anna, im Jahr 1709, von dem Engliſchen General Nicholſon, angelegt. Aber bey dem Schluſſe des Kriegs, den ſie mit den Franzoſen führte, hat es eben das Schickſal, als Saratoga und das Fort Nicholſon, erlitten; nehmlich daß es im Jahr 1711 mit Fleiß von den Engländern ſelbſt verbrannt worden. Es verhielt ſich aber hiemit folgendergeſtalt. Im Jahr 1711 beſchloſſen die Engländer, Canada zu Lande und zu Waſſer zugleich anzugreifen. Eine ſtarke Engliſche Flotte fuhr den Lorenzfluß hinauf, um Quebec zu belagern, und der General Nicholſon, der die Sache am ſtärkſten getrieben, gieng mit einer zahlreichen Armee den Landweg hieher, um zu einer und derſelben Zeit Montreal von dieſer Seite anzufallen. Aber ein groſſer Theil der Engliſchen Flotte hatte das Unglück Schiffbruch in dem Lorenzfluſſe zu leiden, und war daher genöthigt umzukehren. Bey der Zurückkunft nach Neu-England wurde dieß ſogleich dem General Nicholſon bekannt gemacht, mit dem Anrathen, ſich wieder zurück zu ziehen. Der Capitain Buttler, welcher während meines Aufenthalts in Amerika Commendant auf der Veſtung Mohak war, berichtete, daß er im Jahr 1711 ſich mit hier bey dem Fort Anne befunden hätte, und daß der General Nicholſon eben im Begriffe geweſen wäre, hier bey dem Fort die Böte in den Woodcreek auslaufen zu laſſen, wie die Nachricht eingetroffen, daß die Engliſche Flotte verunglückt wäre. Der General Nicholſon iſt hierüber ſo erzürnt geworden, daß er zuerſt verſucht hat, ſeine ſchwarze Perücke in Stücken zu reiſſen. Wie aber die Perücke zu ſtark geweſen, daß er mit ihr nicht zurechte kommen können, ſo hat er ſich auf die Erde geworfen,

ſie

ſie mit Füſſen getreten und ausgeruffen: Schelmſtücke, Schelmſtücke; Verrätherey, Verrätherey. Und darauf hat er die Veſtung in Brand ſtecken laſſen, und iſt wieder umgekehret. Die Ueberbleibſel von den verbrannten Palliſaden ſahe man noch in der Erde. Ich frug meine Begleiter, warum die Engländer erſt ſo groſſe Koſten angewandt, ein ſolches Veſtungswerk aufzuführen, und hernach es ohne weiteres Bedenken verbrannt hätten? Sie antworteten in ihrer Einfalt, daß es blos deswegen geſchehe, daß man noch ein anderes mahl Gelegenheit fände, von der Krone Geld zu erzwingen. Denn wenn ein ſolches neues Werk erbauet werden ſoll, ſchlägt die Regierung eine groſſe Summe Geldes dazu an. Dieſe bekommen gewiſſe Leute unter Händen, und dürften vielleicht den gröſten Theil davon in ihren eigenen Beutel ſtecken, und blos ein gebrechliches und elendes Vertheidigungswerk aufführen. Sie ſagten, daß in dem letzten Kriege verſchiedene von den reichſten in Albany geweſen wären, welche äuſſerſt arme Verwandte gehabt hätten, denen ſie aufhelfen wollen. Sie beförderten ſie dahero zu dem Amte, Brot oder ſonſt etwas für die Kriegsmacht anzuſchaffen: wodurch ſie ſich ſo bereichert haben, daß diejenigen, die vorher ganz arm geweſen ſind, nun in Albany unter den reichſten Leuten gerechnet werden.

Die Hitze war heute ungemein ſtark, vornehmlich nach Mittag, als es ganz ſtill in der Luft wurde. Wir hielten uns eben da, wo das Fort Anne geſtanden, auf. Der Ort war klein und frey: aber rings herum überall mit Wald überwachſen. Die Sonne hatte daher hier ſehr gute Gelegenheit, die Luft zu erwärmen und zu bren-

 nen.

nen. Es wurde auch nach Mittag ſo warm, als wäre ich auf einer Schwitzbank in der Badſtube geſeſſen. Ich habe niemahls eine ähnliche Wärme verſpüret. Das Athemhohlen fieng mir an ſchwer zu werden. Es ſchien, als wenn ich nicht Wind oder Luft genug mit den Lungen einziehen konnte. Als ich mich in die Thäler hinab begab, und inſonderheit neben dem Waſſer in dem Woodcreek, kam es mir vor, daß es etwas erträglicher würde. Denn oben an den erhabenen Orten in dem Schatten war es faſt eben ſo warm und erſtickend, als in der Sonnenhitze. Ich verſuchte die Luft mit dem Hute an mich zu wedeln: es wurde mir aber faſt noch ſchwerer Athem zu hohlen. Ich fand die größte Linderung, wenn ich zum Bache hinab gieng, und von einer ſchattigen Stelle oft das Waſſer vor mir in die Luft hinauf ſprützete. Meine Gefährten wurden auch ſehr entkräftet: doch fanden ſie bey dem Athemhohlen nicht völlig eben die Beſchwerde, als ich. Gegen Abend ward es etwas kühler.

Vom neun und zwanzigſten. Nachdem wir endlich nach vieler Mühe und Arbeit unſer Fahrzeug in Stand gebracht hatten; ſetzten wir nur am Sonntage des Morgens die Reiſe fort. Unſer Eßſack erinnerte uns ſehr, eilfertig zu ſeyn. Denn weil wir durch dieſe Wüſteneyen bisher alles auf dem Rücken tragen muſten: ſo konnten wir nicht viel Eſſen mit uns führen; in Anſehung deſſen, daß wir verſchiedene andere nothwendige Sachen fortzubringen hatten. Nichts deſto weniger hielten wir faſt alle ziemlich gute Mahlzeiten. Da nun in dem Strom ſehr wenig Waſſer befindlich war, und in und über demſelben hin und wieder umgefallene Bäume lagen, welche

die Fahrt des Bootes aufhielten: ſo ließ ich die Männer mit dem Borkboote ſich den Strom hinunter arbeiten, und gieng ſelbſt nebſt Jungſtröm zu Fuſſe an dem Ufer daneben. Das Land war zu beiden Seiten des Stroms ganz niedrig, ſo, daß es im Herbſte und Frühling unter Waſſer ſtehen wird. Die verſchiedenen Arten von Bäumen, mit denen es überwachſen war, ſtunden doch ziemlich undicht, und hatten ſehr viel Gras zwiſchen ſich. Die Bäume gaben einen Schatten, der dieſe heiſſe Jahreszeit ſehr nöthig und angenehm geweſen wäre, wofern nur nicht die Menge Mücken, die ſich in demſelben befanden, ziemlich unſer Vergnügen verringert hätten. Das Erdreich war ſehr fett.

Die **Bieberdämme** waren eine neue Hinderung, als wir weiter hinunter in dem Strom kamen. Die Bieber hatten allerhand Zweige zuſammen geſchleppet, von dieſen ihre Dämme quer über den Strom gemacht, und Schlamm und Thon darzwiſchen geſteckt, damit das Waſſer dadurch gedämmt würde. Sie hatten die Zweige ſo nett abgebiſſen, daß es völlig ſo ausſahe, als wären ſie mit einem Beile abgehauen worden. Das Gras da herum war von ihnen niedergetreten worden. Wir fanden nun anfänglich einen Bieberdamm nach dem andern vor uns, wodurch wir ſehr aufgehalten wurden. Denn wir kamen nicht eher mit dem Boote durch, bis wir eine Oeffnung in dem Damme gemacht hatten. Bey und um die Dämme herum hatten die Bieber groſſe Wege in dem Graſe gebahnt. Ohne Zweifel werden ſie da ihre Bäume fortgeſchleppet haben.

Wir ſtiegen hernach in das Boot, als der Strom etwas reiner wurde, und ſetzten unſere Reiſe nach deſſen Laufe fort. Er war noch überall ganz ſchmahl, zu zwey, drey oder vier Klaftern in der Breite. Ja bisweilen war er nicht über eine Klafter breit, und an den meiſten Stellen ſo ſeicht, daß unſer Boot kaum fortflieſſen konnte. Verſchiedentlich vertiefete er ſich doch ſo ſehr, daß wir mit Stecken, die eine Klafter lang waren, den Boden nicht berühren konnten. Das Waſſer floß an einigen Orten ziemlich geſchwinde, an andern aber ſehr langſam. Die Ufer waren anfänglich niedrig, aber hernach merklich hoch und ſteil. Hin und wieder ragte eine Klippe hervor. Wir nahmen jederzeit wahr, daß da, wo eine Klippe neben dem Strom ſich befand, er daſelbſt ſehr tief war. Die Berge oder Klippen beſtunden hier aus einem grauen Quarz, mit dem ſich ein grauer Kalkſtein vermiſcht hatte, und ſie lagen mehrentheils ſchichtenweiſe. Das Waſſer in dem Strom war ſehr klar. Hie und da lieſen kleine Wege von dem Strom nach dem Lande hin, welche theils von Biebern theils von andern Thieren, welche da hinunter, um zu trinken, gehen, ſollen gemacht ſeyn. Nachdem wir ohngefähr eine halbe Schwediſche Meile gereiſet waren, kamen wir nach einem Orte hin, wo noch Feuer lag und brannte. Wir konnten damahls nichts weniger glauben, als daß uns, wie wir heute vernahmen, der Tod dieſe Nacht ſo nahe geweſen wäre. Ab und zu lag es noch in dem Fluſſe voll von umgefallenen Bäumen, die uns ſehr hinderlich waren. Dazu kamen noch verſchiedene Bieberdämme.

Gegen Abend begegneten wir ſechs Franzoſen, nehmlich einem Sergeanten und fünf gemeinen, welche von dem Com-

Commendanten im Fort St. Frederic abgeſchickt waren, um drey Engländer nach Saratoga zu begleiten, und ſie allenfalls gegen ſechs Franzöſiſche Indianer zu vertheidigen. Dieſe waren ausgegangen, um ſich an den Engländern zu rächen, weil ein Bruder von einem dieſer Indianer in dem letzten Kriege von den Engländern, eben da er ſie anfallen wollte, erſchoſſen worden war. Der Friede war zwar ſchon geſchloſſen. Weil man ihn aber noch nicht in Canada ausgeruffen hatte: ſo meinten dieſe Indianer, daß ſie mit allem Fuge ſo verfahren konnten. Sie ſchlichen daher, gerade gegen den Befehl des Guvernörs in Montreal, weg, und begaben ſich nach den Engliſchen Pflanzſtädten. Wir verſpürten in Anſehung dieſer blutdürſtigen Barbaren die beſondere Hut der Vorſehung um uns. Den ganzen Tag ſahen wir zur Seite des Stroms, daß das Gras niedergetreten war, und daß vor kurzem Leute da hinüber gegangen waren. Wir wußten aber von keiner Gefahr, indem wir glaubten, daß alles friedfertig wäre. Nachgehends erfuhren wir, daß dieſe Indianer, welche das Gras nieder getreten, in der verwichenen Nacht ihre Ruheſtätte an dem Orte gehabt hätten, wo wir nun des Morgens die Brände noch brennen ſahen; daß der gewöhnliche Weg, den ſie hätten nehmen ſollen, eben derjenige neben dem Fort Anne vorbey, woſelbſt wir lagen, geweſen wäre; daß ſie aber, um ſich die Mühe zu erleichtern, durch eine unwegſame Gegend oſtwärts abgewichen wären. Würden ſie den ſonſt immer gewöhnlichen Weg durch das Fort Anne genommen haben, ſo hätten ſie uns ohnfehlbar angetroffen. Und da ſie uns alle dann für Engländer, nach deren Blut es ſie dürſtete, würden angeſehen haben, ſo hätten ſie uns leicht

über-

überfallen, und uns alle über den Haufen ſchieſſen können; und dergeſtalt wären ſie der Mühe überhoben geweſen, weiter zu gehen, um ihre Rache auszuüben. Wir wurden nicht wenig gerührt, als wir von dieſen Franzoſen vernahmen, wie nahe wir alle heute dem Tode geweſen waren. Hier blieben wir nun die Nacht über zurück. Und obgleich die Franzoſen mich nachdrücklich ermahneten, ich mochte mich doch nicht allein mit meinen Engländern weiter fortwagen, ſondern ihnen zu dem nächſten Engliſchen Pflanzorte und hernach zu dem Fort St. Frederic zurück folgen: ſo beſchloß ich doch, unter dem fernern Schutze des Höchſten meine Reiſe den folgenden Tag fortzuſetzen.

Man ſahe heute die **wilden Tauben**, * welche bisweilen im Winter in ſo erſtaunlicher Menge zu den ſüdlichen Engliſchen Pflanzſtädten herabkommen, ohne daß die meiſten Einwohner daſelbſt wiſſen, von wo ſie herrühren, in unglaublich groſſen Haufen in dieſen wilden Wüſteneyen fliegen. Hier hatten ſie in den Bäumen ihre Neſter, und erregten ein Sauſen und Winſeln faſt die ganze Nacht durch, wo ſie in den Bäumen ſaſſen. Die Franzoſen erſchoſſen eine Menge von ihnen, und theilten uns gleichfalls einige mit. Als wir ſie öfneten, fanden wir Samen vom Ulmenbaum in Menge in ihrem Kropfe. Wir ſahen hier die Vorſorge des allweiſen Schöpfers. Bey dem rothblümigen Ahornbaume, der hier häufig wuchs, wurden die Samen im May reif, welche alsdann in

* Ich habe ihrer ſchon zuvor unter dem dritten des Merzen gedacht.

in ſehr groſſer Menge herabfallen. Dieſe dienen zur Nahrung und zum Unterhalt für die erwähnten Vögel zu der Zeit. Darauf gelangen die Samen des Ulmenbaums zur Reiſe, welche alsdann ihr Futter werden, bis andere Samen zu ihrer Speiſe dienlich ſind. Ihr Fleiſch iſt das ſchmackhafteſte unter allen Arten von Vogelfleiſch, die man haben kan.

Wir hörten faſt jeden Abend und jede Nacht die Bäume krachen und umfallen, als wir hier in dem wilden Walde lagen, ob es gleich in der Luft ſo gar ſtill war, daß ſich keine Feder bewegen konnte. Was die Urſache hievon ſeyn mag, weiß ich nicht. Mag vielleicht der Thau oder ſonſt etwas, die Erde in der Nacht um die Wurzeln des Baumes loſer machen, oder fällt durch einen Zufall zuviel auf die Zweige an der einen Seite des Baumes? Mögen ſich etwa die vorher erwähnten wilden Tauben in der Nacht ſo ſtark auf einem Baume gehäufet haben, daß er dadurch umgeſtürzet iſt? Oder fängt etwa der Baum an, ſich allmählich mehr und mehr zu neigen, und von ſeinem Schwerpuncte abzuweichen: ſo daß die Schwere alsdann zu groß für die Wurzeln wird, als daß dieſelben ſie tragen oder unterſtützen könnten; und daß der Baum eben dieſe Zeit oder Stunde, wenn er in der ſtilleſten Nacht umfällt, zu dem Puncte gekommen iſt, daß er nicht weiter unterſtützt werden kan, ſondern umfallen muß? Wenn es wehet, hält man es, wegen der vielen Bäume, welche daſelbſt umfallen, und bey dem Falle leicht jemand erſchlagen können, für ſehr gefährlich in dieſen Wäldern zu liegen, oder zu gehen und ſich aufzuhalten. Und wenn es gleich ſtille in der Luft iſt, ſo läuft man doch, wo ſehr groſſe und alte Bäume

ſtehen,

ſtehen, Gefahr. Man erzählte an mehrern Orten in Amerika, daß die Stürme oder ſehr ſtarken Windſtöſſe ſich bisweilen nur über einen kleinen Strich des Waldes erſtreckten, und daſelbſt die Bäume umriſſen; wovon wir in dieſem Walde ſelbſt die Richtigkeit einſehen konnten. Denn wir fanden Stellen, wo faſt alle Bäume von dem Winde umgeworfen waren, und wo alle nach einem Windſtriche lagen.

Der **Thee**, der in Menge von China zu uns kömmt, wird von einigen hoch gehalten, von andern aber verachtet. Ich dächte wir würden uns gleich gut, und unſer Beutel weit beſſer befinden, wenn wir beides ohne Caffee und Thee wären. Doch muß ich unpartheyiſch ſeyn und dem Thee zum Ruhme ſagen, daß, wofern er nützlich iſt, er gewiß des Sommers auf ähnlichen Reiſen durch groſſe Einöden gut zu ſtatten kömmt, wo man weder Wein noch anderes Getränke mit ſich führen kann, und wo das Waſſer faſt überall unbrauchbar, voll von Inſekten, oder ſonſt verdorben iſt. Alsdann iſt gut es aufzukochen, Thee hinein zu legen und es ſo zu trinken. Ich kann nicht beſchreiben, wie wohlſchmeckend er dann ſey. Er erfriſcht einen matten Reiſenden mehr, als jemand ſich vorſtellen kann. Dieſes habe ich und mit mir viele andere hier in Amerika in den Einöden erfahren. Man findet auf ſolchen Reiſen, daß der Thee faſt eben ſo nöthig und unentbehrlich als das Eſſen ſelbſt, iſt.

Vom dreißigſten. Des Morgens überlieſſen wir unſer Borkboot den Franzoſen, um ſich deſſelben ihre Eßwaaren fortzubringen, zu bedienen. Denn wir konnten es wegen der vielen Bäume, welche die Franzoſen in dem

dem letzten Kriege mit Fleiß in den Woodcreek geworfen hatten, um den Einfall der Engländer in Canada zu verhindern, weiter nicht gebrauchen. Wir erhielten dagegen von den Franzoſen die Erlaubniß eines von ihren Borkböten zu nehmen, die ſie ohngefähr eine Schwediſche Meile von dem Orte, wo wir unſer Nachtquartier gehabt, zurück gelaſſen hatten. Wir ſetzten dergeſtalt unſere Reiſe anfänglich zu Fuſſe an dem Ufer des Stroms fort. Das Land war eben, und hatte hin und wieder Thäler. Ueberall war es mit einem groſſen und hohen Laubwalde überwachſen, wovon die Büche, der Ulmenbaum, die Amerikaniſche Linde und der Zuckerahornbaum, das meiſte und bey nahe alles ausmachten. Die Bäume ſtunden undicht, und der Boden darunter war fett.

Nachdem wir faſt eine Schwediſche Meile gegangen waren, kamen wir zu dem Orte hin, wo die Franzoſen ihre Borkböte gelaſſen hatten; von denen wir auf ihre Einwilligung das eine nahmen, mit dem wir weiter den Strom, der nun ohngefähr 8 bis 9 Klaftern breit wurde, hinunter fuhren. Das Land war zu beiden Seiten eben, und nicht ſehr erhaben. Ab und zu kam uns ein Berg, deſſen Steinart aus einem grauen Quarz, mit kleinen feinen Körnern eines grauen Spaths vermiſcht, beſtund, zu Geſichte. Auſſerdem bemerkte man darin ſchwarze Streifen, die aber ſo fein waren, daß ich nicht ſehen konnte, ob ſie aus Glimmer beſtunden, oder was ſie ſonſt für eine Steinart enthielten. Die Berge waren oft in Schichten zertheilet, davon die eine über der andern lag. Die ſenkrechte Dicke dieſer felſigen Schichten betrug eine Viertelelle. Die Schichten giengen von Norden nach

Süden;

Süden; ſie lagen aber nicht horizontell, ſondern etwas niedriger nördlich als ſüdwärts. Weiter weg ſahe man ab und zu, zur Seite des Fluſſes, hohe und ſteile Berge, die zum Theil mit Wald überwachſen waren. An andern Orten machte eine ſchwankende Sumpferde * die Ufer aus, und dieſe hatten ziemliche Aehnlichkeit mit den Seitentheilen von unſern Moräſten, welche man auszutrocknen im Begriffe iſt. Da wo das Land niedrig und eben war, fand man nicht den geringſten Stein, weder auf dem feſten Lande, noch an den Ufern. Es war zu beiden Seiten des Fluſſes, wo ſich keine Berge befanden, mit einem hohen Laubwalde aus Ulmen, Amerikaniſchen Linden, Zuckerahornbäumen, Büchen, Hickery und aus einigen Waſſerbüchen und weiſſen Wallnußbäumen, überzogen.

Zur linken nahmen wir ein altes **Veſtungswerk** von über einander gelegten Steinen, an einem Orte, wahr. Es wuſte aber niemand zu ſagen, ob es von den Wilden oder Europäern aufgeführet worden wäre.

Wir waren nun den ganzen Nachmittag ſehr eifrig gereiſet, damit wir deſto geſchwinder fortkommen möchten. Wir ſtunden auch faſt alle in den Gedanken, daß wir auf dem rechten Wege wären: wir hatten uns aber betrogen. Denn gegen den Abend merkten wir, daß das Gras in dem Waſſer ſich gegen uns bog, zu einem Zeichen, daß der Strom auch gegen uns floß, da er doch, wofern wir recht gerudert hätten, mit uns hätte ſeyn ſollen. Weiter merkten wir aus den groſſen quer über den Fluß liegenden Bäumen, daß kürzlich keine Leute da durchgefahren

waren;

* Gung=dy.

waren; da wir doch nach den Franzoſen, denen wir begegneten, neben dem Ufer Fusſtapfen hätten verſpüren ſollen; indem ſie da nothwendig auf dem Ufer, um ihr Borkboot fortzubringen, muſten gegangen ſeyn. Zu geſchweigen, daß wir zuletzt deutlich ſahen, daß Holzſtücke und andere Sachen langſam gegen uns zu floſſen, welches uns überzeugete, daß der Strom wider, und nicht mit uns floß. Wir fanden nachher ganz deutlich, daß wir unrecht, und zwar wohl bis auf 12 Engliſche Meilen, wofern nicht mehr, gerudert hatten. Daher wir mit Verdruß genöthigt waren umzuwenden, und lange in die Nacht zu rudern. Wir glaubten bisweilen in unſerer Furcht, daß es wie abgemacht wäre, daß die Wilden, die ausgegangen wären, um die Engländer zu ermorden, uns treffen ſollten. Mit allem unſerm Rudern aber waren wir doch nicht im Stande, dieſen Tag halbwegs zu dem Orte zurück zu kommen, wo wir zuerſt von der rechten Fahrt abgewichen waren.

Die Ufer gaben nun bisweilen gegen den Abend einen ſehr angenehmen Geruch von ſich. Wir konnten aber nicht ſagen, noch hatten wir Zeit zu unterſuchen, von welchen Blumen er herrührte. Doch wird er vermuthlich, da die Syriſche Schwalbenwurz, * und das Milchkraut mit den Blättern des Mannsbluts ** daſelbſt in Menge wuchſen, von einer derſelben entſtanden ſeyn.

Die Bieſemratzen roch man auch den Abend ſehr ſtark. Sie hatten ihre Löcher an vielen Orten zur Seite des Stroms bey der Waſſerfläche.

Wir

* Aſclepias Syriaca.

** Apocynum foliis androſaemi.

Wir lagen in der Nacht auf einem Eylande, wo wir wegen der erſtaunlichen Menge Mücken, die ſich hier fanden, keine Ruhe hatten. Wir wagten nicht Feuer anzumachen, um ſie zu vertreiben, indem wir ſehr bange waren, daß die Indianer dadurch erfahren dürften, wo wir wären, und uns dann unvermuthlich umbringen möchten. Was unſere Kümmerniß in dieſer Einöde noch vermehrete, war dieß, daß wir in der Nacht die Hunde der Wilden hin und wieder in dem Walde, obgleich weit von uns weg, bellen höreten.

Im Julius.

Vom erſten. Bey dem Anbruche des Tages ſtunden wir auf, und muſten eine gute Weile rudern, ehe wir den Ort erreichten, wo wir geſtern uns vom rechten Wege entfernet hatten. Das Land, wo wir heute durchfuhren, war das magerſte und unangenehmſte, das man ſehen kann. Man erblickte nichts anders, als einen erſtaunt hohen Berg nach dem andern. Sie waren mit Wald überwachſen und ſteil und kothig zu den Seiten, ja ſo, daß wir groſſe Mühe hatten, eine ſolche Stelle ausfindig zu machen, wo wir mit dem Boote ans Land kommen konnten, unſer Eſſen zu kochen. Zu beiden Seiten des Fluſſes ſtund das Land, welches eben war, an ſehr vielen Stellen, unter Waſſer, und ſahe als die Seiten der Moräſte bey uns, die man auszutrocknen willens iſt, aus. Daher wird auch dieſe ganze Gegend zu einigen Meilen von den Holländern in Albany **de verdronkene Landen** genannt. Einige von den Gebirgen lieſen von SSW. bis NNO. Die Ufer zu den Seiten, wo die Berge an den Fluß ſtieſſen, wurden jähling tief,

und waren voll von kleinern und gröſſern Steinen. Zu einigen Meilen erſtreckte ſich der Fluß von Süden nach Norden.

Den ganzen Tag war uns der Wind aus Norden ſehr zu wieder, ſo, daß wir nur mit der gröſten Schwierigkeit uns forthelfen konnten. Ein jeder von uns ruderte ſo ſtark, als er nur vermochte. Denn das Eſſen fieng ſo ſehr zu mangeln an, daß der kleine Vorrath, den wir davon übrig hatten, ganz und gar verzehret wurde, als wir unſer Frühſtück aſſen. Der Fluß war heute ziemlich breit, oft zu einer Engliſchen Meile, wofern nicht mehr; alsdenn wurde er wieder ſchmähler: und ſo gieng es wechſelsweiſe. Doch war er meiſtentheils ſehr breit, und zu beiden Seiten von ſehr hohen Bergen umgeben.

Des Abends um ſechs Uhr, gelangten wir endlich zu einer Landzunge, die zwey Schwediſche Meilen von dem Fort St. Frederic abliegt. Hinter dieſer Landzunge verwandelte ſich der Fluß in einen beträchtlichen Buſen. Und da noch ein ziemlich ſtarker Nordwind gerade gegen uns wehete: ſo war es ohnmöglich, mit geſchwächten Kräften heute weiter durchzudringen. Wir waren daher genöthigt hier unſer Nachtquartier zu nehmen, aller der kräftigen Erinnerungen ohngeachtet, die ein hungriger Magen machen konnte.

Es war als eine beſondere Güte Gottes für uns anzuſehen, daß wir auf dieſer Reiſe eben den vorher erwähnten Franzoſen begegneten, und von ihnen die Erlaubniß erhielten, das eine von ihren Borkböten, um uns fortzuhelfen, zu nehmen. Es geſchiehet ſelten einmahl

 in

in drey Jahren, daß die Franzoſen dieſen Weg nehmen, wenn ſie nach Albany reiſen wollen: ſondern ſie richten gemeiniglich ihre Fahrt über die See St. Sacrement, wo der Weg beides näher und vielmahl beſſer iſt. Daher wunderten ſich alle, was ſie jetzt veranlaſſet hätte, dieſen beſchwerlichen Weg zu nehmen. Würden wir nicht ihr groſſes und ſtarkes Borkboot erhalten haben, ſondern uns mit demjenigen, das wir gemacht hatten, behelfen müſſen; ſo dürfte es nach allen Umſtänden ſehr mißlich um uns geſtanden ſeyn. Denn mit einem ſo elenden Fahrzeuge bey dem geringſten Winde ſich auf eine ſo groſſe See zu begeben, würde die äuſſerſte Verwegenheit geweſen ſeyn. Hätten wir wiederum auf ſtille Luft warten wollen, ſo dürften wir zu Tode gehungert ſeyn. Denn da wir ohne alles Schießgewehr waren, und ſich auſſerdem in dieſen wilden Einöden ſehr wenige Thiere finden, die man hätte fangen können: ſo würden wir zu unſerer Nahrung blos zu Fröſchen und Schlangen haben unſere Zuflucht nehmen können; von welchen, inſonderheit von den letztern es hier in dieſen Wüſteneyen einen groſſen Vorrath gab. Ich kan noch niemahls an dieſe Reiſe gedenken, daß ich nicht zugleich mit der gröſten Ehrfurcht die beſondere Vorſorge und Leitung des gnädigen Gottes erkennen ſollte.

Vom Zweyten. Des Morgens ganz frühe begaben wir uns wieder auf die Reiſe; indem es Mondſchein und ſtill war, und wir befürchteten, daß der Wind, wofern wir verzögen, gegen uns wehen dürfte. Ein jeder von uns ruderte daher ſo ſtark, als er konnte; und wir kamen um acht Uhr Vormittags glücklich zum Fort St.

St. Frederic, welches von den Engländern Crownpoint genannt wird. Wir wurden mit aller Gunſt von dem Commendanten, dem Herrn Louiſignan empfangen. Dieſer Herr war nun ein Mann von funfzig Jahren, überaus gefällig, und in den Wiſſenſchaften gut bewandert. Er hatte viele Reiſen hier in dem Lande angeſtellet, und beſaß alſo eine genaue Kenntniß in verſchiedenen Stücken, die den Zuſtand deſſelben betrafen.

Man berichtete, daß dieſen ganzen Sommer über an dieſem Orte eine ſtarke Dürre geherrſchet habe, ſo, daß ſie ſeit dem Frühlinge vorher keinen Regen erhalten hätten. Durch die heftige Hitze wurden die Gewächſe ſehr in ihrem Wachsthum gehindert. Auf allen dürren Anhöhen war das Gras und eine groſſe Menge Pflanzen ganz vertrocknet. Kleine Bäume, die neben Felſen ſtunden, welche die Sonne ſehr erhitzete, trugen ein verwelktes Laub. Auf den Aeckern ſahe das Getraide ſehr elend aus. Der Weizen hatte noch keine Aehren geſetzet, und die Erbſen waren noch nicht in Blüthe gekommen. Faſt überall ſahe man in der Erde ſo groſſe und tiefe Spalten, daß, wenn man bisweilen auf kleine Schlangen gerieth, ſie daſelbſt hinein krochen, und ſich in denſelben ſo verſteckten, daß keiner ſie weiter erhaſchen konnte.

Es ſollen ſich hier im Lande ſehr groſſe Gehölze von Föhrenbäumen, ſowohl von der weiſſen und ſchwarzen, als der rothen Art befinden. Sie ſind aber noch gröſſer in vorigen Zeiten geweſen. Eine von den vornehmſten Urſachen ihrer Abnahme ſind, wie man erzählete, die vielen Feuersbrünſte, die jährlich, inſonderheit durch die

Wilden, hier im Walde entſtehen. Denn ſie machen öfters, wo ſie ihre Jagd halten, groſſe Feuer an, welche bey einer ſtarken Dürre ſich über den Wald verbreiten. Und dieſe ſind es, welche die Föhrenbäume in den Gehölzen ſo ſehr ausgerottet haben, und noch jährlich vertilgen.

Man war nun hier zu Lande ſehr bemühet, die **Naturgeſchichte** empor zu bringen, und wird man wenige Oerter in der Welt finden, wo man zur Beförderung dieſer ſo nützlichen Wiſſenſchaft ſo gute Anſtalten, als hier verfüget hat. So war aber auch faſt nur eine einzige Perſon, der man vornehmlich es zuzuſchreiben hatte. Man kan hieraus ſehen, was für einen Glanz und eine Aufnahme nützliche Wiſſenſchaften erhalten, wenn die vornehmſten Männer in einem Lande Geſchmack und Liebe für dieſelben faſſen. Der Commendant der Veſtung zeigte mir heute eine lange Schrift, dit ihm von dem damahligen Generalguvernör über Canada, dem Marquis la Galiſſoniere zugeſchickt worden war. Dieſer war eben derſelbe, der einige Jahre nachher, als Franzöſiſcher Admiral, zur Ehre von Frankreich, die Engliſche Flotte unter dem Admiral Byng ſchlug, und ſo glücklich die Eroberung von Minorka beförderte. In der angeführten Schrift wird eine Menge von den Bäumen und Pflanzen, die in dem nördlichen Amerika wachſen, und welche ihres Nutzens wegen gebaut und geſammlet zu werden verdienen, hergerechnet. Von einigen, zum Beiſpiel von der Kreuzblume, * die von den Engländern Rattle-ſnake-root genannt wird, werden Beſchreibungen

* Polygala.

gen geliefert. Bey verſchiedenen wird der Ort beſtimmt, wo ſie wild wachſen. Weiter fordert man, daß man hier überall allerhand Arten Samen und Wurzeln ſammlen möchte. Und um dieſe Sache zu befördern, wird eine Anleitung gegeben, wie dieß alles am beſten zu bewerkſtelligen ſey, und wie die geſammleten Samen und Wurzeln verwahret und gewartet werden ſollen, damit ſie wachſen, und nach Paris geſandt werden könnten. Es werden Proben von allerhand Berg- und Erdarten oder Mineralien verlangt, und man nennt verſchiedene Stellen in den Franzöſiſchen Pflanzörtern, wo man einen nützlichen oder merkwürdigen Stein, und Erd-oder Erzart gefunden hat. Eben ſo wird hier gezeiget, wie verſchiedene Anmerkungen und Sammlungen aus dem Thierreiche zu machen seyn. Zugleich mit dieſen Aufgaben wird begehrt, daß man auf alle mögliche Art erforſchen ſolle, wozu und auf was Weiſe die Indianer ſich entweder gewiſſer Kräuter oder anderer Naturalien, es mag in der Heilungskunſt oder ſonſt einem Stücke ſeyn, bedienen. Dieſe nützliche Schrift war zuerſt, auf Befehl des Generalguvernörs, des Marquis la Galiſſoniere, von dem Königlichen Arzte in Quebec, Herrn Gaultier, aufgeſetzet, hernach aber von dem Generalguvernör ſelbſt mit eigner Hand an vielen Orten geändert, verbeſſert und vermehret worden. Er ließ nachdem viele Abſchriften davon machen, die er ſowohl allen in der Veſtung liegenden Officieren, als andern Gelehrten, inſonderheit denjenigen, die etwas hier im Lande herum zu reiſen haben, zuſchickte. Zu Ende dieſer Schrift trägt man den Officieren und andern auf, daß ſie in ihren Berichten an den Generalguvernör vornehmlich diejenigen von den

Soldaten und andern gemeinen anzeigen ſollten, die einen beſondern Fleiß in der Entdeckung und Sammlung der Kräuter und anderer natürlichen Dinge dargelegt hätten; damit er bey ledig gewordenen Stellen und andern Gelegenheiten, ſie entweder zu ſolchen Dienſten, wozu ſie geſchickt wären, befördern, oder auch auf andere Weiſe ſie belohnen könnte. Ich bemerkte auch hier überall bey den Vornehmen einen weit gröſſern Geſchmack für die Naturgeſchichte und andere Stücke der Gelehrſamkeit, als in den Engliſchen Pflanzörtern, wo man mehrentheils vornehmlich darauf ſtudierte, wie man reich werden und den Beutel anfüllen möchte, und wo man aus andern Wiſſenſchaften oft nur Spaß machte. Ubrigens klagte man doch hier, daß diejenigen, die ſich auf die Naturgeſchichte gelegt hätten, ziemlich ſaumſelig geweſen wären, von den Indianern den Gebrauch der Canadiſchen Pflanzen in der Arztneikunde zu erlernen.

Von den Franzoſen, die in Frankreich gebohren, aber nachher nach Canada hinüber gekommen waren, glaubte man, daß ſie hier gemeiniglich eine beſſere Geſundheit, als in ihrem Vaterlande hätten, und ſogar mehrentheils ein höheres Alter, als die einheimiſchen, erreichten. Man verſicherte ebenfalls, daß die Europäiſchen Franzoſen gemeiniglich mehr Arbeit aushalten, und mehrere Reiſen im Winter hier zu Lande, ohne Nachtheil ihrer Geſundheit, als die hier gebohrnen, anſtellen könnten. Die Ungelegenheit, welche die Europäer zu verſpüren pflegen, wenn ſie zuerſt nach Penſylvanien kommen, nehmlich daß ſie von einer Art Wechſelfieber befallen werden, welches ſie gleichſam an das Cli-

mat

mat gewöhnet, * ſoll man hier gar nicht kennen, ſondern die Leute ſollen anfänglich ſich eben ſo gut, wie nachher, befinden. Die Engländer haben verſchiedentlich die Anmerkung gemacht, daß die Leute, die in Amerika von Europäiſchen Eltern gebohren ſind, faſt niemahls die Seereiſen ſo vertragen und nach den ſüdlichen Oertern von Amerika ſo gut geſchickt werden können, als einer, der in Europa zur Welt gekommen iſt. Eben dieß ſoll, wie man in Canada bezeugte, auch bey den hier im Lande gebohrnen Franzoſen eintreffen. Wenn die Canadier zu den Inſeln in dem kleinern Theile von Amerika, zum Exempel nach Martinique, Domingo, u. ſ. w. kommen, und da eine kleine Zeit geweſen ſind, werden ſie gemeiniglich krank, und ſterben bald darauf weg. Diejenigen, welche da krank werden, erhohlen ſich nicht leicht wieder, wofern ſie ſich nicht von da nach Canada wieder zurück führen laſſen. Im Gegentheil können die, welche von Frankreich zu den erwähnten Inſeln kommen, weit eher die daſige Luft vertragen und da alt werden; welches viele hier in Canada bekräftigen.

Vom fünften. Indem wir eben zu Mittag ſpeiſeten, hörte man einige mahl nach einander ein häßliches und unangenehmes Geſchrey in einiger Entfernung oberhalb der Veſtung in dem Fluſſe. Der Commandant Louiſignan ſagte gleich, daß dieß Geſchrey ihm ſehr ſchlecht gefiele. Denn er könnte aus demſelben vernehmen, daß die Indianer, die uns bey dem Fort Anne nicht ertappet hatten, und die, um ſich an den Engländern, wegen des vermeinten Unrechts, zu rächen, wo-

 von

* Man ſehe den 2ten Theil auf der 506ten u. d. folg. S.

von ich vorher geredet, ausgegangen waren, auf ihre Weiſe in ihrer Abſicht glücklich geweſen wären; und daß ihr Geſchrey zu erkennen gäbe, daß ſie jemand von den Engländern erſchlagen hätten. So bald ich mich dem Fenſter näherte, wurde ich ihr Boot mit einer langen Stange vorne an dem Schnabel gewahr, an der zu äuſſerſt ein blutiger Hirnſchädel eines Menſchen hieng. Bey deren Ankunft mit dem Boote zum Ufer, erfuhren wir, daß dieſe Wilden, die ſechs an der Zahl waren, ihre Wanderung von dem Orte etwas von dem Fort Anne, wo wir ſahen, daß ſie übernachtet hatten, fortgeſetzt, bis ſie innerhalb der Engliſchen Gränze gekommen waren, woſelbſt ſie auf dem Acker einen Mann mit ſeinem Sohn, welche ſich eben mit dem Mähen beſchäftigten, angetroffen haben. Auf dieſen Mann ſchlichen ſie ſo nahe, daß er ſich nicht beſinnen konnte, ehe ſie mit einer Kugel ſo auf ihn hinzielten, daß er auf der Stelle todt zu Boden fiel. Dieß geſchahe bey eben dem Dorfe, wo die Engländer ein paar Jahre zuvor den Bruder von einem dieſer Wilden, welche dazumahl gegen die Engländer ausgezogen waren, erſchoſſen hatten. Sie ſchnitten nun nach ihrer Gewohnheit von dem ermordeten Manne den Hirnſchädel ab, welchen ſie benebſt den Kleidern, die er an gehabt hatte, und ſeinem Sohne, der ein Knabe von neun Jahren war, mit ſich nahmen, und ſo nach Canada zurückkehreten. So bald ſie auf eine Engliſche Meile dem Fort St. Frederic nahe kamen, hiengen ſie des Ermordeten Hirnſchädel an das Ende einer Stange vorne im Boote auf, und riefen den ganzen Weg, wo ſie durchzogen, zu einem Zeichen, daß ſie den Sieg gewonnen und nach ihrem Wunſche die Reiſe verrichtet hätten.

ten. Sie waren, wie gewöhnlich, blos in einem Hemde gekleidet. Jetzt aber hatten einige des Umgebrachten Kleider, der eine ſeinen Rock, der andere ſeine Hoſen, der dritte ſeinen Hut, und ſo ferner, angezogen. Das Geſicht hatten faſt alle mit Zinnober roth bemahlt; womit auch ihre Hemde über den Schultern beſtrichen waren. In den Ohren trugen die meiſten ſehr groſſe Ringe, welche ihnen ziemlich hinderlich zu ſeyn ſchienen; indem ſie wegen der Gröſſe der Ringe oft genöthigt waren, ſie zu halten, wenn ſie ſprungen, oder etwas, ſo eine ſtarke Bewegung erforderte, vornahmen. Einige hatten Gürtel, von der Haut der Klapperſchlangen mit den Klappern an den Enden, um den Leib herum. Der Sohn des Getödteten, der ihnen jetzt folgte, hatte nichts mehr, als ein Hemd, Hoſen und eine Mütze an. Sein Hemd war gleichfalls über die Schultern mit Zinnober von ihnen beſchmieret worden. Als ſie ans Land kamen, hielten ſie die Stange, an die der Hirnſchädel geſteckt war, in der Hand, und tanzeten, bey dem Austreten aus dem Boote, damit um das Ufer herum, und ſungen zugleich. Ihre Abſicht mit dem Knaben war, ihn mit ſich nach dem Orte, wo ſie wohneten, zu führen, daſelbſt zu erziehen, in die Stelle ihres erſchlagenen Bruders zu nehmen, und ihn hinkünftig mit einer von ihren Angehörigen zu verheyrathen, damit er ein Fleiſch und Bein mit ihnen würde. Ob ſie nun gleich dieſe Gewaltthätigkeit im Frieden an den Engländern, gerade gegen das ſtrenge Verbot des Gouverneurs in Montreal, verübet, und obgleich der Commendant hier in der Veſtung auf alle Weiſe ſie davon abgerathen hatte: ſo durfte doch der Commendant jetzt nichts anders, als ihnen Eſſen, und

was

was ſie ſonſt zur Fortſetzung ihrer Reiſe nöthig hatten, reichen laſſen; indem er nicht für rathſam hielt, ſie ſehr aufzubringen. Da ſie aber hernach in Montreal ankamen, ließ ſie der Gouverneur daſelbſt nicht allein hart, wegen dieſer That, zu Rede ſtellen, ſondern nahm ihnen auch den Engliſchen Knaben weg, den er nachher ſeiner Mutter und Angehörigen wieder zuſchickte. Der Commendant, Herr Louiſignan frug dieſe Wilden, was ſie mit mir und denjenigen, die mit mir reiſeten, würden vorgenommen haben, wenn ſie uns in der Einöde angetroffen hätten? Sie antworteten, daß, da ihre vornehmſte Abſicht war, ſich an den Engländern in dem Dorfe, wo ihr Bruder umgekommen war, zu rächen, ſie uns daher wohl in Frieden und unangetaſtet würden gelaſſen haben; doch dürfte viel davon abgehangen ſeyn, wie ihre Gemüthsverfaſſung geweſen, wenn ſie uns zuerſt wahrgenommen hätten. Der Commandant aber und ein jedweder von den Franzoſen ſagte, daß das, was uns wiederfahren, tauſendmahl beſſer und ſicherer wäre.

Vor einigen Jahren hat man hier in Canada neben dem Orte, wo die Illinois wohnen, ein **Gerippe von einem erſtaunt groſſen Thiere** gefunden. Einer von den Leutenanten, die jetzt hier in der Veſtung waren, verſicherte, daß er es mit eigenen Augen geſehen hätte. Die Indianer, die dazumahl dabey waren, hatten es in einem Moraſte gefunden. Sie waren bey deſſen Anblicke ſehr beſtürzt, und als man ſie frug, wofür ſie es hielten, antworteten ſie, daß es ein Gerippe von dem Hausvater oder Oberhaupte aller Bieber ſeyn müſte. Es iſt übermäßig groß geweſen, und hat dicke, eine halbe

halbe Elle lange und ſchneeweiſſe Zähne gehabt. Man hielt dafür, daß es ein Gerippe eines Elephanten wäre. Der Leutenant verſicherte, daß man noch deutlich die Geſtalt des ganzen Rüſſels, ob er gleich nun halb vermodert geweſen iſt, hat ſehen können. Er ſagte, er hätte nicht bemerkt, daß man einige Knochen von da weggenommen, ſondern meinte, daß alles da liegen bliebe. Ich hörte nachdem an einigen Orten in Canada von dieſem groſſen Gerippe reden.

Der Bären findet man genug in dieſem Lande. Hier bey der Veſtung ſahe man einen jungen, der drey Monate alt war. Er hatte eben die Geſtalt, Art und Beſchaffenheit, als unſere gewöhnlichen Bären in Europa, ausgenommen, daß die Ohren in Verhältniß länger, und die Haare weit ſteifer bey ihm zu ſeyn ſchienen. Der Farbe nach war er faſt ſchwarz, und fiel ins braune. Er ſpielte und rung täglich mit einem von den Hunden. Von ihren Fellen wird jährlich eine ſehr groſſe Menge von Canada nach Frankreich verführet. Die Indianer richten ein Oehl von dem Bärenfette zu, mit dem ſie im Sommer das Geſicht, die Hände und die bloſſen Stellen des Körpers, um ſich vor dem Biſſe der Mücken zu ſchützen, beſchmieren. Mit dieſem Oehle beſtreichen ſie auſſerdem den Körper ſehr oft, wenn ſie ſich ſehr erkältet, oder von der Arbeit ſehr ermüdet, oder auch ſich geſtoſſen haben; wie auch in andern Fällen mehr. Sie glauben, daß ein ſolches Schmieren den Leib beides weich und geſchlank macht, und viel zu einem hohen Alter beyträgt.

Das

Das **Pfaffenblatt** * wuchs häufig auf den Weideplätzen und Ackerrainen. Es ſtund noch in Blüthe. Im Frühling, eben wenn die Blätter anfangen hervor zu kommen, und ſo groß werden, daß man die Pflanze unterſcheiden kann, graben die Franzoſen die Wurzeln auf, waſchen ſie ab, ſchneiden ſie entzwey und legen ſie in Weineßig. Sie richten daraus einen Sallat zu, völlig ſo, wie man einen andern gewöhnlichen Sallat macht, und eſſen ihn. Doch ſchmeckt er etwas bitter. Hier hatte man niemahls die Gewohnheit, das Kraut zu kochen.

Vom ſechſten. Die abgedankten Soldaten hatten nun gleich nach dem Kriege auf den ihnen zuerkannten Gründen, welche um die Veſtung herum lagen, Häuſer errichtet. Die meiſten aber von ihnen waren nichts anders, als Hütten, und ſtellten nichts weiter vor, als diejenigen, die an den elendeſten Orten bey uns befindlich ſind; doch mit dem Unterſcheide, daß das Volk, von dem ſie bewohnt wurden, ſelten vom Hunger Noth litte, ſondern das reine Weizenbrot aß. Die Häuſer, welche ſie ſich erbaut hatten, waren von Brettern, und ſenkrecht bey einander ſtehend. Das Mitteldach, wie auch das äuſſere Dach, waren ebenfalls von Brettern. In die Ritzen des Hauſes hatte man Thon eingeſchmieret, um das Zimmer warm zu halten. Der Fußboden beſtund gememeiniglich aus lauter Thon, oder auch aus dem ſchwarzen Kalkſtein, den man hier findet. Der Heerd war auch größtentheils aus eben dem ſchwarzen Kalkſtein gebauet, ausgenommen, daß die Feuerſtätte

ſtätte

* Leontodon Taraxacum.

ſtätte ſelbſt von ausgeſuchten grauen Sandſteinen, in denen Quarz das meiſte ausmachte, zuſammengeſetzt war. Dieſe Heerde waren auf eben die Weiſe gebauet, wie bey uns in Schweden die Bauern in den Stuben, wo ſie ihre Fremde oder Gäſte aufnehmen, dieſelben zu gebrauchen pflegen. An verſchiedenen Orten waren auch die Steine, die der Feuerſtätte am nächſten lagen, aus dem ſchwarzen Kalkſtein. Demohngeachtet verſicherte man, daß ſie von dem Feuer keinen Schaden litten, wofern nur dieſe der ſtärkſten Hitze ausgeſetzten Steine braf groß wären. Der Klappen bediente man ſich hier niemahls. Und ſie hatten es noch nicht ſo weit gebracht, daß ſie ſich Gläſer in den Fenſtern verſchaffen können.

Die **Zäune** kamen völlig mit den gewöhnlichſten, die wir in Schweden haben, überein, nur daß hier die Pfähle weiter von einander ſtunden, nehmlich zu zwey, drittehalb, bis drey Klaftern. Zu Bändern bey den Pfählen bediente man ſich des Hickery, mit dem ſie blos einen Zirkel machten, und ſo zuknüpften.

Vom achten. Das zum Färben dienliche **Meyerkraut** * wurde in dem ganzen Canada von den Franzoſen **Tiſavojaune rouge** genannt, und wuchs hier in Menge in den Wäldern, und liebte eine gute Gartenerde, die faſt etwas feuchte war. Mit den Wurzeln hievon geben die Wilden den Stacheln der Amerikaniſchen Igeln, welche ſie in verſchiedene Arbeiten einflechten, die rothe Farbe; und wird dieſelbe ſchwerlich von der

* Galium (tinctorium) foliis linearibus, caulinis ſenis, ramorum quaternis; caule flaccido, pedunculis ſubbifloris, fructibus glabris, *Linn. Sp. pl.* 106.

der Sonne, dem Waſſer oder der Luft verändert. Die Franzöſiſchen Frauensleute in Canada ſollen auch ihre Kleider mit dieſen Wurzeln, welche klein, als bey dem gelben Meyerkraute * ſind, roth färben.

Die **Pferde** gehen an dieſem Orte den ganzen Winter auſſen, und ſuchen ihr Futter in den Wäldern, und nähren ſich von den dürren Kräutern, welche in Menge zurückgeblieben ſind. Demohngeachtet ſollen ſie doch im Frühling derbe feiſt ſeyn.

Vom neunten. Ein **Gerippe eines Wallfiſches** war faſt ganz, einige Franzöſiſche Meilen von Quebec, und eine Franzöſiſche Meile von dem St. Lorenzfluſſe, wohin kein flieſſend Waſſer dieſe Zeit kömmt, gefunden worden. Dieſes Gerippe iſt ſehr groß geweſen. Der Commendant ſagte, er hätte mit vielen geredet, die es geſehen.

Vom zehnten. Die **Böte**, welche man hier gebrauchte, waren von dreyerley Art: 1. **Borkböte**, die faſt aus lauter Baumrinde, doch ſo, daß die Rippen derſelben aus Holz beſtunden, gemacht waren; 2. **Canoen**, die man aus einem einzigen Stücke Holz ausgehöhlet hatte. Dieſe habe ich ſchon in dieſem Theile ** beſchrieben. Hier verfertigte man dieſelben aus der weiſſen Tanne, gröſſer und kleiner. Sie pflegten nicht dieſe vorhergenannten, auf die Weiſe, wie wir es mit unſern Böten thun, zu rudern, nehmlich, daß man ſitzt und den Rücken

* Galium luteum.

** Auf der 211. u. f. Seite.

Rücken dem Vordertheile des Bootes zukehret, und das Ruder an ſich zieht. Sondern ſie hatten ein kurzes Ruder oder eine Spathel, mit welcher ſie durch oftmahliges Hin= und Herrühren * ſich forthalfen; ſo wie es bey uns geſchieht, wenn man einen Seehund erblickt, und ihn ſachte beſchleichen will. Das Geſicht wendet man alſo gegen den Vordertheil, und der Kerl hat blos ein Ruder, welches er mit beiden Händen hält. Er kan aber bey weiten nicht bey dem Rudern die Stärke gebrauchen, als wenn man nach unſerer Art rudert. Denn ich glaube, daß ein Kerl nach unſerer Art faſt eben ſo geſchwind allein, als zwey nach der ihrigen, rudern können. 3. Die dritte Art von Böten, die hier im Gebrauche ſind, werden **Battoes** ader **Battues** ** genannt. Sie ſind hier allezeit groß, und bedienet man ſich derſelben, wenn viel fortzuführen iſt. Der Boden, der allezeit horizontell und platt iſt, beſteht aus rothem oder meiſtentheils weiſſem Eichenholze, damit er deſto beſſer Widerſtand leiſten könne, wenn er gegen Steine oder ſonſt etwas anſtößt. Die Seitentheile machen Bretter von der weiſſen Föhre aus. Man nimmt nicht Eichenholz zu den Seiten, weil das Battoe alsdann zu ſchwer werden würde.

Theer und **Pech** wird hier zu Lande zu Genüge gemacht.

Die **Soldaten** genoſſen hier eines und des andern Vorzugs, deſſen ſolche Leute ſonſt eben nicht überall in der

* Der Engländer drückt dieß mit dem Worte paddle aus.

** Man ſehe die Beſchreibung von denſelben auf der 212ten Seite.

der Welt ſich erfreuen können. Diejenigen, welche hier in Beſatzung lagen, hatten von ihrem Könige einen ziemlich reichlichen Gehalt bekommen. Es wurde ihnen täglich anderthalb Pfund Weizenbrot für die Perſon gereichet, ſo daß ſie bald mehr Brot hatten, als ſie zu verzehren vermochten. Man gab ihnen gleichfalls Erbſen, Speck, gedürret oder geſalzenes Fleiſch, ohne dabey knapp zu ſeyn. Dann und wann ſchlachtete man einen Ochſen oder anderes Vieh, wovon das friſche Fleiſch unter den Soldaten ausgetheilet wurde. Die Officiere beſaſſen insgeſamt, auf Rechnung des Königs, Kühe, wovon ſie faſt mehr Milch, als ſie nöthig hatten, erhielten. Ein jeder von den gemeinen Soldaten hatte hier ſein kleines Gärtgen auſſen vor der Veſtung, das er zu warten, und worin er, was er wollte, zu pflanzen Freyheit hatte. Einige hatten ſich kleine Luſthäuſer in ihren Gärtgen erbauet. Dieſe kleinen Küchengärten waren mit allerhand Arten von Küchenkräutern voll gepflanzt. Der Commendant ſagte, daß dieſer Gebrauch mit dergleichen kleinen Küchengärten für die Soldaten überall bey den Franzöſiſchen Veſtungen hier im Lande eingeführt worden ſey, wo keine groſſe Stadt, von der man was Grünes erhalten kann, nahe liegt. In Friedenszeiten hatten ſie faſt gar keine Laſt bey der Veſtung, Wache zu halten. Und da die See neben bey voll von Fiſchen, und der Wald voll von Thieren und Vögeln war: ſo konnte der, welcher fleißig ſeyn wollte, ſich ziemlich gut hier ernähren, ja in Eſſen nach Herrenweiſe leben. Jeder Soldat ſoll alle zwey Jahre einen neuen Rock, aber jährlich eine Weſte, eine Mütze, einen Hut, ein Paar Hoſen, ein Halstuch, zwey Paar Strümpfe, und zwey Paar Schuhe, und im

Win-

Winter Holz genug bekommen. An Gelde hatte jeder Soldate auſſerdem 5 Sols des Tages. Wenn ſie aber eine Arbeit, die den König betraf, zu unternehmen hatten, ſo wurde ihnen dieß beſonders bezahlt, und alsdenn erhielt ein Soldate 30 Sols täglich. Man konnte ſich daher nicht verwundern, daß die Mannſchaft hier friſch, fett und ſtark, lebhaft und munter ausſahe. Wenn jemand von den Soldaten krank wird, ſo wird er in das Krankenhaus, oder in das ſo genannte Hoſpital geführet, woſelbſt ihm Betten, Eſſen, Arztneien, Pflege und Aufwartung von dem Könige freygeſtanden werden. Wenn jemand von ihnen ſich die Erlaubniß ausbat, auf ein oder mehr Tage anderwärts hinzugehen: ſo willigte man zwar darein, wenn die Umſtände es zulieſſen, und ſie genoſſen dem ohngeachtet für die Zeit ihren völligen Gehalt in Geld- und Proviant; ſie muſten aber doch einen von den zurückgelaſſenen Soldaten nehmen, der während der ganzen Zeit, die Wache, ſo oft dieſelbe auf ſie fiel, an ihrer ſtatt verrichtete, und ihn dafür bezahlen. Der Commendant wie auch die Officiere erhielten hier zwar immer ihre Ehrensbezeugung: dennoch aber giengen die Soldaten und Officiere ohne alle Umſtände und mit aller anſtändigen Freyheit mit einander um. Sie ſaſſen oft zuſammen und unterredeten ſich als Cammeraden. Die Soldaten, welche von Frankreich hieher geſchickt werden, müſſen gemeiniglich, bis ſie 40 oder 50 Jahr alt ſind, dienen. Alsdenn giebt man ihnen ihren Abſchied und die Freyheit ſich nieder zu laſſen und ein Stück Landes anzubauen. Wenn ſie ſich aber bey ihrer Ankunft vorbehalten haben, nur gewiſſe Jahre zu dienen: ſo läßt man ſie, woſern ſie damit zufrieden ſind, gehen. Diejenigen, die

hier gebohren ſind, gehen gemeiniglich die Zuſage ein, der Krone in 6, 8 bis 10 Jahren zu dienen, nach welcher Zeit ſie abgedankt werden, und ſich in dem Lande niederlaſſen und Bauerarbeit treiben. Wenn ein Soldat ſeinen Abſchied erhalten hat, wird ihm vom Könige ein Stück Landes geſchenkt, wo er wohnen, und das er zum Acker und zur Wieſe anlegen kann. Die Länge eines ſolchen Landes beträgt 40 Arpens und die Breite nur 3 Arpens, wofern der Boden überall gut iſt. Es wird aber etwas mehr zugelegt, wofern das Land von ſchlechterer Art iſt. Man berechnete die Länge eines Arpens dergeſtalt, daß 84 Arpens eine Franzöſiſche Lieue oder Meile ausmachten. So bald ſich nun ein Soldat niederläßt, ein Land anzubauen, das niemahls vorher iſt aufgenommen geweſen, ſo unterſtützt ihn der König anfänglich. Er erhält daher die erſten drey oder vier Jahre Eſſen vom Könige für ſich und ſeine Frau, und wofern er Kinder hat, wird ihnen gleichfalls Eſſen in der Zeit von der Krone gegeben. Dabey ſchenkt ihm der König eine Kuh, und die nothwendigſten Ackergeräthe. Es werden auch andere Soldaten geſchickt, die ihm helfen ſollen, ſeine Wohnung aufzuzimmern, welche der König beſonders deswegen bezahlt. Dieß alles iſt für einen Armen, der ſich einrichten will, eine groſſe Beihülfe. In einem Lande, wo man für den Soldaten eine ſolche Sorge trägt, ſcheint es, daß ein König es leichter nach freywilligen Soldaten, als ein Bauer nach Knechten haben muß. Zur Anbauung dieſes Landes hatte man in den ſpätern Zeiten in Vorſchlag gebracht, ob es nicht möglich wäre, daß von Frankreich jährlich 300 Mann hieher überſchickt würden, da denn die alten immer Abſchied und die Freyheit erhalten könnten,

ſich

ſich nicht allein zu verheyrathen, ſondern auch ungebrauchtes Land zur Anbauung und Bewohnung ſich zuzueignen. Das Land, welches man den hier abgedankten Soldaten angewieſen hatte, war ſehr gut, und beſtund faſt durchgängig aus einer mit Thon vermiſchten dicken Gartenerde.

Die Einrichtung, welche die Standsperſonen unter den Franzoſen bey dem Eſſen hier gemeiniglich beobachteten, war ſo beſchaffen, daß ſie des Mittags erſt eine Suppe ohne Fleiſch aſſen, die aus der Brühe, worin man das Fleiſch gekocht hatte, mit Weizenbrot in Scheiben geſchnitten und verſchiedenen Arten grünen Kräutern gemacht war. Darauf folgte ein Gericht von gebratenem oder gekochtem Fleiſche. Sie brateten bisweilen das Fleiſch, welches man vorher in der Brühe gekocht hatte. Der Braten beſtund bisweilen aus Ochſen- oder Hämmelfleiſch, bisweilen auch aus Tauben oder Hühnern. Es war das Fleiſch faſt allezeit friſch. Dann und wann machten grüne Erbſen das dritte Gericht aus. Ein und anderes mahl wurden gebratene Fiſche aufgetragen. Laibbröte von Weizen waren das gewöhnliche Brot, und ſie ſchmeckten ziemlich gut: ſie waren aber nach meinem Geſchmacke etwas zu ſehr geſalzen. Das Salz war grau und fein zerſtoſſen. Man hatte keinen Käs. Die Butter, welche faſt allezeit nur wenig geſalzen war, wurde ſehr ſelten aufgeſetzet. Der Milchgerichte bediente man ſich gar ſelten; und beſtund das Gericht alsdann aus aufgekochter Milch mit Scheiben von Weizenbrot oder aus ſüſſer Milch, worin man Catlinets * gelegt hatte. Zur Abwechſelung aß man Pfann-

* Dieſe ſind Beere von einer Art Rubus, die unſern Brombeeren ſehr nahe kommen.

Pfannkuchen. Zum Trinken gebrauchte man entweder Wein allein, aber gemeiniglich rothen Wein, mit Waſſer vermiſcht, oder bloſſes Waſſer, oder auch Fichtenbier. ** Dieß war meiſtentheils die Mittagsmahlzeit. Des Abends aß man gewöhnlich zwey Gerichte von Fleiſch, die beide gebraten waren, entweder daß das eine Friccaſe, oder gebratene Tauben war; bisweilen ſetzte man gebratene Fiſche auf, und ab und zu Milch mit Beeren. Das dritte Gericht des Abends war faſt allezeit Sallat, den man auf die gewöhnliche Art zugerichtet hatte.

Vom eilften. Die **Eggen**, die man hier gebrauchte, waren ganz und gar von Holz, und insgeſamt nicht vier- ſondern dreyeckig, wie ein Triangel.

Der **Pflug** ſchien weniger bequem zu ſeyn. Die Räder, worauf das Pflugholz lag, waren plump und dick, wie Karrenräder. Alles Holzwerk war dick und grob gemacht, ſo daß man eines Pferdes allein dazu nöthig hatte, um den Pflug auf einem ebenen Felde fortzuſchleppen.

Es lagen Felſenſteine von verſchiedener Art hin und wieder auf den Felſen. Einige waren ziemlich groß von zwey bis drey Ellen in der Höhe und anderthalb Ellen in der Breite; andere aber etwas kleiner. Sie kamen faſt alle, in Anſehung der Steinart, mit einander überein. Ich bemerkte aber doch drey Abänderungen davon.

1. Einige beſtunden aus einem Quarz, welcher, der Farbe nach, mit dem braunen Candizucker Aehnlichkeit hatte,

* Wie dieſes zugerichtet wird, kann man aus meinem Berichte, in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahr 1751, auf der 190ſten Seite, erſehen.

hatte, und aus einem ſchwarzen kleinkörnigen Glimmer, der mit ſchwarzem Hornſtein, und einigen wenigen ganz kleinen Körnern eines braunen Spaths vermiſcht war. Der Quarz machte das meiſte aus, es war auch ziemlich viel Glimmer, aber ſehr wenig Spath darunter. Die verſchiedenen Steinarten waren ſehr gut mit einander vermengt, ſo daß ſie zwar mit den Augen, ohnmöglich aber mit einem Werkzeuge, von einander getrennt werden konnten. Der Stein war feſt und ſehr hart, und die Quarzkörner ſahen fein aus.

2. Andere waren aus einem grauen Quarz, ſchwarzen Glimmer und Hornſtein, wie auch einigen wenigen kleinen Spathkörnern zuſammengeſetzt. Der Quarz hatte hier auch die Ueberhand, von dem Glimmer war gleichfalls viel, aber wenig Spath. Dieß gab eine ſehr genaue, feſte, dichte und harte Miſchung. Die Farbe allein unterſchied dieſe beiden Steine von einander.

3. Einige wenige beſtunden aus einer Miſchung von einem hellen Quarz und ſchwarzen Glimmer, wozu noch etliche rothe Quarzkörner kamen. Der Spath betrug den gröſten Theil, und der Glimmer hatte groſſe Blätter. Dieſer Stein war nicht ſo eben gemiſcht, wie die vorigen. Er war auch bey weiten nicht ſo hart und feſte wie dieſelben, ſondern ließ ſich leicht zerſtoſſen.

Die **Berge**, auf denen die Veſtung St. Frederic ſteht, als auch diejenigen hier rund herum, auf denen die erwähnten Steinarten zu finden ſind, beſtehen faſt durchgängig aus einem kohlſchwarzen Kalkſtein, der wie ein Schiefer in Schichten lieget, oder ſo, daß die eine Scheibe

die andere bedeckt. Man könnte ihn eine Art Schiefer nennen, die durch das Feuer in Kalk übergeht. Dieſer Kalkſtein iſt inwendig pechſchwarz. Der Bruch iſt faſt wie bey einer zerbrochenen ſteinernen Tafel, nehmlich ſehr fein. Hie und da zeigen ſich in dieſem Steine kleine dunkle Spathkörner, und andere Unebenheiten, welche machen, daß er an einigen Stellen wie Maßholder in Adern gehet, oder daß ſich ſeine Theile ſo um einander ſchlingen. Die Schichten, die zu öberſt auf den Bergen liegen, ſind von einem grauen dichten Kalkſtein, der doch nur eine Abänderung von dem vorhergehenden ſeyn dürfte. In dem ſchwarzen Kalkſtein trift man faſt überall eine Menge von allerhand Verſteinerungen, von Muſcheln, Schnecken und dergleichen an. Die Verſteinerungen, die man vornehmlich hierin findet, ſind folgende.

Kammuſcheln. * Von dieſer Art ſind die meiſten, welche man hier bemerkt. Bisweilen geräth man auf groſſe Schichten, welche nichts anders als an einander gewachſene Muſcheln von dieſer Gattung ſind. Sie ſind gröſtentheils nur klein, und ſelten nimmt man eine wahr, welche über anderthalb Zoll lang wäre. Die meiſten betragen nur einen Zoll in der Länge. Es giebt zweyerley Arten Verſteinerungen. Die eine zeigt überall auf und in dem Steine Eindrücke von der erhabenen und hohlen Fläche der Muſcheln, aber nicht das geringſte Merkmahl einer Schale, ſondern blos Eindrücke. Bey der andern erkennet man die Schale ſelbſt, wie ſie noch in dem Stein ſteckt, ſo daß ſie, indem ſie hell iſt, von dem Ber-

* Petrefactum conchae ſtriatae, Pectinites.

Berge ſelbſt, der ſchwarz ausſiehet, leicht zu unterſcheiden iſt. Von beiden Arten findet man ſehr viel in dem Stein, doch ſcheinen derjenigen mit den Eindrücken mehr zu ſeyn. Einige ſind überaus erhaben, inſonderheit in der Mitte, ſo daß gleichſam eine Beule herausſtehet. Andere hingegen ſind in der Mitte wie eingedruckt. Bey den meiſten iſt die äuſſerliche Fläche gewöhnlicher maſſen erhaben. Die Streifen laufen allezeit nach der Länge, nehmlich von dem Boden oder dem Mittelpuncte zur Spitze oder zum Rande.

Verſteinte Ammonshörner. * Deren gab es verſchiedene, die aber doch in Anſehung der Menge mit den vorhergehenden nicht in Vergleich kommen konnten. Man traf dieſe auch beides mit und ohne Schalen an. Demohngeachtet waren nicht alle dieſe Ammonshörner, ſondern es befanden ſich verſchiedene andere verſteinte Schnecken mit darunter. Verſchiedene dieſer Ammonshörner waren beträchtlich groß, ſo daß ich mich nicht erinnere, dergleichen geſehen zu haben. Der Durchſchnitt war bey einigen über eine Schwediſche Elle groß.

Man konnte **Corallen** von verſchiedenen Arten, die in den Steinen eingewachſen lagen, ganz deutlich ſehen, und von dem Steine abſondern. Einige waren pflanzenähnlich, ** oder äſtige weiſſe Corallen, andere aber, die man ſeltener erblickte, waren Sterncorallen. ***

Steinbälle werde ich eine Art eines fremden Steines nennen können, wovon es in den Felsſteinen an verſchie-

* Petrefactum Cochleae Cornu Ammonis dictae.

** Lithophyton, Linn.

*** Madrepora. Linn.

ſchiedenen Stellen voll war. Sie waren wie eine halbe Kugel geſtaltet, ſo daß der ganze erhabene Theil mehrentheils über dem Felſen hervorragte, der untere Theil aber in demſelben feſt eingedrückt ſaß. Sie beſtehen aus lauter parallel laufenden Fäſern, welche von dem Boden und gleichſam aus einem Mittelpuncte entſpringen, und ſich nach der Fläche des Balles verbreiten. Die Farbe der Fäſern iſt grau. Aeuſſerlich ſind dieſe Steinbälle glatt, haben aber doch eine Menge kleiner Löcher, ſo daß ſie, dem äuſſern nach, das Anſehen haben, als wären ſie mit einer hellgrauen Cruſte überzogen. Der Durchſchnitt von dieſen iſt einen bis anderthalb Zoll groß.

Unter andern Arten von **Sand**, welche man hin und wieder auf den Ufern der See Champlain fand, waren vornehmlich zwey ſehr beſonders, welche man faſt immer an einem und demſelben Orte beyſammen antraf, nehmlich ein ſchwarzer und ein rothbrauner oder Granatfarbener.

Der **ſchwarze Sand** lag allezeit öberſt, und beſtund aus ſehr feinen Körnern. Beſchaut man ſie mit einem Vergröſſerungsglaſe, ſo findet man, daß ſie eine dunkelblaue Farbe, oder faſt eine ſolche, die bey einem etwas glatten und nicht roſtigen Eiſen iſt, haben. Einige Körner ſind ründlich, die meiſten aber eckig, mit glänzenden Flächen. Gegen die Sonne glimmern ſie ſtark. Sie werden alle vom Magneten gezogen, kein einziges Korn ausgenommen. Unter dieſen ſchwarzen oder dunkelblauen Körnern, findet man einige wenige rothe oder granatfarbene Sandkörner, welche von eben der Art ſind, als der gleich darunter liegende rothe Sand,

den

den ich nun beſchreiben will. Dieſer rothe oder granatfarbene Sand iſt auch ſehr fein, doch nicht wie der ſchwarze. Seine Körner haben nicht allein eben die Farbe wie die Granaten, ſondern ſie ſind auch in der That nichts anders als zermalmete Granaten. Einige Körner ſind rund, andere etwas eckig, ſie glänzen aber alle, und ſind halb durchſichtig. Der Magnet zeigt bey dieſen nicht die geringſte Wirkung. Dieſer glimmert nicht ſehr an der Sonne. Dieſen Granatſand erhält man ſelten ganz rein, ſondern er iſt gemeiniglich mit dem zunächſt darunter liegenden weiſſen Sande von Quarz vermiſcht. Dieſe beiden Arten von Sand, nehmlich der dunkelblaue und der granatfarbene, ſind nicht überall auf den Ufern, ſondern blos an gewiſſen Orten, zu finden, und alsdann in der vorher beſchriebenen Ordnung. Zu oberſt lag nehmlich der dunkelblaue oder ſchwarze Sand, ohngefähr zur Dicke eines Viertelzolles, mehr oder weniger. Als man dieſen behutſam wegnahm, wurde der darunter liegende mehr und mehr roth, bis er endlich faſt ganz roth oder granatfarben wurde. Die Dicke deſſelben war gemeiniglich etwas beträchtlicher als bey dem ſchwarzen. Nachdem man dieſen mit Vorſichtigkeit weggeſtrichen hatte, kam der Sand aus den weiſſen Quarzkörnern in die Stelle zum Vorſchein, welcher zu oberſt ſehr mit dem rothen vermengt war, tiefer hinunter aber ganz weiß wurde. Dieſer war eine Querhand, oder mehr, dick, hatte runde Körner, ſo daß er völlig einem Perlſande glich. Unter dieſem war noch ein lichtgrauer eckiger Quarzſand verborgen. An einem und dem andern Orte lag der granatfarbene Sand oben, und gleich darunter der lichtgraue eckige, ohne daß man ein

ein einziges Korn, weder von dem ſchwarzen noch dem Perlſande, hätte bemerken können.

Von wo dieſer ſchwarze oder dunkelblaue Sand entſpringt, kann ich nicht ſagen. Denn man wuſte nicht, ob hier in der Nachbarſchaft Eiſenerze vorhanden wären. Doch dürften ſie wohl hier befindlich ſeyn, indem das Eiſenerz an andern Orten in Canada ziemlich gemein iſt, und dieſer ſchwarze oder dunkelblaue feine Sand ebenfalls faſt auf allen Ufern der Seen oder Flüſſe in Canada, obgleich nicht in der Menge, angetroffen wird. Der rothe oder granatfarbene Sand hatte ſeine Mütter oder Verwandte hier in der Nachbarſchaft. Denn obgleich die feſten Berge oder Klippen hier bey dem Fort St. Frederic keine Granaten enthielten: ſo fand man doch an den Ufern gröſſere und kleinere Steine von einer fremden, und von der Steinart in den Bergen und Klippen gänzlich verſchiedenen Gattung, welche von Granatkörnern ſehr voll waren. Wenn man ſie daher ein wenig zerſtieß, und neben dieſen Sand hinlegte, bemerkte man ſo gut als keinen Unterſchied. Und weiter nach Norden in Canada, oder unter Quebec, enthalten ſelbſt die feſten Berge eine ſehr groſſe Menge von Granaten. Dieſer granatfarbene Sand iſt ebenfalls daſelbſt an den Ufern des Lorenzfluſſes ſehr gemein.. Die verſchiedenen andern Wahrnehmungen und Anmerkungen, die ich hier bey verſchiedenen Bergarten machte, läßt dieſes Werk nicht zu, einzurücken, indem wenige Leſer daran Geſchmack finden dürften.

Das **Milchkraut mit den Blättern des Mannsbluts** * wuchs in Menge auf den Anhöhen in den

* Apocynum foliis androſaemi. Man ſehe *Linn. Spec. pl.* 213.

den Wäldern, und hatte jetzt die ganze Zeit ſtark geblühet. Die Franzoſen nannten es Herbe a Lapuce. Wenn man in den Stengel ſchneidet oder etwas von ihm abreiſſet, ſo läuft ein weiſſer milchartiger Saft heraus. Die Franzoſen eigneten dieſer Pflanze alle die Eigenſchaften zu, welche der ſo genannte giftige Baum, oder Rhus Vernix, deſſen ich oben ſchon ausführlich erwähnet, * in den Engliſchen Pflanzörtern hat: nehmlich daß dieſe Pflanze gleichfalls einigen ein Gift, andern aber unſchädlich ſey; oder daß einige ſie, wie ſie wollen, angreifen und mit der Milch die Hände und den Leib beſtreichen können, ohne davon den geringſten Schaden zu empfinden. Andere hingegen dürfen derſelben nicht nahe kommen, ehe ſich an dem Orte eine Menge Blaſen erhebt. Ich ſahe hier mit eigenen Augen einen von den Soldaten, deſſen Hände ganz voll von Blaſen wurden, blos davon, daß er die Pflanze mit der Hand abriß, um ſie mir zu zeigen. Gewiſſen Perſonen ſoll ſie ſo giftig ſeyn, daß wenn auch nur ihre Ausdünſtungen dem Geſichte oder den Händen zugeführt werden, beide Theile davon ungemein aufſchwellen, ſo daß ſie ſich derſelben nicht gerne zu nähern wagen. Es kamen hier alle darin überein, daß die Milch, die aus ihr hervorquillet, wenn ſie auf die Hände oder andere Theile des Körpers geſtrichen wird, faſt bey allen und jeden nicht allein ein Aufſchwellen des Theils verurſacht, ſondern auch oft die Haut da wegfrißt, ſo daß man ganz krätzig ausſiehet. Wenigſtens glaubte man, daß nur wenige wären,

* In dem 2ten Theile, auf der 228ſten Seite, und den folgenden.

wären, an welchen dieſe Milch eine ähnliche Wirkung nicht ſpüren lieſſe. Doch iſt ſie mir niemahls nachtheilig geweſen. Denn ich habe nicht ein, ſondern mehrmahl, und zwar in Gegenwart vieler Perſonen, die darüber erſtaunt ſind, und mir alles Unglück prophezeihet haben, nicht allein die ganze Pflanze angegriffen, ſondern mich auch mit dem milchichten Safte über beide Hände, ſo daß ſie ganz weiß davon geworden ſind, beſtrichen. Ja ich habe bisweilen die Pflanze ſo lange über beide Hände gerieben, bis ſie gänzlich zerquetſcht worden iſt. Und demohngeachtet habe ich, nach allen dieſen Verſuchen nicht das geringſte Merkmahl oder eine Aenderung auf meiner Hand wahrgenommen. Das Vieh läßt ſie unverzehrt.

Vom zwölften. Die **Kletten** * wuchſen an verſchiedenen Orten um die Veſtung. Der Commendant berichtete, daß man im Frühling die erſten zarten Sprößlinge, welche der Stengel alsdann hat, reinigt, und die äuſſere Haut abzieht, und ſie als Rettich ißt, nehmlich ſo, daß man ſie erſt in fein Salz ſteckt.

Das **Canadiſche Siſon** ** wächſt ziemlich häufig in den Wäldern des ganzen nördlichen Amerika. Die Franzoſen nannten es **Cerfeuil ſauvage** und bedienten ſich deſſelben überall im Frühling zum Grünkohl, auf eben die Weiſe, wie eines andern Kerbels. Es wurde von allen ungemein geprieſen, und für ſehr geſund, blutreinigend, ja für eines von den beſten Kräutern, die man im Frühling an dieſem Orte hat, gehalten.

Der

* Arctium Lappa.

** Siſon (Canadenſe) foliis ternatis, *Linn. Spec. pl. p.* 252.

Der von den Franzoſen ſo genannte **Cottonier** * wuchs hier im Lande ziemlich häufig an den Seiten der Anhöhen, die neben Flüſſen, wie auch an andern Orten, lagen, und nicht weniger an dürren und offenen Stellen in den Wäldern, in einem guten, loſen und fetten Erdreiche. Wenn man den Stengel abſchneidet, oder bricht, quillt ein weiſſer milchähnlicher Saft in Menge hervor; weswegen die Pflanze für etwas giftig gehalten wird. Nichts deſto weniger ſammlen die Franzoſen hier in Canada zeitig im Frühling ihre zarten Stengel, wenn ſie zuerſt aufkommen, die ſie als Spargel zurichten, und auf eben die Weiſe genieſſen, ohne daß ſie ihnen übel bekämen; indem dieſe zarten Sprößlinge ſo zeitig noch nicht etwas giftiges haben einſaugen können. Die Blumen geben in der Blühezeit einen ſehr angenehmen Geruch von ſich, ſo daß man zu der Zeit mit dem größten Vergnügen in den Amerikaniſchen Wäldern reiſet, vornehmlich des Abends, wenn der Geruch noch ſtärker iſt. Die Franzoſen in Canada machen aus dieſen Blumen auf folgende Weiſe einen Zucker. Man pflückt des Morgens frühe die Blumen, wenn ſie mit dem Thau bedeckt ſind, ab. Dieſen Thau drückt man aus, von dem man hernach Zucker kocht, der braun, wohlſchmeckend und ſehr gut iſt. In den vollkommen reifen Schoten ſteckt um den Samen eine Art Wolle, die der Baumwolle ähnlich ſiehet, von der auch das Kraut ſeinen Franzöſiſchen Namen erhalten hat. Sie wird von den Armen geſammlet, welche damit, anſtatt der Federn, ihre Betten anfüllen. Inſonderheit ſtopft man diejenigen Betten, die für die

Kinder

* Aſclepias Syriaca, *Linn. Spec. pl. p.* 214.

Kinder gebraucht werden, damit aus. Die Pflanze blühet in Canada zu Ende des Junius, und zu Anfange des Julius, und die Samen derſelben werden in der Mitte des Septembers, überhaupt nach der neuen Zeitrechnung zu zählen, reif. Dieſe Pflanze wird allezeit von den Pferden ungegeſſen gelaſſen.

Vom ſechszehnten. Des Morgens reiſete ich über die See Champlain zu den hohen Bergen, welche an der weſtlichen Seite derſelben liegen, um zu ſehen, was für Merkwürdigkeiten an ſeltenen Kräutern und andern Dingen daſelbſt ſich finden dürften. Wenn man auf den Felſen in einiger Entfernung von der Veſtung ſtehet, und ſich umſiehet: ſo wird man gewahr, daß an der weſtlichen Seite der See Champlain eine Reihe von ſehr hohen Bergen, von Süden nach Norden fortläuft. Und wenn man ſeine Augen nach Oſten wirft, ſo kommt einem da eine andere Reihe von ſehr hohen Bergen zu Geſichte, welche ſich gleichfalls von Süden nach Norden erſtrecken. Doch ſind die an der öſtlichen Seite nicht dicht an der See, ſondern wohl 6 oder 8 Schwediſche Viertelmeilen von derſelben entfernet. Aber ein niedriges ebenes Land liegt zwiſchen den erwähnten Bergen und der See, welches ganz mit Waldung überwachſen iſt. Die Berge ſelbſt ſind auch faſt überall mit einem hohen Gehölze überzogen, ausgenommen da, wo das Waldfeuer hat durchfahren können. Zu den Seiten ſind dieſe Berge vielfältig ſehr ſteil, an andern Orten aber etwas abhängig. Wir fuhren über die See mit einem kleinen Canoe, der nur drey Perſonen tragen konnte, und bey der Ankunft ans Land, wanderten wir

von

von dem Ufer die Berge hinauf. Ihre Seitentheile waren ziemlich ſteil, und mit Erde bedeckt, obgleich ab und zu groſſe Felsſteine lagen. Es war alles mit Wald überwachſen. Aber an einigen Orten war das Feuer ausgekommen, welches einen Theil des Waldes verbrannt hatte. Nach vieler Arbeit erſtiegen wir einen von dieſen Bergen, der an dem oberſten Gipfel mit Staub-erde bedeckt war. Dieſer war doch nicht einer von den höchſten, ſondern es lagen andere weit höhere noch weiter weg, wohin wir doch nicht Zeit zu wandern hatten; indem der Wind zuzunehmen anfieng, und wir ein ſo kleines Boot hatten. Wir trafen hier weder ſeltene Kräuter noch ſonſt was merkwürdiges an.

Bey der Zurükkunft zu dem Ufer hatte der Wind dergeſtalt zugenommen, daß wir nicht wagten, mit unſerm kleinen Boote über die See zu fahren. Ich ließ daher den Mann zurück, um den Canoe nach Hauſe zu führen, wenn der Wind ſich legte, und wanderte ſelbſt zugleich mit meinem Bedienten den Landweg rings um den Buſen, welches eine gute Schwediſche Meile ausmachte. Wir hielten uns an das Ufer, wo niemahls ein Weg geweſen war, und kamen bald über ſteile Berge, bald über ſcharfe Steine, bald durch dicke Wälder, bald durch tiefe Moräſte. Dieſe Gegend war vorher als ein Aufenthalt und die rechte Wohnſtätte für tauſend Klapperſchlangen berüchtigt. Wir wurden aber zu unſerer Freude keiner gewahr. Das Ufer war bisweilen ſehr ſteinig, woſelbſt aber ziemlich groſſe eckige Felsſteine lagen. Dieſe waren bisweilen ründlich und gleichſam abgenutzt. Bisweilen ſtellte ſich eine kleine Stelle mit Sand dar, der theils von

der grauen, theils auch, und zwar vornehmlich von der feinen hellrothen Art, der ich vorher gedacht habe, war. Ab und zu traf man auch ſchwarzen Eiſenſand an. Auf den Bergen fand man Steine von einem feinkörnigen rothen Glimmer. An einigen Orten ſtunden die Bäume ſenkrecht mit dem Berge neben dem Ufer, an andern aber war das Ufer mit Moraſt umgeben.

Verſteinte Ammonshörner erblickte man an einem Orte in Menge in den Steinen und Felſen, welche neben dem Ufer lagen. Dieſe Felſen beſtunden aus einem grauen Kalkſtein, der nur eine Abänderung von dem ſchwarzen iſt. Sie liegen eben ſo in Schichten. In einigen war es ganz voll von ſolchen Verſteinerungen, beides mit und ohne Schalen. An einem Orte bemerkten wir erſtaunt groſſe Ammonshörner. Die ganze Breite derſelben machte über eine Schwediſche Elle aus, welches wir mit dem Ellenmaaſſe genau unterſuchten. Das Waſſer hatte an einigen Stellen den Stein oben abgenutzet. Es hatte aber nicht dieſelbe Wirkung bey dieſen ausüben können; ſondern ſie lagen auf dem Steine erhaben, gleich als wenn jemand ſie an denſelben oben angeleimet hätte.

Die Berge an dem Ufer waren erſtaunt hoch und groß. Sie beſtunden blos aus einem dichten grauen Felsſtein, der ſo feſt, wie die unſrigen, war, und nicht in Schichten, wie der Kalkſtein lag. Ein grauer Quarz und ein dunkler Glimmer machte eigentlich ihre Beſtandtheile aus. Da wo ſie neben dem Ufer ſtanden, trat der graue Felsſtein ganz bis zu der Waſſerfläche hin. An den Orten aber, wo ſie etwas von dem Ufer entfernt waren, lagen die grauen oder ſchwarzen Kalkſteinsſchich-

ten

ten dem Waſſer am nächſten. Ich fand aber nirgends daß groſſe graue Felſen dieſe Kalkſteinsgebirge bedeckten.

Die Zizania * wuchs in dem Schlamm der Waſſerwirbel und Bäche, und ſtund jetzt in voller Blüthe.

Vom ſiebenzehnten. Die **Krankheiten**, welche bey den Wilden vor andern herrſchen ſollen, ſind der rheumatiſche Schmerz und das Seitenſtechen. Sie entſtehen theils davon, daß ſie oft genöthigt ſind zur Nachtzeit im Walde und an feuchten Orten zu liegen; theils auch von den ſchleunigen Abwechſelungen der Wärme und Kälte, denen die Luft hier zum öftern unterworfen iſt; theils auch davon, daß die Wilden ſich oft mit Brandwein beſaufen, und ſich ſo faſt nackend unter freyen Himmel legen, es mag Winter oder Sommer oder was es für eine Witterung will, ſeyn. Die Franzoſen, welche hier wohnen, ſind auch vornehmlich mit dieſen Krankheiten geplagt. Inſonderheit iſt das Seitenſtechen hier ſehr gangbar. Der Commendant ſagte, daß er mit dem letztern Uebel einmahl heftig befallen geweſen. Der Doctor Sarraſin heilete ihn aber auf die folgende Weiſe, die man hier die beſte zu ſeyn befunden hat. Er gab ihm ſchweißtreibende Mittel ein, und ließ ihn ſo in einer Zeit von acht oder zehn Stunden ſchwitzen. Darauf öfnete er ihm die Ader, und ließ ihn aufs neue ſchwitzen. Nachdem rieth er ihm eine zweyte Aderlaſſe an. Wodurch er wieder hergeſtellt wurde.

Doctor **Sarraſin** war Königlicher Arzt in Quebec, und Correſpondent von der Akademie der Wiſſenſchaften

X 2 in

* Fol. Avoine.

in Paris. Er beſaß ſehr groſſe Einſichten, ſowohl in der Ausübung der Arztneikunde, als in der Anatomie und andern gelehrten Wiſſenſchaften. Dabey war er ein angenehmer Mann im Umgange. Er ſtarb in Quebec an einem bösartigen Fieber, das durch ein Schiff dahin gebracht worden war; und wurde von demſelben angeſteckt, als er die Kranken im Hoſpitale beſuchte. Er hinterließ einen Sohn, der ſich auch der Arztneikunde widmete, und nach Frankreich um ſich in derſelben noch geſchickter zu machen, hinüber reiſete: er ſtarb aber daſelbſt.

An dem **Wechſelfieber** ſollen die Leute hier bisweilen krank liegen.

Die **Venusſeuche** ſoll ſich hier zu Lande gleichfalls eingewurzelt haben. Die Wilden ſind auch von derſelben angeſteckt worden, ſo daß verſchiedene ſie gehabt, und ſie noch haben. Sie verſtehen aber auch, ſie aus dem Grunde zu heilen. Man hat viele Beiſpiele, in unſern Zeiten, daß, wenn entweder jemand von den Franzoſen oder den Wilden mit dieſer Krankheit zu einem ſo hohen Grad behaftet geweſen, daß ſie tief in alle Theile des Körpers hat eintreten können: ſie doch von den Wilden innerhalb 5 bis 6 Wochen aus dem Grunde und vollkommen geheilet worden ſind. Die Franzoſen haben aber nicht erforſchen können, was dieß für ein Mittel ſey, deſſen ſich die Wilden bedienen um die Krankheit zu heben. Das wuſten ſie, daß die Wilden niemahls Queckſilber, weder auf eine noch andere Art zubereitet, gebrauchten, ſondern daß ihre vornehmſten Heilungsmittel in Wurzeln beſtünden. Welche es aber wären, konnten ſie nicht ſagen. Hernach erfuhr ich, was dieſe für Kräuter seyn; wo-

wovon mein Bericht an die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften * weitläuftig handelt.

Die Plagen, welche der **Bandwurm** verurſacht, ſind uns in Schweden ſehr bekannt. In den Engliſchen Provinzen im nördlichen Amerika war er etwas ſeltener. Hier in Canada ſollen einige mit demſelben geplagt ſeyn. Man beſchrieb ihn mir ſo genau, als hätte man die Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften geleſen. Er geht hier den Leuten oft zur Länge einiger Klaftern ab. Sie wuſten nicht, ob die Wilden ihn auch hätten oder nicht. Es waren keine gewiſſe Heilungsmittel wider ihn bekannt; noch konnte jemand die Urſache, von der er käme, angeben: ſondern man muthmaſſete, daß er von dem Genuſſe gewiſſer Früchte entſtünde.

Vom neunzehnten. Das **Fort St. Frederic** iſt eine Veſtung an dem ſüdlichen Ende der See Champlain, und liegt auf einem hervortretenden Landſtriche, welcher daſelbſt von der erwähnten See und dem Fluſſe, der von dem Woodcreek und der See St. Sacrement entſtehet, ſich herleitet. Dieſer Fluß iſt hier einen guten Büchſenſchuß breit. Von den Engländern wird die Veſtung **Crownpoint** genannt. Den Franzöſiſchen Namen trägt ſie aber nach dem Staatsſecretär in Frankreich, Frederic Maurepas, der bey ihrer Erbauung das meiſt bey dem Seeweſen in Frankreich anzuordnen hatte. Denn es iſt zu merken, daß die höchſte Gewalt von Canada dem Seeſtaate in Frankreich zugehört. Und es

* Im Jahr 1750 auf der 284ſten Seite.

wird auch der Generalguvernör hier von eben dem Staate hergenommen. Da die meiſten Oerter in Canada nach einem Päbſtlichen Heiligen den Namen führen: ſo hat die Gewohnheit gemacht, daß man hier das Wort heilig * dem Namen der Veſtung gleichfalls angefüget hat. Die Veſtung iſt auf einer Klippe aufgeführet worden, welche aus dem ſchwarzen Kalk- oder Schieferſteine, wie vorher gemeldet worden, beſtehet. Sie iſt faſt viereckig, hat hohe und dicke Mauern, die aus dem ebengenannten ſchwarzen Kalkſteine gebauet ſind, welchen man einen oder ein Paar Büchſenſchüſſe von der Veſtung gebrochen hat. An der öſtlichen Seite in der Veſtung iſt ein etwas hoher bombenfreyer Thurm, mit ſehr dicken und feſten Mauern, der von allen Seiten faſt bis zu dem höchſten Gipfel mit einer Menge Canonen verſehen iſt. In dieſem Thurm reſidiret der Commendant ſelbſt. Auf dem Hofe der Veſtung ſind an der einen Seite eine kleine hübſche Kirche, und an den andern Seiten Wohnhäuſer von Stein für die Officiere und Soldaten. Zu allen Seiten gegen das feſte Land liegen ſcharfe Felſen, zu mehr als einem Canonenſchuſſe von der Veſtung. Doch ſind einige darunter, die an der Höhe den Mauern derſelben nichts nachgeben, und welche dabey der Veſtung ſehr nahe ſind.

Die Engländer behaupten, daß dieſe Veſtung auf ihrem Grunde gebauet worden, und daß die Gränze zwiſchen den Franzöſiſchen und Engliſchen Pflanzörtern in dieſer Gegend, zwiſchen dem Fort St. Jean und der Prai-

* Saint.

Prairie de la Magdelene befindlich wäre. Da hingegen wollen die Franzoſen, daß die Gränze an dem Walde, mitten zwiſchen der See Saint Sacrement und dem Fort Nicholſon ſeyn ſoll. Das Land um das Fort St. Frederic ſoll zu beiden Seiten des Fluſſes ſehr gut und fruchtbar ſeyn. Und hat ſich ſchon vor dem letzten Kriege eine Menge von Franzöſiſchen Familien, vornehmlich Soldaten, die Abſchied genommen, niedergelaſſen, um da zu wohnen. Der Krieg nöthigte ſie aber, theils ſich nach Canada zu begeben, theils auch dicht an der Veſtung zu wohnen, und in der Nacht in derſelben zu ſchlafen. Nun kam ein groſſer Theil zurück, und man meinte, daß noch dieſen Herbſt gegen 40 oder 50 Familien hieher ziehen würden, um ſich hier zu ſetzen, denen daher Land angewieſen werden müſte. Einen, oder ein Paar gute Büchſenſchüſſe von der Veſtung oſtwärts iſt eine Windmühle, die von Stein erbauet und mit dicken Mauern verſehen iſt, in der das meiſte von dem Mehl, das die Veſtung erfordert, gemahlen wird. Man hat dieſe Windmühle ſo eingerichtet, daß ſie gewiſſer maſſen die Stelle einer Schanze vertreten kann; denn oben in derſelben liegen 4 oder 5 kleine Canonen. In dem letzten Kriege war da beſtändig eine Menge Soldaten einquartiert, indem man von da den Fluß weit überſehen konnte, und bemerken, ob ſich etwa Böte von der Engliſchen Seite näherten; welches nicht von der Veſtung geſchehen kann. Denn, wofern man nicht hier Wache hielte, könnte der Feind mit kleinen Böten dicht unter die weſtliche Seite des Fluſſes kommen; und alsdann würden die Anhöhen des Ufers verhindern, ihn von der Veſtung zu erblicken. Man hat daher bey der Anlage dieſer Veſtung einen

Fehler begangen, der einem jedweden, der dahin kommt, gleich in die Augen fällt. Er beſteht darin, daß die Veſtung an eben dem Orte hätte angelegt werden ſollen, wo die vorerwähnte Windmühle ſteht. Alsdann würde man nicht allein von der Veſtung ſelbſt den Fluß weit haben überſehen, und den Feind hindern können, auf demſelben näher zu kommen, ſondern man hätte auch mit einem kleinen Graben, wenn man ihn in dem loſen ſchwarzen Kalkſtein ausgehauen, und von dem Fluſſe, der von der See Sacrement kömmt, zu der See Champlain gezogen hätte, die Veſtung mit einem beſtändig flieſſenden Waſſer umgeben können, indem die Veſtung auf dem äuſſerſten Landſtriche würde zu ſtehen gekommen ſeyn. In dem Falle würde man allezeit in der Veſtung genug friſch Waſſer gehabt haben, und alsdann würde auch nicht dieſelbe den hohen Felſen ſo nahe geweſen ſeyn. Sie bedauerten jetzt ſehr, daß die Veſtung nicht gleich anfangs an dem rechten Orte angelegt worden war.

Nachdem wir einige Tage auf die Jacht, welche den ganzen Sommer über, zwiſchen dem Fort St. Jean und dem Fort St. Frederic, zu gehen pfleget, und nach deren Ankunft, in einigen Tagen auf guten Wind gewartet hatten: ſo wurden wir heute endlich fertig, uns von hier wegzubegeben. Wir hatten während unſers ganzen Aufenthalts hieſelbſt mannigfaltige Gunſt genoſſen. Der gegenwärtige Commendant der Veſtung, der Herr Louisignan, ein Mann von Gelehrſamkeit, und dabey von vieler Lebensart, überhäufte uns mit aller Höflichkeit und Güte, nicht allein als wären wir unter ſeinen Leuten zu rechnen geweſen, ſondern als hätte er uns zu ſeinen Ange-

gehörigen gehabt. Ich hatte die Ehre, während der ganzen Zeit an ſeiner eigenen Tafel zu ſpeiſen, und mein Bedienter aß mit ſeinem Aufwärter. Wir hatten auſſerdem unſer beſonderes Zimmer und Kammer, mit Bett und Aufwartung. Bey der Abreiſe verſahe uns der Herr Commendant reichlich mit Reiſekoſt und andern Sachen bis auf das Fort St. Jean. Kurz er erzeigte uns mehr Gunſt, als wir von unſern eignen Landsleuten hatten erwarten und verlangen können. Die Herren Officiere und andere bewieſen ſich uns ebenfalls auf alle erſinnliche Art gefällig.

Wir ſetzten alſo um eilf Uhr Vormittags unſere Reiſe von hier fort. Der Wind war gut, zu beiden Seiten der See lagen hohe Gebirge, wie eine Kette an einander; doch mit dem Unterſcheid, den ich vorher angezeigt habe, daß auf der öſtlichen Seite der See erſt ein niedriges mit Wald bewachſenes Land der See am nächſten war, und daß hinter dieſem zu anderthalb bis zwey Schwediſchen Meilen die hohen Berge lagen. Hinter denſelben ſoll hernach alles Land dem neuen England zugehören. Dieſes Gebirge beſtund aus hohen Bergen, welche als eine Gränze zwiſchen den Franzöſiſchen und Engliſchen Ländern in dieſem Theil des nördlichen Amerika anzuſehen ſind. Auf der weſtlichen Seite der See ſtieſſen die Berge faſt dicht an das Waſſer. Die See war anfänglich nur eine Franzöſiſche Meile breit, ſie erweiterte ſich aber hernach immer mehr und mehr. Bis auf eine Franzöſiſche Meile von der Veſtung war das Land an der öſtlichen Seite der See bewohnt, hernach war es aber überall mit einem groſſen Gehölze beſetzt. In einer Entfer-

fernung von 10 Franzöſiſchen Meilen von dem Fort St. Frederic wurde da die See 4 ſolcher Meilen breit. Ab und zu erblickte man Eyländer in derſelben. Der Capitain der Jacht ſagte, daß ſich in dieſer See zuſammen 60 Eyländer, unter denen einige ſehr groß wären, befänden. Er verſicherte auch, daß die See an den meiſten Stellen ſo tief wäre, daß man mit einer Leine von 100 Klaftern den Grund nicht erreichen könnte: und dicht an dem Lande, vornehmlich wo quer laufende Berge liegen, ſoll ſie öfters 80 Klaftern tief ſeyn, ſo, daß man an einigen Orten keinen Ankergrund antreffen kann. Es lagen vierzehn Franzöſiſche Meilen von dem Fort St. Frederic vier groſſe Eyländer in der See, welche hier ſechs Franzöſiſche Meilen breit ſeyn ſoll. Dieſer ganze Tag war trübe und ſchienen die Wolken, die ſehr niedrig ſchwebten, an verſchiedenen Stellen gegen dieſe hohen Gebirge, welche an der See lagen, anzuſtoſſen, ſo daß ſie wie von einem Nebel umhüllet waren. Von vielen dieſer Berge ſtieg der Nebel als der Rauch von einem Kohlmeiler in die Höhe. Hin und wieder warf ſich ein kleiner Strom in die See. Hinter den hohen Bergen an der weſtlichen Seite, iſt, wie man berichtete, das Land, auf einige Schwediſche Meilen ganz eben mit einem hohen Gehölze überwachſen, von vielen Strömen und Bächen durchſchnitten, mit verſchiedenen Moräſten und kleinen Seen verſehen und ſehr bequem bewohnt zu werden. Das Ufer war hier bisweilen felſig, und bisweilen beſtund es aus Sand. Gegen Abend fiengen die Berge allmählig an, abzunehmen. Die See war ſonſt ſehr rein, und bemerkte man weder Klippen noch ſeichtes Gewäſſer in derſelben. Des Abends ſpät legte ſich der Sturm.

Darauf

Darauf warfen wir neben dem Lande Anker und blieben die Nacht über ſtille liegen.

Vom zwanzigſten. Des Morgens fuhren wir mit einem günſtigen Winde weiter. Der Ort, wo wir übernachteten, machte etwas mehr als den halben Weg zum Fort St. Jean aus. Von dem Fort St. Frederic bis zum Fort St. Jean, rechnete man über die See Champlain 41 Franzöſiſche Meilen. Die See war hier ohngefähr eine Schwediſche Meile breit. Die Gebirge waren uns nun aus dem Geſichte gekommen, und ſahen wir ſie nirgends an der Seeſeite. Im Gegentheil war das Land da niedrig, eben und überall mit Wald überwachſen. Das Ufer beſtund verſchiedentlich aus Sand. Die See war faſt überall drey bis vier Schwediſche Viertelmeilen breit. Sie war zwar breiter; die Inſeln aber, die zur Seite lagen, machten ſie an der Seite, wo wir ihnen vorbeyſegelten, ſchmähler.

Man ſahe an einem und dem andern Orte **Wilde** oder **Indianer** an dem Ufer in ihren Borkböten. Es wohnte aber niemand von ihnen hier an der See: ſondern ſie befanden ſich nur hier, um Stöhre zu fiſchen, deren es auch in dieſer See eine beträchtliche Menge giebt. Wir merkten bisweilen, wie ſie aus dem Waſſer in die Höhe ſprungen. Dieſe Indianer führen eine beſondere Lebensart. Zu der einen Zeit im Jahr leben ſie vornehmlich von dem kleinen Vorrathe von Mays, Bohnen und Kürbiſſen, welche ſie gepflanzt haben; zu einer andern, oder der jetzigen Zeit, ſind Fiſche, ohne Brot und Zugemüß, ihre Nahrung; noch zu einer andern beſteht ihr Eſſen aus lauter Wildbrett, als Hir-

ſchen, Rehen, Biebern u. ſ. w. welche ſie in dem Gehölze und in den Flüſſen ſchieſſen. Demohngeachtet leben ſie lange, genieſſen einer ſtarken Geſundheit, können weit mehr Beſchwerlichkeiten, als viele andere aushalten. Sie ſingen und tanzen, und ſind luſtig und allezeit vergnügt, ſo daß ſie um wie viel ihre Lebensart mit derjenigen, welche in Europa für die beſte gehalten wird, nicht würden vertauſchen wollen.

Ohngefähr 10 Franzöſiſche Meilen, ehe wir zum Fort St. Jean kamen, erblickten wir auf der weſtlichen Seite der See, neben dem Ufer Häuſer, in denen die Franzoſen kurz vor dem letzten Kriege gewohnt hatten. Die damahls einfallende Unſicherheit aber hatte ſie genöthigt, von da wegzuziehen. Doch waren ſie jetzt ſehr ſtark beſchäftigt, ſich wieder dahin zu begeben. Dieſes war das erſte Franzöſiſche Haus und der erſte Pflanzort, den wir geſehen, nachdem wir diejenigen verlaſſen hatten, die neben dem Fort St. Frederic waren.

Es iſt ehedem eine **Veſtung von Holz** oder ein Bollwerk auf der öſtlichen Seite der See neben dem Ufer vorhanden geweſen. Man zeigte uns die Stelle. Sie war aber jetzt völlig mit Wald beſetzt. Die Franzoſen hatten ſie errichtet, um dem Einfalle der Wilden über dieſe See vorzubeugen. Man verſicherte auch, daß viele Franzoſen an dieſen Orten erſchlagen worden wären. Sie erzählten zugleich, daß man vier Frauensleute gegen eine Mannsperſon von den Franzoſen hier in Canada rechnete; indem jährlich verſchiedene von den Franzöſiſchen Mannsleuten auf ihren Reiſen, die ſie wegen des Handels mit den Wilden anſtellen, umgebracht werden.

Eine

Eine von Steinen erbaute **Windmühle** ſtund an der öſtlichen Seite der See auf einem hervortretenden Landſtriche. Es haben da Franzoſen vor dem Kriege gewohnet; ſie ſind aber von da weggeflüchtet, und noch nicht zurückgekommen. Man zählte 8 Franzöſiſche Meilen von hier nach dem Fort St. Jean. Die Engländer hatten hier mit ihren Indianern verſchiedentlich die Häuſer verbrannt. Die Windmühle war aber ſtehen geblieben.

Die **Jacht**, auf der wir reiſeten, war die erſte, die man hier gebauet, und in der See Champlain gebraucht hatte. Vorher bediente man ſich blos groſſer Battoen, um darauf Proviant zu verſchicken. Der Capitain, der nun die Jacht führte, und hier in dem Lande gebohren war, hatte ſie ſelbſt erbauet, und iſt der geweſen, welcher zuerſt den Weg ausfindig gemacht, und die Tiefe ausgemeſſen hat, um mit derſelben zwiſchen dem Fort St. Jean und dem Fort St. Frederic zu fahren. Hier ſoll es der Windmühle gerade gegen über 3 Klaftern tief ſeyn. Hernach aber wird das Waſſer ganz bis zum Fort St. Jean etwas ſeichter.

Man ward nun hin und wieder **Häuſer** neben dem Ufer gewahr.

Der Capitain hatte **Otterfelle** völlig von der Art und der Farbe, als unſere Europäiſchen, in der Kajüte hangen. Dieſe Ottern ſollen in ſehr groſſer Menge in Canada angetroffen werden.

Die **Felle von Seehunden** wurden hier ſtark gebraucht, um damit Koffer und Kaſten zu überziehen. Ihre Eßſäcke und andere Felleiſen hier in Canada waren eben

ebenfalls oft davon gemacht. Der gemeine Mann hatte auch die Beutel, worin er ſeinen zerſchnittenen Toback trug, faſt immer aus Fellen von Seehunden verfertigt. Sie waren der Geſtalt nach, denjenigen völlig ähnlich, welche man in Gothenburg, Bahus und Norwegen gebrauchet. Man wickelte ſie zuſammen, wenn man ſie bey ſich ſtecken oder von ſich legen wollte. Das Haarige des Felles wird auswärts gekehret. Der gemeine Mann war ſonſt ziemlich gewohnt, auf ſeinen Reiſen und bey der Arbeit Toback zu rauchen. Ich merkte aber nicht, daß ihn jemand, wie die Seeleute der Engländer und Holländer es ziemlich ſtark thun, gekauet hätte. Dieſe Felle von Seehunden waren völlig von der Art Seehunde, die wir in Schweden haben, und die mit grauen und ſchwarzen Flecken gezeichnet ſind. Man ſoll ſie in Menge in dem Meer unter Quebec finden, und ſie ſollen in dem Lorenzfluſſe ſo weit hinauf gehen, als ſich die Ebbe und Fluth erſtrecket, oder als das Waſſer mit Salz vermiſcht iſt; aber nicht weiter. Sie ſind in keiner von den groſſen Seen hier in Canada wahrgenommen worden. Die Franzoſen nannten ſie Loup marin.

Die Franzoſen hielten überhaupt mehr auf das Beten und den äuſſerlichen Gottesdienſt, als die Engländer und Holländer. Auf den Engliſchen und Holländiſchen Schiffen und Jachten, ſtellte man weder des Abends noch Morgens, Betſtunde an. Man machte niemahls einen Unterſcheid zwiſchen Feyertagen und Werkeltagen. Niemahls oder nur ſelten ſegnete man das Eſſen, oder dankte Gott für die beſcherten Gaben, wenn man zu oder von dem Tiſche gehen wollte. Aber hier auf

der

der Jacht hielte man allgemeine Betſtunde, beides des Morgens und des Abends. Heute, da es Sonntag war, betete man mehr als ſonſt. Sowohl vor als nach der Mahlzeit, beteten ſie kurz, und ſchlugen darauf ein Kreutz vor ſich. So bald der Capitain des Morgens aufgeſtanden war, fiel er auf ſeine Knie bey dem Bette, und lag ſo eine lange Stunde, um ſein Gebet zu verrichten. In der Veſtung St. Frederic kam gleichfalls die ganze Beſatzung zum Morgen- und Abendgebete zuſammen. Der Fehler beſtund nur darin, daß die meiſten Gebete hier, ſo gar von den gemeinſten in Lateiniſcher Sprache, die ein groſſer Theil der Leute nicht verſtund, gehalten wurden.

So bald wir der erwähnten Windmühle vorbeygekommen waren, wurde die See ſo ſchmahl, daß ſie kaum über einen Büchſenſchuß in der Breite betrug. Sie hatte daher mit einem Fluſſe gröſſere Aehnlichkeit als mit einer See. Das Land war zu beiden Seiten niedrig und eben, und mit einem Laubwalde überwachſen. Wir ſahen anfänglich eine und die andere kleine Hütte zu den Seiten der See; darauf lag aber das Land überall unbewohnt. Die See war auch hier nicht über 6 oder 10 Fuß tief, und ab und zu ſchloß ſie ein kleines Eyland ein. Faſt während dieſer ganzen Reiſe war die See von SSW. nach NNO. gegangen.

An einigen Orten von Canada ſind groſſe Landgegenden, die einzelnen Perſonen zugehören. Wenn dann ein Bauer die Freyheit erhält, einen Theil dieſes Landes aufzunehmen, und ihm davon ein Stück, welches 40 Arpens lang, und 3 Arpens breit iſt, überlaſſen wird: ſo

ſo iſt er verbunden, wenn er ſich einigermaſſen eingerichtet hat, hinkünftig dem Eigner des Landes 6 Francs jährlich zu bezahlen.

Die See wurde jetzt verſchiedentlich ſo ſeicht, daß man mit laubichten Zweigen genöthigt war, den Weg, wo die Jacht gehen ſollte, zu erforſchen. Sie war aber an andern Orten etwas tiefer, ohngefähr zu zweyen Klaftern.

Des Abends kamen wir endlich bey Untergang der Sonne glücklich zum Fort St. Jean hin, nachdem wir den ganzen Nachmittag beſtändig eine Abwechſelung von Regen, Sonnenſchein, Wind und Stille gehabt hatten.

Vom ein und zwanzigſten. Saint Jean iſt eine Veſtung von Holz, welche die Franzoſen im Jahr 1748 an der weſtlichen Seite des Ausfluſſes der See Champlain, dicht an derſelben, angelegt und erbauet hatten. Die Urſache, warum ſie dieſelbe aufführten, war, theils um das Land daherum, das nun mit Bewohnern ſollte beſetzt werden, zu bedecken; theils auch um einen Ort zur Niederlage für die Nahrungsmittel und Kriegsgeräthſchaft zu haben, welche jährlich von Montreal nach dem Fort St. Frederic geſchickt werden. Denn ſie konnten ganz von hier zu dem letzt genannten Orte mit Jachten fahren. Aber weiter hinunter können ſie nicht dieſelben fortbringen; indem ein paar Büchſenſchüſſe weiter hinunter in dem Fluſſe ſtrömend Waſſer und eine Menge von Steinen befindlich iſt; ſo daß ſie ſich nur mit Battoen forthelfen können. Vorher war das Fort Chamblan, welches 4 Franzöſiſche Meilen weiter

ter unterwärts liegt, eine Niederlage für die Nahrungsmittel. Da man aber alsdann Battoen anfänglich hieher, und nachdem Jachten von hier, brauchen muſte, und dieß auſſerdem ein krummer und längerer Weg war, die Nahrungsmittel zu Lande von Montreal zu führen: ſo wurde dieſe angelegt. Sie liegt niedrig, hat ein ſandiges Erdreich, und das Land hier herum iſt gleichfalls eben, niedrig und überall mit Wald überwachſen. Die Veſtung iſt viereckig gebauet, und nimmt einen Arpent in Quadrat ein. Unten gegen die See ſteht ein hohes Gebäude von Holz in jeder Ecke, welches vier Wohnungen hoch iſt, aber einen Grund hat, welcher zu anderthalb Klaftern in der Höhe von Stein aufgemauert iſt. In dieſen Gebäuden, welche nicht viereckig, ſondern nach verſchiedenen Winkeln gebaut ſind, hat man Stücklöcher, wie auch Oefnungen für kleineres Schießgewehr gemacht. In den beiden andern Ecken gegen das Land ſteht in einer jedweden ein kleines Haus von Holz, welches zwey Wohnungen hoch iſt. Die Abſicht iſt dabey, theils daß die Soldaten da wohnen, theils auch, damit man ſich hier beſſer vertheidigen könne. Zwiſchen dieſen Häuſern ſind von allen Seiten dritthalb Klaftern hohe und an dem freyen Ende zugeſpitzte Pfähle dicht an einander in die Erde eingeſetzt. Sie ſind aus der Thuya gehauen, welche hier für das beſte Holz, um der Fäulniß in der Erde zu widerſtehen, und in dem Stücke weit vorzüglicher als die Föhre, gehalten wird. Unterwärts waren dieſe Palliſaden doppelt, die eine Reihe innerhalb der andern, geſetzt. Für die Soldaten waren in der Veſtung rings herum neben den Palliſaden breite Brücken von mehr als einer Klaſter in der Höhe, mit

einem Geländer aufgeſchlagen. Auf dieſen konnten die Soldaten ſtehen, und mit ihren Handgewehren durch die Löcher ſchieſſen und den Feind abhalten, ohne ſelbſt eben von ihren Schüſſen getroffen zu werden. In dem verwichenen Jahr 1748 zu Ende des Krieges, lagen hier ein Paar hundert Mann in Garniſon. Jetzt aber im Frieden befanden ſich nur ein Commendant, ein Proviantmeiſter, ein Becker und 6 Soldaten hier, um blos auf die Veſtung und die Gebäude Acht zu haben, und über den hieher geführten Proviant die Aufſicht zu führen. Der Commendant, der jetzt hier war, hieß Chevalier de Gannes. Ein ſehr angenehmer Mann, und Schwager des Herrn Louiſignan, Commendanten von St. Frederic. Das Land rings um dieſe Veſtung war zu beiden Seiten des Fluſſes fett und von einem guten Erdreiche. Es war doch annoch unbebaut. Man ſagte aber, daß mit dem eheſten Leute hieher kommen würden, um es zu bewohnen.

Marengoins wurden die Mücken oder Schnacken von den Franzoſen an dieſem Orte und in dem ganzen Canada genannt. Ein Name, den ſie von den Wilden ſollen geborget haben. Von dieſen Marengoins waren alle Wälder rings um das Fort St. Jean ſo voll, daß man mit gröſſerm Rechte dieſe Veſtung Fort de Marengoins würde genannt haben. Die Moräſte und die niedrige Lage des Landes, wie auch die vielen Wälder trugen ſehr viel zu ihrer Erzeugung bey. Wenn das Gehölze einmahl wird gefället, das Waſſer abgeleitet und das Land angebauet werden: ſo dürften dieſe wohl eben ſo leicht hier, als es an andern ähnlichen Stellen vorher geſchehen iſt, ſich verringern und verſchwinden.

Die

Die Klapperſchlange ſoll, wie alle einſtimmig berichteten, nirgends in dieſer Gegend, auch nicht weiter nach Norden, weder bey Montreal noch Quebec, ſichtbar werden. Sondern die Berge, die das Fort St. Frederic umgeben, ſollen der entlegenſte Ort auf dieſer Seite nach Norden ſeyn, wo man ſie wahrgenommen hat. Von allen den Schlangen, die ſich nördlich von dieſem Orte hier in Canada befinden, ſoll keine ſo giftig ſeyn, daß ein Menſch von ihrem Biſſe einen beſondern Schaden litte: ſondern ſie fliehen und eilen insgeſamt weg, ſo bald ſie Menſchen erblicken. Die übrigen Bemerkungen, die ich von der Natur, den Eigenſchaften, und andern Umſtänden, der Klapperſchlange gemacht, habe ich in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften * mitgetheilet. Ich verweiſe die Leſer demnach dahin, damit ich in dieſer Reiſebeſchreibung nicht nöthig habe, das wieder anzuführen, was ich an einem andern Orte ſchon geſagt habe.

Vom zwey und zwanzigſten. Des Abends kamen Pferde von Prairie an, um uns abzuhohlen. Der Commendant hieſelbſt hatte nach ihnen auf mein Anſuchen ſchicken laſſen, weil bey dem Fort St. Jean noch keine Pferde zu erhalten ſtunden. Denn der Ort war nur ein Jahr alt, und es hatte noch keiner Zeit gehabt, ſich hier nieder zu laſſen und zu wohnen. Die Leute, welche die Pferde führten, hatten zugleich Briefe an den Commendanten mit ſich, ſowohl von dem Generalgouvernör über Canada, dem Marquis la Galliſoniere, unter dem funfzehn-

* In dem Jahr 1752, auf der 308ten Seite.

zehnten des Julius von Quebec, als von dem Viceguvernör in Montreal, dem Baron Longueuil, unter dem ein und zwanzigſten eben des Monats. In dieſen war geſchrieben, daß ich beſonders von dem Königl. Franzöſiſchen Hofe empfohlen worden wäre, und daß der Commendant mich mit allem, was ich begehrte, verſehen und eiligſt meine Reiſe befördern möchte. Ein Paar Anker Wein und andere Sachen, welche man glaubte, daß ſie zu meiner Nothdurft und Verpflegung dienen könnten, wurden nun zugleich dem Commendanten zugeſchickt. Des Abends trank man hier unter Löſung der Canonen, beider Majeſtäten, ſowohl des Königs in Frankreich, als des Königs in Schweden, wie auch des Generalguvernörs, nebſt anderer ihre, Geſundheiten.

Vom drey und zwanzigſten. Des Morgens ſetzten wir unſere Reiſe von hier nach Prairie fort, um von da weiter nach Montreal zu gehen. Man rechnete von hier nach Prairie 6 Franzöſiſche Meilen, wenn man zu Lande reiſet, und von da nach Montreal drittehalb Lieues, wenn man dem Lorenzfluſſe folgt. Wir hielten uns anfänglich an das Ufer, ſo daß wir zur rechten Hand St. Jeans Riviere hatten. So nennt man den Ausfluß von der See Champlain, der auch von einigen Champlains Riviere genennt wird. Nach einer ohngefähr eine Franzöſiſche Meile langen Reiſe verlieſſen wir den Fluß, und lenkten uns zur linken. Das Land war hier überall niedrig, mit Wald bewachſen und ziemlich naß, ſo daß, ob wir uns gleich jetzt mitten in dem dürreſten Sommer befanden, die Wege doch ſehr naß waren, und wir ſehr langſam fortkamen. Es iſt aber zu merken, daß das

Fort

Fort St. Jean in dem vorigen Sommer erbauet, und daß dieſer Weg alsdann erſt gebahnt worden iſt. Er hat daher in ſo kurzer Zeit nicht feſte werden können. Es arbeiteten damahls 260 Mann, welche der König unterhielt, und davon ein jeder für den Tag 30 Sols bekam, in dreyen Monaten an dieſem Wege. Und man ſagte, das die Arbeit dieſen Herbſt noch weiter fortgeſetzt werden ſollte. Da das Land hier ſehr niedrig und waldig war: ſo hatten die Schnacken und Bremſen, welche uns in dieſen dicken Wäldern ſehr beunruhigten, ihren rechten Sitz hier genommen. Nachdem wir drey Franzöſiſche Meilen gereiſet waren, wurde das Land frey von Waldung. Dieſes ſchien in vorigen Zeiten ein Sumpf, der nun ausgetrocknet war, geweſen zu ſeyn. Man hatte hier eine ziemliche Ausſicht nach allen Seiten. Wir ſahen zur rechten weit von uns weg zwey hohe Berge, welche ſich hoch über den andern empor hoben, und nicht ſehr weit von dem Fort Champlain entfernt waren. Man konnte auch hier den hohen Berg, der gleich neben Montreal liegt, erblicken. Der Weg gieng hier faſt in gerader Linie fort. Wir geriethen wiederum auf ein niedriges und naſſes Land, nachher auf ein Gehölze, das vornehmlich aus den Fichten * mit den unterwärts gleichſam verſilberten Blättern beſtund. Das Land, wo wir heute durchfuhren, war fett und reich. Und kan es daher einmahl ſehr fruchtbar werden, wenn der Wald umgehauen und das Land bearbeitet wird. Man ward keiner Felſen, und faſt keiner Steine hier neben dem Wege gewahr.

* Abies foliis ſubtus argenteis.

Weiter weg, ohngefähr vier Franzöſiſche Meilen von dem Fort St. Jean, bekam das Land ein anderes Ausſehen. Es war hier faſt überall bewohnt. Wir ſahen bey nahe nichts, als groſſe weite und hübſche Aecker, welche nun mit dem herrlichſten Weizen angefüllt waren, und hin und wieder ein groſſes Erbſenland, bisweilen auch ein mit Haber beſetztes Landſtück. Andere Getraidearten kamen uns hier nicht zu Geſichte. Die Höfe ſtunden einzeln, und ein jeder hatte ſeinen Acker und ſeine Wieſe daneben. Die Häuſer waren von Holz und dabey klein. Anſtatt des Mooſes, den man hier nicht fand, bediente man ſich des Thons, um die Fugen der Wände dichte zu machen. Die Dächer an den Häuſern waren ſehr ſchreg laufend, und mit Stroh bedeckt. Hin und wieder wurde das Land durch einen Bach durchſchnitten. Das Erdreich war fett. Das Land war faſt eben, und nur ab und zu erſchien ein kleiner Berg. Wir konnten uns hier ſehr weit umſehen, und wohin man die Augen warf, kamen einem lauter groſſe weite Aecker und Wieſen, und abgeſonderte Höfe, die überall verbreitet waren, zu Geſichte. Die Aecker waren alle beſäet, indem man hier nur Sommerſaat, ſehr ſelten aber diejenige, die im Herbſte ausgeworfen wird, brauchet. Das Land iſt noch ſehr ergiebig, ſo, daß es nicht brach zu liegen nöthig hat. Meiſtentheils iſt es ohne Wald, und ſtehet daher zu befürchten, daß es hinkünftig an Holze mangeln werde. Die Aecker hatte man dergeſtalt bearbeitet, daß ſie kleine ſchmahle Rücken hatten, und ab und zu mit einem Graben verſehen waren: vornehmlich zu beiden Seiten des Weges. Dieß war die Geſtalt des Landes ganz bis auf Prairie und den Lorenzfluß, der ſich jetzt überall uns dar-

darſtellete. Mit einem Worte, die Gegend war in meinen Gedanken hier eine von den ſchönſten, welche ich bisher im nördlichen Amerika geſehen habe.

Zur Mittagszeit langten wir in Prairie an, welcher Ort auf der Anhöhe neben dem Lorenzfluſſe liegt. Hier blieben wir heute ſtehen, weil ich die Oerter hier herum, ehe ich weiter reiſen wollte, zu beſehen willens war.

Prairie de la Magdelene iſt ein kleiner Flecken, welcher an dem öſtlichen Ufer des Lorenzfluſſes lieget. Man rechnete drittehalb Franzöſiſche Meilen von hier nach der Stadt Montreal, welche man deutlich in NW. von da auf der andern Seite des Fluſſes erkennen kann. Das Land rings um Prairie iſt ganz flach, und faſt ohne die geringſte Anhöhe. Zu allen Seiten ſtellen ſich groſſe Felder, entweder Aecker, Wieſen oder Weiden dar. An der weſtlichen Seite, wie vorher gemeldet worden, ſtreichet der Lorenzfluß vorbey, der hier anderthalb Franzöſiſche Meilen, wofern nicht mehr, breit iſt. Die Häuſer in Prairie ſind meiſtentheils von Holz erbauet, haben ſchrege Dächer von Holz, und die Fugen in den Wänden ſind, anſtatt des Mooſes mit Thon verſtopft. Ich fand doch einige kleine Steinhäuſer von dem ſchwarzen Kalkſtein, oder auch von Feldſteinſtücken aufgemauert, in welchem letztern Falle man den ſchwarzen Kalkſtein nur rings um die Fenſter und Thüren geſetzt hatte. In der Mitte des Flecken ſteht eine hübſche Kirche von Stein, die ihren Thurm hat, der weſtwärts gekehret iſt, und worin Klocken hängen. Gerade vor der Kirchthür iſt ein hölzernes Kreuz, mit Leiter, Hufzangen, Hammern und Nägeln und andern Dingen darauf, aufgeſtellet. Es werden

den dadurch alle die Geräthe, der man ſich bey der Kreuzigung unſers theuren Erlöſers bediente, und vielleicht noch überdem weit mehrere abgebildet. Der Flecken war mit Palliſaden umgeben, welche zwey bis drittebalb Klaftern hoch und in vorigen Zeiten gegen die Streifereyen der Indianer geſetzt waren. Auſſen vor demſelben befanden ſich kleine Küchen- und andere Gärten, es waren aber wenige Fruchtbäume darinn. Die Anhöhen neben dem Strom waren hier nicht ſonderlich hoch. Es hielt ſich hier ein Prieſter und ein Capitain auf, der den Namen eines Commendanten führte. Die umliegenden Aecker waren groß und eben und mit den vorher erwähnten Getraidearten beſäet. Von dem Rocken aber, Gerſten und Mays, ſahe man nichts. In dem Lorenzfluſſe iſt in SW. von hier ein groſſer Waſſerfall, deſſen Geräuſche ganz deutlich hier vernommen werden konnte. Wenn das Waſſer des Fluſſes im Frühling, da ſich das Eis löſet, zu wachſen anfängt, ſteigt es bisweilen ſo hoch, daß es einen groſſen Theil der Aecker und Wieſen überſchwemmet. Und anſtatt, daß der Nilſtrom durch ſeine Ueberſchwemmung das Land fruchtbar macht, ſo verurſacht dieſer Fluß mehr Schaden. Denn er führt eine Menge Gräſer und Pflanzen, deren Samen das ärgſte Unkraut giebt, auf die Aecker mit ſich, die dadurch folglich ſehr verdorben werden. Bey dieſer Gelegenheit ſind ſie genöthigt, ihr Vieh weit weg zu treiben, indem das Waſſer zu der Zeit alles bedeckt. Es bleibt aber nur zwey oder drey Tage ſtehen, worauf es wieder abfließt. Dieſe Ueberſchwemmung wird inſonderheit von der Stockung des Eiſes an einem Orte veranlaſſet.

Fol.

Fol. Avoine wuchs häufig in dem Bache oder dem kleinen Strom, der etwas unterhalb Prairie fließt.

Vom vier und zwanzigſten. Des Morgens begab ich mich von da weg, um weiter zu reiſen. Wir ſtiegen in ein Battoe bey Prairie, auf dem wir ſchief über den Fluß fuhren, und lieſſen den Strom uns allmählig niederwärts treiben, bis wir zuletzt Montreal erreichten. Man ſchätzet die Breite des Lorensfluſſes bey Prairie auf etwas mehr als eine Franzöſiſche Meile. Das Waſſer ſtrömt da ſtark, es iſt aber nicht ſehr tief, ſo daß die Jachten auf dem Fluſſe nicht weiter hinauf, als nach Montreal kommen können, ausgenommen im Frühling, da ſie dieſelben bis auf Prairie, aber auch nicht weiter zu bringen im Stande ſind. Man kann die Stadt Montreal ſehr gut zu Prairie, und hernach den ganzen Fluß hinunter, bis man dahin kömmt, erkennen. Bey der Ankunft in Montreal ſahen wir eine Menge Volk bey dem Thore der Stadt, wo wir abtreten ſollten, verſammlet. Die Neubegierde uns zu ſehen reitzte ſie dazu. Denn ſie hatten vernommen, daß einige Schweden, ein Volk, von dem ſie vorher nur reden gehört, das ſie ſelbſt aber niemahls geſehen hatten, heute ankommen würden. Es verſicherten auch alle, mit denen ich hernach hier redete, daß wir die erſten Schweden wären, die ſich bisher in Montreal gezeiget hätten. So bald wir landeten, und ich aus dem Battoe trat, kam mir ein Capitain, der beſonders deswegen von dem hieſigen Guvernör abgeſchickt worden war, entgegen, und bat mich, ihm nach dem Hauſe des Guvernörs zu folgen. Ich wurde ſogleich in einen Saal, wo der Guvernör ſelbſt mit einigen von ſeinen

Freunden zuſammen gekommen war, geführet. Der Baron **Longueuil** war zwar annoch Viceguvernör: er erwartete aber täglich ſeine Vollmacht von Frankreich. Ich wurde von dieſem Herrn mit gröſſerer Höflichkeit und Gnade bewillkommet, als ich beſchreiben kann. Er zeigte mir Briefe von dem Generalguvernör in Quebec, dem Marquis de la Galiſſoniere, worin der Generalguvernör berichtet, daß von dem Königl. Franzöſiſchen Hofe Befehl eingelaufen wäre, daß ich in allen Stücken frey gehalten werden, und daß meine Reiſen in dieſem Lande, auf Koſten Sr. Majeſtät des Königs in Frankreich geſchehen ſollten. Mit einem Worte: der Guvernör Baron Longueuil ließ mich die ganze Zeit, in der ich mich ſowohl jetzt, als hernach, nach meiner Zurückkunft von Quebec hier aufhielte, weit gröſſere Gunſt erfahren, als ich mir hätte vorſtellen oder erwarten können.

Die **Lebensart der Leute** in Montreal und dieſem Theile von Canada war von der Engländer ihrer unterſchieden, faſt auf eben die Art, wie dieſe Völker in dem Stücke in Europa von einander abgehen. Die Frauenzimmer waren hier wohl gebildet. Sie bezeigten viele Lebensart und waren ehrbar mit einer kleinen unſchuldigen Freyheit. Sie giengen des Sontags ſehr geſchmückt, faſt wie unſer Schwediſches Frauenzimmer. An den Werkeltagen zierten ſie ſich zwar nicht ſo ſehr. Doch lag ihnen allezeit viel daran, den Kopf zu putzen, deſſen Haar allezeit in Locken gelegt und gepudert, und mit allerhand glänzenden und ſchimmernden Sachen, als wenn es mit Diamanten und koſtbaren Steinen beſetzt geweſen, geſchmückt war. In der Woche trugen ſie ein

klei-

kleines nett gemachtes Kamiſol, und einen ganz kurzen Rock, der den halben Fuß und bisweilen nicht den einmahl bedeckte; und ließ es, als wenn ſie in dem Stücke ſich nach den abgekürzten Röcken der Frauensleute bey den Wilden gerichtet hatten. Die Abſätze der Schuhe waren ganz ſchmahl und ſehr hoch, ſo daß man ſich wundern muſte, wie ſie auf denſelben gehen konnten. In der Haushaltung übertrafen ſie bey weiten die Engliſchen Frauensleute, welche, (die Wahrheit zu ſagen) ſich die Freyheit ausgenommen haben, alle Beſchwerden der Haushaltung auf die Mannsleute zu wälzen, und dergeſtalt oft den ganzen Tag auf dem Stuhl mit den Händen im Schoſſe zubringen können, ohne daß ſie zu arbeiten nöthig hätten. Dieſe Canadiſchen Frauensleute aber griffen ſich gemeiniglich beſſer an, inſonderheit die gemeinen Leute, welche ſich überall auf den Aeckern, Wieſen, in den Viehſtällen u. ſ. w. ſehen lieſſen, und keine Arbeit ſcheueten. In Anſehung der Reinigung der Gefäſſe und der Häuſer ſchien man doch bey ihnen etwas zu vermiſſen. Die Fußböden, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, ſäuberte man in den Zimmern, wo ſich die Leute täglich aufhielten, bisweilen nicht einmahl alle halbe Jahr. Daher kamen ſie demjenigen, der kurz vorher bey den Engländern und Holländern geweſen war, wo das beſtändige Scheuern und Säubern der Fußböden faſt eben ſo wichtig als die Religion ſelbſt angeſehen wird, ziemlich unangenehm vor. Um aber zu verhindern, daß der dicke Staub auf der Erde nicht zu ſehr der Geſundheit ſchaden möge, ſo laufen die Frauensleute einige mahl des Tages mit einer Gießkanne herum, aus deren Röhre ſie das Waſſer auf die Erde ausſchlenkern, welches dann den

den ſtarken Staub befeſtigt. So bald er aber trocken wird, und von der Erde aufſteigt: ſo folgt eine neue Beſprengung wieder. Uebrigens laſſen ſie ſichs nicht beſchwerlich fallen, an allen Geſchäften in der Haushaltung Theil zu nehmen. Ich ſahe mit Vergnügen, wie die Töchter der Vornehmern, ja des Guvernörs ſelbſt, ſich recht und ſchlecht kleideten, ſich nicht ſehr ausputzeten, und überall in den Häuſern, in den Keller und die Küche, als Mägde liefen, um darauf zu ſehen, daß alles gehörig verrichtet würde; und dabey trugen ſie ihre Naht mit ſich. Es war hier gewöhnlich, daß eine Mannsperſon vor allen, denen er auf der Gaſſe vorbey gieng, den Hut abnahm und ſie grüſſete. Dieß war für denjenigen etwas mühſam, deſſen Bedienung erforderte, oft auſſerhalb Hauſes zu ſeyn, vornehmlich des Abends, da eine jede Familie vor ihrer Pforte auf der Gaſſe ſaß. Ein anderer Gebrauch war, daß ich, wenn funfzig oder mehr Perſonen an einem Tage bey mir Beſuch abſtatteten, den Tag darauf verpflichtet war, denſelben bey ihnen wieder abzutragen, woſern ich nicht für einen Mann ohne Lebensart angeſehen werden wollte.

Verſchiedene, welche in einigen Jahren auf die Bieberjagd nach den nördlichen Oertern von Canada zu den Wilden, die ohngefähr funfzig Franzöſiſche Meilen von dem Hudſoniſchen Meerbuſen ab wohnen, gereiſet waren, berichteten, daß die Thiere, um deren Bälge es ihnen inſonderheit zu thun iſt, und die man an dem eben erwähnten Orte in Menge findet, Biebern, wilde Katzen * oder Lüchſe

* Chats ſauvages.

Lüchſe, und Mardern ſind. Man hält in Canada die Thiere, welche man wegen des Felles fängt, für deſto beſſer, je weiter ſie ſich nach Norden aufhalten. Denn der Balg hat dichtere Haare, und er ſiehet beſſer aus, als bey denjenigen, die weiter nach Süden leben. Und dieß verhält ſich in gröſſerem und kleinerem Grade ſo, nachdem da Fell weiter nach Norden oder Süden gefunden wird.

Weiſſe Rebhüner * wurden von den Leuten in Canada eine Art Vögel genannt, die man im Winter neben der Hudſoniſchen Meerenge in groſſer Menge finden ſoll. Sie ſind ohne Zweifel unſere Snöripor ** oder Schneehühner. Je mehr Kälte oder Schnee einfällt, deſto häufiger ſollen ſie eintreffen. Man beſchrieb ſie, daß ſie weiſſe rauhe Füſſe hätten, der Farbe nach ganz weiß wären, und drey bis vier ſchwarze Schwanzfedern hätten, und dabey ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch beſäſſen. Aus Edwards Naturgeſchichte der Vögel *** erhellet, daß unſere Schneehühner bey der Hudſons Baye ziemlich gemein ſind.

Die Haſen ſollen gleichfalls bey der Hudſoniſchen Meerenge oder Buſen in Menge vorhanden ſeyn. Man findet ſie auch häufig in Canada ſelbſt. Ich habe ſie daſelbſt oft geſehen. Sie ſind völlig und aufs genaueſte von einerley Art mit unſern Schwediſchen. Des Sommers

* Perdrix blanche.

** Tetrao (Lagopus) pedibus lanatis, remigibus albis, rectricibus nigris apice albis: intermediis duabus albis. *Linn. Fn. Suec. Ed. 2. ſpec.* 203.

*** Auf der 72ſten Seite.

mers haben ſie eine graubraune und im Winter eine ſchneeweiſſe Farbe, eben wie bey uns.

Mit den **mechaniſchen Erfindungen**, der Baukunſt, den Ziegelbrennereyen, Tiſchler- und Drechslerarbeiten und ähnlichen Dingen, war es noch nicht hier ſo weit gebracht worden, als es hätte ſeyn ſollen. Die Engländer hatten hierin vor den Franzoſen groſſe Vorzüge. Es dürfte dieß daher kommen, weil die meiſten Handwerker hieſelbſt nur abgedankte Soldaten ſind, welche nicht viele Gelegenheit gehabt haben, etwas zu lernen, ſondern nur dazu von der Noth oder einem Zufalle gezwungen worden ſind. Man traf doch bisweilen einige an, die in ähnlichen Künſten ziemliche Kenntniſſe hatten. Ich ſahe hier einen, der ſehr gute Wand- und Taſchenuhren verfertigte, und dieſe Kunſt doch faſt von ſich ſelbſt gelernt hatte.

Vom ſieben und zwanzigſten. Die **Hausfliegen** ſind, wie mir viele beides hier in der Stadt und hernach in Quebec berichteten, niemahls vor ohngefähr 150 Jahren hier im Lande bemerkt worden. Es ſollen alle Indianer eben das beſtätigen, und in den Gedanken ſtehen, daß die gewöhnlichen Fliegen zuerſt mit den Europäern und mit Schiffen, die hier geſtrandet ſind, hieher gekommen ſeyn. Ich will dieß nicht beſtreiten. Das weiß ich aber, daß, als wir uns in den Einöden zwiſchen Saratoga und Crownpoint oder dem Fort St. Frederic an einem Orte in dem Walde niederlieſſen, um entweder auszuruhen oder zu eſſen, allezeit eine Menge von unſern gewöhnlichen Fliegen geflogen kam und ſich auf uns ſetzte. Es iſt folglich zweifelhaft, ob ſie nicht längere Zeit in Ame-

Amerika geweſen, und ob ſie erſt von Europa hieher geführt worden ſind. Es möchte dann jemand ſagen wollen, daß der Stamm von dieſen Fliegen in den erwähnten Einöden zu der Zeit zurück gelaſſen worden, als das Fort Anne noch in Wohlſtand war, und die Engländer oft hin und her reiſeten; zu geſchweigen, daß verſchiedene andere Europäer ſowohl vor als nachher daſelbſt Reiſen angeſtellet, und durch ihr mitgeführtes Eſſen die Fliegen dürften angelockt haben mitzufolgen.

Wilde Ochſen und Kühe trift man ſehr häufig in dem ſüdlichen Theile von Canada an, und haben ſie ſich da von uralten Zeiten her aufgehalten. An den Orten, wo die ſo genannten Illinois wohnen, welche ohngefähr unter einer Breite mit Philadelphia liegen, ſoll ſich ſonderlich eine Menge von ihnen befinden. Weiter nach Norden wird man ſie nicht ſehr gewahr. Heute ſahe ich eine Haut von dieſen wilden Ochſen. Sie war ſo groß als eine von den größten Ochſenhäuten bey uns, war aber haariger. Die Haare hatten eine dunkelbraune Farbe, oder faſt eine ſolche, wie bey einem braunen Bärenfelle iſt. Diejenigen, die zu innerſt an der Haut ſaſſen, waren ſo fein, wie Wolle. Dieſes Fell war nicht ſehr dick, und ſoll in Frankreich nicht ſo hoch, als ein Bärenfell geſchätzet werden. Unter andern braucht man es im Winter unter den Füſſen in dem Zimmer, wo man ſich aufhält, indem es ſehr weich und warm iſt. Verſchiedene von dieſen wilden Rindern ſollen eine lange und feine Wolle haben, welche der Schafwolle nichts nachgiebt, wofern ſie dieſelbe nicht übertrift. Sie hatten daraus Strümpfe, Kleider, Handſchuhe und andere Arbeiten gemacht, welche

ſich

ſich ſo gut als die beſten von Wolle ſollen ausgenommen haben. Die Indianer verfertigen ſich ſehr vieles daraus. Das Fleiſch ſoll dem beſten Ochſenfleiſche an dem angenehmen Geſchmacke und der Fettigkeit nicht weichen. Die Haut iſt oft dick, und läßt ſich zu alle dem, wozu die Europäiſchen Ochſenhäute, gebrauchen. Dieſe wilden Ochſen ſollen auch gröſſer und ſtärker als die Europäiſchen, und der Farbe nach, braunroth ſeyn. Ihre Hörner ſind zwar kurz, aber an der Wurzel ſehr dick. Durch dieſe und andere Eigenſchaften, die ſie mit dem andern gezähmten Rindvieh gemein und vor ihm voraus haben, ſind einige an dieſem Orte auf die Gedanken gebracht worden, zu verſuchen, ſie zahm zu machen. Man würde in dem Falle nicht allein die angeführten Vortheile erhalten; ſondern da ſie auch ſtärker als anderes Rindvieh ſind, ſo dürften ſie auch bey dem Ackerbau gut zu ſtatten kommen. Sie hatten daher ſich einige mahl kleine Kälber davon verſchaffet, welche ſie in Quebec und andern Orten unter dem zahmen Vieh groß werden laſſen. Dieſe haben zwey, drey bis vier Jahr gelebet, ſind aber nachher gemeiniglich geſtorben. Und ob ſie gleich täglich Leute geſehen haben, ſo hat man doch immer etwas wildes bey ihnen verſpüret. Denn ſie ſind beſtändig ſehr ſcheu geweſen, haben die Ohren aufgerichtet, und ſo bald ſie einen Menſchen wahrgenommen, gezittert oder ſind wild herum gelaufen; ſo daß man bisher die Kunſt ſie recht zu zähmen, nicht hat ausfindig machen können. Es iſt ihnen auch vorgekommen, als könnten ſie die Kälte nicht ſo gut ertragen; worin ſie ebenfalls dadurch beſtärkt worden ſind, daß ſie, ſo warm auch die Sommer ſeyn mögen, ſelten weiter nach Norden, als ich oben gemeldet

habe,

habe, befindlich ſind. Sie meinten, daß es, wenn das Land bey den Illinois etwas ſtärker bewohnt würde, leichter fallen dürfte, ſie zu zähmen; und alsdann könnte man hernach bequemer ihre Zucht weiter nach Norden verlegen. Ich habe ihrer ſchon vorher in dieſer Reiſebeſchreibung * kürzlich gedacht. Die Hörner wandten beides die Franzoſen und Wilden in Canada häufig zu Pulverhörnern an.

Der **Friede**, ſo zwiſchen Frankreich und England geſchloſſen war, wurde heute ausgeruffen. Die Soldaten waren in Gewehr. Man feuerte aus den Canonen auf den Wällen, und gab einige Salven aus dem Handgewehre. Man zündete einige Feuerwerke an, und des Abends waren alle Fenſter in der Stadt mit brennenden Lichtern erleuchtet. In allen Gaſſen ſtrömete es noch tief in die Nacht von Menſchen. Des Abends erzeigte mir der Guvernör die Ehre, mich auf die Abendmahlzeit zu ſich einzuladen, damit ich an der Freude der Einwohner des Landes Theil nehmen möchte. Es fanden ſich zugleich ſehr viele Officiere und andere Vornehme ein: man war ſehr aufgeräumt und trank ſpät in die Nacht.

Vom acht und zwanzigſten. Des Morgens reiſete ich in Begleitung des Guvernörs des Barons Longueuil und ſeiner Familie zu einer kleinen Inſel, die *Magdalena* hieß und ihm beſonders zugehörte. Sie lag im Lorenzfluſſe faſt gerade der Stadt gegen über an der öſtlichen Seite. Der Guvernör hatte hier ein nettes ob-

* Man ſehe den 2ten Theil, auf der 350ſten und 425ſten Seite.

obgleich kleines Gebäude, einen groſſen ſchönen Garten, und ſeinen Hofplatz. Der Fluß ſchneidet ſich zwiſchen der Stadt und dieſer Inſel durch, und macht da einen ziemlich ſtarken Strom. Der Stadt am nächſten iſt das Waſſer ſo tief, daß Jachten da durchlaufen können. Aber gegen die Inſel wird es ſeichter, ſo, daß man mehrentheils mit Furken ſich fortſchieben muß.

Die **Mühle**, die hier aufgeführet war, wurde von dem bloſſen Strom in dem Fluſſe getrieben, welcher von ſich ſelbſt, ohne einen beſondern Damm ſo ſtark war. In dieſer Mühle bemerkte ich folgendes. 1. Die Mühlſteine beſtunden nicht aus einem einzigen Stücke, ſondern waren aus mehrern zuſammengeſetzt. Der obere war ſehr groß und aus 8 verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt, welche ſie dicht an einander gepaßt, und äuſſerlich mit dicken eiſernen Bänden zuſammen gebunden hatten. Von der Art war auch der untere Stein. Der obere war von Frankreich hieher geführt worden, den andern hatte man aber hier im Lande genommen. 2. Der Trog des Trichters, wodurch das Getraide hinunter lief, wurde auf die Weiſe geſchüttelt, daß der obere Theil von der Achſe des Trillings oberhalb dem Mühlſteine mit einem viereckigen Pfahl von hartem Holz, eine Querhand breit auf jedweder Seite befeſtigt war. Wie dieſer herum gieng, ſtieſſen ſeine vier Ecken gegen das Ende des Troges, das an der einen Seite weit austrat, und dergeſtalt den Trichter ſchüttelte, daß das Getraide hinunter lief. 3. Die Räder waren ganz und gar von weiſſer Eiche gemacht; und der Pfahl des Rades ebenfalls. Die Kammen aber in dem Zahnrade und die Triebſtöcke in dem Trilling waren

ren vom Zuckerahornbaum oder den wilden Kirſchbäumen. Doch ſoll der Zuckerahornbaum am gebräuchlichſten ſeyn. Das Holz von ihm wurde für ſehr hart gehalten, inſonderheit von derjenigen Art, welche an trockenen Orten wächſt.

Der glatte Schlingbaum * wuchs hier in groſſer Menge. Ich habe ihn ſonſt nirgends von der Gröſſe geſehen. Denn er war verſchiedentlich bis zu 4 Klaftern hoch, und die Dicke verhielt ſich darnach.

Der Saſſafras war hier gepflanzt. Denn man findet ihn in dieſer ganzen Gegend nicht wild, ſondern nur weiter nach Süden. Das Fort Anne war derjenige Ort, wo ich den Saſſafras am weiteſten nach Norden wild wachſen gefunden habe. Dieſe, die man auf der Inſel gepflanzt hatte, waren hier ſchon viele Jahre geſtanden. Sie waren aber nun noch nur kleine Büſche, von der Höhe von vier oder ſechs viertel Ellen, und kaum ſo groß. Die Urſache iſt, weil der Baum faſt jeden Winter dem Stamme nach ganz bis zur Wurzel verfriert, und des Sommers wieder neue Spröſslinge giebt. Dieß bemerkte ich hier. Und eben ſo ließ er ſich bey dem Fort Anne, dem Fort Nicholſon und Oswego an. Dem zu Folge wird es umſonſt ſeyn, den Saſſafras unter einem ſehr kalten Himmelsſtrich zu pflanzen.

Der rothe Maulbeerbaum * war gleichfalls hier gepflanzt. Ich ſahe deren vier bis fünf Stück, die drittehalb

Z a

* Rhus glabra.

** Morus rubra.

tehalb Klaftern in der Höhe betrugen. Der Guvernör berichtete, daß ſie an dieſem Orte in 20 Jahren geſtanden, und zuerſt aus weiter nach Süden belegenen Orten hieher gebracht wären. Denn um Montreal wachſen ſie nicht wild. Der Ort, wo ich ſie am weiteſten nach Norden von ſich ſelbſt wild wachſen geſehen habe, iſt ohngefähr 20 Engliſche Meilen nördlich von Albany. Denn die Bauern, welche da wohnen, ſagten, daß man noch einige von ihnen daſelbſt in dem Walde, obgleich nur ſelten anträfe. Als ich aber die Nacht darauf bey Saratoga zubrachte, und mich erkundigte, ob ſie dieſe Maulbeerbäume nicht in den daſigen Wäldern geſehen hätten: ſo wurde mir von allen geantwortet, daß ſie dieſelben niemahls daſelbſt wahrgenommen, ſondern daß der oben beſtimmte Ort, der 20 Engliſche Meilen nördlich von Albany liegt, ihre äuſſerſte Gränze nach Norden wäre. Dieſe Maulbeerbäume, die hier auf der Inſel gepflanzt waren, kamen gut fort, ob ſie gleich in eine ziemlich ſcharfe und magere Erde geſetzt waren. Sie trugen ein groſſes und ſtarkes Laub; aber zu allem Unglücke keine Frucht in dieſem Jahr. Indeſſen lernte ich, daß dieſe eine ziemliche Kälte vertragen können.

Die **Waſſerbüche** * war hier an einer ſchattigen Stelle gepflanzt, wo ſie zu einem ſehr hohen Baume aufgewachſen war. Von den Franzoſen wurde ſie überall **Cottonier** genannt. Man fand ſie nirgends bey dem Lorenzfluſſe wild. Sondern auſſerhalb dem Fort St. Frederic oder in einer geringen Entfernung von demſelben,

* Platanus occidentalis.

ben, wo ſie doch ſehr ſelten iſt, ſoll ſie nicht mehr nach Norden verſpüret werden.

Der rothe Wacholder, * der von den Franzoſen **Cedre rouge** genannt wurde, war ebenfalls in dieſem Garten gepflanzt worden. Man hatte ihn aber auch zuerſt von den ſüdlichen Orten hieher geführt. Denn in dieſer Gegend findet man ihn nicht wild. Doch ließ er ſich hier ſehr gut an.

Wir reiſeten von dieſer angenehmen Inſel um halb ſieben Uhr des Abends nach Hauſe. Der Baron von Longueuil erhielt eine Stunde nach ſeiner Zurückkunft zwey erfreuliche Nachrichten zugleich. Die erſte war, daß ſein Sohn, der zwey Jahr ſich in Frankreich aufgehalten hatte, jetzt zurück kam, und die andere, daß dieſer ſein Sohn die Vollmacht des Königs für ſeinen Vater, Guvernör von Montreal und dem dazu gehörigen Lande zu ſeyn, mit ſich führte.

Es bedienten ſich hier einige von Sonnenfächern, die aus dem Schwanze wilder Kalekutiſcher Hühner gemacht waren. Sie hatten den Schwanz, ſo bald der Vogel erſchoſſen worden, als einen Fächer ausgebreitet, und ihn ſo trocknen laſſen, da er dann beſtändig dieſe Geſtalt behalten hat. Ich ſahe ſowohl Frauensleute als die Vornehmern von den Mannsperſonen einen ſolchen, wenn ſie bey ſtarkem Sonnenſchein oder Wärme in der Stadt ſpatzieren giengen, in der Hand halten.

* Iuniperus Virginiana.

Das Gras auf den Wieſen rings um Montreal beſtund faſt gänzlich aus einer Art von Poa. * Dieſe iſt eine ſehr feine und dicht wachſende Art Heu, und nimmt ſo gar mit den dürreſten Anhöhen vorlieb. Sie iſt aber nicht ſonderlich reich an Blättern, ſo daß der feine Stengel hier das meiſte Futter ausmacht. Wir haben viele Grasarten in Schweden, welche auf den Wieſen ohngleich gröſſern Nutzen als dieſe geben.

Vom dreißigſten. Die **wilden Pflaumenbäume** wuchſen zu einer groſſen Menge auf den Anhöhen der Bäche auſſen vor der Stadt. Sie waren jetzt ſo voll mit Pflaumen, daß die Aeſte, und der Baum ſelbſt, ſich krümmeten. Doch trugen ſie noch keine reife Frucht. Die Pflaumen waren roth, ſollen ſo ziemlich gut ſchmecken, und von einigen eingemacht werden.

Schwarze Weinbeere ** ſahe man häufig an eben den Orten wachſen. Die Beeren waren ietzt reif und ziemlich klein. Dabey ſchmeckten ſie bey weiten nicht ſo lieblich, als unſere Schwediſchen ſchwarzen Weinbeere.

Die **Paſtinack** wuchs in groſſer Menge überall, ſowohl auf den Anhöhen der Bäche, als auf den Aeckern und andern Orten. Ich kam daher auf die Gedanken, daß ſie eine urſprüngliche Bewohnerin von Amerika, und nicht erſt aus Europa hieher gebracht worden wäre. Als ich aber nachgehends bey meinen Reiſen durch das Land der Iroquois, wo kein Europäer eine Pflanzung gehabt hat,

* *Poa* culmo ſubcompreſſo, panicula tenuiſſima, ſpiculis trifloris minimis, floſculis baſi pubeſcentibus.

* Ribes nigrum.

hat, nicht ein einziges mahl ſie wahrnahm, obgleich daſelbſt faſt überall die beſte Erde, die ſie erfordern konnte, vorhanden war: ſo erhellet ziemlich deutlich, daß ſie nicht in Amerika zuerſt gebohren iſt, ſondern ſich von Europa herſchreibt. Daher man ſie auch umſonſt in dieſem weſtlichen Welttheile an andern Orten, als wo Europäer gewohnt und das Land bebauet haben, ſuchet.

Im Auguſt.

Vom erſten. Der Generalguvernör über Canada hat gemeiniglich ſeinen Sitz in Quebec. Dennoch ſtellt er ab und zu eine Reiſe nach Montreal an. Mehrentheils bringt er hier einen Theil vom Winter zu. Des Sommers hält er ſich faſt allezeit in Quebec auf, indem die Schiffe des Königs zu der Zeit dahin kommen, mit denen er Briefe von Frankreich, die er zu beantworten hat, bekömmt, auſſer verſchiedenen andern Geſchäften, die ihn zurück halten. Während ſeines Auffenthalts in Montreal wohnt er in dem ſo genannten Schloſſe, welches ein groſſes Steinhaus iſt. Es iſt ehedem von dem Generalguvernör Vaudreuil erbauet worden, und gehört noch ſeiner Familie zu, welche es an den König für eine gewiſſe Geldſumme vermiethet. Der General Galiſſoniere ſoll ein gröſſeres Gefallen an Montreal als Quebec gefunden haben. Die Lage des erſteren Ortes iſt auch weit angenehmer.

Das Geld, welches man hier in Canada gebrauchte, beſtund faſt aus lauter papiernen Zetteln. Ich ward beynahe niemahls einer andern Münze gewahr, ausgenommen einige kleine Franzöſiſche Sols, die aus Kupfer

mit ein wenig Silber vermiſcht, gemacht, und ietzt ſo abgenutzt waren, daß ſie ganz dünn ausſahen. Ein ſolches Geldſtück galt hier anderthalb Sols. Die Papierzettel waren nicht gedruckt, ſondern geſchrieben. Es hatte mit ihnen folgende Bewandtniß. Da der König in Frankreich gefunden, daß es wegen der Kaper, Schifbrüche und anderer Unglücksfälle zur See gefährlich wäre, Geld zur Beſoldung der Truppen und andern Abſichten zu überſenden: ſo hat er verordnet, daß anſtatt deſſen, der Intendant in Quebec oder auch der Commiſſär in Montreal, wenn Beſoldungen für das Kriegsvolk oder auch für die Arbeit der Krone und ſo ferner, ausgetheilet werden ſollen, einen oder mehr Zettel, nachdem die auszuliefernde Summe groß iſt, ſchreibet. Es wird darauf geſetzt, daß dieſer Zettel für ſo und ſo viel bis auf den nächſten October gelten ſoll, welches hernach entweder der Intendant oder Commiſſär mit ſeinem Namen unterzeichnet. Sie gelten alsdann wie anderes Geld. In dem Octobermonat iſt zu einer gewiſſen Zeit einem iedweden frey gelaſſen, ſeine Zettel entweder zum Intendanten in Quebec oder dem Commiſſär in Montreal zu bringen, und dafür von ihnen Wechſel auf Frankreich zu löſen. Wenn dieſer in Frankreich vorgewieſen wird, ſo giebt die Königliche Rentenkammer in rechter Münze ſo viel aus, als in dem Wechſel beſtimmt worden iſt. Hat man in dieſem Jahr das Geld in Frankreich nicht nöthig, ſo kann man ſeine Zettel bis auf das folgende Jahr im October behalten. Denn ſie gehen und gelten eben ſo wie vorher. Und alsdann kann man ſie von einem der erwähnten Herren in einen Wechſel auf Frankreich verwandeln laſſen. Man kann nur im October dieſe Zettel einliefern, und Wechſel

auf

auf ſie ausnehmen. Sie ſind von verſchiedenem Werthe, ſo wie unſere Bancozettel in Schweden. Doch giebt es hier auch kleinere. Denn man hat einige, welche nur für eine Livre gelten; und es kann ſeyn, daß ſie bisweilen noch geringer ſind. Gegen den Herbſt, wenn die Kaufmannsſchiffe von Frankreich ankommen, geben ſich die Handelsleute viele Mühe, ſo viel ſolcher Zettel zuſammen zu bringen, als zu erhalten ſtehen, welche ſie hernach in Wechſel auf Frankreich vertauſchen laſſen. Dieſe Wechſel ſind zum Theil gedruckt, doch iſt hin und wieder Platz gelaſſen die Summe, den Namen u. ſ. w. einzuſchreiben. Da dieſe Bancozettel insgeſamt gänzlich geſchrieben ſind: ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ſie zuzeiten der Gefahr unterworfen ſind, von Schelmen nachgeſchrieben zu werden; welches auch ein und anderes mahl geſchehen iſt. Doch haben die ſchweren Strafen, welche man auf dieſe Münzmeiſter geleget, und die gemeiniglich das Leben ſelbſt getroffen haben, ziemlich die Ungezogenen abgeſchreckt, ſo daß man jetzt ſelten weitere Beiſpiele davon hat. Der Sol war die geringſte Münze, welche ſo viel als ein Penny in den Engliſchen Pflanzſtädten galt. Eine Livre oder Franc hielte 20 Sols. Denn ſie waren völlig eins. Drey Livres oder Francs machten einen Ecu aus. Indem hier ein groſſer Mangel an kleiner Scheidemünze war: ſo muſte ſich oft entweder der Käufer oder Verkäufer einen kleinen Schaden gefallen laſſen, und kam es bisweilen nicht ſo genau auf eine Livre mehr oder weniger an. Zum Beiſpiel, wenn ich dem andern etwas, wofür er 10 Livres begehrte, abkaufen wollte, und ich eben keine Zettel hätte, die genau von dem Werthe wären: ſo wäre ich aus Mangel von Scheidemün-

demünze genöthigt, eine oder ein Paar Livres über die geforderte Summe zu bezahlen. Denn derjenige, dem es viel darum zu thun war, etwas abzuſetzen oder von dem andern was zu kaufen, kam gemeiniglich dabey zu kurz.

Der **Lohn der Dienſtboten** hier in der Stadt war gemeiniglich ſo beſchaffen. Ein fleißiger und treuer Knecht bekam gemeiniglich 150 Livres jährlich, eine Magd aber von eben den Eigenſchaften, 100 Livres. Ein Kerl, der ein Handwerk verrichtete, erhielt des Tages 3 bis 4 Livres, und ein gemeiner Tagelöhner 30 bis 40 Sols. Auf dem Lande war das Jahrgeld für die Dienſtboten und der Tagelohn für die Arbeitsleute gemeiniglich etwas geringer. Die Urſache warum die Lohngelder ſo hoch waren, iſt, wie man vorgab, der Mangel an Arbeitsleuten. Denn ein jeder findet es in dieſem unbebaueten Lande ſo leicht Bauerngüter und Gründe zu erhalten, wo er gut, und ohne viele Ausgaben leben kann, und alſo andern zu dienen nicht nöthig hat.

Montreal iſt der Gröſſe und dem Anſehen nach, die zweyte Stadt in der Ordnung in Canada; aber in Anſehung der angenehmen Lage und des milden Climats die vornehmſte. Der Lorenzfluß hat etwas oberhalb der Stadt ſich in verſchiedene Aeſte getheilet, und dadurch hier verſchiedene Inſeln gemacht, von welchen die Inſel Montreal die gröſste und beträchtlichſte iſt. Sie iſt zehn Franzöſiſche Meilen lang, und gegen vier ſolche breit, da nehmlich, wo ſie die gröſste Breite hat. An der öſtlichen Seite dieſer Inſel und dicht an einem von den gröſten Aeſten des Lorenzfluſſes, liegt die Stadt Montreal ſelbſt,

ſelbſt, welche hiedurch eine ſehr angenehme und vortheilhafte Lage bekömmt. Die Stadt iſt in Quadrat gebauet, oder ſie hat vielmehr mit einem Rechtecke Aehnlichkeit, deſſen eine lange und öſtliche Seite mit dem groſſen Aſte des Fluſſes gleich laufend iſt. Aber an den andern Seiten wird ſie von vortreflichen Aeckern, Wieſen und Laubwäldern umgeben. Sie führt den Namen Montreal nach einem groſſen Berge, der ohngefähr eine halbe Meile weſtwärts von der Stadt abliegt, und von weiten hoch über dem Walde geſehen wird. Er wurde ſo von dem Monſieur Cartier, einem der erſten Franzoſen, der Canada etwas genauer entdeckte, bey deſſen erſten Ankunft zu dieſer Inſel im Jahr 1535, genannt, als er beides dieſen hohen Berg und die dabey liegende Stadt der Indianer, welche **Hochelaga** heiſſet, beſahe. Das Wort Montreal wird von den Franzoſen in dem ganzen Canada wie **Moreal** ausgeſprochen, da der Accent auf die letzte Sylbe, nach der Franzöſiſchen Sprache fällt. Die Prieſter, welche nach der Catholiſchen Art alle Oerter hier im Lande nach einem Heiligen haben benennen wollen, haben es auch mit dieſer Stadt verſucht, und ſie daher Ville-Marie oder Mariaſtadt genannt. Sie ſind aber nicht im Stande geweſen es recht einzuführen, ſondern ſie hat beſtändig den Namen, mit dem ſie von den erſten Franzoſen belegt worden, behalten. Sie iſt nun ziemlich befeſtigt, und ringsherum mit einer hohen und dicken Mauer umgeben. An der öſtlichen Seite hat ſie den Lorenzfluß, und an allen den übrigen, gegen die Landſeite einen tiefen mit Waſſer angefüllten Graben, ſo, daß die Einwohner allezeit gegen ſtreifende feindliche Partheyen ſicher ſeyn können. Bey

einer

einer ordentlichen Belagerung dürfte ſie aber nicht ſo lange aushalten, dieweil ſie wegen ihrer groſſen Weite ſehr viele Mannſchaft erfordert, und ohnedem gröſtentheils aus hölzernen Häuſern beſtehet. Es ſind hier verſchiedene Kirchen, unter denen ich diejenige anführe, welche den Prieſtern des Ordens des heiligen Sulpitius zugehört, die Kirche der Jeſuiter, Franciſcaner und dieienige des Nonnenkloſters und des Hoſpitals, von denen doch die erſtgenannte für die ſchönſte, ſowohl dem äuſſerlichen als innerlichen Schmucke nach, nicht allein hier, ſondern beynahe in ganz Canada anzuſehen iſt. Die Prieſter des Seminariums des Sulpitius haben ein groſſes hübſches Haus, wo ſie beyſammen wohnen. Das Collegium der Franciſcaner oder Bettelmönche iſt auch groß und gut gemauert, obgleich nicht ſo prächtig. Das Collegium der Jeſuiten iſt nicht groß, doch wohl gebauet. Bey einem ieden von dieſen drey zuletzt erwähnten geiſtlichen Gebäuden ſind ſchöne und groſſe Gärten, theils zum Vergnügen, theils zur Geſundheit und zum Nutzen in der Haushaltung angelegt. Die Häuſer ſind zum Theil von Stein: die meiſten aber von Holz, dem ohngeachtet aber recht hübſch. An faſt allen Häuſern der Vornehmern, iſt eine kleine Thür gegen die Gaſſe, die einen Altan um ſich herum hat; woſelbſt ſie des Sommers ſitzen und friſche Luft ſchöpfen, oder ſich ſonſt frühe des Morgens und des Abends, nachdem die Sonnenhitze ſich etwas vermindert hat, ein Vergnügen machen. Die nach der Länge hinlaufenden Gaſſen ſind breit und gerade, und werden von den Quergaſſen faſt nach einem rechten Winckel abgeſchnitten. Einige ſind gepflaſtert: die meiſten aber ſehr uneben. Der Stadtthore giebt es ſehr viel an

der

der Anzahl. An der öſtlichen Seite gegen den Fluß ſind fünf Thore, nehmlich zwey groſſe und drey kleine. Eben ſo hat man verſchiedene an den andern Seiten. Der Generalguvernör wohnt wie vorher ſchon gemeldet worden, während ſeines Aufenthaltes in dem ſogenannten Schloſſe, welches die Krone zu der Abſicht von der Vaudreuilliſchen Familie miethet. Der Guvernör in der Stadt aber muß ſich ſelbſt ſein Haus halten oder miethen, obgleich einige ſagten, daß die Krone etwas zur Miethe beitrüge.

In der Stadt ſelbſt befand ſich ein Nonnenkloſter, und gleich auſſen vor, ein halbes. Denn dieß letztere war zwar ſchon eingerichtet: es hatte aber noch nicht von ſeiner Päbſtlichen Heiligkeit die Beſtätigung erhalten. In dem erſtern nahm man nicht alle und jede Mädgen an, wie ſie es etwa wünſchten oder nöthig hatten. Sondern ihre Eltern muſten vorher ohngefähr 500 Ecus für ſie bezahlen. Einige ließ man zwar für 300 Ecus hineinkommen: ſie muſten aber faſt wie Mägde, den andern, welche mehr bezahlt hatten, aufwarten. Man nahm durchaus kein armes Mädgen, welches gar nichts bezahlen konnte, hier auf.

Der König hatte hier auch ein Hoſpital für kranke Soldaten einrichten laſſen. Der Kranke genoß da, was er nöthig hatte, und von der Krone wurden täglich für ſeinen Aufenthalt, und das andere, 12 Sols bezahlet. Die Feldſcheere wurden von dem König beſoldet. Wenn ein Officier hieher geführt wurde, welcher in Dienſten der Krone krank geworden war: ſo erhielt er hier das Eſſen und alle Verpflegung frey. Woſern er aber in eine

Krank-

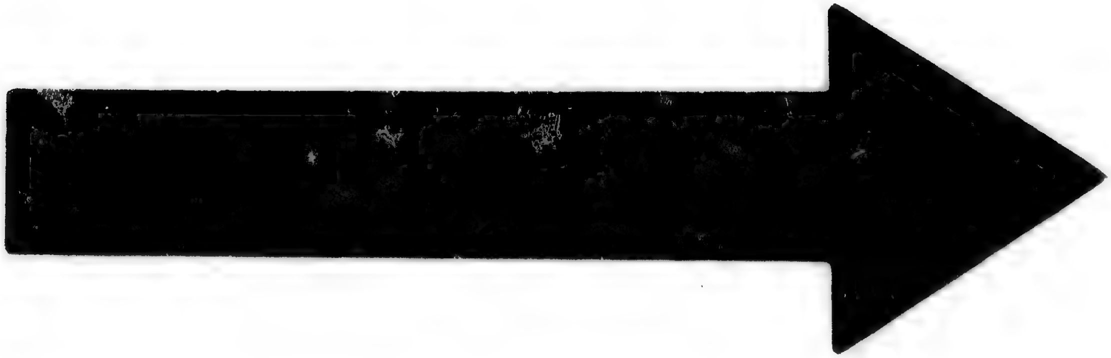


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Krankheit fiel, wenn er nicht in Geſchäften, welche die Krone angehen, begriffen war, und ſich hier hinbringen ließ: ſo muſte er alles aus eigenem Beutel bezahlen. Wenn hier einige Stellen ledig waren, nahm man ebenfalls andere von den Einwohnern, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, vornehmlich arme Leute an. Sie hatten die Arzneien und die Wartung des Wundarztes umſonſt. Für das Eſſen aber und das übrige waren ſie verpflichtet, 12 Sols täglich zu erlegen.

Man hielte hier in der Stadt einmahl in jedweder Woche, nehmlich des Freytags, **Markt.** Diejenigen, welche auf dem Lande wohnten, führten alsdann allerhand Eßwaaren und andere Sachen zum Verkaufe ein, und dagegen erhandelten ſie, was ſie bedurften. Ein jeder, welcher nicht von eigenem Hofe und eigener Zucht ſo viel Friſches und ſo viel Eſſen hatte als er gebrauchte, verſahe ſich gemeiniglich den Tag zur Genüge damit. Sonſt muſte er bisweilen die ganze folgende Woche leiden. Es kam auch alsdann ein ganzer Schwarm von Indianern in die Stadt, um theils zu verkaufen, theils auch zu kaufen.

Die **Abweichung der Magnetnadel** war hier 10 Grade und 38 Minuten nach Weſten. Einer von den Geiſtlichen, mit Namen Gillion, der vornehmlich für die Mathematik und Aſtronomie viele Neigung äusserte, hatte in dem Garten des Seminariums eine Mittagslinie gezogen, welche er, wie er ſagte, zu mehrern mahlen beides nach der Sonne und den Sternen unterſucht und genau befunden hat. Ich verglich ganz genau meinen Compaß damit, und gab mit allem Fleiſſe Achtung, daß kein Eiſen in der Nähe war, welches eine Stöhrung

oder

oder Unordnung verurſachen konnte, und bemerkte, daß die Abweichung juſt diejenige, die ich eben angezeiget habe, ſey.

Nach den Betrachtungen, welche der Herr Gillion gemacht hat, iſt **die Breite von Montreal** 45 Grade und 27 Minuten.

Thermometriſche Wahrnehmungen hatte in dieſem Jahr 1749 einer von den Geiſtlichen mit Namen Pontarion hier in Montreal von dem Anfange des Jahrs, angeſtellt. Er hatte ſich des Thermometers von Reaumur bedienet, welches er in ein bisweilen halb und bisweilen ganz offen ſtehendes Fenſter gehängt hat, und folglich wird es ſelten völlig die Kälte, die auſſen in der Luſt wirklich geweſen iſt, angezeiget haben. Ich will aber doch einen kurzen Auszug für die Wintermonate liefern. Die größte Kälte war im **Jenner** den 18ten, da das Reaumuriſche Thermometer 23 Grade unter dem Gefrierungspuncte ſtund. Die kleinſte Kälte war den 31ſten, als daſſelbe neben dem Gefrierungspuncte ſtehen blieb. Die meiſten Tage war es bey dem 12 und 15 Grade. Im **Februar** fiel den 19ten und 25ſten die größte Kälte ein, als ſich das Thermometer 14 Grade unter dem Froſtpuncte befand, und den 3ten die geringſte, als es 8 Grade über denſelben hinauf ſtieg. Die meiſten Tage ſetzte es ſich bey 11 Gr. darunter. Im **Merz** war es den 3ten am kälteſten, da das Therm. auf 10 Grade darunter; und den 22, 23, und 24ſten, am gelindeſten, als es auf 15 Gr. darüber wies. An den meiſten Tagen ſtund es 4. Gr. darunter. Im **April** äuſſerte ſich die größte Kälte, den 7ten, und das Therm. ſunk 5 Grade darunter; den 25ſten war

war ſie aber am gelindeſten, und ſtieg daſſelbe 20 Gr. darüber. An den meiſten Tagen hielt es ſich an den 12ten Gr. über den Froſtpuncte. Dieß iſt kürzlich der Inhalt ſeiner Beobachtungen von dieſen Monaten. Ich merkte aber aus verſchiedenen Berichten des Herrn Pontarion, wie er dieſelben anſtellte, daß die Kälte jeden Tag bey der Wahrnehmung ſelbſt zuverläßig 4 bis 6 Grade ſtärker als angeführt worden, geweſen ſey. Sonſt hatte er auch in ſeinem Tagbuche angeführt, daß das Eis in in dem Lorenzfluſſe bey Montreal den 3ten April, und bey Quebec erſt den 20ſten, vom Lande abgetreten. Den 3ten im May fiengen ſich Blumen bey Montreal an einigen Bäumen zu zeigen an; und den 12ten war der Froſt da ſo ſtark, daß die Bäume von Reif ſo weiß, als von Schnee waren. Ubrigens berichteten alle, die hier wohnten, daß das Eis in dem Lorenzfluſſe nahe an der Stadt jeden Winter gemeiniglich einen und bisweilen 2 Franzöſiſche Fuß dick ſey.

Was ſonſt die **Witterung** anbelangt, ſo berichteten verſchiedene von den Geiſtlichen, daß der Sommer, nachdem das Land in Canada mehr angebaut worden iſt, merklich länger als vorher wäre. Er kömmt zeitiger und dauert gleichfalls länger. Da hingegen ſind die Winter nun weit kürzer. Dabey meinten ſie, daß die Kälte im Winter jetzt eben ſo ſtark als ehedem wäre, ob er gleich nicht ſo lange anhält; und daß der Sommer jetzt nicht heiſſer als vormahls wäre, ob er gleich beträchtlich länger iſt. Der Nord- und Nordweſtwind ſind in Montreal die kälteſten.

Vom

Vom zweyten. Des Morgens frühe reiſeten wir von Montreal nach Quebec auf einem Boote oder Battoe, in Geſellſchaft mit einem Second-Major von Montreal mit Namen de Sermonville. Das Battoe wurde von 10 Soldaten gerudert. Wir fuhren den Lorenzfluß, der hier ziemlich breit war, hinunter. Auf der linken oder nordweſtlichen Seite lag die Inſel Montreal, und auf der andern befanden ſich bald kleine Inſeln, bald feſtes Land. Die Inſel Montreal war an dem Ufer des Fluſſes ganz dicht bewohnt, ſo daß ein Hof neben dem andern lag. Das Land war eben. Die Anhöhen neben dem Fluſſe beſtunden aus Gartenerde, und waren ohngefähr eine oder zwey Klaftern hoch. Man hatte das Gehölze bey dem Ufer eine Engliſche Meile weit ganz umgehauen. Die Häuſer, in denen die Leute wohnten, waren entweder von Stein oder von Holz, aber von auſſen geweiſſet. Die Nebengebäude, als die Scheune, der Viehſtall u. ſ. f. waren alle von Holz. Das Land nächſt an dem Fluſſe hatte man entweder zum Acker oder zur Wieſe angewandt. Wir erblickten ab und zu an beiden Seiten des Fluſſes, Kirchen von Stein mit ihren Thürmern, welche recht oft an demjenigen Ende der Kirche, das ſich nach dem Fluſſe hinkehrete angebracht waren. Man war hier nicht verbunden, den Thurm an dem weſtlichen Ende, wie bey uns zu bauen. Daher wurde ich hier oft Kirchen gewahr, welche die Thürmer bald gegen einander, bald hier bald dort hin gekehrt hatten. Anfänglich bis auf 6 Franzöſiſche Meilen von Montreal waren verſchiedene gröſſere und kleinere Inſeln in dem Fluſſe, von denen der gröſte Theil bewohnt war. Und wo keine Häuſer ſtunden, hatte man doch die Inſel

zu Aeckern oder vornehmlich zu Wieſen angewandt. Dieſen ganzen Tag ſahen wir keine Berge, Anhöhen, Felſen oder Steine: ſondern das Land war durchgängig eben und flach, und beſtund aus lauter Erde.

Die Bauerhöfe waren in dem ganzen Canada von einander überall abgeſondert, ſo, daß ein jeder Bauer ſein Eigenthum oder ſeinen Boden, Acker, Wieſe, Gehölze und Weide völlig von den Gütern ſeines Nachbarn getrennt beſaß: wodurch überaus groſſe Vortheile erwuchſen. Es war zwar faſt bey einer jeden Kirche ein kleines Dorf; dennoch beſtund es gröſtentheils aus dem Prieſterhofe, einem Schulgebäude für Knaben und Mädgen, Häuſern für Handwerker und den Küſter, und recht ſelten aus Bauerhöfen. Und obgleich bisweilen einige Bauern neben den Kirchen wie in einem Dorfe beyſammen wohnten: ſo waren doch faſt jederzeit ihr Acker, ihre Wieſe und andere Ländereyen von einander geſchieden. Hier bey dem Lorenzfluſſe hatte man die Höfe mehrentheils auf den erhabenen Ufern des Fluſſes, zu beiden Seiten, nach der Länge, und dicht an demſelben, oder auch nur in einer kleinen Entfernung von ihm errichtet. Der Zwiſchenraum zweyer Höfe betrug drey oder vier Arpens. Neben einigen Höfen lag ein kleiner Fruchtgarten, bey den meiſten aber keiner. Doch beſaß aber faſt ein jeder Bauer ſeinen Küchengarten.

Leute, welche nach den ſüdlichen Theilen von Canada und dem Miſiſippi Reiſen angeſtellt hatten, berichteten einſtimmig, daß in dem Walde daſelbſt eine Menge Pfirſchenbäume mit ſchönen Früchten zu finden ſey, und daß die Indianer, welche da wohnen, vorgäben, daß dieſe Bäume ſeit uralten Zeiten da gewachſen wären.

Bey

Bey den Häuſern der Bauerhöfe bemerkte man folgende Einrichtung. Sie waren oft von Stein, aber bisweilen auch von Holz mit drey oder vier Zimmern inwendig gebauet. Die Fenſter beſtunden zuweilen aus Glas, doch ziemlich ſelten: aber mehrentheils aus Papier. Anſtatt des Kachelofens war ein eiſerner Ofen in einem von den Zimmern, in den andern aber hatte man Camine, aber allezeit ohne Klappen. Das Gebäude war mit Brettern bedeckt. Dieſe lagen bisweilen wie bey uns, nehmlich, daß das eine Ende auf dem Sparrbalken, das andere aber auf der Dachſchwelle ruhete; mehrentheils aber auf die Weiſe, daß das eine Brett über dem andern und alſo mit dem Sparrbalken und der Dachſchwelle parallel lag. Die Tenne und die Scheune waren wie in Weſtgothland * gebräuchlich iſt, eingerichtet. Die Viehſtälle glichen denjenigen, die unſere Bauern gemeiniglich gebrauchen. Anſtatt die Fugen mit Mooß zu verdichten, ſo hatten ſie dieſelben mit Thon verſchmieret. Die Nebengebäude waren gemeiniglich mit Stroh bedeckt.

Die Zäune wichen von den unſrigen gebräuchlichen in keinem Stücke ab.

Wir ſahen ab und zu Kreuze, die neben dem Wege, welcher nach der Länge des Ufers lief, aufgerichtet waren. Dieſe Kreuze ſind hier in Canada bey den Landſtraſſen ziemlich gemein, und man hat dadurch die An-

* Die Weſtgothiſchen habe ich in meiner Reiſebeſchreibung von Bahus, auf der 260ſten Seite beſchrieben und abgezeichnet.

dacht erwecken wollen. Sie ſind von Holz gemacht und zwey bis drey Klaftern hoch, und in dem Verhältniſſe darnach breit. An der Seite, die ſich nach der Straſſe kehrete, war ein viereckiges tiefes Loch ausgeſchnitten, worin ſie ein Gemählde oder ein Bildniß entweder von dem Erlöſer am Kreuze, oder von der Jungfrau Maria mit unſerm Erlöſer, als ein kleines Kind auf den Armen vorgeſtellt, geſetzt hatten. Auſſen vor dieſem war ein Glas befeſtigt, um zu hindern, daß die Luft und Näſſe dieſe Gemählde nicht verderben möchten. Ein jeder von den Vorbeygehenden ſchlug ein Kreuz vor ſich, zog den Hut, oder machte ſonſt eine Ehrenbezeugung. Einige von dieſen Kreuzen, inſonderheit diejenigen, die einer Kirche nahe waren, fand man ſehr ausgeziert. Sie hatten alle die Werkzeuge, welche ſie glaubten, daß die Juden bey der Kreuzigung des Erlöſers gebraucht haben, als Hammer, Hufzange, Nägel, Eßigflaſche, und vielleicht noch mehr, als man ſich bey der Gelegenheit bedienet hat, dahin geſetzt. Der Hahn des Petrus ſtund öfters zu öberſt auf dem Kreuze.

Die Ausſicht des Landes, wo wir heute reiſeten, war ſehr anmuthig. Es erweckte ein Vergnügen zu ſehen, wie wohl und dicht das Land zu beiden Seiten des Fluſſes bewohnt war. Mann konnte es beinahe ein Dorf nennen, welches ſich bey Montreal anfieng, und ganz bis Quebec, eine Länge von 30 Schwediſchen Meilen, wofern es nicht mehr iſt, fortgieng. Es war alſo ein ziemlich langes Dorf. Denn der eine Hof lag faſt überall dichte an dem andern, und man konnte nur beynahe 3, 4 oder höchſtens 5 Arpens dazwiſchen zählen. Ich nehme doch

doch einige Stellen aus, wo die Weite zwiſchen den Höfen gröſſer war. An den Orten, da der Fluß eine oder mehr Viertelmeilen in einer geraden Linie fort lief, nahm ſich die Ausſicht vornehmlich ſchön aus. Denn wenn man die Augen weit vor ſich nach dem Fluſſe warf, ſahe das Land an beiden Seiten als ein langes Dorf aus; indem ſodann die Häuſer und die Höfe, welche eigentlich unter ſich getrennet waren, dicht an einander zu liegen ſchienen.

Die **Frauensleute** auf dem Lande hier in Canada, ſowohl die Bauerweiber als Bauermägde, trugen allezeit Kopfzeuger, welche meiſtentheils zurück geſchlagen waren, bisweilen aber auch herunter hiengen. Das Kamiſol war kurz, und der Rock eng und abgeſtutzt, ſo daß er kaum bis auf die Mitte der Füſſe hinab hieng. Die Schuhe hatten öfters völlige Aehnlichkeit mit den ſo genannten Piäxen, welche die Frauensleute in Finnland tragen; doch waren ſie auch oft mit Abſätzen verſehen. An dem Halſe hieng gemeiniglich vorne ein ſilbernes Kreuz. Einige waren recht fleißig. Dennoch traf ich auch zuweilen ſolche an, die ſich nicht mehr Laſt auflegten, als die Engliſchen, ſondern auf dem Stuhle ſaſſen, herum gafften, ohne Aufhören plauderten und nichts vornahmen. Wenn ſie zu Hauſe etwas zu beſorgen hatten und im Zimmer von einem Orte zu dem andern herum wanderten, leyerten ſie, inſonderheit die unverheyratheten, gemeiniglich an einem Liedgen, in dem nichts öfter als **Amour** und **Coeur** vorkamen. Auf dem Lande wurde die Gewohnheit oft beobachtet, daß, wenn der Mann einen Beſuch von vornehmen Leuten erhielt und mit ihnen bey Tiſche ſaß, die Frau hinter ſeinem Stuhle ſtund und

 ihm

ihm aufwartete. In den Städten aber hatten die Frauensleute mehr zu ſagen. Sie wollten ſich gern eben die Herrſchaft als der Mann, woſern nicht eine noch gröſſere, anmaſſen. Wenn ſie in der Stadt oder auf dem Lande, entweder auf die Gaſſe oder in die Kirche giengen, oder wenn ſie auf Reiſen waren: ſo trugen ſie einen langen Mantel, den ſie über alle die andern Kleider umgeſchlagen hatten. Dieſer war entweder von grauer, hellgrauer, brauner oder blauer Farbe. Er war ſo groß und eben ſo als die Mäntel, welche die Mannsleute bey uns gebrauchen, gemacht. Daher bemerkte ich auch oft, daß Mannsperſonen, und ſo gar von ſehr vornehmen Stande, einen ſolchen Frauensmantel umwarfen, wenn der Regen ſie überfiel, da ſie auf Beſuch ausgegangen waren. Die Frauenzimmer hatten den Vortheil von dieſen Mänteln, daß ſie oft unter denſelben ziemlich ungezwungen, ohne daß es jemand vermerkte, gekleidet gehen konnten.

Man ſahe ab und zu **Windmühlen** neben den Höfen. Das Gebäude war meiſtentheils von Stein, und zu öberſt mit einem gebogenen Dache von Brettern bedeckt, welches zugleich mit den Flügeln, ſo wie man es haben wollte, nach dem Winde umgedreht werden konnte.

Die **Breite des Fluſſes** verhielt ſich heute verſchiedentlich. Da wo er am ſchmählſten war, mochte er ohngefähr eine Engliſche Viertelmeile ausmachen: an einigen Orten aber war er beynahe eine Schwediſche Viertelmeile breit. Das Ufer war bisweilen ſteil und etwas hoch, bisweilen niedrig oder lang abſchüßig.

Um

Um drey Uhr Nachmittag fuhren wir dem Orte vorbey, wo der Fluß, welcher von der See Champlain kömmt, in den Lorenzfluß einfällt. Es lag hier in der Mitte des letzt genannten Fluſſes eine groſſe Inſel. Die Jachten, die zwiſchen Montreal und Quebec fahren, nehmen den Weg an der ſüdöſtlichen Seite dieſer Inſel, wo es tiefer iſt. Die Böte aber wählen die nordweſtliche Seite, indem die Fahrt dadurch verkürzt wird, und es doch da ſo tief iſt, daß ſie fortkommen können. Auſſer dieſer Inſel lagen hier verſchiedene andere, welche insgeſammt bewohnt waren. Weiter weg, und etwas ehe wir zum Lac St. Pierre kamen, war das Land zu beiden Seiten an dem Ufer unbewohnt. Denn es hatte eine ſo niedrige Lage, daß es von dem Waſſer bisweilen ganz überſchwemmt ſeyn ſoll. Aber weiter hinterwärts, wo es höher liegt, ſoll es eben ſo ſtark als an den Orten, wo wir heute vorbey gefahren waren, bewohnt ſeyn.

Lac St. Pierre iſt eine groſſe Oefnung oder Erweiterung, welche der Lorenzfluß hier machte. Wir konnten kaum etwas anders als Himmel und Waſſer vor uns ſehen. Man ſagte durchgehends, daß er ſieben Franzöſiſche Meilen lang und drey breit wäre. Wenn man ſich mitten auf der See befindet, ſtellt ſich von weiten nach Weſten ein Land dar, das über den Wald hervorraget. Hin und wieder erblickte man in der See groſſe Stellen mit Binſen *. Man wurde an keiner Seite der See Häuſer oder Pflanzungen gewahr; indem das Land zunächſt an derſelben ſehr niedrig iſt. Denn im Frühling tritt

* Scirpus lacuſtris.

tritt das Waſſer ſo hoch aus, daß man zu der Zeit mit Böten zwiſchen den Bäumen ſoll fahren können. Aber in einiger Entfernung von dem Ufer, wo das Land höher iſt, ſoll ein Hof neben dem andern liegen. Wir ſahen heute keine Eyländer: den folgenden Tag aber wurden wir einiger gewahr.

Wir verlieſſen des Abends ſpät den Lac St. Pierre, und ruderten einen kleinen Fluß hinauf, der **Riviere de Loup** hieß, damit wir uns in einem Hauſe über Nacht aufhalten könnten. Nachdem wir eine Engliſche Meile gerudert hatten, fieng das Land an zu beiden Seiten des Fluſſes bewohnt zu werden. Das Ufer deſſelben war etwas hoch, und das Land übrigens eben. Wir übernachteten in einem Bauerhofe. Bis hieher hatte ſich das Gebiete von Montreal erſtreckt, und hier ſagte man, daß ſich dasjenige anfänge, welches unter dem Guvernör in Trois Rivieres, zu welcher Stadt man von hier acht Franzöſiſche Meilen rechnete, ſtehet.

Vom dritten. Des Morgens um fünf Uhr fiengen wir an, unſere Reiſe weiter fortzuſetzen, erſt auf dem kleinen Fluſſe, bis wir zum Lac St. Pierre kamen, und hernach nach der Länge deſſelben. Als wir ſchon ein Stück zurück gelegt hatten, ſahen wir von weiten in Nordweſt eine lange Reihe von hohen Bergen, welche über dem andern niedrigen und ebenen Lande ſehr erhaben waren. An der nordweſtlichen Seite des Lac St. Pierre war nun das Land an dem Ufer an den meiſten Orten ziemlich dicht bewohnt. Aber an der ſüdöſtlichen Seite ſahe man keine Höfe, ſondern nur ein niedriges mit Wald überwachſenes Land, welches zuweilen unter

Waſ-

Waſſer ſtehen, aber doch etwas hinter ſich ziemlich viel Bauerhöfe haben ſoll. Gegen das Ende der See wurde der Fluß wiederum ſchmahl, ſo daß er nur ohngefähr eine Schwediſche Viertelmeile betragen möchte, und weiter weg wurde er noch ſchmähler. Von dem Ende der eben genannten See St. Pierre bis auf Trois Rivieres rechnete man drey Franzöſiſche Meilen. Um eilf Uhr Vormittags kamen wir nach Trois Rivieres, woſelbſt wir dem Gottesdienſte beiwohneten.

Trois Rivieres iſt ein kleiner Flecken, der einem etwas groſſen Dorfe glich. Doch rechnet man ihn unter den dreyen Städten, welche Canada beſitzt, nehmlich Quebec, Montreal und Trois Rivieres. Man ſagt, daß er in der Mitte zwiſchen den zwey erſtgenannten, und zwar 30 Franzöſiſche Meilen von ihnen läge. Die Stadt iſt an der nördlichen Seite des Lorenzfluſſes auf einer ebenen aber etwas erhabenen Sandbank erbauet. Die Lage hat viel anmuthiges. Unten läuft der ebengenannte Fluß vorbey, welcher hier eine Schwediſche viertel Meile breit iſt. An den andern Seiten iſt die Stadt mit hübſchen Aeckern umgeben, obgleich das Erdreich meiſtentheils ſandig iſt. Man trift hier zwey Kirchen von Stein, ein Nonnenkloſter und ein Haus für Franciſcanermönche an. Hier iſt auch der Sitz des dritten Guvernörs in Canada, deſſen Haus gleichfalls von Stein iſt. Die meiſten übrigen Häuſer ſind von Holz, ein Stockwerk hoch, mittelmäßig gebaut, und ſtehen ſehr zerſtreut. Die Gaſſen ſind ungerade. Das ganze Ufer des Fluſſes beſteht hier aus Sand, und die Anhöhen ſind verſchiedentlich ziemlich hoch. Wenn es ſehr windig iſt, ſo wird dieſer Sand

ſo herum getrieben, daß man bey dem Gehen kaum dafür die Augen offen halten kann. Die Nonnen, deren man ohngefähr zwey und zwanzig jetzt zählte, waren überall für ſehr geſchickt in allerhand Frauenzimmerarbeiten, als Nehen, Brodieren u. ſ. f. bekannt. Ehedem blühete dieſe Stadt vor den andern in Canada. Denn die Indianer ſtrömeten von allen Seiten mit ihren Waaren hieher. Nachdem ſie ſich aber, ſowohl des Kriegs der Iroquois als anderer Urſachen wegen, theils nach Quebec und Montreal, theils nach den Engländern gewandt haben: ſo hat ihr Wohlſtand gar ſehr abgenommen. Zu jetziger Zeit ernähren ſich die Einwohner vornehmlich vom Ackerbau. Sie dürften auch etwa von dem in der Nähe befindlichen Eiſenwerke einige Vortheile ziehen. Ohngefähr eine Engliſche Meile unterhalb der Stadt fällt in den Lorenzfluß ein anderer groſſer Strom, welcher ſich bey ſeiner Mündung oder ſeinem Ausfluſſe in drey Aeſte theilet, ſo, daß es einem Vorbeyreiſenden vorkömmt, als wenn drey Ströme da heraus ſtürzeten. Dieß hat auch Anleitung gegeben, dieſen Strom und die etwas davon abgelegene Stadt Trois Rivieres zu nennen.

Die Ebbe und Fluth ſoll ſich in dem Lorenzfluſſe noch eine Franzöſiſche Meile oberhalb Trois Rivieres erſtrecken, ob ſie gleich ſo gering angegeben wird, daß man ſie kaum verſpürt. Aber zur Zeit, da Tag und Nacht gleich iſt, im Herbſte und Frühling, wie auch zur Zeit des Neumondes und Vollmondes, iſt der Unterſcheid zwiſchen der Ebbe und Fluth zwey Fuß. Dem zu Folge geht die Ebbe und Fluth ziemlich weit hinauf in dieſem Fluſſe. Denn von dem Meer an werden bis auf die erwähn-

wähnte Stelle, wenn man dem Lorenzfluſſe folget, ohngefähr 150 Franzöſiſche Meilen gerechnet.

Mittlerweile, daß meine Gefährten ſich ausruheten, ſetzte ich mich zu Pferde, um das Eiſenwerk in Augenſchein zu nehmen. Das Land, wo ich durchreiſete, war ziemlich erhaben, ſandig, aber mehrentheils eben. Ich wurde hier keiner Steine, viel weniger einiger Berge, gewahr.

Das **Eiſenwerk**, welches das einzige iſt, ſo man hier im Lande findet, liegt drey Franzöſiſche Meilen von Trois Rivieres weſtlich. Es waren hier zwey gewöhnlich groſſe Hammer, auſſer zweyen kleinern bey einem jedweden von den groſſen, oder unter einem und demſelben Dache mit ihnen. Die Blasbälge hatte man aus Holz gemacht, und alles übrige eben wie bey uns in Schweden gebauet. Der Schmelzofen ſtund gleich neben den Hammern, und war in allen Stücken von eben der Einrichtung, wie bey uns. Wenn ein Hammer entzwey gehet, ſo gieſſet man hier einen neuen in die Stelle. Das Erz holt man drittehalb Franzöſiſche Meilen von dem Eiſenwerke, und es wird im Winter auf Schlitten nach dem Schmelzofen hingebracht. Es iſt eine Art Sumpferz,* welches in Adern in der Erde liegt. Die Adern ſollen nur eine oder zwey Viertelellen unter der oberſten Erdkruſte tief liegen, und hin und her laufen. Jede Ader iſt eine, zwey bis drey Viertelellen tief und darunter fängt hernach ein weiſſer Sand an. Zu den Seiten ſind

* Minera ferri ſubaquoſa nigro-caeruleſcens. Waller. Mineral. p. 263.

ſind die Adern von eben dieſem Sande umgeben, oben aber mit einer dünnen Gartenerde bedeckt. Dieſes Erz iſt ziemlich reich. Man findet es in loſen Klumpen, unter denen die meiſten von der Gröſſe einer oder zwey Fäuſte ſind. Doch giebt es bisweilen einige wenige, die bis drey Viertelellen an der Dicke ausmachen. Die Erzſtücke ſind löcherig und die Löcher ziemlich voll mit Ocher. Das Erz iſt kaum härter, als daß es zwiſchen den Fingern zerrieben werden kann. Ein grauer Kalkſtein, den man auch nicht ſehr weit von hier brechen ſoll, wurde bey dem Schmelzofen gebraucht, um das Schmelzen zu befördern. Zu eben dem Endzwecke ſollen ſie ſich auch eines Kalkthons, den man hier aus der Nähe hohlt, bedienen. Kohlen hatte man hier in der gröſten Menge, indem alles Land da herum mit einem Wald bewachſen war, welcher von undenklichen Zeiten her ungeſtört hat ſtehen können, und blos von Sturmwinden und ſeinem eigenen Alter beunruhigt worden iſt. Die Kohlen, welche aus Bäumen mit ſtachelichen Blättern gebrannt worden, waren für die Hammer am tüchtigſten. Diejenigen aber, welche man von den Laubbäumen machte, waren die beſten für den Schmelzofen. Das Eiſen, welches man hier ſchmiedete, wurde von allen als weich und geſchmeidig beſchrieben, ſo daß es nicht leicht zerbrochen werden konnte. Es ſoll auch die Eigenſchaft beſitzen, nicht ſo leicht den Roſt anzunehmen. In dem Stücke ſoll bey dem Schiffbau zwiſchen dieſem und dem Spaniſchen ein groſſer Unterſcheid verſpüret werden. Dieſes Eiſenwerk wurde im Jahr 1737 von Privatperſonen eingerichtet, welche es nachgehends dem Könige überlieſſen. Hier gieſſet man Canonen und Mörſer von verſchiedener Gröſſe, wie auch eiſerne Oefen,

Oefen, die in dem ganzen Canada anſtatt der Kachelöfen im Gebrauche ſind; nicht weniger Grapen von verſchiedener Gröſſe, ohne zu rechnen, daß eiſerne Stangen und ſonſt verſchiedenes hier geſchmiedet werden. Man hat auch verſucht, hier Stahl zu machen: es aber noch nicht zu der Güte bringen können, wie man gewünſcht hat; indem die beſte Art es zuzubereiten, ihnen nicht recht bekannt geweſen iſt. Es befanden ſich verſchiedene Officiere und Aufſeher hier, welche in hübſchen Häuſern, deren man ſehr viele für ſie gebauet hatte, wohneten. Man ſtimmete darinn durchgehends überein, daß die Einkünfte von dem Werke bey weiten nicht den Ausgaben gleich kämen, ſo daß der König jährlich bis auf dieſe Stunde Geld zuſetzen muß. Die Schuld davon ſchob man darauf, daß das Land noch nicht genug bewohnt iſt, und daß die kleine Anzahl von Einwohnern, welche ſich hier aufhält, genug mit dem Landbau zu thun hat; folglich hätte es ihnen viele Mühe und viel Geld gekoſtet, Arbeitsleute zu bekommen. So ſcheinbar dieß aber ſeyn mag, ſo iſt doch mehr als bewundernswürdig, wie die Krone mit Rechte dabey leiden kann. Denn das Erz iſt leichtbrüchig, dem Werke ſehr nahe, und nicht ſchwer ſchmelzig. Das Eiſen iſt gut, und deſſen Verſchickung über das Land ſehr bequem. Dabey iſt auch dieß Eiſenwerk das einzige in dem ganzen Lande, von dem ein jeder faſt alles was er von Eiſenſachen nöthig hat, nehmen muß. Allem Anſehen nach, ſchienen die Bediente bey dem Werke ſich nicht übel dabey zu ſtehen. Von dem Eiſenwerke läuft ein Strom in den Lorenzfluß, durch den man bequem alle Eiſenarbeiten, welche hier verfertigt werden, hinunter bringen, und ſo weiter mit Böten zu allen Oertern im Lande ohne groſſe Koſten verſenden kann.

Den

Den Abend reiſete ich wieder nach Trois Rivieres zurück.

Die Zäune um die Aecker und Wieſen waren von beſonderer Einrichtuug. * Die Zaunſtangen waren ohngefähr drey Klaſtern lang, von ſchmahlen Bäumen, und alle von gleicher Länge. An dem Ende derſelben ſtunden zwey Pfähle. Anſtatt die Pfähle mit Winden zuſammen zu binden, hatte man etwas von der Erde ab ein Loch gerade durch einen jedweden Pfahl gamacht, in das ein dicker hölzerner Pflock von anderthalb Viertelellen in der Länge, der die Pfähle vereinigte, geſetzt war. Sie ſtunden aber doch ſo weit von einander, daß die Zaunſtangen ſehr guten Platz dazwiſchen hatten, wie bey C D in der Figur zu ſehen iſt. Oben waren dieſe Pfähle gleichfalls mit einem ſolchen hölzernen Pflocke verbunden, als bey A B. Die Zaunſtangen wurden dergeſtalt dazwiſchen gelegt, daß wenn die eine Stange zum Beiſpiel zwiſchen den Paaren der Pfähle, die ich mit 1 und 2 bezeichne, gelegt worden war, ſo legte man die andern zwiſchen den Pfählpaaren 2 und 3; doch ſo, daß ſie mit dem Ende die erſtgenannte bedeckte. Die dritte Stange wurde wiederum zwiſchen 1 und 2 gelegt, und ſo gieng es wechſelsweiſe, bis das Gehäge ſeine gehörige Höhe erreicht hatte. Dieſe Zäune waren in dem ganzen Canada ſehr gemein, und hatten den Vortheil mit ſich, daß ſie eine Menge Zaunſtangen erſpareten; indem jedes Paar Pfähle drey Klaſtern von dem andern entfernt war. Es war auch leicht, wo man wollte, bey ihnen eine Oefnung zu machen. Ein ähnliches Gehäge

* Man ſehe die 5te Figur.

häge hat aber auch in einigen Stücken ſeine Ungelegenheit. Die Pfähle waren hier allezeit von der abendländiſchen Thuya genommen, als von einem Baume, welcher länger gegen die Fäulniß, als alle übrige, die man hier fand, aushielte. Und die Verzäunug ſelbſt beſtund vornehmlich aus den Fichten, die hier wuchſen, welche man dazu weit dauerhafter als die Föhren dieſes Landes befand.

Vom vierten. Des Morgens in der Dämmerung verlieſſen wir dieſen Ort, und begaben uns weiter. Das Land auf der nördlichen Seite des Fluſſes war etwas erhaben, ſandig, und überall dem Fluß am nächſten ſtark bewohnt. Man ſagte auch, daß es eben ſo ſehr an der ſüdöſtlichen Seite angebaut wäre, ob man gleich neben dem Strande nichts als Wald wahrnahm. Denn die Einwohner ſollen etwas weiter hinein wohnen, weil das Land an dem Fluſſe niedrig iſt, und im Frühling von Waſſer überſchwemmt wird. Bey Trois Rivieres hatte der Fluß ſich ein wenig verengert; er erweiterte ſich aber bald darauf etwas weiter hinunter, woſelbſt er ohngefähr anderthald Schwediſche Viertelmeilen breit wurde.

Die Franzoſen hatten gemeiniglich auf ihren Reiſen die Gewohnheit, jeden Morgen, ehe ſie abreiſeten, ein Kyrie Eleiſon und einige Gebete zu beten. Meiſtentheils, ja allezeit, da ich in ihrem Gefolge zu Waſſer geweſen bin, erwählten ſie das Kyrie Eleyſon, welches in ihren gewöhnlichen Gebetbüchern auf den Sonnabend gefunden wird, und faſt ganz und gar an die heilige Jungfrau Maria gerichtet iſt. Es iſt durchgehends lateiniſch abgefaßt.

faßt. Und obgleich das Frauenzimmer und die gemeinen Leute, ja auch die meiſten von den Standesperſonen in Canada kaum eine Zeile davon verſtunden, ſo geſchahe doch das ganze Morgengebet und der Segen in dieſer Sprache. Wenn Frauensleute mit in der Geſellſchaft waren, ſo ſuchte man die vornehmſte von ihnen aus, um hart und mit lauter Stimme dieſe Litaney herzuleſen, und alle die Ehrentitel, welche man darin der heiligen Jungfrau Maria beylegt, herzurechnen. In Mangel eines Frauenzimmers aber wurde eben das von der vornehmſten Mannsperſon verrichtet, da dann die andern allezeit bey einer jedweden Zeile mit **Bitte für uns** * antworteten. Wenn ein Geiſtlicher gegenwärtig war, ſo betete er die Litaney mit allen ihren Titeln her. Nach ihnen vertraute man dieſes Geſchäfte lieber den Frauenszimmern als Mannsleuten an. Die Frauenzimmer wußten dieſe lateiniſche Litaney ſo gut auswendig, daß ſie bey keinem einzigen Worte anſtieſſen. Bey einem jedweden Ehrennamen, den ſie der Jungfrau Maria gaben, als wenn ſie dieſelbe zum Beiſpiel nannten: **Mutter der göttlichen Gnade, mächtige Jungfrau, barmherzige Jungfrau, Spiegel der Gerechtigkeit, Grund unſerer Freude, geheimnisvolle Roſe, Davids Thurm, elfenbeinerner Thurm, das goldne Haus, die Bundeslade, Thür des Himmels, Morgenſtern, Heil der Schwachen, Zuflucht der Sünder, Tröſterin der Nothleidenden, Königin der Engel,** * u. ſ. f. bey einem jedweden

* Ora pro nobis.

* Mater diuinae gratiae, Virgo potens, Virgo clemens, Speculum iuſtitiae, Cauſa noſtrae laetitiae, Roſa myſtica, Turris

weden von dieſen, ſage ich, antworteten alle die andern: **Bitte für uns.** Es war beides verdrießlich und luſtig zu ſehen und zu hören, wie eifrig die Frauensleute und Soldaten ihr Gebet auf Latein hielten, und ſelbſt mehrentheils kein einzig Wort von allem, was ſie ſagten, verſtunden. Wenn alle Gebete zu Ende waren, gaben die Soldaten ein Geſchrey: **Es lebe der König.** * Und dieß war faſt alles, was ſie von ihrer Morgenandacht verſtunden. Ich habe bey dem papiſtiſchen Gottesdienſte bemerkt, daß er ſich faſt ganz und gar auf das äuſſerliche beziehet, und ſelten das Herz oder das innere rühret. Es ſcheint, als wenn man ihn nur als eine Ceremonie anſtellte. Indeſſen iſt das Volk dabey ſehr eifrig, indem ein jedweder dadurch Gott in eine gewiſſe Verbindlichkeit zu ſetzen ſucht, und etwas bey ihm zu verdienen meint.

Indem wir heute unſere Reiſe weiter fortſetzten, kamen uns ab und zu Kirchen und zwar jederzeit von Stein, die zum Theil ſehr ſchön waren, zu Geſichte. Zu beiden Seiten des Fluſſes, ohngefähr etwas mehr als zur Breite einer halben Schwediſchen Viertelmeile, war das Land, wo wir heute reiſeten, ſtark bewohnt. Aber da hinten fiengen hernach immer Waldungen und mehrentheils Einöden an. Wenn aber ein anderer Fluß, Strom oder

Turris Dauidica, Turris eburnea, Domus aurea, Foederis arca, Janua caeli, Stella matutina, Salus infirmorum, Refugium peccatorum, Conſolatrix afflictorum, Regina angelorum etc.

* Vive le Roi.

oder groſſer Bach in den Lorenzfluß einfiel; ſo war das Land daneben gemeiniglich auch zu beiden Seiten gut angebauet und bewohnt. Ich bemerkte faſt überall, daß das bearbeitete Land hier in Canada blos neben dem Lorenzfluſſe und neben andern Flüſſen und Strömen lag, ausgenommen an den Städten, rings um welche, zu einer 2 bis 3 Schwediſchen Meilen, das Land überall angebauet und mit Einwohnern beſetzt war. Da, wo einige Inſeln oder gröſſere Eyländer in dem Fluſſe lagen, befanden ſich auch faſt immer Leute. Die Ufer des Fluſſes wurden nun ſehr hoch, querlaufend und ſteil, ſie beſtunden doch meiſtentheils aus lauter Erde. Hin und wieder warf ſich ein Strom oder groſſer Bach in den Fluß; unter denen vornehmlich eine ſo genannte **Riviere puante** zu merken iſt, welche ohngefähr zwey Franzöſiſche Meilen unter Trois Rivieres an der ſüdöſtlichen Seite in den Lorenzfluß einfließt, bey welchem Strom doch etwas weiter hinauf eine Stadt, die **Beckancourt** heißt, lieget. Dieſe wird von lauter Wilden von Abenaki, die zur Catholiſchen Lehre übergetreten, und von Jeſuiten bedient ſind, bewohnt. Weit weg nach der nordweſtlichen Seite des Fluſſes ſahe man verſchiedentlich eine Reihe von ſehr hohen Bergen, die von Süden nach Norden gerichtet, und über dem ganzen übrigen Lande, welches durchgehends eben, ohne beſondere Höhen oder Berge war, erhaben ſtunden.

Man hatte hin und wieder zur Seite des Fluſſes **Kalköfen** aufgeführet. Der Kalkſtein wurde auf den Anhöhen daneben aufgegraben. Er war dicht und grau, und gab einen weiſſen Kalk. Bey den Oefen und dem Brennen nahm man nichts beſonders wahr.

Die

Die Getraidearten, womit die Aecker vornehmlich beſäet waren, beſtunden aus Weizen, Haber, Mays und Erbſen. Kürbiſſe und Waſſermelonen waren in Menge neben den Höfen geſetzt. Man aß hier zu Lande nichts als Weizenbrot.

Ein **Hummingbird** oder Königsvogel kam, als wir auf dem Lande waren, an einem Orte geflogen, und ſtrich eine Weile durch die Gebüſche. Die Franzoſen nannten ihn Oiſeau mouche und ſagten, daß er in Canada ziemlich gemein wäre. Ich erblickte ihn hernach ein und anderes mahl bey Quebec.

Um fünf Uhr des Nachmittags nöthigte uns ein ſtarker Gegenwind und Regen, Nachtquartier zu nehmen. Ich merkte, daß das Land je mehr wir uns Quebec näherten, deſto freyer war, und daß man daſelbſt deſto ſtärker den Wald umgehauen hatte. Von unſerer jetzt genommenen Nachtherberge ſagte man, daß Quebec noch 12 Franzöſiſche Meilen entfernt ſeyn ſollte.

Bey dem Ufer bediente man ſich hier einer beſondern **Weiſe Fiſche zu fangen.** Man hatte kleine Gehäge von zuſammengeflochtenen Reiſern, die ſo dicht waren, daß kein Fiſch durchdringen konnte, und eine Höhe von 2 bis 6 Viertelellen, nachdem das Waſſer tiefer oder ſeichter war, hatten, neben dem Ufer geſetzet. Dazu wurden ſolche Stellen erwählet, wo alles Waſſer bey der Ebbe ausfiel, ſo daß dieß Gehäge, wenn das Waſſer bey der Ebbe am niedrigſten ſtund, ſich völlig im Trocknen befand. In daſſelbe waren hin und wieder Fiſcherkörbe oder Fiſchreuſen hineingeſetzt, welche der Geſtalt nach,

 als

als ein Cylinder, doch unten etwas breiter gemacht waren. Dieſe ſtunden aufgerichtet, und waren 6 Viertelellen hoch und 5 weit. An der einen Seite neben dem Boden war der Eingang für den Fiſch, der eben ſo wie der Eingang bey einer Fiſchreuſe, meiſtentheils von Wieden und Reiſern, bisweilen auch aus einem Netzgarne eingerichtet war. Und gerade gegen über auf der andern Seite des Fiſcherkorbes, welche diejenige war, die ſich der untern Seite des Fluſſes, wohin der Strom gieng, zukehrete, war ein anderer Gang aus dieſem Fiſcherzaune, ebenfalls wie der Eingang bey einer Reuſe gemacht, welcher zu einer viereckigen Lade von Brettern, die zwey Ellen in der Länge, eine in der Höhe und ebenfalls eine in der Breite betrug, hinführeté. Bey einem jedweden Fiſcherkorbe war ein ſchiefes Gehäge, welches mit dem langen Gehäge einen ſpitzigen Winkel machte. Dieſes war daher eingerichtet, damit der Fiſch in den Fiſcherkorb oder Fiſcherzaun hinein geleitet würde; und es war an derjenigen Seite des langen Gehäges geſetzt, welche gegen den obern Theil des Fluſſes ſich wandte. Wenn es Fluth oder hohes Waſſer war; ſo giengen die Fiſche, vornehmlich die Aehle oben an der Seite des Stroms. Wenn aber das Waſſer bey der Ebbe zu fallen anfieng, wurden ſie auch zurück getrieben, und blieben gegen dieſe Zäune ſtehen, an die ſie ſich ſo lange hielten, bis ſie in die bretterne Lade kamen. Oben hatte der Kaſten eine Oeffnung mit einem Deckel darüber, durch welche man den Fiſch heraus nahm. Dieſe Fiſchergeräthſchaft war inſonderheit der Aehle wegen gemacht. An vielen Orten beſtunden dieſe Gehäge aus Netzen, die faſt wie Reuſen geſtellt waren.

Die Seiten des Fluſſes waren hier nunmehro nicht von Erde, ſondern ſie beſtunden aus einer Art Schiefer. Sie waren ſehr ſteil und mehrentheils ſenkrecht, und ſo hoch, inſonderheit an einigen Stellen, daß man darüber erſtaunen konnte. Der Schiefer war ſchwarz, ſtieß aber doch etwas auf braun. Er war ſehr los, ſo daß er ſich mit den Fingern zerbrechen ließ, und lag ſchichtenweiſe. Er trennte ſich aber doch in ſo dünne Blätter, daß ein jedes nicht über einen Meſſerrücken dick war. So bald er frey in der Luft zu liegen kam, zerwitterte er in ſehr kleine Stücke, und das ganze Ufer lag voll von einem ziemlich feinen Sande, der aus der Zerwitterung dieſes Schiefers entſtanden war. Einige Schichten liefen horizontell, andere etwas ſchrege, ſo, daß ſie zuweilen höher gegen Norden und niedriger gegen Süden waren; bisweilen verhielt es ſich umgekehrt. Ab und zu machten ſie Krümmungen, wie groſſe halbe Kreiſe. Bisweilen wurden die Schichten zu einigen Ellen von einer ſenkrechten Linie durchſchnitten, ſo, daß der Schiefer zu beiden Seiten derſelben, wie eine glatte Wand ausſahe. An einigen Stellen fand man in dieſem Schiefer eine Schichte zu der Dicke einer Querhand von einem hellgrauen, dichten, ziemlich weichen Kalkſtein, aus dem die Wilden von uralten Zeiten, wie auch die Franzoſen noch jetzt, ihre Tobackspfeifen machen.

Vom fünften. Des Morgens ſetzten wir unſere Reiſe gegen einen hartnäckigen Gegenwind, vermittelſt des Rudern fort. Das Land hatte völlig das Auſſehen, als geſtern. Die Ufer waren ſehr hoch, entweder ziemlich ſteil, oder auch ſenkrecht, und beſtunden aus dem kurz

vorher beſchriebenen ſchwarzen Schiefer. Das oben liegende Land war eben und ohne Berge, und dem Fluſſe am nächſten, etwas mehr als zur Weite einer Schwediſchen Viertelmeile, überall dicht bewohnt. In dem Fluſſe befanden ſich keine Eyländer: aber an vielen Orten war es voll von groſſen Steinen, die man bey hohem Waſſer nicht ſonderlich verſpüren konnte, aber bey der Ebbe überall wahr nahm. Es giebt verſchiedene Stellen, wo man an dieſen Steinen verunglückt iſt. Die Breite des Fluſſes beträgt zuweilen etwas mehr als eine halbe, zuweilen eine ganze, und zuweilen anderthalb Schwediſche Viertelmeilen. Nach der Länge des Ufers nahm man ſolche Ahlfiſchereyen, wie unter dem geſtrigen Tage erwähnt worden ſind, wahr. An vielen Orten bediente man ſich der Netze anſtatt der zuſammen geflochtenen Reiſer dazu.

Die **Wanzen** * waren in groſſer Menge überall, wo ich, während meines Aufenthalts hier in Canada, mein Quartier hatte, ſowohl in den Städten als auf dem Lande vorhanden. Es wuſte niemand ein anderes Mittel wider ſie, als die Gedult, anzugeben.

Die **Heimchen** ** fand man ſehr häufig in Canada, vornehmlich auf dem Lande, wo dieſe unangenehmen Gäſte ſich ſtark in den Kaminen gelagert hatten. In den Städten waren ſie auch nicht ſelten. Sie ſollen ſich hier beides Sommer und Winter aufhalten, und zum Zeitvertreibe oft die Kleider entzwey ſchneiden.

Die

* Cimex lectularius.

** Gryllus domeſticus.

Die Hausſchaben * ſoll man hier niemahls in den Häuſern wahrgenommen haben.

Näher gegen Quebec wurden die Ufer des Fluſſes langabhängig. Nach Norden hin, zeigte ſich eine Reihe von ſehr hohen Bergen. Ohngefähr drittehalb Franzöſiſche Meilen von der letztgenannten Stadt, wurde der Fluß ſehr ſchmahl, ſo daß man die Breite kaum auf einen Büchſenſchuß ſchätzen konnte. Das Land lief zu beiden Seiten ſchreg, war bergig und mit Wald bewachſen, und hatte viele kleine Klippen. Das Ufer war ſteinig. Des Abends um 4 Uhr kamen wir glücklich nach Quebec. Wir konnten die Stadt nicht eher ſehen, als bis wir derſelben ganz nahe waren, indem ein hoher Berg an der ſüdlichen Seite die Ausſicht hinderte. Doch nimmt man einen Theil des Veſtungswerkes, das auf eben dem Berge erbaut iſt, von weiten wahr. So bald die Soldaten Quebec erblickten, riefen ſie, daß alle die vorher daſelbſt nicht geweſen wären, getauft werden ſollten, wofern ſie ſich nicht mit einem Trinkgelde löſeten. Denn es war ein Gebrauch hieſelbſt, dem ſich ſo gar die Generalguvernöre unterwerfen müſſen, wenn ſie zum erſten mahl nach Montreal reiſen, und dieſer Stadt gewahr werden. Wir hatten keine Urſache, uns einer ſo alten und für die Ruderleute ſo vortheilhaften Gewohnheit zu entziehen, indem ſie dadurch in Stand geſetzt wurden, bey der Ankunft nach Quebec ſich einen vergnügten Abend nach ihrer beſchwerlichen Arbeit zu machen.

Gleich nach der Ankunft zur Stadt wurde ich von dem Officier, der mich von Montreal begleitet hatte, nach

* Blatta orientalis.

dem Schloſſe zu dem damahligen Vicegeneralguvernör über Canada, dem Marquis La Galliſoniere, geführt. Er war ein Herr von ungemeinen Eigenſchaften, der mir mit ausnehmender Gnade während der ganzen Zeit, da er noch hier in dem Lande zurück blieb, begegnete. Er hatte ſchon Zimmer für mich beſtellen laſſen, und trug Sorge für alles, was ich nöthig haben könnte. Es wiederfuhr mir auſſerdem faſt täglich, oder ſo oft ich in der Stadt war und Zeit hatte, die Gnade, nach dem Schloſſe geruffen zu werden und mit ihm zu ſpeiſen.

Vom ſechsten. Quebec, die Hauptſtadt in Canada, liegt zu der weſtlichen Seite, eben an dem Ufer des Lorenzfluſſes, auf einer Landzunge, welche daſelbſt von dem erwähnten Fluſſe an der öſtlichen Seite, und von dem Strom St. Charle an der nördlichen, entſtehet. Südwärts wird der Berg, auf dem die Stadt gebauet iſt, noch höher, und dahinter fangen hernach groſſe Weiden an; und weſtwärts erſtreckt ſich der Berg noch ein gutes Stück. Man unterſcheidet die Stadt in die untere und obere *. Die untere Stadt liegt öſtlich gegen die obere an dem Ufer. Die gedachte Landzunge hat ſich theils von dem Kothe und andern Dingen, die eine Zeit nach der andern dahin geworfen worden, und alſo nicht davon, daß ſich das Waſſer gegen die vorige Zeit verringert hätte, theils auch von einer Klippe, die daſelbſt hinaus tritt, erzeuget. Die obere Stadt liegt oberhalb der andern auf einem hohen Berge, und iſt fünf oder ſechs mahl ſo weit als die untere, obgleich nicht völlig

* la baſſe Ville und haute Ville.

völlig ſo ſtark be..ohnt. Der Berg, worauf die obere Stadt gebauet iſt, hat eine ſolche Höhe, daß die Häuſer in der untern, ob ſie gleich drey oder vier Stockwerke hoch ſind, doch nicht die Höhe deſſelben erreichen. Und wenn man von dem Schloſſe nach der untern Stadt hinabſiehet, welche zum Theil eben darunter liegt, mag einem dabey ſchwindelich werden. Eben ſo, wenn man von der untern Stadt nach dem Schloſſe in die Höhe ſiehet, ſcheinet es oben in der Luft zu ſtehen. Es iſt nur ein einziger Weg, auf dem man bequem von der untern Stadt zu der obern hinauf kommen kann, woſelbſt der Berg weggeſprengt iſt. Denn an den andern Stellen iſt er ſo ſteil, daß man Mühe hat, hinauf zu klettern. Dieſer Weg iſt ſehr ſteil, ob er gleich nicht gerade, ſondern mehr krumm läuft. Dennoch fährt man ihn mit Wagen beides herunter und hinauf. In der untern Stadt wohnen faſt alle Kaufleute. Die Häuſer ſind da ſehr dicht gebaut. Die Gaſſen ſind eng, uneben und faſt allezeit etwas naß. Hier befindet ſich auch eine Kirche und ein kleiner Markt. In der obern Stadt wohnen gemeiniglich die Vornehmen, auſſer verſchiedenen kleinen Beamten, Handwerkern und andern. Hier trift man auch die vornehmſten Gebäude oder Häuſer der Stadt an, unter denen die folgenden vorzüglich zu merken ſind.

I. Das Schloß. Dieſes iſt an der ſüdlichen Seite des Berges, eben wo er ſo ſteil zuläuft, über dem einen Theil der untern Stadt gebauet. Es iſt eigentlich kein Schloß, ſondern ein langes Gebäude von Stein, zwey Wohnungen hoch, und erſtreckt ſich von Süden nach Norden. An der weſtlichen Seite dieſes Gebäudes iſt

der Schloßhof, welcher abwechſelnd mit einer Mauer und mit Häuſern umgeben iſt. Oſtwärts oder gegen den Fluß iſt ein Altan oder Spatziergang von eben der Länge als das Gebäude, ohngefähr ein Paar Klaftern breit. Er iſt mit glatten Steinen belegt, und zu den Seiten auswärts mit einem eiſernen Gitter umgeben, ſo daß man von da in die Stadt, oder auch nach der Länge des Fluſſes, hinabſehen kann. Denn von da iſt die ſchönſte Ausſicht, die man ſich wünſchen kann. Auf dieſem Altan geht man gemeiniglich des Sommers, gleich nach der Mahlzeit, um friſche Luft zu ſchöpfen, und ſich zu vergnügen. Hier ſpatzieren die Herren hin und her, wenn ſie mit dem Generalguvernör reden wollen und warten müſſen. In dieſem Schloſſe reſidiret der Generalguvernör über ganz Canada, vor dem täglich auf dem Burghofe und bey der Pforte eine Menge Soldaten Wache hält. Jedesmahl, wenn er ſelbſt oder der Biſchoff in oder aus dem Schloſſe geht, kömmt die ganze Wache in Gewehr, und die Trommel wird gerühret. Der Generalguvernör hat auf dem Schloſſe ſeine eigene Kapelle, wo er Gebet hält, ob er gleich oft die Meſſe in der Kirche der Barfüſſer *, welche dicht an dem Schloſſe liegt, abwartet.

II. Der **Kirchen** hier in der Stadt ſind 7 oder 8, welche insgeſammt von Stein gebauet, und die folgenden ſind:

1. Die **Cathedralkirche.** Dieſe iſt gleich zur rechten, wenn man von der untern Stadt zu der obern kömmt, und dem biſchöflichen Hauſe etwas vorbey gegan-

gen

* Recolets.

gen iſt. Man war jetzt beſchäftigt ſie noch ſchöner als vorher zu machen. Sie hat an der weſtlichen Seite einen ründlichen Thurm mit zwey Abtheilungen und Klocken in der untern Abtheilung; und an der öſtlichen Seite war ein anderer kleiner gleichfalls geründeter Thurm. Inwendig war die Kanzel und verſchiedenes anderes vergoldet. Die Sitze waren hübſch. Die Orgel hatte man nun des Baues wegen herunter genommen.

2. Die **Jeſuiterkirche** war eine Kreuzkirche, welche einen geründeten Thurm mit drey Abſätzen hatte. Sie war auch hier in der Stadt die einzige Kirche, welche mit einer Schlaguhr und Zeiger verſehen war. Von dieſer werde ich unten noch weiter reden.

3. Die **Barfüſſer**, oder **Recoletenkirche** war gerade der Schloßpforte gegen über an der weſtlichen Seite. Sie ſahe ziemlich gut aus, und hatte einen etwas hohen ſpitzigen Thurm mit einer Abtheilung unten für die Klocken.

4. Die **Kirche der Urſelinen** hatte einen geründeten Thurm, welcher ſich mit einer Spitze endigte.

5. Die **Hoſpitalskirche.**

6. Die **Capelle des Biſchoffs.**

7. Die **Kirche in der untern Stadt.** Dieſe iſt im Jahr 1690, nach der Befreyung der Stadt von den Engländern erbauet worden, und heißt **Notre Dame de Victoire.** Sie hatte einen kleinen viereckigen und oben geründeten Thurm mitten auf dem Dache.

8. Es kan auch die kleine **Capelle des Generalguvernörs** auf dem Schloßhofe hieher gerechnet werden, wohin er gehet, um des Morgens und Abends, wie auch zu andern Zeiten, ſeine Andacht zu halten.

III. Das **Haus des Biſchoffs**, welches das erſte zur rechten Hand iſt, wenn man von der untern Stadt zu der obern hinauf gehet. Es iſt ein groſſes hübſches Gebäude mit einem weiten Hofe und Küchengarten auf der einen Seite, und mit einer Mauer umgeben.

IV. Das **Jeſuiter-Collegium** werde ich an einem andern Orte ausführlicher beſchreiben. Es hat ein weit prächtigers Ausſehen, was die Bauart und die Gröſſe anbelangt, als das Schloß ſelbſt, und würde ſich beſſer dazu ſchicken, wenn nur die Lage ſo angenehm wäre. Inzwiſchen iſt es der Ausdehnung nach viermahl ſo groß, als das Schloß, und unter allen Gebäuden hier in der Stadt das ſchönſte. Es liegt an der nördlichen Seite neben einem Markte, und an der ſüdlichen Seite dieſes Markts iſt die Cathedralkirche.

V. Das **Haus der Barfüſſermönche oder Recolets** liegt weſtwärts neben dem Schloſſe, gerade gegen daſſelbe, und beſteht aus einem groſſen Gebäude mit einem hübſchen geräumigen Baum- und Küchengarten daneben. Das Haus iſt ein paar Stockwerke hoch. In einem jedweden derſelben befindet ſich ein langer ſchmaler Gang mit Zimmern und Sälen auf einer oder beiden Seiten.

VI. Das **Hotel de Dieu**, wo die Kranken verpflegt werden, werde ich unten genauer beſchreiben. Die

Nonnen

Nonnen, welche die Kranken warten, ſind von dem Auguſtinerorden.

VII. **Das Haus der Geiſtlichen** * iſt ein groſſes Gebäude an der nordöſtlichen Seite der Cathedralkirche. Hier iſt an der einen Seite ein geräumiger Hof, und an der andern gegen den Fluß ein groſſer Baum- und Küchengarten. Unter allen Gebäuden iſt keines in der Stadt, welches eine ſo ſchöne und anmuthige Ausſicht hat, als diejenige von dem ebengenannten Garten iſt, welcher auf dem erhabenen Ufer liegt, und in dem man weit hinunter nach dem Fluſſe ſehen kan. Im Gegentheil haben die Jeſuiten die unangenehmſte und beynahe gar keine Ausſicht aus ihrem Collegio ſelbſt. Die Recolets haben auch nicht eben Urſach mit derſelben zu prahlen. In dieſem Gebäude wohnen alle Geiſtlichen hier in der Stadt mit ihrem Vorſteher *. Sie haben verſchiedentlich hier in Canada groſſe Stücke Landes, die ihnen von der Obrigkeit geſchenkt worden ſind, wovon ſie Zinſen ziehen, und dadurch groſſe Geldſummen und andere Einkünfte ſammlen, womit ſie ſehr reichlich auskommen können.

VIII. **Des Nonnenkloſters der Urſelinen** werde ich weiter unten umſtändlicher erwähnen.

Mehrere öffentliche Häuſer von einiger Erheblichkeit findet man nicht in der Stadt, aber nach Nordweſt gleich auſſen vor derſelben iſt

IX. **Das Haus des Intendenten**, welches ein öffentliches Gebäude von der Gröſſe und Länge

iſt,

* Le Seminaire.

* Superieur.

iſt, daß es viel beſſer ſich zu einem Schloſſe ſchicken würde. Es iſt mit Blech bedeckt, liegt in der andern untern Stadt, welche ſüdwärts an dem Strom St. Charle gelegen iſt, und hat nördlich einen groſſen und ſchönen Garten. Hier werden alle Berathſchlagungen, welche die Provinz betreffen, gehalten, und hier kommen die Herren des Raths in Juſtitz- und Polizeyſachen zuſammen. Der Intendent hat hier gemeiniglich den Vorſitz. Wenn aber eine Sache von groſſer Wichtigkeit überlegt wird: ſo kommt auch der Generalguvernör hieher. An der einen Seite dieſes Hauſes iſt das Magazin der Krone, und an der andern, das Gefängniß.

Die Häuſer ſind faſt durchgängig von Stein. In der obern Stadt ſind die meiſten (ausgenommen die öffentlichen Gebäude) nur ein Stockwerk hoch. Ich ſahe zwar noch einige wenige hölzerne Häuſer in der Stadt: wenn ſie aber veraltet ſind, dürfen keine neue von Holz in ihre Stelle gebauet werden. Die Steinhäuſer und Kirchen in der Stadt ſind nicht von Ziegeln, ſondern von dem ſchwarzen Kalkſchiefer, woraus der Berg beſtehet, auf dem Quebec liegt, erbauet. Wenn dieſer Kalkſchiefer tief in dem Berge gebrochen wird, iſt er anfänglich ſo dicht und feſt, daß man keine Scherben in demſelben erblickt. Nachdem er aber eine Zeit in der Luft gelegen, zertheilt er ſich in dünne Blätter. Dieſer Stein iſt weich, und leicht zu verarbeiten. Die Mauern um die Stadt und um die Gärten beſtehen gleichfalls groſſentheils aus dieſem Stein. Die Dächer an den öffentlichen Häuſern ſind mit Dachſchiefer gedeckt. Doch

hat

hat man dieſen Schiefer nicht hier im Lande gefunden, ſondern er iſt aus Frankreich hieher geführt worden. Dieſe Schieferdächer haben einige Jahre gegen alle Veränderungen der Luft und Kälte ausgehalten, und noch keinen Schaden gelitten. Die andern Dächer beſtehen meiſtentheils aus Brettern, die entweder mit dem Sparrbalken und der Dachſchwelle gleichlaufend ſind, oder ſo geleget worden, daß ſie mit dem obern Ende auf dem Sparrbalken und mit dem andern auf der Dachſchwelle ruhen. Die Ecken der Häuſer, wie auch die Seitentheile um die Fenſter, waren oft von einem grauen feinkörnigen Kalkſteine, der ſtark wie ein Stinkſtein roch. Dieſer war an ſolchen Stellen nutzbarer als der ſchwarze Kalkſchiefer, der allezeit in der Luft ſich in Blätter zertheilte. Die Häuſer waren meiſtentheils mit Kalk beſchlagen und äuſſerlich geweiſſet. Die Fenſter hiengen faſt allezeit an der innern Seite der Mauer, ſo daß man in dem Zimmer nicht viele Gelegenheit hatte, etwas wegzulegen. Des Winters bediente man ſich an einigen Orten doppelter Fenſter. Das Mitteldach hatte zwey, höchſtens drey Sparren, und lag keine Füllung, ſondern nur Bretter darauf. Man erhitzete die Zimmer des Winters durch kleine eiſerne Oefen, welche man des Sommers wegbrachte. Man hatte weder in den eiſernen Oefen noch Kaminen Klappen. Der Fußboden war überall ſo ſchwarz, daß er wohl nicht mehr als einmahl im Jahr geſäubert wird.

Der **Pulverthurm** ſteht auf dem höchſten Gipfel des Berges, wo die Stadt liegt, und zwar etwas ſüdlich vom Schloſſe.

Die

Die Gaſſen in der obern Stadt ſind zwar breit genug, aber wegen der Klippe und des Berges, worauf die Stadt gebauet iſt, ſehr uneben, ſo daß es ziemlich verdrießlich und unbequem iſt, ſowohl zu fahren als zu gehen. Denn der ſchwarze Kalkſchiefer ragt mit ſeinen ſcharfen Ecken an vielen Orten hervor; daher man auch die Schuhe hier ziemlich abnutzen muß. Uebrigens iſt auch keine Gleichmäßigkeit bey dieſen Gaſſen, ſondern ſie gehen in Krümmungen hin und her, und ſchneiden einander nach allen Winkeln.

Die vielen groſſen Baum- und Küchengärten, die man ſowohl bey den Häuſern der Jeſuiten, als andern öffentlichen und Privathäuſern wahrnimmt, machen, daß die Stadt groß ausſieht, ob in derſelben gleich keine beträchtliche Menge von Häuſern befindlich iſt. Nach dem Maasſtabe ſoll ſie von Süden nach Norden 600 Toiſen, und von dem Ufer der untern Stadt zu der weſtlichen Mauer 350 bis 400 Toiſen lang ſeyn. Man muß aber merken, daß dieſer ganze Raum nicht bewohnt iſt. Denn beides an der weſtlichen und ſüdlichen Seite ſind zunächſt an der Stadtmauer groſſe Plätze, wo gegenwärtig keine Häuſer ſtehen, und die man ohne Zweifel zu bebauen willens iſt, wofern die Stadt hinkünftig mehr Einwohner bekommen würde.

Der Biſchoff, der hier ſeinen Sitz hat, iſt der einzige in ganz Canada. Seine Herrſchaft erſtreckt ſich bis auf Louiſiana bey dem Mexicaniſchen Meerbuſen nach Süden, und bis auf das Südmeer nach Weſten. Kaum wird jemahls ein Biſchoff, auſſer dem Pabſte, ein ausgedehnteres Land gehabt haben. Aber der geiſtlichen

Schafe, die ſeine Stimme hören, ſind in einiger Entfernung von Quebec ſehr wenige, und das eine iſt oft von dem andern über 100 Meilen weit getrennet.

Dieſe Stadt iſt die einzige See- und Stapelſtadt in ganz Canada, und von der alle Waaren, die aus dem Lande gehen, verſchickt werden. Der Hafen für die Schiffe iſt in dem Fluſſe unter der Stadt. Er ſoll daſelbſt eine Franzöſiſche Viertelmeile breit, und 25 Klaftern tief ſeyn. Der Boden iſt ein guter Ankergrund. Man ſoll da vor allem Sturme ſicher ſeyn. Doch iſt der Nordoſt hier der ſchlimmſte, indem er die gröſzte Oefnung hat. Wie ich zuerſt ankam, rechnete ich 13 Fahrzeuge, groſſe und kleine zuſammen genommen, und man erwartete noch mehrere. Es iſt aber zu merken, daß keine andere Schiffe und Fahrzeuge, als nur Franzöſiſche an die Stadt kommen dürfen. Doch können dieſe von vielen Orten, als von verſchiedenen Städten in Frankreich, wie auch von den Franzöſiſchen Inſeln in Amerika oder Weſtindien, wie dieſe Inſeln hier gemeiniglich genannt wurden, her ſeyn. Es müſſen alle Waaren, die in Montreal und andern Handelsplätzen in Canada befindlich ſind, von hier genommen werden. Nicht weniger reiſen die Franzöſiſchen Kaufleute aus Montreal, welche über ein halbes Jahr bey verſchiedenen Wilden weg geweſen ſind, um Fellwerk aufzukaufen, und zu Ende des Auguſts zurückkommen, im September oder October hinunter nach Quebec, um ſie da abzuſetzen. Dem zu Folge ſollte man denken, daß die Kaufleute in der letzt genannten Stadt, wegen einer ſolchen ihnen allein vergönnten Freyheit äuſſerſt reich wären. Verſchiedene aber läugneten es gänzlich.

Sie gaben zwar zu, daß hier ſich einige wenige gut ſtehen dürften: behaupteten aber zugleich, daß ſehr viele nicht mehr beſäſſen, als was zu ihrem höchſt nothwendigen Unterhalt erfordert würde, ja, daß verſchiedene noch dazu bis an die Ohren in Schulden ſteckten. Die Urſache davon verſicherte man, daß die liebe Ueppigkeit wäre, und daß der eine nicht ſchlechter als der andere ſeyn wollte. Die Kaufleute wollten ſich gut kleiden, gut eſſen und trinken, und bey jeder Mahlzeit viele Gerichte haben, und groß thun. Ihre Frauenzimmer giengen täglich ſo geputzt und geſchmückt, als wollten ſie ſtündlich zu Hofe gehen.

Die Stadt iſt jetzt faſt von allen Seiten mit hohen Mauern, vornehmlich nach dem Lande hin, umgeben. Doch waren ſie noch nicht gänzlich fertig, ſondern man war aufs eifrigſte beſchäftigt, ſie zu Stande zu bringen. Sie werden theils von dem vorher gemeldeten dichten ſchwarzen Kalkſchiefer, theils äuſſerſt von einem dunkelgrauen Sandſtein aufgeführet. Zu den Ecken der Thore wird ein grauer Kalkſtein angewandt. Gegen die Seeſeite hatte man noch eben keine Mauern errichtet, ſondern die Natur ſcheint da das meiſte durch den ſteilen Berg, den keiner erſteigen kann, bewerkſtelligt zu haben. Und ohnedem ſind die Anhöhen der Berge daſelbſt ſo ſtark mit Canonen bepflanzt, daß es ohnmöglich ſcheinet mit Schiffen oder Böten zur Stadt zu kommen, ohne vorher in Grund geſchoſſen zu werden. Zur Landſeite liegen wiederum lauter harte Berge. Es hat alſo den Anſchein, als wenn die Stadt beides von der Natur und der Kunſt ziemlich gut befeſtigt wäre.

Die

Die Stadt Quebec iſt von einem ihrer ehemahligen Guvernöre Samuel de Champlain im Jahr 1608 angelegt worden. Die Geſchichte läßt uns wiſſen, daß es mit ihrem Wachsthum ſehr langſam gegangen iſt. Im Jahr 1629 zu Ende des Julius ward ſie von den Engländern Louis und Thomas Kerck mit Accord eingenommen, und ihnen von dem eben genannten de Champlain überliefert. Es war damahls an allen Nahrungsmitteln in Canada und Quebec bey der Ankunft der Engländer ein ſolcher Mangel, daß ſie dieſelben mehr für die Erretter, als Feinde des Landes anſahen. Die erwähnten Kercks waren Brüder des Engliſchen Admirals David Kerck, der mit ſeiner Flotte etwas weiter hinunter lag. Im Jahr 1632 wurde die Stadt Quebec zugleich mit Canada durch den Frieden den Franzoſen wieder zugeſtellt. Es iſt ſehr merkwürdig, was die Geſchichte uns davon an die Hand giebt, nehmlich, daß man, nach dem die Engländer Canada eingenommen hatten, in Frankreich in Zweifel geweſen wäre, ob es ſich der Mühe verlohnen würde, Canada von den Engländern wieder zurück zu begehren. Einige, ja die meiſten meinten, daß man es mit keinem Vortheil zurück fordern könnte: indem das Land kalt wäre; indem die Ausgaben die Einkünfte von dem Lande bey weiten überſtiegen; indem Frankreich nicht ohne Schaden ein ſo weit ausgedähntes Land mit Einwohnern würde beſetzen können, ſintemahl es dadurch ſich ſelbſt nur ſchwächen dürfte; wobey man ſich auf das Beiſpiel von Spanien berief. Es wäre beſſer, das Volk in Frankreich zu behalten, ſie zu allerhand Handarbeiten und Fabricken anzutreiben; wodurch die andern Europäer, welche in Amerika Pflanzſtädte haben, genöthigt werden könnten,

mit ihren Waaren nach den Franzöſiſchen Häfen zu kommen, und da Franzöſiſche Arbeiten zu hohlen. Diejenigen aber, die etwas weiter hinaus dachten, wuſten, daß das Climat nicht ſo rauh war. Sie glaubten auch, daß die Urſache der Ausgaben in einem Fehler, den die Compagnie ſelbſt begänge, läge, indem ſie das Land nicht recht handhabeten. Dabey wollten ſie, daß man nicht viel Leute auf einmahl, ſondern weniger zugleich und nach der Hand, ſo daß Frankreich es nicht merkte, abſchicken ſollte. Sie hoffeten, daß Frankreich hinkünftig durch dieß Land mächtig werden würde. Denn die Leute würden ſich an die Schiffahrt, an den Hering- Dorſch- und Wallfiſchfang, wie auch an den Fang der Seehunde deſto beſſer gewöhnen; und dergeſtalt würde dieß Land gewiſſer maſſen eine Schule der Seeleute werden. Sie führten weiter die vielen Arten von Fellwerk, die Bekehrung der Heiden, den Schiffbau und den verſchiedenen Nutzen von dem groſſen Walde an. Und wofern kein anderer Vortheil erwüchſe, ſo wäre doch der für Frankreich ſehr erheblich, daß es hiedurch den Wachsthum der Engländer in dem nördlichen Amerika hindern, und ihrer zunehmende Macht, die für Frankreich ſonſt unerträglich werden dürfte, Einhalt thun könnte; anderer Gründe nicht zu gedenken. Die Zeit hat gezeigt, daß dieſe Gründe gut überdacht geweſen ſind, und den Grund zu dem Anwachs von Frankreich gelegt haben. O! hätten wir in dem alten Schweden eben die Gedanken geheget, als wir entweder Beſitzer von dem neuen Schweden, dem Kern und der beſten Provinz von allen in Nord-Amerika waren, oder wenigſtens es noch werden könnten. Ein Kluger und Vorſichtiger ſiehet nicht allein auf das Gegenwärtige, ſondern auch auf das Künftige.

Im

Im Jahr 1663. zu Anfang des Februars verſpürte Quebec ſowohl als ein groſſer Theil von Canada, das groſſe Erdbeben, welches das Land ſo erſchütterte, daß noch jetzo Spuren davon zu ſehen ſind. Doch kam niemand dabey ums Leben.

Den ſechszehnten des Octobers im Jahr 1690 wurde Quebec von dem Engliſchen General Guillaume Phibs, der mit Schande und groſſem Verluſt nach einigen Tagen ſich zurück ziehen muſte, belagert. Die Engländer haben zwar ein und anderes mahl verſucht, den erlittenen Schaden wieder zu erſetzen. Der Lorenzfluß hat aber gezeiget, daß er eine gute Vormauer für dieß Land ſey, und daß ein unerfahrner und ein Feind nicht leicht denſelben hinauf fährt, ohne dabey zu Schaden zu kommen. Denn in einiger Entfernung von Quebec iſt er ganz voll mit verborgenen Klippen, hat an einigen Orten einen ſtarken Strom, und die Schiffe ſind genöthigt, nach ſo vielen Krümmungen hin und her zu fahren.

Die Stadt ſoll den Namen Quebec von einem Normandiſchen Worte wegen ihrer Lage, welche auf einer Landzunge iſt, erhalten haben. Denn wenn man auf der See bey Isle d'Orleans herunter kömmt, ſo nimmt man nicht den Theil vom Lorenzfluſſe wahr, der oberhalb der Stadt liegt; ſondern es ſcheinet als wenn St. Charles Strom, der dann vorne an liegt, eine Fortſetzung des Fluſſes wäre. Wenn man aber weiter hin kömmt, ſo ſieht man den rechten Lauf des St. Lorenzfluſſes, welcher anfänglich mit einem groſſen Meerbuſen oder der Mündung eines Stroms Aehnlichkeit hat. Dieſes hat einem Matroſen, dem dieß unvermuthlich zu Geſichte gekommen,

men, Veranlaſſung gegeben, auszuruffen: Que bec, das iſt, o! was für eine Landzunge. Und davon meint man, daß die Stadt ihren Namen erhalten hätte. Andere leiten ihre Abſtammung von dem Algonkinſchen Worte Quebego oder Quebec her, welches eine Zuſammenziehung oder Verengerung bedeutet; indem der Fluß gegen dieſe Stadt immer ſchmähler und ſchmähler wird.

Die Ausſprache des Wortes Quebec war hier in dem Lande von den Franzoſen als Kebäk, faſt ohne Accent, oder ſo, daß ſie beide Sylben gleich lang ausziehen. Das Wort Canada wird ſowohl von den Franzoſen als Engländern mit dem Accent in der erſten Sylbe ausgeſprochen.

Der Lorenzfluß ſoll hier bey der Stadt aufs genaueſte eine Franzöſiſche Viertelmeile oder ohngefähr eine halbe Schwediſche Viertelmeile breit ſeyn. Das Salzwaſſer ſteiget niemahls von dem Meer ſo hoch hinauf, daß es hier zur Stadt kömmt. Das meiſte Waſſer, das man hier trinkt und braucht, wird aus dieſem Fluſſe geſchöpfet. Es waren alle darin einſtimmig, daß, ſo breit auch dieſer Fluß iſt, und ſo ſtark auch das Waſſer, vornehmlich bey der Ebbe strömet, er doch den ganzen Winter über mit Eis bedeckt iſt, ſo, daß man faſt die ganze Zeit auf ihm gehen und fahren kann. Ja es ſoll auch bisweilen geſchehen, daß in dieſem Monate ſo kalte Nächte einfallen, daß er, wenn er gleich im Frühlinge im May offen iſt, aufs neue zufriert, ſo daß man auf ihm gehen kann. Dieß iſt ein deutlicher Beweiß, daß die Kälte hier ſehr ſtreng iſt, inſonderheit, wenn man mit in Erwägung ziehet, was gleich unten von der Ebbe und Fluth wird geſagt werden. Am weiteſten unten bey deſſen Mündung ſoll

die

die Breite des Lorenzfluſſes bis 26 Franzöſiſche Meilen betragen, ob man gleich nicht ſo genau die Gränze zwiſchen ihm und dem Meer anzugeben weiß, indem er ſich allmählich erweitert und ſich unvermerkt in das Meer verlieret. Der größte Theil des Waſſers, das in den vielen groſſen Seen in Canada befindlich iſt, unter denen 4 oder 5 wie ziemlich groſſe Meere ſind, muß ſich durch dieſen Fluß in das Meer ergieſſen. Die Fahrt in dieſem Fluſſe von dem Meer iſt in Anſehung des ſtarken Stroms und der vielen Sandbänke, welche ſich zuweilen nach neuen Stellen hinziehen, ſehr gefährlich. Die Engländer haben dieß vornehmlich ein paar mahl erfahren, als ſie Canada einzunehmen willens geweſen ſind. Daher ſehen die Franzoſen auch dieſen Fluß mit Grund als die Vormauer von Canada an.

Die Ebbe und Fluth geht im Lorenzfluſſe weit oberhalb Quebec, wie vorher geſagt worden iſt. Der Unterſcheid bey Quebec zwiſchen der niedrigſten Ebbe und der höchſten Fluth ſoll gemeiniglich 15 oder 16 Franzöſiſche Fuß ausmachen. Aber bey Neu- und Voll-Licht, und wenn der Wind auch behülflich iſt, ſoll dieſer Unterſcheid 17 bis 18 Fuß, welches etwas beträchtliches iſt, ſtark ſeyn.

Vom ſiebenten. **Gin-ſeng** wurde überall von den Franzoſen hier in dem Lande eine Pflanze genannt, auf deren Wurzel die Chineſer einen ſehr groſſen Wehrt ſetzen *. Sie iſt von undenklichen Zeiten her in der Chine-

* Von den Kräuterkennern wird ſie *Panax (quinque folium)* foliis ternis quinatis genannt. Man ſehe GRONOV. *Flor. Virg. p.* 147. LINN. *Mat. med.* §. 116. *Spec. Plant. p.* 1058. Man

Chineſiſchen Tartarey und in Corea, woſelbſt ſie jährlich geſammlet und nach China geführt worden iſt, gewachſen. Der P. du Halde * ſchreibt, daß ſie die koſtbarſte und die nützlichſte Pflanze unter allen in der öſtlichen Tartarey ſey, und daß ſie jährlich eine groſſe Menge Kräuterforſcher zu den Einöden daſelbſt hinlockte. Von den Tartaren Mantcheoux wird ſie **Orhota**, das iſt die vornehmſte oder Königin der Pflanzen genannt. Sie wird ſowohl von den Tartaren, als Chineſern wegen ihrer vortreflichen Kraft, theils verſchiedene ſchwere Krankheiten zu heilen, theils die durch die heftige Anſtrengung des Körpers und der Sinne geſchwächten Kräfte zu ſtärken und zu ermuntern, ſehr gerühmet. Sie iſt ſo theuer, daß eine Unze von gutem Gin-ſeng in Peking 7 oder 8 Unzen Silber koſtet. Als die in Canada befindlichen Franzöſiſchen Kräuterliebhaber ihre Geſtalt erblickten, erinnerten ſie ſich, daß ſie hier im Lande eine ähnliche Pflanze geſehen hätten. Sie wurden um ſo viel mehr in dieſen Gedanken beſtärkt, da verſchiedene Pflanzen in Canada unter eben der Pohlhöhe liegen, als die Oerter in der Chineſiſchen Tartarey und China, wo die rechte Gin-ſeng wild wächſt. Es ſchlug ihnen auch nicht fehl. Sie fanden dieſelbe Gin-ſeng an vielen Stellen des nördlichen Amerika, ſowohl in den Franzöſiſchen als Engliſchen Pflanzörtern in Wäldern, wo es eben war, häu-

Man findet ſie auſſerdem beſchrieben und angeführt in CATESBY'S *Natur. Hiſt. of Carolina T. 3. p.* 16. *t.* 16. LAFFITAV *Ginſ.* 51. *t.* 1. P. CHARLEVOIX *Hiſt. de la nouvelle France T. IV. p.* 308. *Fig. XIII. T. V. p.* 24. bey welchen man zugleich ihre Abbildung ſehen kann.

* *Deſcription de l'Empire de la Chine, T. IV. p.* 9.

häufig wild wachſen. Sie liebt Schatten und eine tiefe fette Gartenerde, nicht aber naſſe oder erhabene Stellen. Man kann nicht eben ſagen, daß ſie ſo gemein iſt. Denn bisweilen kann man einige Meilen durch die Wälder reiſen, ohne ein einziges Kraut von ihr zu ſehen. Doch wächſt ſie in Menge an den Orten, die ſie zu ihrem Aufenthalte erwählt hat. Sie blühet im May und Junius, und die Beere ſind zu Ende des Auguſts reif. Sie verträgt gut, mit der Wurzel von dem einen Orte zum andern verſetzt zu werden, und fängt bald an ihrer neuen Stelle zu wachſen an. Einer und der andere, der die Beere geſammlet und ſie in den Küchengarten geſetzt hat, berichteten, daß ſie ein oder zwey Jahre in der Erde gelegen, ehe ſie aufgeſchoſſen wären. Die Iroquois nennen dieſe Wurzeln Garangtoging. Das Wort iſt nach Schwediſcher Ausſprache geſchrieben, und ſoll ſo viel als ein Kind ausdrücken, indem die Wurzel einiger maſſen damit eine Aehnlichkeit hat. Nach anderer Meinung ſoll aber dadurch die Lende und das Bein verſtanden werden, denen es ziemlich gleich ſiehet. Der Nutzen, den die Franzoſen dieſer Wurzel zuſchreiben, beſtehet darin, daß ſie die Engbrüſtigkeit hebt, den Magen ſtärkt, und die Fruchtbarkeit bey den Frauenzimmern befördert. Man trieb jetzt hier einen ſtarken Handel mit ihr. Denn man ſammlete ſie in Menge und verſchickte ſie nach Frankreich, von wo ſie nach China mit ſehr gutem Vortheil gebracht wird. Als man ſie zuerſt von hier nach Europa zu verſenden anfieng, wurde ſie ſehr gut bezahlt. Man erzählte, daß einige Kaufleute in Frankreich anfänglich ein unglaubliches Glück mit dieſem Handel nach China gemacht hätten. Als ſie aber ſo fleißig fortfuhren, ſie nach China

zu verſenden; ſo iſt der Preis derſelben ſowohl in China, als folglich in Frankreich und hier in Canada anſehnlich gefallen. Doch finden die Kaufleute noch ihre gute Rechnung dabey. Im Sommer des Jahrs 1748 bezahlte man in Quebec 6 Francs für ein Pfund Gin-ſeng. Gemeiniglich bezahlt man ein Pfund Gin-ſeng mit 100 Sols daſelbſt. Während der Zeit, da ich mich jetzt in Canada aufhielt, empfiengen faſt alle Handelsleute, ſowohl in Quebec als Montreal, Briefe von ihren Freunden in Frankreich, worin ſie erſucht wurden, dieſen Sommer eine Menge Gin-ſeng ſammlen zu laſſen, und nach Frankreich zu überſchicken. Es war alſo der Sommer vom Jahr 1749, da man dieſe Wurzel mehr als gewöhnlich in Frankreich ſuchte. Daher ſammlete man ſie auch in Canada mit vielem Fleiſſe. Die Wilden reiſeten inſonderheit emſig umher, um ſo viel Wurzeln, als ſie konnten, zuſammen zu bringen, welche ſie den Kaufleuten in Montreal hernach überlieſſen. Die rings um dieſe Stadt wohnenden Wilden, waren in dieſem Sommer mit dem einſammlen der Wurzeln ſo beſchäftigt, daß die Franzöſiſchen Bauern während der ganzen Zeit nicht im Stande waren, einen Indianer zu miethen, um wie ſonſt immer gewöhnlich iſt, ihnen bey der Erndte zu helfen. Manche befürchteten, daß, wenn man ſie einige Jahre nach einander mit ſolchem Fleiſſe auftreiben wollte, ohne an jedweder Stelle einige Pflanzen zur Fortpflanzung ſtehen zu laſſen, innerhalb kurzer Zeit wenig nachbleiben würde; welches ſehr wahrſcheinlich iſt. Denn es berichteten alle, daß ſie ehemahls in der Nähe um Montreal häufig gewachſen ſey. Jetzt war ſie aber da ſo ausgereutet, daß keine einzige Pflanze mehr daſelbſt

zu

zu finden war. Daher waren die Wilden in dieſem Sommer genöthigt, weit innerhalb der Engliſchen Gränze zu gehen, um dieſe Wurzeln aufzuſuchen und zu ſammlen. Sie erhielten nun von den Handelsleuten in Montreal 40 Francs für einen Minot, der mit dieſen friſchen Wurzeln angefüllt war. Man hatte hernach ziemlich viel Mühe mit ihnen. Denn die von den Wilden erhandelten Wurzeln wurden gleich auf den Böden ausgebreitet, um da zu liegen und eine lange Zeit zu trocknen. Gemeiniglich wurden zwey Monate und noch mehr erfordert, nach dem die Witterung dürre oder feuchte war, ehe ſie ſo trocken, als nöthig iſt, werden konnten. Während dieſer ganzen Zeit müſſen ſie ein oder ein paar mahl täglich gewandt werden, ſonſt werden ſie ſchimmlich oder verderben. Etwas nördlich von Montreal hatte man ſie niemahls wild wachſen geſehen. Der Vorſteher der Geiſtlichen hier im Lande und verſchiedene andere erzählten mir, daß die Chineſer dieſe Canadiſche Gin-ſeng für eben ſo gut, als die Tartariſche hielten; und daß noch niemanden völlig bekannt wäre, wie die Chineſer bey der Zubereitung dieſer Wurzel verführen. Doch ſoll ſie unter andern darin beſtehen, daß wenn man die Wurzel genommen und ſie zu trocknen angefangen hat, ein Decoct von den Blättern der Pflanze gemacht wird, worin man die Wurzel einweicht. Die Wurzel, welche die Chineſer zubereiten, ſoll faſt durchſcheinend ſeyn, und wie Horn inwendig ausſehen. Die Wurzel, die für tauglich erkläret werden ſoll, muß ſchwer und inwendig dicht ſeyn.

Die in Canada faſt durchgehends ſo genannte Herba capillaris * war auch eine von den Gewächſen, womit Canada einen erheblichen Handel treibet. Sie wird von den Engländern in ihren Pflanzörtern **Maidenhair** genannt. Sie wächſt in Menge in allen Engliſchen Provinzen, die ich in dem nördlichen Amerika durchreiſet bin. Und iſt in dem ſüdlichen Theil von Canada gleich gemein. Aber um Quebec bin ich ihrer niemahls gewahr worden. Sie kommt eigentlich nur im Schatten in den Wäldern in ziemlich guter Erde fort. Verſchiedene Leute beides in Albany und Canada berichteten, daß ihre Blätter ſehr ſtark, anſtatt des Thees, in der Schwindſucht, in dem Huſten und allen Bruſtkrankheiten gebraucht würden. Sie haben dieß von den Wilden gelernet, welche ſie von uralten Zeiten her hiezu angewandt haben. Dieſe Amerikaniſche ſoll in der Heilungskunſt beſſer als das **Frauenhaar** ** welches in Europa gefunden wird, ſeyn. Daher wird jährlich nach Frankreich eine ſehr groſſe Menge davon verſchicket. Der Preis iſt verſchieden, und richtet ſich theils nach ihrer Güte, und nachdem ſie bey dem Trocknen gehandhabet worden, theils auch nach der Menge, die man davon erhält. Denn wenn ſie in groſſer Menge geſammlet und nach Quebec hinunter gebracht wird: ſo fällt der Preis, und umgekehrt, wenn davon weniger einkömmt.

Gemei-

* Sie iſt das Adiantum pedatum des Ritters Linnäus. Man ſehe *Spec. pl. p.* 1095. Vom Cornutus in deſſen *Canadenſ. plant. hiſtoria p.* 7. wird ſie Adiantum Americanum genannt. Er beſchreibt ſie daſelbſt und liefert auf der 6ten Seite eine Abbildung von ihr.

** Adiantum capillis veneris.

Gemeiniglich iſt der Preis in Quebec für ein Pfund von 15 bis 5 Sols. Die Wilden begaben ſich dieſe Zeit in Menge herum in die Wälder, und fuhren weit oberhalb Montreal, dieſes Kraut aufzuſuchen und zu ſammlen.

Die **Küchenkräuter** kommen an dieſem Orte ſehr gut fort. Der **Weißkohl** ſtünd ſehr ſchön, ob er gleich an einigen Orten anſehnlichen Schaden von den Würmern gelitten hatte. Der **Rothlauch** war hier ſtark im Gebrauche, wie auch **andere Arten von Lauch.** Nicht weniger bediente man ſich häufig verſchiedener Arten **Kürbiſſe**, der **Melonen**, des **Sallats**, der **Hindläuftwurz**, verſchiedener Arten **Erbſen**, **Teutſcher und Vicebohnen**, der **Möhren** und **Gurken.** Man hatte auch ziemlich viel **rothe Beten**, **Rettich**, **Reddiſen**, **Timjan** und **Majoran.** Die **Rüben** werden hier ſtark geſäet und vornehmlich im Winter gebraucht. Die **Paſtinakwurzeln** aß man verſchiedentlich, ob gleich nicht ſo gar häufig. Sehr wenige hielten etwas auf die **Erdartiſchocken.** Weder die gemeinen * noch die Bermudiſchen **Poteten** ** pflanzte man in Canada. Auf die Frage, warum ſie dieſelben nicht pflanzten? antworteten ſie, daß ſie an keiner von dieſen Arten Gefallen fänden, und lachten die Engländer aus, daß ihnen dieſelben ſo gut ſchmeckten. Der **Wurzelkohl**, oder die Kohlwurzeln, waren nirgends in dem ganzen nördlichen Amerika, weder bey den Schweden, Engländern, Holländern, Irrländern, noch Teutſchen oder Franzoſen bekannt. Diejenigen, welche hier in Canada in

* Solanum Tuberoſum.

** Conuoluulus Batatas.

in vielen Jahren mit allerhand Küchenkräutern gehandelt hatten, und in dem Gartenweſen Einſichten beſaſſen, berichteten, daß ſie jährlich genöthigt wären, neuen Samen aus Frankreich zu verſchreiben; indem ſie hier in Canada gemeiniglich in der dritten Abſtammung ihre Kraft verlören, und nicht ſo gute und wohlſchmeckende Gewächſe hervorbrächten.

Bey den Wilden, welche in dem nördlichen Amerika von uralten Zeiten gewohnet, und von einerley Volkarten und Sprachen ſind, haben die Europäer niemahls einige Buchſtaben vielweniger Schriften oder Bücher finden können. Dieſe Wilden haben daher in einigen Jahrhunderten in der größten Unwiſſenheit und Dunkelheit gelebet. Aus der Urſache wiſſen ſie ſelbſt nicht einmahl, wie es mit ihrem Lande vor der Ankunft der Europäer beſchaffen geweſen, ſondern alle ihre Kenntniß davon beruht auf loſe Sagen und Fabeln. Es weiß niemand, ob vor den Wilden, die jetzt hier wohnen, ein anderes verſchiedenes Volk ſich vorher da aufgehalten habe, oder ob auch einige andere Völker dieſen Welttheil, ehe Columbus den Weg dahin entdecket, beſucht haben. Eben ſo iſt es unbekannt, ob die chriſtliche Lehre jemahls in ältern Zeiten hier gepredigt worden iſt. Ich redte mit verſchiedenen Jeſuiten, welche in dieſem groſſen Lande weit herumreiſen, und frug ſie, ob ſie jemahls bey den Wilden, die daſelbſt wohnen, einige Spuren, daß ehedem Chriſten da geweſen wären, gefunden hätten: ſie läugneten es aber insgeſammt. So unwiſſend dieſe Wilden in Wiſſenſchaften und der Schrift ſind, und allezeit geweſen: ſo unerfahren ſind ſie auch in der

Bau-

Baukunſt und den Handarbeiten geweſen. Man ſuchet bey ihnen vergebens wohlgebauete Städte oder Häuſer, künſtlich gemauerte Veſtungen, hoch erhabene Thürmer und Pfeiler, mit andern ähnlichen Dingen, welche die alte Welt ganz von uralten Zeiten aufweiſen kann. Die Gebäude unſerer Wilden beſtehen in elenden Hütten von Baumrinden, wo faſt von allen Seiten der Regen und der Wind einbrechen kann. Ihr einziges Mauerwerk beſteht darin, daß ſie einige loſe graue Felsſteine auf die Erde rund um die Feuerſtätte in ihren Hütten legen, um zu verhindern, daß die Brände nicht zu weit in die Stube fallen, oder vielmehr, daß ſie die Stelle in ihrer Hütte, wo die Feuerſtätte iſt, abzeichnen. Ein Reiſender genießt hier nicht des zehnten Theils von dem Vergnügen, deſſen er ſich in unſern alten Ländern bey ſeinen Reiſen erfreuen kann. Denn faſt jeden Tag kömmt ihm ein Denkmaal des Altherthums vor. Bald ſieht er eine alte berühmte Stadt; bald Ueberbleibſel von einem alten Schloſſe; bald ein Feld, wo vor einem oder mehr hundert Jahren eine blutiges Treffen zwiſchen den mächtigſten und klügeſten Königen oder Generalen vorgefallen iſt; bald eines groſſen gelehrten oder auf andere Weiſe weitberühmten Manns Geburtsort oder ehemahligen Aufenthalt, u. ſ. w. Man kann an ſolchen Orten ſeine Gedanken auf mannigfaltige Weiſe ergetzen, und ſich alle vergangene Begebenheiten gleichſam lebendig vorſtellen. Hier in Amerika hat man aber ein ſolches Vergnügen nicht. Man darf in der Geſchichte kaum länger, als auf das, was ſich ſeit der Ankunft der Europäer zugetragen hat, zurückgehen. Das was vorher vorgefallen iſt, hat mit einer Erdichtung und Traum gröſſere Aehnlichkeit,

als

als mit einer wirklichen Begebenheit. Doch hat man in ſpätern Zeiten ein und anderes Denkmaal des Alterthums gefunden, woraus ſich ſchlieſſen lieſſe, daß Nord-Amerika entweder in ältern Zeiten von einem ältern und in den Wiſſenſchaften mehr erleuchteten Volke, als dasjenige, welches die Europäer bey ihrer erſten Ankunft da angetroffen, bewohnt geweſen, oder daß von der alten Welt nach dieſem Lande ein Heerzug angeſtellet worden ſey.

Dieß wird durch eine Nachricht beſtätigt, die mir der Herr **Verandrier**, der ſelbſt die Expedition zum Südmeer, der ich gleich gedenken werde, anführte, bey der Tafel des Generalguvernörs Marquis La Galiſſoniere, über der Mittagsmahlzeit mittheilte. Ich habe eben das hernach verſchiedene mahl von andern erzählen gehört, welche ſelbſt Augenzeugen davon geweſen ſind. Es beſteht kürzlich in dem folgenden. Einige wenige Jahre vor meiner Ankunft in dieſem Lande, wurde von dem damahligen Generalguvernör über Canada, Chevalier de Beauharnois, dem erwähnten Officier, Herrn Verandrier Befehl gegeben, mit einer Menge Mannſchaft eine Expedition von Canada quer durch das nördliche Amerika zu dem Südmeer vorzunehmen, um zu unterſuchen, wie weit dieſe Oerter von einander entfernet wären, und zu erforſchen, was für Nutzen entweder Canada oder Louiſiana durch die Verbindung mit dieſem Meer haben könnte. Die Reiſe wurde zu Pferde von Montreal, und zwar aufs genaueſte, oder ſo viel es ſich wegen Ströme, Seen, Berge u. ſ. f. thun ließ, nach Weſten angeſtellt. Als ſie tief in das Land hineinkamen, und vielen Arten von

Volk

Volk vorbey gereiſet waren: ſtellten ſich ihnen zuweilen groſſe von Gehölzen entblößte Felder dar, die voll mit einem hohen Graſe waren, und einige Tagereiſen in eins fortliefen. An vielen von dieſen Feldern war die Erde durchgängig mit Furchen bezogen, als hätte man ſie ehemahls mit einem Pfluge ſo zugerichtet, und als wenn in alten Zeiten Aecker da geweſen wären. Es iſt zu merken, daß die Erde von denen jetzt in Amerika befindlichen wilden Völkern nicht dergeſtallt hat beſtellet werden können, indem ſie niemahls Pferde, Ochſen, Pflüge und ähnliche Ackergeräthſchaft weder gebraucht haben, noch jetzt brauchen; noch vor der Ankunft der Europäer jemahls einem Pflug geſehen haben. An zwey oder drey Stellen, doch weit von einander, ſind in den Felſen gleichſam Eindrücke von Füſſen, ſowohl von erwachſenen Menſchen als von Kindern, zu ſehen geweſen. Dieß iſt aber ohnfehlbar als ein Spiel der Natur zu betrachten. Als ſie weit nach Weſten gekommen waren, wo, ſo viel man weiß, kein Franzoſe oder Europäer geweſen iſt, fanden ſie an einem und dem andern Orte, beides in dem Walde und auf weiten flachen Feldern, groſſe Pfeiler von Steinen, die ſich gegen einander lehneten. Die Pfeiler beſtunden aus einem Stücke, und konnten die Franzoſen nicht anders ſehen, als daß ſie von Menſchenhänden errichtet wären. Verſchiedentlich haben ſie ſolche Steine auf einander gelegt, und gleichſam gemauert, angetroffen. An einigen Orten wo ſolche Steine geſtanden ſind, haben ſie keine andere Steine in der Nähe wahrgenommen. Sie haben an keinem von dieſen Steinen eine Schrift oder Buchſtaben entdecken können, ſo ſorgfältig ſie auch darnach geſuchet. Endlich aber ſind ſie auf einen groſſen Stein gerathen,

der einem Pfeiler geglichen, und in dem ein anderer kleiner Stein, den man mit unbekannten Buchſtaben an beiden Seiten beſchrieben, eingefügt geweſen iſt. Dieſen Stein, der ohngefähr die Länge eines Franzöſiſchen Fuſſes, und beynahe die Breite einer Hand gehabt hat, brachen ſie los, und führten ihn hernach mit ſich nach Canada, von da er dem Staatsſecretäir in Frankreich, dem Grafen Maurepas, zugeſchickt worden. Wohin er nachher gekommen, wuſte keiner zu ſagen, ſondern ſie glaubten, daß er noch in ſeinem Cabinette aufgehoben würde. Verſchiedene von den Jeſuiten, welche ſelbſt hier in Canada dieſen Stein geſehen und in Händen gehabt haben, berichteten einſtimmig, daß ſie die Buchſtaben, die an ihm eingeritzet geweſen, mit denjenigen, die in Büchern von der Tatarey als Tatariſche Buchſtaben abgezeichnet ſtehen, verglichen, und ſehr viele völlig von einerley Art gefunden hätten. Ob nun gleich die nach dem Südmeer abgeſchickten Franzoſen ſich alle erdenkliche Mühe gaben, von dem da wohnenden Volke zu erfahren, wenn und von welchen dieſe erwähnten Steinpfeiler errichtet worden? was ſie für Sagen und Gedanken davon hätten? wer derjenige geweſen, der die Buchſtaben geſchrieben? was dadurch verſtanden würde? was für eine Art Buchſtaben es wäre? und in welcher Sprache ſie geſchrieben worden? mit andern Umſtänden: ſo konnten ſie doch von ihnen nicht die geringſte Erläuterung davon erhalten, ſondern dieſe Wilden waren ſelbſt ſo unwiſſend in dieſer Sache, als die Franzoſen. Das einzige, was ſie darauf zur Antwort zu geben wuſten, war dieß, daß dieſe Steine daſelbſt von uralten Zeiten geſtanden wären. Die Oerter, wo die erwähnten Pfeiler ſtunden, waren bis 900 Franzöſi-

zöſiſche Meilen weſtwärts von Montreal entfernet. Die rechte Abſicht bey ihrer Reiſe, nehmlich nach der Weſtſee hinzukommen, und die Entfernung derſelben von Canada zu unterſuchen, wurde doch nicht von der abgeſchickten Mannſchaft erreichet. Denn ſie wurden verleitet, an einem Kriege, welchen die am weiteſten weg wohnenden wilden Völker unter einander führten, Theil zu nehmen, in welchem einige von den Franzoſen gefangen genommen, die andern aber genöthigt wurden, auf die Rückreiſe ſich zu begeben. Von den letzten und längſt nach Weſten wohnenden Wilden, bey denen ſie waren, erfuhren ſie doch, daß von da nur wenige Tagesreiſen nach dem Südmeer wären; daß ſie öfters mit denen bey dem letzgedachten Meer befindlichen Spaniern Handel trieben; daß ſie auch zuweilen nach dem Hudſoniſchen Meerbuſen reiſeten, und mit den Engländern handelten. Einige von dieſen Wilden hatten Häuſer, die von Erde aufgeführet waren. Viele Völker von ihnen hatten niemahls einen Franzoſen vorher geſehen. Sie waren meiſtentheils in Fellen gekleidet; viele giengen aber ganz nackend.

Es waren alle in Canada, die eine Reiſe weit in das Land, entweder nach Süden oder vornehmlich nach Weſten angeſtellt hatten, darin einſtimmig, daß man daſelbſt an vielen Orten groſſe flache von Wäldern entblößte Felder antrift, wo die Erde mit Furchen bezogen iſt, als wäre ſie vorher mit einem Pfluge ſo beſtellet worden, und als wenn ehemahls Aecker daſelbſt geweſen wären. Auf was Weiſe die Erde zuerſt ſo zugerichtet worden, kann niemand ſagen. Denn die Aecker eines ganzen und ſehr groſſen Dorfs oder Stadt der Wilden,

können gemeiniglich ihrer Weite nach nicht ein viel gröſſeres Land einnehmen, als was mit 4 oder 6 unſerer Morgen überein kömmt; da gleichwohl die genannten mit Furchen bezogenen Felder bisweilen einige Tagereiſen ausmachen ſollen, ausgenommen, daß man eine kleine ebene Stelle hin und wieder, oder auch einige kleine Anhöhen, erblickt.

Mehrere Denkmäler des Alterthums konnte ich in Canada nicht erfragen, ſo ſorgfältig ich mich auch darnach erkundigte. In der Fortſetzung meiner Reiſebeſchreibung für das Jahr 1750 finde ich Gelegenheit von zweyen andern Merkwürdigkeiten zu reden. Daß aber unſere Scandinavier, vornehmlich die nordiſchen, lange vor den Zeiten des Columbus Reiſen nach dem nördlichen Amerika unternommen, hat unter andern der Herr Magiſter Georg Weſtmann klärlich und umſtändlich in ſeiner gelehrten, zur Erhaltung der Würde, im Jahr 1747, in Åbo vertheidigten Streitſchrift dargethan; wohin ich daher den geneigten Leſer verweiſe.

Vom achten. Des Morgens beſahe ich das gröſſere Nonnenkloſter hier in der Stadt. Es wird ſonſt bey höchſter Strafe einer Mannsperſon nicht verſtattet, daſelbſt Beſuch abzulegen; ausgenommen, in gewiſſen Zimmern, welche durch ein Gitterwerk abgetheilet ſind, wo entweder die Mannsperſonen oder auch Frauensleute, die nicht zum Kloſter gehören, an der äuſſern, und die Nonnen an der innern Seite ſtehen, und ſo mit einander durch die Löcher des Gitterwerks reden. Um aber die vielfältige Gunſt und Ehre, welche die Franzöſiſche Nation mir, als einem Schweden erzeigte, zu vermehren, verfügte

fügte der Generalguvernör Marquis la Galiſſoniere es dahin, daß mir der Biſchoff erlaubte, in das Kloſter ſelbſt hinein zu gehen und die Einrichtung zu ſehen. Der Biſchoff allein kann den Mannsleuten dieſe Freyheit ertheilen, es geſchiehet aber auch ſehr ſelten. Doch hat der Königliche Arzt wegen der Kranken, wie auch ein Wundarzt, die Erlaubniß, ſo oft als ſie nöthig erachten, hineinzugehen. Der Herr Gaulthier, ein Mann von groſſen Einſichten ſowohl in der Arzneigelahrheit als der Kräuterkunde, war jetzt Königl. Arzt hieſelbſt, und folgte mir bey dieſem Beſuche. Wir beſahen erſt das Hoſpital, welches gleich beſchrieben werden ſoll, und darauf giengen wir hinauf ins Kloſter, welches einen Theil des Hoſpitals ausmacht. Es war ein groſſes Steinhaus, von dreyen Stockwerken, das man inwendig in lange Gänge, mit Kammern, Sälen und andern Zimmern zu beiden Seiten der Gänge, abgetheilt hatte. Die Kammern der Nonnen waren in dem oberſten Stockwerk zu beiden Seiten an dem langen Gange. Sie waren ziemlich klein. Inwendig waren ſie nicht bemahlt, ſondern es hiengen nur einige Bilder von Papier, welche Heilige und was ähnliches vorſtelleten, wie auch das Bildniß des Erlöſers am Kreuze, an der Wand. Ein Bett mit Vorhängen und guten Betten, ein kleines ſchmahles Pulpet, und ein paar Stühle, waren alles, was man in der Kammer antraf. Es wurde niemahls in einer derſelben geheizet, ſondern die Nonnen ſollen auch im Winter in der Kälte liegen. Auf dem langen Gange ſtund gleichwohl ein eiſerner Ofen, der im Winter geheizet wird; und indem alsdenn die Stubenthüren offen gelaſſen worden, ſo kan einige warme Luft da hinein kommen. In dem mittlern

Stockwerk befanden ſich die Zimmer, in denen ſie ſich täglich aufhielten, wenn ſie beyſammen waren; als das Zimmer, worin ſie arbeiteten. Dieſes war groß, hübſch bemahlt und ausgeputzt, und hatte einen eiſernen Ofen. Hier beſchäftigten ſie ſich mit allerhand, ſie neheten, brodierten, vergoldeten, verfertigten Blumen von Seide, die mit den natürlichen ſehr viele Aehnlichkeit hatten. Mit einem Worte, die Nonnen gaben ſich mit allen den feinen Arbeiten ab, die man von dem Frauenzimmer erwarten kann. In einem andern Zimmer oder Saal kamen ſie zuſammen, um ihre Berathſchlagungen zu halten. In einem andern lagen diejenigen, die einiger maſſen krank waren. Diejenigen aber, die mit einer ſchlimmern Krankheit behaftet waren, hatten ihr beſonderes Zimmer. In einem andern unterwies man die neuen Ankömmlinge und die, welche den Nonnenorden anzunehmen willens waren. Auſſerdem war noch ein beſonderer Saal zum Speiſezimmer beſtimmet. Hier ſtunden Tiſche zu allen Seiten. An der einen Seite war eine kleine Kanzel errichtet, auf der ein Buch in Franzöſiſcher Sprache, von dem Leben der Heiligen, deren die heilige Schrift erwähnet, lag. Wenn ſie eſſen, ſo iſt es überall ſtill, und niemand redet ein Wort. Darauf tritt eine von den älteſten auf die Kanzel, und lieſet ihnen im Stück aus dem gemeldeten Buche vor; und wenn dieß zu Ende gebracht worden, nehmen ſie ein anderes geiſtliches Buch. Während der Mahlzeit ſitzen ſie nur an der innern Seite des Tiſches gegen die Wand; an der äuſſern Seite aber ſind keine Stühle, noch ſitzt jemand da. Faſt in einem jedweden dieſer Zimmer und groſſen Säle ſtund ein vergoldeter Tiſch, worauf Lichter und Leuchter, ſammt dem

Bildniſſe des Erlöſers, und einiger Heiligen daneben, geſtellt waren; bey welchem Tiſche ſie ihre Gebeter verrichteten. An der einen Seite war die Kirche, und neben derſelben ein groſſer Saal, den man mit einem Gitterwerk von der Kirche abgeſchieden hatte, ſo, daß die Nonnen nur nach der Kirche hingucken, nicht aber hinein kommen konnten. Wenn Gottesdienſt gehalten wird, ſind die Nonnen in dieſem groſſen Saale, und der Prieſter iſt in der Kirche neben bey. Wenn der Prieſter ſeine Kirchenkleider anziehet, ſo reichen die Nonnen ihm dieſelben durch ein Loch zu; und iſt ihnen niemahls erlaubt, in die Sacriſtey mit zu gehen und mit dem Prieſter in einem Zimmer zu bleiben. Es waren hier überdem noch verſchiedene andere Zimmer und Säle, auf deren Nutzen und Abſicht ich mich nicht ſo recht beſinnen kann. In der unterſten Wohnung war die Küche, das Backhaus, verſchiedene Speiſekammern, u. ſ. f. Auf dem Boden zu öberſt hatten ſie ihr Getraide, und da trockneten ſie auch ihr Leinenzeug. Bey dem mittlerſten Stockwerke war an der äuſſern Seite oder auſſen vor, als ein Altan faſt rings um das Haus geſetzet, wo die Nonnen hinaus gehen konnten, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſich umzuſehen. Die Ausſicht von dem Kloſter war faſt zu allen Seiten ſehr ſchön. Man konnte von da über die See, wie auch über die Felder und Aecker, die auſſen vor der Stadt lagen, hinſehen. An der einen Seite des Kloſters war ein groſſer Garten befindlich, in den die Nonnen gleichfalls ſich hinzubegeben, um daſelbſt zu ſpatzieren, Freyheit hatten. Der Garten gehörte den Nonnen zu, und war mit einer hohen Mauer umgeben. Man nahm da eine Menge von allerhand Arten von Küchenfrüchten, von Aepfel- Kirſchen- und wilden Wallnußbäu-

men, wie auch rother Johannisbeerbüſchen, nebſt andern Gewächſen, wahr. In dieſem Kloſter waren, wie man berichtete, ohngefähr 50 Nonnen, die ſchon meiſtentheils ihre Jahre hatten, ſo daß kaum eine unter 40 Jahren alt war. Es hielten ſich jetzt ein paar junge Frauenzimmer da auf, welche in den Stücken, die eigentlich zur Nonnenwiſſenſchaft gehören, unterrichtet werden ſollten. Dieſe neuen Ankömmlinge nimmt man nicht gleich an, ſondern man hat ſie in zwey oder drey Jahren auf die Probe, um zu verſuchen, ob ſie geſetzt und beſtändig werden wollen. Denn in dieſer ganzen Zeit ſteht es in ihrer Freyheit, aus dem Kloſter wieder wegzugehen, wofern ſie keine Neigung finden, da zu bleiben. Wenn ſie aber einmahl als Nonnen aufgenommen und dafür erklärt worden ſind, ſo ſind ſie verbunden, ihre ganze Lebenszeit da zuzubringen. Merket man, daß ſie ihre Lebensart verändern wollen, ſo ſteckt man ſie in ein Zimmer, aus dem ſie niemahls wieder heraus kommen können. Die Nonnen in dieſem Kloſter entfernen ſich niemahls weiter vom Kloſter als ins Hoſpital, welches daneben liegt, und einen Theil des Kloſters ausmacht. Dahin gehen ſie, um die daſelbſt befindlichen Kranken zu pflegen und ihnen aufzuwarten. Bey dem Abſchiede frug mich die Aebtißin, ob ich mit allen ihren Einrichtungen zufrieden wäre. Und nachdem ich mich erkläret hatte, daß ſie mir gefielen, ob die Lebensart gleich ſehr gezwungen wäre, ſagte ſie mir weiter, daß ſie mit ihren Schweſtern Gott für mich herzlich bitten wollten, daß ich gut Römiſch-Catholiſch geſinnt würde. Ich antwortete darauf, daß mir noch mehr darum zu thun wäre, ein guter Chriſte zu ſeyn und zu bleiben, und daß ich zur Vergeltung für ihre mir ertheilte Ehre und

ihre

ihre Gebete, nicht unterlaſſen wollte, Gott eifrig anzuruffen, daß er aus ihnen gleichfalls gute Chriſten machen möchte; denn dieß wäre die höchſte Stuffe einer wahren Religion, zu der man hier in der Sterblichkeit gelangen könnte. Worauf ſie mit einem angenehmen Lächeln Abſchied nahm. Verſchiedene hier in der Stadt, ſo gar unter den Frauenzimmern ſagten, daß ſich ſelten eine von den Nonnen in das Kloſter begeben hätte, ehe ſie ſchon zu einem ſolchen Alter gekommen wäre, welches ihr einen ſtarken Zweifel erwecket, weiter verheyrathet zu werden. Faſt in allen 3 Kloſtern hier in Quebec ſahen die Nonnen ſehr alt aus, ſo, daß der erwähnte Ausſpruch nicht völlig ungegründet ſeyn wird. Man war hier überall darin einig, daß in Canada, ſowohl auf dem Lande, als in den Städten, bey weiten nicht ſo viele Mannsperſonen als Frauensleute wären. Denn viele Mannsperſonen ſterben auf ihren Reiſen; viele fahren nach den Weſtindiſchen Inſeln, und ſterben da entweder, oder laſſen ſich da nieder; viele kommen in dem Kriege um u. ſ. f. Hieraus ſcheinet für einige Frauenzimmer eine Nothwendigkeit zu entſtehen, in das Kloſter ſich zu begeben.

Das Hoſpital machte, wie ſchon gemeldet worden, einen Theil des Kloſters aus. Es beſtund aus zweyen groſſen Sälen und einigen Zimmern neben der Apotheck. In dieſen Sälen nahm man an jedweder Seite zwey Reihen mit Betten, die eine innerhalb der andern, wahr. Die innern Betten neben der Wand waren mit Vorhängen verſehen, die äuſſere aber waren offene Bettladen. In einem jedweden Bette lag ein ſchönes Bettzeug, mit doppelten reinen Lacken. So bald der Kranke das Bett

verlaſſen hatte, wurde daſſelbe ſogleich zurecht gebettet; damit alles hier im Hoſpital ſauber, rein und ordentlich wäre. Die Betten ſtunden drey oder vier Ellen von einander ab, und neben einem jedweden war ein kleiner Tiſch zugeſtellet. Es waren in dieſem Saale gute eiſerne Oefen und hübſche Fenſter. Die Nonnen warteten den Kranken auf, und brachten ihnen Eſſen und alles was ſie nöthig hatten, zu. Auſſer ihnen befanden ſich hier einige Mannsperſonen zur Aufwartung, und ein Wundarzt. Der Königl. Arzt war auch verbunden, ein oder mehr mahl des Tages hieher zukommen, nach allem zu ſehen, und das nöthige zu verſchreiben. In dieß Hoſpital werden gemeiniglich kranke Soldaten aufgenommen, deren es vornehmlich zu der Zeit, wenn oie Schiffe des Königs ankommen, welches mehrentheils im Julius und Auguſt geſchiehet, und zur Kriegeszeit, eine groſſe Menge giebt. Zu andern Zeiten aber, wenn unter den Soldaten nicht viele krank ſind, können auch andere Arme, und zwar ſo viele, als Stellen und Betten ledig ſind, eintreten. Der König giebt hier alles, was zu der Verpflegung der Kranken, dem Eſſen, den Arztneimitteln, der Wärme, u. ſ. f. erfordert wird. Man hatte beſondere Zimmer für diejenigen, die ſehr krank waren, damit ſie nicht von dem Geräuſche, das in dem groſſen Saal vorfällt, beunruhigt werden möchten.

Es war hier überall gewöhnlich, daß, wenn jemand nieſete, die Gegenwärtigen eine Verbeugung machten. Bey den Engländern und Holländern geſchahe dieß aber faſt niemahls. Es mögen andere urtheilen, welches von beiden mehr zu billigen ſey. Auf der Gaſſe nimmt man

den

den Hut blos vor Bekannten und den Vornehmen, nicht aber vor allen ab. Junge Leute behielten oft den Hut in dem Zimmer, wo Frauenzimmer waren auf; doch nahmen ihn die meiſten, vornehmlich die Aeltern, bey der Gelegenheit ab. Die Frauenzimmer kräuſelten und puderten ihre Haare täglich, und legten ſie jeden Abend mit Papier in Locken; womit aber die Frauenzimmer in den Engliſchen Pflanzſtädten faſt niemahls ihre Zeit verderben. Die Mannsleute trugen meiſtentheils ihre eigenen Haare mit umgebundenen Beutel. Einige giengen auch in einer Beutelperücke. Die meiſten von den ältlichen hatten entweder lock- oder glatte Perücken. Sehr wenige von den Vornehmen trugen einen Zopf in den Haaren. Bey den vornehmern Mannsleuten war es ſtark in Gebrauch, galonierte Kleider anzuziehen. Alle, die ſich in den Dienſten der Krone befanden, giengen mit Degen. Wenn die Mannsperſonen, ſo gar die vornehmſten von ihnen, den Generalguvernör ausgenommen, in der Stadt ausgiengen, und es ſich nach dem Regen anließ, ſo trugen ſie ihre Mäntel ſelbſt auf dem linken Arme. Wenn jemand in ein Haus kam, wo er Bekannte hatte, und einige Zeit nicht da geweſen war, ſo grüſſete er ſie, von welchem Geſchlechte ſie auch waren, mit einem doppelten Kuſſe.

Die Pflanzen, die ich hier in Canada faſt jeden Tag ſammlete und anzeichnete, und zum Theil beſchrieb, gehe ich nun, wie vorher mit Fleiß vorbey, und will die Gedult meiner Leſer mit deren Hererzählung nicht ermüden. Auſſerdem würde dieſe Reiſebeſchreibung, wofern ich meine faſt täglich gemachten Botaniſchen Wahrneh-

mun-

mungen, und die Beſchreibungen von verſchiedenen Thieren, Vögeln, Inſekten, Erd- und Bergarten, mit andern ähnlichen Merkwürdigkeiten einrücken wollte, zuverläßig ſechs, wofern nicht zehnmahl gröſſer und weitläuftiger, als ſie jetzt iſt, werden. Welcher Buchdrucker aber hier in Schweden wollte und könnte ohne groſſen Schaden ein ſolches Werk auf eigene Koſten verlegen? Ich verſpare daher dieß alles, welches meiſtentheils in trockenen Beſchreibungen von Sachen, welche die Naturgeſchichte betreffen, beſtehet, auf eine Canadiſche Flora, und auf andere Nebenarbeiten. Eben dieß ſage ich auch von den Bemerkungen, die ſich auf die Arztneikunde beziehen. Ich ſammlete zwar ſehr fleißig alles, was ich auf dieſer Reiſe von dem mediciniſchen Nutzen der Amerikaniſchen Pflanzen, und von verſchiedenen Hauscuren erfahren konnte, unter denen einige nicht an einem, ſondern an mehrern Orten für ganz zuverläßig * ausgegeben wurden, ſo, daß ſie mit unzählichen Beiſpielen alle Einwürfe dawider zu erſticken ſich getraueten. Da aber die Arztneigelahrtheit nicht meine Hauptſache geweſen iſt: (ob ich gleich von der zarten Jugend an ein groſſes Gefallen an derſelben bey mir verſpüret habe,) ſo hat es ſich leicht zutragen können, daß ich, indem ich den mediciniſchen Nutzen von ihnen und die Hauscuren aufgeſchrieben, von ohngefähr einen merkwürdigen Umſtand ausgelaſſen habe, da man doch in mediciniſchen Fällen niemahls genau genug ſeyn kann. Daher dürften die Aerzte einen geringen oder gar keinen Nutzen einer ſolchen Anzeichnung ſchöpfen, wenigſtens dieſelbe nicht ſo finden, wie ſie mit Recht hätte

* Souverain.

ſeyn ſollen. Und aus der Urſache bitte ich mich zu entſchuldigen, wenn ich in der Folge, ſo viel als möglich iſt, ſolche zur Medicin, und auſſer meinen Einſichten gehörigen Sachen anzuführen vermeide. Die Menge der Quackſalber oder derjenigen, welche ohne Verſtand und gründliche Einſicht in der Medicin, alles was ſie in den Büchern, es mag auch ſeyn von wem es wolle, von der Heilung der Krankheiten angemerkt finden, gewiſſenlos verſuchen, iſt leider! ſchon auſſerdem zu groß, als daß ich dieſelbe zu vermehren oder zu befördern nöthig hätte. Was die Canadiſchen Gewächſe anbelangt, ſo darf ich nur hier kürzlich anführen, daß je weiter man in dem nördlichen Amerika nach Norden kam, deſto mehr ſich die Menge und die Anzahl der Pflanzen, die bey uns hier in Schweden wild wächſt, vermehrete; ſo daß gleich an der nördlichen Seite von Quebec der vierte Theil, woſern nicht mehr, von den daſelbſt wild wachſenden Kräutern, Schwediſche ſind. Eines und des andern Gewächſes oder Baumes, der einen beſondern Nutzen oder Eigenſchaft hatte, will ich doch kürzlich in der Folge gedenken.

Der **Rennthiermoos** * wuchs ziemlich häufig in den Wäldern hier auſſen vor Quebec. Der Herr Gaulthier und verſchiedene andere berichteten, daß die Franzoſen, wenn ſie ihr Eſſen auf langen Reiſen, die ſie durch groſſe Wälder wegen des Handels mit dem Fellwerke bey den Wilden unternehmen, verzehret haben, dieſen Moos, aus Mangel einer beſſern Nahrung, kochen und das Decoct davon trinken, welches etwas nähren ſoll. Verſchie-

* Lichen rangiferinus.

ſchiedene von den Franzoſen, die in der Terra Labrador geweſen ſind, woſelbſt ſich eine Menge von Rennthieren, welche die Franzoſen und die Wilden hier im Lande Caribau nennen, aufhält, erzählten, daß die ganze Erde, an den meiſten Orten bey Terra Labrador, mit dieſem Mooſe bedeckt, und davon ſchneeweiß iſt.

Vom zehnten. Heute war ich bey den Herren Jeſuiten zur Mahlzeit. Ich hatte ein paar Tage vorher bey ihnen Beſuch abgeleget, worauf den folgenden Tag der Vorſteher mit einem andern von den Vätern zu mir kam, und mich erſuchte, heute bey ihnen zu Mittag zu eſſen. Ich war erſt bey dem Gottesdienſte in ihrer Kirche zugegen, welche einen Theil des Hauſes, worin ſie wohnen, ausmacht. Sie iſt auch ſehr hübſch inwendig, ob ſie gleich keine Sitze hat, ſondern die Leute faſt unter dem ganzen Gottesdienſte genöthigt ſind auf den Knien zu liegen. Oben auf der Kirche iſt ein kleiner Klockenthurm, worin auch eine Schlaguhr mit Zeiger befindlich iſt. Das Gebäude, worin die Jeſuiten wohnen, iſt prächtig gebaut, und ſieht beides inwendig und äuſſerlich ſo vortreflich aus, daß es mit einem ſchönen Schloſſe Aehnlichkeit hat. Es beſteht aus Stein, iſt drey Stokwerke, ohne den Boden mit zu rechnen, hoch, mit Schiefer gedeckt, und in Viereck, eben wie das neue Schloß in Stockholm gebaut, und ſchließt in der Mitte einen groſſen Hof ein. Die Gröſſe iſt beträchtlich, ſo daß wohl 300 Familien bequem Platz darin finden könnten, obgleich jetzt nicht viel mehr als 20 Patres hier wohneten. So ſind ihrer aber doch zu andern Zeiten weit mehr; als wenn diejenigen zurück kommen, welche auf Mißionen in dem Lande ver-

ſtreuet ſind. Nach der Länge einer jeden Seite in dem Viereck läuft in jedwedem Stockwerke ein langer Gang, an dem zu beiden Seiten entweder Kammern, Säle oder andere Zimmer für die Patres, wie auch ihre Bibliothek, Apothek u. ſ. f. abgetheilt ſind. Es iſt alles ſehr gut eingerichtet, und wohnen die Jeſuiten hier überaus bequem. Auſſen vor iſt ihr Collegium, welches an zweyen Seiten von einem groſſen Baum- und Küchengarten mit Alleen und Gängen umgeben iſt. Ein Theil der hier befindlichen Bäume ſind Ueberbleibſel von dem Walde, der hier ſtund, als man die Stadt zu bauen anfieng. Sonſt ſind viele Fruchtbäume hier gepflanzt worden, und der andere Garten iſt mit allerhand Gewächſen, die für die Küche dienlich ſind, angefüllt. Die Patres aſſen zuſammen in einem groſſen Saal. Es ſtunden Tiſche rings herum neben den Wänden, und Stühle zwiſchen den Tiſchen und der Wand, aber keine nach der Erde hin. Neben der einen Wand war eine Kanzel, die einer von den Vätern bey der Mahlzeit beſtieg, um in einem geiſtlichen Buche zu leſen. Heute unterließ man dieß aber, und wandte alle Zeit zur Unterredung an. Man aß hier ſehr gut, und wurden Gerichte in ſo groſſer Menge, wie bey unſern größten Gaſtmählern, aufgetragen. In dieſem ganzen groſſen Gebäude erblickte man keine Frauensperſonen, ſondern nur Patres oder auch Fratres, welche letztern die jüngern ſind, die zu Jeſuiten erzogen werden. Und dieſe waren es, welche das Eſſen anrichteten und auftrugen. Denn die gemeinen Bedienten wurden nicht zugelaſſen. Die Jeſuiten gehen hier zu Lande auf folgende Art gekleidet. Sie gebrauchen alle ihre eigenen Haare, welche etwas kurz abgeſchnitten ſind. An dem

Schei-

Scheitel ſind ſie geſchoren, und ſiehet man da eine kahle Stelle. Die Aeltern tragen eine Kalotte von ſchwarzem Tuch; die Jüngern gehen aber mit dem bloſſen Haupt im Hauſe, oder ſetzen auch einen herabgelaſſenen Hut auf. Sie ſchären alle den Bart, ſo wie es überhaupt bey den Franzoſen in Canada gebräuchlich iſt, ab. Das Halstuch war ſchwarz und beſtund oft ſelbſt aus dem Kragen des Rockes. Der Rock war ein ſchwarzer Leibrock, der doch bis auf die Schuhe herab hieng. Sie knöpften ihn dicht an dem Leibe mit Knöpfen vorne zu, und über den Mittelleib wurde er noch dazu mit einem ſchwarzen Bande angebunden. Unten war er vorne mit Knöpfen ſo zugeknöpft, daß man kaum die Strümpfe, ſondern nur die Schuhe ſehen konnte. Sie bedienten ſich oft der Pantoffeln anſtatt der Schuhe. Ueber den Leibrock zogen ſie gemeiniglich einen Oberrock, der doch dicht anſaß, und nicht völlig bis auf die Knie reichte. Sie hatten keine ſolche Kragen als die Prediger, noch Halbermel. Die Hembdermel waren auch nicht vorne zu ſehen. Die Aelteſten trugen ſchwarze Mützen, welche faſt wie ein Zuckerhuth geſtaltet waren, mit einem Buſche zu öberſt. Dieſe ſetzten ſie auf ihre Kalotte.

Es befinden ſich hier in Canada, auſſer dem Biſchoffe, dreyerley Arten Geiſtliche, nehmlich Jeſuiten, Prieſter, und Barfüſſermünche oder die hier ſo genannten Recolets. Die Jeſuiten ſind wohl ohnfehlbar unter dieſen die vornehmſten. Man ſagt auch hier gemeiniglich, als in einem Sprichworte: um einen Barfüſſermünch zu bilden, kann man mit einem Beile zu recht kommen, zu einem Prieſter braucht man ſchon den Meiſſel, aber zu einem Jeſui-

Jeſuiten muß man einen Pinſel haben *; um damit zu zeigen, wie ſehr der eine den andern überträffe. Die Jeſuiten ſind gemeiniglich ſehr gelehrt, ſtudieren ſtark, ſind ſehr höflich und überaus angenehm in Geſellſchaften. Es leuchtet bey allem, das ſie unternehmen, etwas gefälliges hervor, ſo, daß es kein Wunder iſt, daß ſie die Gemüther der Leute einnehmen können. Sie reden ſehr ſelten von Religionsſachen; und wofern es geſchiehet, ſo vermeiden ſie mehrentheils alle Streitigkeiten. Anſtatt deſſen ſind ſie ſehr dienſtfertig und willig einem an die Hand zu gehen, ſo daß ſie einem, wenn ſie nur einigermaſſen merken, daß man in einer Sache ihre Hülfe verlangt, oder auch an etwas Gefallen hat, kaum Zeit laſſen, davon zu reden, ehe ſie es ſchon bewerkſtelligt haben. Uebrigens iſt alles, was ſie reden, ſehr gelehrt und angenehm, und kann einem die Zeit nicht gern in ihrer Geſellſchaft lang werden. Unter allen Jeſuiten, mit denen ich in Canada umgegangen bin, habe ich nicht einen einzigen gefunden, der nicht dieſe Eigenſchaften, und zwar in einem hohen Grade gehabt hätte. Sie beſitzen hier im Lande groſſe Eigenthümer, welche ihnen von dem Könige in Frankreich geſchenkt worden. Von ihrem prächtigen Collegio und ihrer ſchönen Kirche hier in Quebec habe ich kurz vorher geredet. In Montreal haben ſie auch eine hübſche Kirche und ein kleines nettes Haus mit einem kleinen, doch hübſchen, Garten innerhalb. Es iſt ihnen niemahls darum zu thun, Paſtoren oder Capelläne bey einer

* Pour faire un Recolet il faut une hachette, pour un Pretre un ciseau, mais pour un Iesuite il faut un pinceau.

einer Verſammlung, weder in den Städten noch auf dem Lande zu werden; ſondern ſie überlaſſen dieſe Geſchäfte und die davon flieſſenden Einkünfte den Prieſtern. Ihre einzige Arbeit hier im Lande iſt, Heiden zu bekehren; und in der Abſicht haben ſie ihre Mißionarien überall. Faſt bey einem jeden Dorfe oder Stadt, welche den bekehrten Wilden zugehört, wohnt ein oder ein paar Jeſuiten, die genau Acht geben, daß die bekehrten Wilden nicht wieder zum Heidenthum zurück fallen, ſondern daß im Gegentheil all ihr Wandel chriſtlich ſeyn möge. Dergeſtalt findet man Jeſuiten bey den bekehrten Heiden in Tadouſſac, Lorette, Beccancourt, St. Francois, Sault St. Louis, und überall in Canada, wo ſich bekehrte Wilden aufhalten. Sie haben gleichfalls ihre Mißionarien bey den Unbekehrten, ſo daß ſich gemeiniglich in einem groſſen, den Wilden zugehörigen Dorfe, ein Jeſuite befindet, der bey aller Gelegenheit ſie dahin zu bringen ſucht, ſich zu bekehren. Er begleitet ſie des Winters auf ihre Jagd, woſelbſt er oft alle mögliche Beſchwerde ausſtehen muß: als den ganzen Tag im Schnee zu wandern; im ganzen Winter faſt beſtändig unter freyem Himmel zu liegen; ſowohl bey ſchlimmen als guten Wetter aus zu ſeyn, indem die Wilden ſich vor keiner Witterung ſcheuen; in ihren Hütten, wo es oft von lauter Flöhen und anderm Ungeziefer wimmelt, zu liegen, u. ſ. f. Und dieß alles unternehmen die Jeſuiten, theils um die Wilden zu bekehren, theils wegen Staats- und anderer Urſachen. Der König von Frankreich hat von den Jeſuiten einen ſehr groſſen Nutzen. Denn ſie können oft die Wilden, wozu ſie wollen, überreden, als Bündniſſe mit den Engländern aufzuheben, Krieg gegen ſie anzufangen, alle

ihr

ihr Pelzwerk den Franzoſen zuzuführen, den Engländern nicht zu erlauben, zu ihnen hinzureiſen, und anderes ähnliches. Es haben aber auch die Jeſuiten nicht immer ſo gute Tage hiebey. Denn bisweilen geſchiehet es, daß die Wilden, nachdem ſie ſich betrunken haben, ſich kein Gewiſſen machen, die Mißionarien, die bey ihnen wohnen, umzubringen, welche ſie dann für Spionen ausgeben; oder ſie bringen hernach zur Entſchuldigung vor, daß nicht ſie, ſondern der Branntwein dieſelben umgebracht hätte. Dieß ſind alſo die vornehmſten Beſchäftigungen der Jeſuiten in dieſem Lande. Sie gehen nicht in den Städten herum, um Kranke zu beſuchen; ſie halten keine Beichte, und wohnen keinen Begräbniſſen bey. Ich habe ſie auch nicht in Proceßionen zum Andenken der Jungfrau Maria und anderer Heiligen mit folgen geſehen. Selten oder niemahls gehen ſie hier in ein Haus, um Eſſen zu erhalten; und wenn man ſie erſucht zu bleiben und mit zu eſſen, ſo thun ſie es nicht gern, ausgenommen auf Reiſen. Daher habe ich auch in Städten bemerkt, daß, wenn ſie ſo lange, bis das Eſſen aufgetragen worden, zurückgeblieben, ſie alsdenn mehrentheils weggegangen ſind. Und daher nöthigt man ſie auch ſelten darzu, indem man weiß, daß es faſt immer umſonſt iſt. Aber ein Glas Wein oder etwas Eingemachtes nehmen ſie bisweilen, doch auch nicht ohne gebeten zu werden. Ein jeder merkt leicht, daß ſie gleichſam aus allen andern wegen ihres groſſen Genies und beſonderer Eigenſchaften auserleſen ſind. Man hält ſie auch durchgängig hier in Canada für ſehr verſchlagene Köpfe, die faſt in allen Dingen, die ſie unternehmen, durchdringen, und an Spitzfündigkeit alle andere übertreffen. Daher merkte ich auch zu mehrern mahlen, daß

ſie hier in Canada gleichfalls ihre Feinde hatten. Sie nehmen ſelbſt nicht andere in ihre Geſellſchaft auf, als bey denen ſie groſſe Eigenſchaften verſpüren. Denn alle Dummköpfe ſind hier ausgeſchloſſen. Im Gegentheil ſetzt man hier die Prieſter ſo, wie man ſie bekommen kann; und noch weniger iſt man bey der Wahl ſorgfältig, wenn man einen zum München machen will. Die Jeſuiten, die ſich hier im Lande aufhalten, ſind hier nicht gebohren, ſondern alle aus Frankreich gekommen. Sie mögen nun entweder ſchon damahls Jeſuiten geweſen, oder auch hier zu Lande erſt in den Orden eingetreten ſeyn; ſo iſt es doch allezeit von ſolchen Lehrlingen geſchehen, die von Europa zuerſt hieher gekommen ſind. Viele von ihnen bleiben nur einige Jahre hier im Lande, und reiſen hernach wieder nach Europa. Einige, (unter denen 5 oder 6 noch leben ſollen) die in Canada gebohren worden, ſind nach Frankreich hinüber gereiſet, und daſelbſt, nachdem ſie die gehörigen Proben abgelegt, zu Jeſuiten angenommen worden. Es ſoll aber niemand von ihnen jemahls zurück gekommen ſeyn, ſondern ſie ſind alle in Frankreich geblieben. Was für eine Urſach oder Staatsklugheit darunter mag verborgen liegen, kann ich eben nicht beſtimmen. Während meines Aufenthaltes in Quebec übergab einer von den Prieſtern, mit Einwilligung des Biſchoffes ſein Prieſteramt, und gieng zu den Jeſuiten über. Den andern Prieſtern war dieß doch nicht ſehr mit, weil es ausſahe, als hätte er ihren Stand zu gering geachtet. Bey den Gemeinen, die den Jeſuiten Schatzung geben, wird doch aller Gottesdienſt von den Prieſtern gehalten, welche der Biſchoff ſetzt, die Jeſuiten haben nur den Grundzins davon. Weder die Jeſuiten, noch Prediger, trei-

ben hier einen Handel mit Pelzwerk oder ſonſt etwas, ſondern dieß alles gehört den Kaufleuten zu.

Des Nachmittags legte ich einen Beſuch in dem ſo genannten Seminario, oder da, wo die Prieſter alle beyſammen wohnen, ab. Sie haben hier ihr abgeſondertes Haus, das von Stein erbauet, groß und mit Gängen und Zimmern an den Seiten verſehen iſt. Es iſt einige Stockwerke hoch. Neben bey lag ein ſchöner Garten, der voll von verſchiedenen Arten Fruchtbäumen iſt, wie auch von allerhand Küchengewächſen, nebſt Alleen und Gängen, die zum Spatzieren gemacht ſind. Die Ausſicht von dieſem Garten war unter allen, die ich hier ſahe, die anmuthigſte. Die Herren Prieſter des Seminariums gaben den Herren Jeſuiten an Höflichkeit und angenehmen Umgange nicht viel nach. Und daher brachte ich die Zeit in ihrer Geſellſchaft mit vielem Vergnügen zu.

Die Prieſter ſind die andere Art von Geiſtlichen in dieſem Lande, welche auch zugleich davon die größte Anzahl ausmachen. Denn die meiſten Kirchen in den Städten ſowohl, als alle Gemeinen auf dem Lande, wenn man die bekehrten Wilden ausnimmt, werden durchgehends von Prieſtern beſorget. Sie ſollen gleichfalls einige wenige Mißionarien haben. Hier in Canada giebt es zwey Seminarien, nehmlich in Quebec und Montreal, deren ein jedes ihren Vorſteher hat, ohne daß der eine von dem andern auf einige Weiſe abhangen ſollte. Die Prieſter, die zum Seminario in Montreal gehören, ſind alle von dem Orden des heiligen Sulpicius, und bedienen nur die Verſammlungen, die auf der Inſel Montreal, und der Stadt gleichen Namens befindlich ſind.

Allen den übrigen aber in dieſem Lande ſtehen diejenigen vor, welche von dem Seminario in Quebec herkommen. Die erſtern, oder von dem Orden des Sulpicius ſind alle aus Frankreich. Und man verſicherte, daß man niemahls einen einheimiſchen von Canada in denſelben eintreten laſſen. Aber in dem Seminario zu Quebec machen die im Lande gebohrnen den größten Theil aus. Um fähige Köpfe unter den Landeskindern hiezu anzuführen, ſind ſowohl in Quebec als zu St. Joachim, Schulen geſetzt, worin die Jugend im Latein und in andern zu eben dem Amte gehörigen Stücken und Wiſſenſchaften unterrichtet wird. Man ſoll doch hiebey in der Wahl nicht allezeit ſo genau ſeyn, ſondern oft auch ſolche dazu annehmen, welche nur eine mittelmäßige Fähigkeit beſitzen. Im Latein ſcheinen einige es nicht eben ſo gar weit gebracht zu haben. Denn obgleich faſt aller Gottesdienſt von den Prieſtern auf Latein gehalten wurde, und ob ſie gleich täglich ihr Breviarium und andere Bücher in dieſer Sprache laſen, fiel es doch vielen ſehr ſchwer, dieſelbe zu reden. Alle Prieſter aus dem Seminario in Quebec, werden von dem Biſchoff in Canada eingeſegnet. Die Kleidung der Prieſter hieſelbſt unterſcheidet ſich von der Jeſuiten ihrer vornehmlich darin, daß ſie entweder weiſſe oder hellblaue Kragen haben. Wenn ſie auf Reiſen waren, führten ſie allezeit ihr Breviarium in einem kleinen ledernen Beutel mit ſich, den ſie um den Hals oder den Arm hiengen. Sie laſen zum öftern darin, ſo, daß es ſchien, als wären ihnen gewiſſe Stücke täglich aus demſelben zu leſen vorgeſchrieben. Der König hatte beiden Seminarien hier im Lande ſehr groſſe Eigenthümer geſchenkt. Das in Quebec ſoll jährlich ſeine Einkünfte auf

mehr

mehr als 30,000 Livres ſchätzen können. Das ganze Land an der weſtlichen Seite des Lorenzfluſſes, von der Stadt Quebec an, ganz bis auf die Baye St. Paul hinunter, gehört gänzlich den Prieſtern oder dem zu nächſt gemeldeten Seminario zu. Nicht weniger hatten ſie an verſchiedenen andern Orten hier im Lande groſſe Eigenthümer. Sie verpachteten das Land für einen gewiſſen jährlichen Grundzins an einen jedweden, der ſich da niederlaſſen wollte; und konnte da nachgehends Kind auf Kind ungeſtöret wohnen bleiben, ſo lange man nur das bezahlte, was man ſich in dem Kaufbriefe jährlich zu erlegen anheiſchig gemacht hatte. Gemeiniglich gab man für ein Land von 3 Arpents in der Breite, und 30, 40, oder 50 Arpents in der Länge, jährlich einen Ecu, wie auch ein Paar Hühner und ſonſt etwas kleines, als Schatzung. An den Orten, wo bequeme Waſſerfälle waren, hatten die Prieſter Waſſer- oder Sägemühlen bauen laſſen, wo ſie durch den Mühlenzoll und das Sägen der Bretter jährlich anſehnliche Geldſummen ſammleten. Das Seminarium in Montreal iſt von dem ganzen Grunde, worauf die gemeldete Stadt ſtehet, zugleich mit der ganzen Inſel Montreal, Eigner. Es wurde mir verſichert, daß es an Grundzins ſowohl von der Stadt, als von dem Lande daherum auf der genannten Inſel jährlich über 70,000 Livres ziehet, ohne das mit zu rechnen, was es für Meſſen, Taufen, Beichten, Hochzeiten, Begräbniſſe und ſo ferner, einnimmt. Alles das Geld und die Einkünfte, welche für den Grundzins einlaufen, gehören den Seminarien zu, ohne daß die Prieſter auf dem Lande das geringſte davon erhalten. Und da das Seminarium in Montreal, das blos aus 16 Prieſtern beſtehet, mehr

Geld des Jahrs bekömmt, als es nöthig hat: ſo wird eine Summe davon jährlich nach Frankreich zu dem Haupt-Seminario hinüber geſchickt. Der Grundzins der für das Seminarium in Quebec einfloß, wurde theils zu den Gebrauche der Prieſter im Seminario, theils auch zum Unterhalte einer Menge junger Leute, welche zu Prieſtern auferzogen wurden, angewandt. Die Prieſter, die auſſen auf dem Lande bey ihren Gemeinen wohneten, hatten ihr Auskommen von dem Zehnten, den ihnen ihre Zuhörer gaben, und von der beſondern Bezahlung, die ihnen für die Beſuche bey den Kranken, Hochzeiten u. ſ. f. abgetragen wurde. An den Orten, wo die Gemeinen klein und die Einkünfte gering waren, bekamen ſie von dem Könige beſondere Zulagen. Wenn ein Prieſter auf dem Lande alt wurde und ſich Verdienſte erworben hatte, wurde ihm zuweilen vergönnet, in das Seminarium der Stadt einzutreten, und da ſeine übrige Lebenszeit zuzubringen. Ein jedes Seminarium hat Freyheit, dem Lande, wovon es Eigner iſt, die Prieſter zu ſetzen; aber alles das übrige verſieht der Biſchoff allein mit Prieſtern.

Die Barfüſſermünche machten den dritten Orden von den Geiſtlichen hier im Lande aus. Von den Franzoſen wurden ſie Recolets und von andern Franciſcanermünche genannt, indem ſie den Regeln des heil. Franciſcus folgen. Sie beſitzen hier in Quebec ein ziemlich groſſes und einiger maſſen hübſches Gebäude, worin ſie wohnen, wie auch eine hübſche Kirche, worin ſie allen ihren Gottesdienſt verrichten. Daneben liegt ein groſſer ſchöner Garten, den ſie ſelbſt fleißig bauen. Faſt von eben der Beſchaffenheit iſt ihre Einrichtung ſowohl in Mont-

Montreal als in Trois Rivieres. Sie bemühen ſich eben nicht, zu dieſem Orden die ſchlaueſten Köpfe zu wählen, ſondern ſie nehmen dazu auf, wen ſie bekommen können. Sie zerbrechen ſich auch nicht den Kopf mit vieler Gelehrſamkeit, und verſicherte man, daß ſie, nachdem ſie die Münchskleidung angelegt hatten, ſelten um ihre Kenntniſſe zu erweitern, ſtudierten, ſondern mehrentheils das wenige, ſo ſie vorher gelernet, vergäſſen. Ihre Kleidertracht iſt ein ſchwarzer Langrock von groben Tuche, der bis auf die Abſätze hinab reicht. Hinten bey dem Kragen dieſes Langrocks hängt die Mütze, die wie ein Beutel angemacht iſt, welchen ſie bey ſchlimmen Wetter über den Kopf ziehen. Dieſe Mützen haben völlig mit den Beuteln Aehnlichkeit, welche unſere Frauenzimmer jetzt an ihren Mänteln tragen, welche Gewohnheit vermuthlich erſt von dieſen München hergekommen iſt. Auf dem Haupte haben ſie kleine Kalotte. Das Haar rings um den Kopf iſt kurz, und reicht nur bis auf die Ohren. Um die Mitte des Leibes haben ſie ein ſchmahles kurzes Seil von Hanf gebunden, welches einige mahl um den Leib geſchlungen iſt. Des Sommers gehen ſie barfuß mit Holzſchuhen unter den Füſſen, doch ſo, daß der ganze Fuß über dem Schuhe blos iſt. Im Winter aber tragen ſie Strümpfe. Sie bedienen ſich keines Hemdes von Leinwand, ſondern eines wollenen Hemdes oder wollenen Kamiſols zunächſt an dem Leibe. Wenn ſie in einer Proceßion giengen, hiengen ſie äuſſerlich über den Langrock einen ſchwarzen Mantel, der bis auf den mittlern Theil des Leibes hinab reichte. In der Nacht liegen ſie nicht gern in einem Bette, ſondern gemeiniglich auf einer Matte oder ſonſt etwas hartem auf der Erde; ob ich gleich

ab und zu ziemlich gute Betten bey ihnen angetroffen habe. Sie haben hier im Lande kein Eigenthum, indem ſie das Gelübde der Armuth gethan haben; ſondern ſie leben blos von Allmoſen, welche ihnen die Leute geben. Zu dem Ende haben ſie ihre Fratres oder jungen Münche, welche mit einem Sacke in die Häuſer gehen, und bald dieß bald jenes, was ſie nöthig haben, als Holz, Brot, Fleiſch u. ſ. f. begehren. Auf dem Lande haben ſie keine Gemeine. Doch ſollen ſie bisweilen bey den Wilden Mißionarien abgeben. Aber in einer jeden Veſtung, wo 40 Mann ſich befinden, hält der König einen von dieſen München, anſtatt eines Prieſters, welcher daſelbſt den Gottesdienſt verrichtet, die Beichte hält, das Abendmahl reicht und ähnliche Verrichtungen hat. Ein ſolcher hat dann von dem Könige dafür frey Eſſen, Wohnung, Aufwartung, und was er nöthig hat, wie auch auſſerdem 200 Livres des Jahrs zum Gehalte. Die Hälfte von dieſem Gelde ſchickt er der Communität, von der er iſt, zu, nehmlich entweder nach Quebec oder Montreal, und die andere Hälfte wendet er zu ſeiner Nothdurft an. Auf den Königl. Schiffen werden auch gemeiniglich nicht andere Prieſter als dieſe Münche gebrauchet, welche hier deswegen als des Königs Leute angeſehen wurden. Wenn ein Hauptprieſter * auf dem Lande ſtirbt, und die Stelle in der Eile nicht beſetzt werden kann: ſo ſchickt man einen von dieſen München dahin, um dem Gottesdienſte vorzuſtehen, bis man einen neuen Prieſter ernennen kann. Ein Theil von dieſen München kömmt aus Frankreich, andere aber werden von Leuten, die in Canada gebohren ſind,

* Paſtor.

ſind, genommen. Auſſer dieſen München giebt es hier im Lande keine andere, ausgenommen, daß ein Auguſtinermünch, oder ſonſt einer, bisweilen auf einem hieherfahrenden Schiffe des Königs mitfolgen kann. Er geht aber auch zugleich mit demſelben weg, und bleibt hier nicht zurück.

Vom eilften. Des Morgens ſpatzierete ich zugleich mit dem Königl. Arzte, dem Herrn Gaulthier, vor der Stadt, theils um Pflanzen zu ſuchen, theils um das Nonnenkloſter zu beſehen, das in einiger Entfernung von Quebec liegt. Dieſes Kloſter, welches prächtig von Stein erbauet iſt, liegt an einem anmuthigen Orte, und iſt mit Aeckern, Wieſen und Laubwäldern umgeben, wovon beides die Stadt Quebec und der Lorenzfluß ſehr gut wahrgenommen werden kann. Ein Hoſpital, welches für alte arme Leute, Krüppel u. ſ. f. eingerichtet iſt, macht hier einen Theil des Kloſters aus, und iſt in zwey Säle eingetheilet. Der eine iſt nehmlich den Mannsperſonen, und der andere den Frauensleuten gewidmet. Die Nonnen warten beyderley Geſchlechtern auf; doch mit dem Unterſcheide, daß ſie nur für die Mannsperſonen das Eſſen zurichten, daſſelbe ihnen hinein tragen, ihnen Arztneimittel eingeben, das Eſſen von dem Tiſche wegſetzen, und die übrigen Geſchäfte den Mannsleuten überlaſſen; daß ſie aber in dem Saale, wo ſich die Frauensleute befinden, alle Aufwartung beſorgen. Uebrigens war die Einrichtung mit den Betten und ſ. f. eben dieſelbe, als in dem oben beſchriebenen Hoſpital zu Quebec. Um mir eine beſondere Gunſt zu erzeigen, hatte der Biſchoff auf Begehren des Generalguvernörs, Marquis la Galiſſoniere,

niere, mir auch verſtattet, in dieß Kloſter zu gehen, wohin ſonſt keine Mannsperſon ohne ſeine Erlaubniß kommen kann, und welche Ehre einem ſonſt ſelten wiederfährt. Ich wurde in der Geſellſchaft des Herrn Gaulthier von der Aebtißin faſt in alle Zimmer geführt, und von einer groſſen Schaar Nonnen begleitet. Die meiſten von denen, die ſich hier befinden, ſind von adelichem Herkommen. Die eine, ſo mir folgte, war eines Guvernörs Tochter, welche eine vornehme Mine hatte, und ſehr ſtark gewachſen war. Sehr viele von den Nonnen waren alt; dabey gab es aber auch viele junge, die recht gut ausſahen. Es ſchienen alle in dieſem Kloſter weit mehr gefälliges Weſen beides in der Rede und den Geberden zu beſitzen, als in dem vorigen Kloſter. Die Zimmer waren hier eben ſo, wie in dem vorigen eingetheilet, nur daß man in ihrem Schlafgemache etwas mehr Hausgeräthe antraf. Das Bett war nehmlich mit blauen Vorhängen behangen, man ſahe ein paar kleine Byroen und einen kleinen Tiſch darzwiſchen, ein paar Stühle und einige Bilder an den Wänden. Es war aber in keinem Zimmer ein Kamin oder eiſerner Ofen. Als ich darnach frug, wurde mir zur Antwort gegeben, daß ſie auf alle Weiſe ihren Leib täuben müſten. Aber in den Zimmern oder Sälen, wo ſie beyſammen ſpeiſeten, wo ſie des Tages mit einander arbeiteten, und wo ſie lagen, wenn ſie in eine Krankheit fielen, waren allezeit eiſerne Oefen. Die Anzahl der Nonnen hieſelbſt iſt nicht beſtimmt, doch ſahe ich hier eine gute Schaar. Es wurden hier verſchiedene in den Stücken unterwieſen, welche ihren Kloſterorden betreffen. Dieſe waren diejenigen, welche ſich angegeben hatten, Nonnen zu werden, und jetzt die Prüfung aus-

hal-

halten ſollten. Sie hatten hier auch kleine Mädgen, welche ihre Eltern hieher geſchicket, damit ſie von den Nonnen in dem Chriſtenthum und in Frauenzimmerarbeiten unterrichtet würden. Wenn ſie dieß gelernet haben, werden ſie von den Eltern wieder zurück genommen. Dieſes Kloſter ſieht von weiten wie ein Pallaſt aus, und man ſagt, daß es von einem Biſchoff, der hier auch in einem Chor der Kirche begraben liegen ſoll, geſtiftet worden. Wir botaniſirten den Vormittag etwas auf den Wieſen, welche da in der Nähe lagen, und giengen hernach zur Mittagszeit zum Kloſter zurück, woſelbſt wir bey einem Pater Reccolier, einem alten ehrwürdigen Manne, der hier dem Amte eines Prieſters vorſtund, ſpeiſeten. Das aufgetragene Eſſen war blos von Nonnen zugerichtet. Und es beſtund wohl in ſo vielen und verſchiedenen Gerichten, als man bey der Tafel eines groſſen Herren finden kann. Eben ſo ſchenkte man Wein von mehrern Arten ein. Unter den vielen Confituren, welche zu Ende der Mahlzeit vorgeſetzt wurden, waren auch dieſe, weiſſe Canadiſche Wallnüſſe in Zucker, und Birnen und Aepfel in Zucker oder Zuckerſyrup eingemacht, Aepfel in Weingeiſt verwahret, kleine Citronen von den Amerikaniſchen Inſeln in Zucker, Erdbeere in Zuckerſyrup, und die Wurzel der Angelick in Zucker eingemacht. Dieſes Kloſter ſoll ziemlich groſſe Einkünfte ziehen. Es hatte oben auf dem Gebäude einen kleinen Thurm mit einer Klocke. Wenn man bedenkt, wie groſſe Gegenden hier in Canada den verſchiedenen Klöſtern, den Jeſuiten, Prieſtern und verſchiedenen Herrſchaften geſchenkt und abgetreten ſind: ſo ſcheinet es, als wenn der König nicht ſehr viel für ſich ſelbſt zurückbehalten hätte.

Die

Die Hindbeere, und zwar unſere gewöhnlichen, wuchſen häufig auf den Anhöhen neben Aeckern, Strömen und Bächen, ſo daß die Zweige bisweilen von den Beeren ganz roth ausſahen. Sie waren jetzt zum Theil reif. Dieſe Beere waren eine von den Früchten, die auf Tellern als ein Deſert gleich nach der Mahlzeit aufgeſetzet werden; und dann ißt man ſie entweder wie ſie auf dem Teller liegen, oder mit ſüſſer Milch und Zucker dazu gerieben. Sonſt verwahrete man ſie auch im Winter zu eben der Abſicht auf die Weiſe, daß man die Beere, nachdem man ſie in Zuckergläſer geſchüttet hatte, mit Zuckerſyrup begoß.

Der Vogelbeerbaum * war ziemlich gemein in den Wäldern.

Der Nordoſtwind wurde von allen für den durchdringendſten an dieſem Orte gehalten. Sehr viele, ſogar von den vornehmſten, verſicherten mich, daß dieſer Wind, wenn er im Winter ſtark bläſet, ſich ſo durch ziemlich dicke Mauern durchdringet, daß die ganze Wand an der innern Seite des Hauſes mit Schnee oder einem dicken Reif überzogen wird. Ja, wenn jemand alsdann ein Licht an dieſer innern Seite, wohin der Wind ſtreichet, bey einer dünnern Mauer anſetzt; ſo ſoll es faſt verlöſchen wollen. Dieſer Wind macht, daß Steinhäuſer und Schorſteine an der nordöſtlichen Seite bald Schaden nehmen, ſo daß die Mauer ſich da ſchiefert, und der Thon mit dem Kalk ſich abſondert und wegfällt. Daher ſind ſie oft auf dieſer Seite genöthigt, das Haus auszubeſſern.

Der

* Sorbus aucuparia.

der Nord- und Nordoſtwind werden auch hier für die allerkälteſten gehalten. Des Sommers führt der Nordoſtwind gemeiniglich Regen mit.

Der Unterſcheid zwiſchen dem Climate in Quebec und Montreal, wurde von allen als ſehr groß beſchrieben. In Montreal iſt der Wind und die Witterung oft von ganz anderer Art als in Quebec. Der Winter iſt auch da bey weiten nicht ſo kalt, als an dem lezt genannten Orte. In Montreal wachſen ſehr ſchöne Birnen. Aber hier in Quebec wollen ſie nicht fort: ſondern der Baum verfriert oft im Winter. Gemeiniglich regnet es mehr in Quebec des Jahrs, und der Frühling kommt da ſpäter, der Winter aber zeitiger, als in Montreal. Im Gegentheil werden des Sommers alle Früchte eine Woche oder darüber eher an dem leztern Orte reif.

Vom zwölften. Des Nachmittags begab ich mich mit meinem Bedienten Jungſtröm auſſerhalb der Stadt, um auf dem Lande ein paar Tage zu bleiben, damit ich deſto beſſer ſehen könnte, was ſich hier in den Wäldern für Gewächſe befänden, und wie das Land beſchaffen wäre. Damit wir deſto beſſer fortkommen möchten, hatte der Generalguvernör Marquis la Galiſſoniere einen von den Wilden in Lorette hohlen laſſen, der uns den Weg zeigen, und den Gebrauch, den die Wilden von den hier wild wachſenden Pflanzen machen, bekannt machen ſollte. Dieſer war ein gebohrner Engländer, war aber vor 30 Jahren von den Wilden in Lorette, als er noch ein Knabe war, gefangen, und von ihnen als Kind, anſtatt eines von ihren Angehörigen, den die Feinde umgebracht hatten, aufgenommen worden. Er hatte von der Zeit an ſich beſtän-

beſtändig bey ihnen aufgehalten, die katholiſche Lehre angenommen, ſich mit einer Wildin verheyrathet; und jetzt kleidete er ſich, wie die andern Wilden, und konnte gut Engliſch und Franzöſiſch, nebſt verſchiedenen bey den Wilden üblichen Sprachen reden. Zur weitern Erläuterung desjenigen, was ich nun geſagt habe, will ich hier nur kürzlich melden, daß die Wilden in dem nördlichen Amerika gemeiniglich die Gewohnheit haben, die Gefangenen, die ſie im Kriege gemacht, anſtatt ihrer Angehörigen, die ſie verlohren, aufzunehmen; da dann der Gefangene eben die Vortheile, welche der Todte gehabt hat, genieſſet, und jetzt als der nächſte Blutsfreund angeſehen wird. In den Kriegen zwiſchen den Franzoſen und Engländern hier im Lande, haben die Wilden, welche mit den Franzoſen in Bündniß ſtehen, viele von beiderley Geſchlecht in den Engliſchen Pflanzörtern zu Gefangenen gemacht, und ſie hernach an Kindes Statt angenommen und mit wilden Männern und Frauensleuten verheyrathet. Davon kommt es, daß das Geblüte der Wilden hier in Canada, zu jetziger Zeit, ſehr mit dem Europäiſchen vermiſcht iſt, ſo, daß ein groſſer Theil von den jetzt lebenden Wilden ihren erſten Urſprung von Europa herleiten. Es iſt auch merkwürdig, daß der gröſte Theil der Europäiſchen Gefangenen, die ſie dergeſtalt im Kriege zu ſich genommen, und unter ſich einverleibet haben, inſonderheit, wenn es in ihrer Jugend geſchehen iſt, niemahls wieder in ihren Geburtsort haben zurück gehen wollen, obgleich ihre Eltern und andere von ihren nächſten Angehörigen bey ihnen geweſen, und ſie dazu zu überreden geſucht haben, und wenn es auch in ihrer Freyheit geſtanden iſt. Sondern ſie haben lieber die freye Lebensart der Wilden genieſſen wollen,

len, als bey ihren eigenen Leuten den Europäern zu wohnen; und die Kleidung der Wilden angelegt, und ſich nach denſelben in allen Stücken gerichtet. Man hat ſie daher nicht leicht unterſcheiden können, nur daß ſie der Haut nach weiſſer geweſen ſind. Es giebt auch einige Beyſpiele, daß ſo gar die Franzoſen von ſelbſten zu den Wilden übergegangen ſind und ihre Lebensart angenommen haben. Im Gegentheil aber hat es ſich kaum zugetragen, daß ſich einer von den Wilden zu den Europäern hinbegeben hätte, und ihrer Lebensart gefolget wäre. Sondern wenn ſie im Kriege den Europäern in die Hände gefallen: ſo haben ſie doch immer Gelegenheit geſucht, zu den Ihrigen wieder hinzukommen, wenn es gleich einige Jahre nach ihrer Gefangenſchaft geweſen, und ihnen alle die Freyheiten, die ein Europäer jemahls genoſſen hat, verſtattet worden ſind.

Das Land, wo wir heute durchwanderten, war faſt überall entweder zu Aeckern, Wieſen oder Weiden angewandt. Faſt überall ſtellten ſich Häuſer und Höfe, herrliche Aecker und ſchöne Wieſen dar. Neben der Stadt war das Land ziemlich eben, und hin und wieder von einem Bache mit klar flieſſenden Waſſer durchſchnitten. Die Wege waren ſehr gut, breit, eben und zu beiden Seiten, wo das Erdreich niedrig war, mit Graben umgeben. Weiter von der Stadt ab, fieng ſich das Land mehr und mehr, und zwar zu einer anſehnlichen Höhe zu erheben an, und beſtund aus einem Abſatze über dem andern. Dieſe Anhöhen waren doch ziemlich eben, meiſtentheils ohne Steine, und mit einer guten und reichen Erde bedeckt. Aber etwas unter derſelben lag mehrentheils der

hier überall befindliche ſchwarze Kalkſchiefer, der in ſehr kleine Blätter zerfällt, und in der Luft zerwittert. Einige Schichten davon hatten eine horizontelle, andere aber eine ſenkrechte Lage, oder ſo, daß der eine Rand ſich aufwärts und der andere niederwärts kehrete. Ich habe auch an andern Orten hier um Quebec wahrgenommen, daß dieſer Kalkſchiefer eine ſolche ſenkrechte Richtung hat. Alle dieſe Anhöhen waren angebauet. Man nahm auf denſelben hin und wieder hübſche Kirchen, groſſe vortrefliche Aecker, ſchöne und wohlgebauete Höfe wahr. Die Wieſen lagen meiſtentheils unten in den Thälern, doch waren auch einige auf den Anhöhen. Hier hatte man eine ſchöne Ausſicht. Nach Oſten lag Quebec welches von hier ſehr gut geſehen werden konnte, und einen Theil des Lorenzfluſſes erblickte man auch. Weiter weg nach der ſüdöſtlichen Seite dieſes Fluſſes, zeigte ſich eine lange Reihe von hohen Bergen, welche mehrentheils mit dem Fluſſe gleichlaufend, ob gleich viele Meilen von demſelben weg waren. Nach Weſten wiederum verwandelten ſich die Berge, in einiger Entfernung von dieſen Anhöhen in eine andere Reihe von ſehr hohen Bergen, davon der eine faſt neben dem andern lag. Dieſe liefen gleichfalls parallel mit dem Fluſſe oder ohngefähr von Süden nach Norden. Dieſe hohen Berge beſtehen aus grauem Fels, der aus verſchiedenen Steinarten zuſammen geſetzt iſt, wovon ich unten weiter reden werde. Von dieſen ſcheinet man einen Beweis nehmen zu können, daß der Kalkſchiefer eben ſo alt, als der graue Fels, und nicht in den ſpätern Zeiten erſt entſtanden ſey. Denn hier liegen dieſe ungeheuer groſſen grauen Felſen zu öberſt auf dieſen Höhen, welche aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer beſtanden.

Die **erhabenen Wieſen** in Canada ſind vortreflich, und haben vor denen, welche ich um Philadelphia und in den Engliſchen Pflanzörtern des nördlichen Amerika geſehen, offenbare Vorzüge. Je weiter ich in dieſem Lande nach Norden kam, deſto ſchönere Wieſen, und deſto dichtern und auserleſenern Graswachs bemerkte ich. Hier beſtund faſt alles Gras auf den hohen Wieſen aus einerley Gewächſen, nehmlich aus einer feinen und weichen Abänderung der **ſchmahlblätterigen Poa** *. Denn die kleinen Aehren ** enthielten entweder drey oder vier Blumen. Sie waren aber äuſſerſt klein, ſo, daß man das Gras leicht für eine Agroſtis hätte anſehen können, übrigens aber waren die Samen an ihrer Befeſtigung mit zarten Haaren bewachſen. Das andere Gewächs, womit die Wieſen beſetzt waren, iſt der **weiſſe Wieſenklee** ***. Dieſe beiden machten faſt allein das Heu auf den Wieſen aus, ſie ſtunden dicht und dick, und die Poa war ziemlich lang, aber ſehr fein. Unten an der Wurzel der Poa war die Erde ganz mit dem weiſſen Klee bedeckt. Einen feinern und dichtern Wieſenwachs, als derjenige, den man hier fand, konnte man ſich kaum wünſchen. Faſt alle Wieſen waren ehemahls Aecker geweſen, wie man aus den Furchen, die noch übrig waren, ſehen konnte. Sie können hier nicht mehr als einmahl im Sommer abgemähet werden, indem der Frühling ſehr ſpät einfällt.

* Poa (anguſtifolia) panicula diffuſa, ſpiculis quadrifloris pubeſcentibus, culmo erecto tereti. LINN. Flor. 81.

** Spiculae tri-vel quadriflorae, minimae, ſemina baſi pubeſcentia.

*** Trifolium pratenſe album C. B.

Anjetzo war man in voller Beſchäftigung, das Heu abzumähen und einzuerndten, und man ſagte, daß der Anfang damit vor ohngefähr einer Woche gemacht worden wäre. Man verfährt dabey auf folgende Art. Die Senſen ſind von eben der Beſchaffenheit, wie unſere gewöhnlichen Schwediſchen. Die Mannsperſonen machen das Heu ab, und die Frauensleute ſcharren es mit dem Rechen zuſammen. Von beiderley Geſchlechte ſieht man gleich viele auf den Wieſen. Das Heu wird auf eben die Weiſe wie bey uns herumgewandt, aufgeſchobert, u. ſ. f. nur daß die Werkzeuge etwas verſchieden ſind. Denn der Rechen iſt dem Kopfe nach kürzer als bey den unſrigen, hat zu beiden Seiten Zähne, ſo daß es gleich viel iſt, welche Seite des Kopfes niederwärts gekehrt iſt, und iſt dabey plumper gemacht. Mit dieſem wird das Heu in Schwaden, nachdem es eben abgemähet worden, vertheilet. Noch mehr aber bediente man ſich ſolcher Furken, die ich oben * bey der Heuerndte in England beſchrieben habe, nur daß dieſe in Canada von Holz waren. Dieſe ſind ziemlich behende. Man begieng aber hier den Fehler, daß man ſich ihrer faſt allein bediente, wenn das Heu in Schobern gehäufet wurde, um von der Wieſe weggeführt zu werden, und die Rechen vergaß man dabey ganz und gar. Hiedurch geſchieht, daß vieles von dem abgemäheten Heu auf der Wieſe zurück gelaſſen wird, indem das Heu niemahls mit der Furke ſo gut und ſo genau als mit dem Rechen zuſammen gebracht werden kann. Auf den Wieſen ſahe man keine Höcker. Das in Schobern aufgehäufte trockene Heu ward auf Karren weggeführt,

* In dem zweiten Theile auf der 45ſten Seite.

führt, welche mehrentheils kurze Körbe zu den Seiten haben. Der Heuwagen mit vier Rädern und der Heuladen mit Kufen ward ich hier niemahls bey der Heuerndte gewahr. Die Heukarren wurden entweder von Pferden oder Ochſen gezogen. Man ſpannt gemeiniglich zwey Pferde an einander. Eben ſo hält man es mit den Ochſen, welche hier allezeit bey den Hörnern, niemahls aber bey den Bugen gezogen werden. An ſehr vielen Wieſen waren Scheunen. Sonſt brachte man es nach dem Hofe hin. Auf feuchten Wieſen gebrauchte man kegelförmige Heuſtapeln. Meiſtentheils waren die Wieſen nicht umzäunet. Denn das Vieh gieng theils in Angern, theils auf Weiden an einer andern Seite des Waldes, und war da, wo man es nöthig fand, mit Viehhirten verſehen.

Die **Aecker** waren ziemlich groß. Man wurde nirgends eines Grabens gewahr, ob er gleich an verſchiedenen Orten nöthig geweſen wäre. Sie waren alle in ſchmahle Erhebungen mit Furchen darzwiſchen, ohngefähr 4 oder 5 Ellen zwiſchen einer jeden Furche vertheilet. Die ſenkrechte Höhe in der Mitte der Erhebung gegen den Boden der Furche betrug beynahe eine halbe Elle, kaum mehr. Man hat hier lauter Frühlingsſaat. Denn weil die Kälte im Winter die Saat verzehrt: ſo ſäet man nichts im Herbſte aus. Das meiſte, was hier ausgeſäet worden, war weiſſer Weizen *. Hier traf man auch ziemlich groſſe Erbſenländer, wie auch viel Haber, an einigen Orten Rocken, und verſchiedentlich Gerſten an.

 Kohl,

* Agnbwete.

Kohl, Kürbiſſe und Melonen waren faſt bey jedem Hofe befindlich. Die Aecker wurden nicht jährlich beſäet, ſondern man ließ ſie alle zwey Jahr brach liegen. Das brachliegende Feld bepflügete man gar nicht des Sommers, ſondern das Unkraut konnte frey darauf wachſen; doch mit dem Vorbehalte, daß das Vieh den ganzen Sommer daſelbſt weidete. Es waren keine Rainen auf dem Acker, ſondern nur an den Seiten. Da die Höfe von einander abſtunden: ſo hatte ein jeder Landmann ſeinen Acker und ſeine Wieſe für ſich beſonders. Denn hier wuſte niemand etwas von einer Theilung der Felder *.

Die Zäune kamen mir heute ſehr häufig zu Geſichte. Denn da ein jedweder Hof mit ſeinem Acker und der Wieſe von dem andern getrennt war, und die Höfe von keiner ſtarken Ausſaat waren: ſo verurſachte dieß zur Verheerung des Gehölzes ein ſehr groſſe Menge von Zäunen. Es gieng noch, ſo lange das Land neu war, und man zu einem faſt überflüßigen Walde Zugang hatte, an. Da aber niemand darauf bedacht war, mit einem ſo edlen Schatze ſparſam umzugehen: ſo wird es hi künftig mühſamer ſeyn, ſein Gut wohl zu umzäunen. Der Wald war auch ſchon an vielen Orten, vornehmlich nahe an der Stadt ſo umgehauen, daß, wenn die Zäune, welche jetzt noch ſtehen, verfault ſeyn werden, man hier genöthigt ſeyn wird, Hecken zu pflanzen. Eine Sache, von der es ihnen noch nicht wird geträumet haben. Sie werden es dann für ein Glück ſchätzen können, daß eine Menge von dem coccinellfarbenen Hagedorn ** hier wächſt, der hier gleich-

* Tegſkifte.

** Crataegus coccinea.

gleichſam bereit ſtehet, und ſich hiezu überall auf den dürreſten und magerſten Anhöhen rings um die Stadt anbietet. Glücklich wären ſie, wenn ſie bey Zeiten daran zu gedenken anfiengen. Die Zäune waren jetzt faſt durchgängig von einerley Art. Sie beſtunden alle aus der abendländiſchen Thuya, welche ſie zur Gröſſe der Zaunſtangen zerſpalten hatten; ſie waren aber nur anderthalb oder zwey Ellen lang. Dieſe ſtieß man mit dem einen Ende dicht neben einander, und folglich ſenkrecht in die Erde. An dem obern Ende waren ſie durch horizontell liegende Stangen befeſtigt, welche entweder an einer oder beiden Seiten der ſenkrecht ſtehenden Zaunſtangen fortliefen, und an denen ſie oft mit Reiſern von Eſche oder ſonſt einem andern Baume angebunden waren. Es waren hier ſeitwärts keine Stützen oder Pfähle, um den Zaun feſt zu machen, geſetzt. Von der Art waren faſt alle die Zäune, die ich dieſen und die folgenden Tage in ſo groſſer Menge erblickte. Einige wenige von ihnen waren doch faſt ſo, als unſere ſo genannten Faollkedgör * eingerichtet, doch mit dem Unterſcheide, daß die Pfähle hier in die Erde eingeſtoſſen waren. Die vorerwähnte Thuya ſoll unter allen Bäumen an dieſem Orte der allerbeſte zu ſolchen Zäunen ſeyn, indem kein Holz ſo ſehr der Fäulniß in der Erde, als dieſes, widerſtehet. Denn es hält an ſolchen Orten ein ganzes Mannsalter aus.

Die Häuſer auf dem Lande waren ſowohl von Stein als von Holz. Die von Stein beſtunden nicht

* Faltenketten. Man ſehe die Figur davon in meiner Bahusiſchen Reiſebeſchreibung, auf der 284ſten Seite.

aus Ziegeln. Denn hier hatte man noch keine Ziegelhütten von Erheblichkeit. Sondern man bediente ſich zu dem Gebrauche mehrentheils ſolcher Steine, die am nächſten in der Nachbarſchaft zu finden waren, vornehmlich aber des ſchwarzen Kalkſteinſchiefers. Als man dieſen in dem Berge brach, war er noch feſt und zum mauern dienlich. Er zerblätterte ſich zwar nach einiger Zeit. Doch hatte dieß nicht ſo viel auf ſich, indem er demohngeachtet in der Wand feſte ſaß, und nicht auseinander fiel. In Mangel deſſelben führte man das Gebäude aus Kalk- oder Sandſteinen, ja bisweilen auch aus grauen Felsſteinen auf. Die Mauern der Steinhäuſer waren ziemlich dick, gemeiniglich zu einer Elle, und ſelten oder niemahls darunter. Zum Kalke hatte man faſt überall Zugang. Die meiſten Häuſer aber waren noch von Holz, und entweder äuſſerlich mit Kalk beworfen und geweiſſet, oder auch nicht. Die Balken in der Mauer wurden an der Ecke des Gebäudes, ohne daß die Fuge hervorragete, oder ſo wie es an den Ecken unſerer hölzernen Kirchen gemeiniglich gebräuchlich iſt, zuſammen geſchlagen. Doch ließ man da, wo ſie in einander giengen, keine Zähne oder Hacken, um den Balken, damit er ſich nicht verſchieben oder ausfahren möchte, zu befeſtigen: ſondern ein Pflock wurde ſenkrecht durch die Fuge geſchlagen, um ſie feſt zu halten. Die Mauern waren nirgends mit Moos verdichtet, ob man denſelben gleich leicht aus dem Gehölze hätte erhalten können: ſondern anſtatt deſſen war Thon in die Fugen und Spalten eingeſchmiert. Selten war ein Haus mehr als eine Wohnung hoch. Die Fenſter waren allezeit an der innern Seite der Wand, und faſt niemahls an

der äuſſern, wofern man nicht doppelte Fenſter hatte, angebracht. Die Scheiben waren in Holz mit Kütt, niemahls aber in Bley eingefaſſet. Hier zunächſt an der Stadt gebrauchte man faſt überall Fenſter von Glas; weiter weg aber vertrat mehrentheils das Papier deſſen Stelle. Bey der Oefnung der Fenſter ruheten dieſelben auf Haken, wie bey uns. Der **Fußboden** war von Holz, an einigen Orten auch nur von Thon. Das **Mitteldach** lag auf 3 oder 4 groſſen dicken Sparren, und beſtund aus einer oder auch bisweilen aus zwey Schichten Brettern über einander, worauf gar nichts von Moos Baumrinde, Erde oder ſonſt einer Füllung ſich befand. Und gieng daher die meiſte Wärme ohne beſondere Hinderung wieder weg. In der Stube war entweder ein Kamin oder Ofen oder auch beides zugleich. Die Kamine ſind, wie unſere gewöhnlichen kleinen Eckkamine, ſelten von Ziegeln, ſondern von einem ſolchen Steine, den man in der Nähe fand, aufgemauert. Und wenn er nur ein Kalkſtein war, ſo hatte man doch einige graue Felsſteine, die man zunächſt an der Feuerſtätte geſetzt, aufgeſucht. Der Ofen war der Geſtalt nach ein längliches Viereck. Einige waren ganz und gar von Eiſen, zu ohngefähr anderthalb Ellen, oder etwas weniger in der Länge, 3 oder 4 Viertelellen in der Höhe, und beynahe 3 Viertelellen in der Breite gemacht; welche eiſerne Oefen insgeſamt bey dem Eiſenwerke in Trois Rivieres gegoſſen wurden. Andere beſtunden aus Ziegeln oder Stein, und waren nicht viel gröſſer als der eiſerne Ofen, doch machte jederzeit eine eiſerne Platte den obern Boden dieſer ſteinernen Oefen aus. Beide dieſe Oefen ſtellte man auf die Erde hin, und der Rauch von ihnen wurde durch eine eiſerne

Röhre zu dem Schorſteine des Kamins hingeleitet. Des Sommers wurden ſie gemeiniglich bey Seite geſetzt, damit es in der Stube um ſo viel geräumiger würde. Man wuſte hier nichts von Klappen, weder bey den Kaminen noch Oefen, ſondern die Wärme gieng durch den Schorſtein frey hinauf. Dieß gieng noch einiger maſſen in einem neu angebaueten Lande an, wo man noch viele Wälder hat. Nach wenigen Jahren aber werden ſie gezwungen ſeyn, die Feuerheerde von Frankreich zu vergeſſen, und gerne Klappen anlegen, woſern ſie anders in einem ſo kalten Lande, als Canada, ein einziges Holz in dem Walde noch behalten wollen. Das äuſſere Dach war faſt immer ſehr ſteil und ſchräge, und entweder von Italiäniſcher Art, oder auch mit Giebelmauern; den beides war gebräuchlich. Es war gemeiniglich mit langen Brettern bedeckt, welche nicht wie gewöhnlich, mit dem einen Ende gegen den Sparrbalken, und mit dem andern gegen die Dachſchwelle, ſondern horizontell oder quer über dem Dache lagen, ſo daß das eine Ende ſich dem einen, und das andere dem andern Giebel zukehrete. Ein jedes Brett bedeckte mit dem untern Rande den obern Rand des nächſt darunter liegenden Brettes, damit ſich der Regen nicht durchdringen möchte. Der Schindeldächer bediente man ſich nicht, weil man ſie für ſehr geneigt Feuer zu fangen hielte; daher ſie auch in Quebec gänzlich verboten waren. An dem Wohnhauſe nahm man ſelten Strohdächer wahr. Aber der Viehſtall und die Scheune waren gemeiniglich damit bedeckt. Und wo man ſie gebrauchte, waren ſie mehrentheils ſehr hoch und ſteil. In dem Wohnhauſe traf man bey einem jedweden Bauer gemeiniglich 3 Zimmer, die mit ihren Feuerſtätten verſe-

hen

hen waren, nehmlich eine Küche und zwey Kammern, oder eine Küche, Stube und eine Kammer an. Der Backofen ſtund nicht in dem Gebäude, ſondern allezeit auf dem Hofe für ſich allein. Er war entweder, obgleich ſehr ſelten, aus Ziegeln aufgemauert, oder aus ſolchen Steinen, die man in der Nähe hat bekommen können, und die man ſehr ſtark mit Thon überzogen hatte. Am allergebräuchlichſten war doch, ſie aus lauter Thon zu verfertigen. Oben bedeckte man ſie mit Bork oder einem andern Dache. Der **Viehſtall** und die **Scheune** waren faſt auf eben die Art, wie in Upland und Weſtgothland bey den Bauerhöfen gebräuchlich iſt, gebauet. Doch waren die Scheunen an den meiſten Orten völlig ſo eingerichtet, als ich ſie in meiner Bahuſiſchen Reiſe * beſchrieben und abgezeichnet habe.

Des Abends kamen wir in **Lorette** an, wo wir bey den Jeſuiten Herberge nahmen.

Vom dreyzehnten. Des Morgens frühe ſetzten wir unſere Reiſe durch den Wald zu den hohen Bergen, die daſelbſt lagen, fort, um zu ſehen, was man daſelbſt für ſeltene Gewächſe und andere Merkwürdigkeiten finden könnte. Das Land war anfänglich meiſtentheils eben, und überall mit einem dicken Gehölze überwachſen, ausgenommen, wo ein Sumpf oder Moraſt anſtieß. Faſt die Hälfte von den Gewächſen, die man hier fand, waren ſolche, die in unſern Gehölzen und Moräſten in Schweden gemein ſind.

Man

* Auf der 260ſten Seite.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
4.0
2.0
1.8
1.1
1.0

Man erblickte hier **wilde Kirſchbäume** von zweyerley Arten, welche doch nur Abänderungen seyn werden, ob ſie gleich in einem und dem andern Stücke von einander ziemlich unterſchieden waren *. Es waren beide hier in Canada ſehr gemein. Beide hatten rothe Beere. Bey der einen Art oder dem ſo genannten Ceriſier, ſchmeckten ſie, wie die Beere unſerer Alpkirſchen, zogen die Zunge ſtark zuſammen und blieben im Halſe ſtecken. Die Beeren der andern Art aber hatten eine angenehme Säure, und waren von einem lieblichen Geſchmacke.

Die **dreyblätterige Nieswurz** ** wuchs in ſehr groſſer Menge in dem Walde. An vielen Orten überzog ſie allein die Erde. Sie wählte vornehmlich ſolche Stellen, die mit Moos bedeckt, aber doch nicht allzu naß waren, und hatte den **Sauerklee** *** und das nach den Alpen genannte **Stephanskraut** **** zu ihren Cammeraten. Ihre Samen waren noch nicht reif. Die meiſten Stengel dieſer Nieswurz aber hatten keine Samen. Dieſes Gewächs wird überall in Canada von den Franzoſen **Tiſſavoyanne jaune** genannt. Die Blätter und Stengel derſelben wurden von den Wilden gebraucht, um eine ſchöne gelbe Farbe verſchiedenen Arbeiten, die ſie aus berei-

* Die eine Art, die von den Franzoſen in Canada *Ceriſier* genannt wird, habe ich in meinem Tagebuche folgender geſtallt beſchrieben: Ceraſus foliis ouatis ſerratis, ſerraturis profundis fere ſubulatis, fructu racemoſo; und die andere: Ceraſus foliis lanceolatis crenato-ſerratis acutis, fructu fere ſolitario.

** Helleborus trifolius.

*** Oxalis Acetoſella.

**** Circaea alpina.

bereiteten Fellen gemacht hatten, zu geben. Die Franzoſen, welche dieß von ihnen gelernt haben, färben beides Wolle und andere Sachen mit dieſer Pflänze gelb.

Wir wanderten hernach mit vieler Mühe einen von den höchſten Bergen, die hier waren, in die Höhe. Ich ward aber, nach dem ich ihn erſtiegen und genau unterſucht hatte, nicht wenig ungehalten, daß ich nicht andere Bäume oder Kräuter, als die, welche ich vorher oft hier in Canada geſehen hatte, antraf. Der Berg, indem er mit einem hohen Gehölze überwachſen war, ließ uns auch nicht das Vergnügen, von deſſen Gipfel eine freye Ausſicht zu haben. Und obgleich dieſer Berg ſich vor allen andern empor hob, ſo hatten wir doch für unſer mühſames Klettern ſo gut als nichts. Die Bäume, welche hier wuchſen, waren die Hainbüche mit dem Zunahmen Oſtrya, der Amerikaniſche Ulmenbaum, der rothblümige Ahornbaum, der Zuckerahornbaum, der Ahornbaum, der die Brandſchäden heilet (welchen ich noch nicht beſchrieben habe,) die Büche, unſere gewöhnliche Birke, die Zuckerbirke *, der Vogelbeerbaum, die Canadiſche Fichte Peruſſe genannt, der Mehlbaum mit gezackten Blättern **, die Eſche, der kurz vorher beſchriebene wilde Kirſchbaum Ceriſier genannt, und der Beere tragende Taxbaum.

Die **Mücken** ſahen wir in dem Gehölze in gröſſerer Menge, als wir es gewünſcht hätten. Nach ihrem Biſſe lief die Haut in eine Menge Beulen auf, ſo daß es groſſe

* Betula nigra.

** Viburnum dentatum.

groſſe Mühe koſtete, das Amt des Barbiers zu verrichten. Die Jeſuiten, welche in Lorette wohneten, ſagten, daß das zuverläßigſte Verwahrungsmittel gegen ihren Anfall wäre, ſich gut mit Fett über das Geſicht und die unbedeckten Stellen des Leibes zu ſchmieren. Das kalte Waſſer aber ſchlugen ſie als die beſte Heilung ihres Biſſes vor, wenn man den Ort gleich, nachdem ſie gebiſſen, damit wüſche.

Des Abends kamen wir wieder nach Lorette zurück, nachdem wir die Gewächſe von einiger Erheblichkeit, der wir heute gewahr worden waren, genau angezeichnet und beſchrieben hatten.

Vom vierzehnten. Lorette iſt ein Dorf, welches 3 Franzöſiſche Meilen von Quebec weſtwärts liegt. Es wird faſt von lauter Indianern von dem Huroniſchen Volke bewohnt, welche bekehrt worden ſind, und die Römiſchcatholiſche Lehre angenommen haben. Das Dorf liegt neben einem kleinen Strom, der ſich da mit einem ſtarken Brauſen über eine Klippe hinabwirft, und eine Säge- und Mehlmühle in Bewegung ſetzt. In vorigen Zeiten, und als der noch jetzt da befindliche Pater der Jeſuiten dahin kam, wohnten alle Wilden in ihren gewöhnlichen Hütten, die ſo wie der Lappen ihre gemacht waren. Nachgehends aber haben ſie dieſen Gebrauch verlaſſen, und ſich in Anſehung ihrer Gebäude, nach den Franzoſen gerichtet. Jetzt bemerkte man bey den Wilden, die hier wohnten, durchgängig ſolche Häuſer wie die Franzoſen haben. Einige wenige waren von Stein, die meiſten aber von Holz. In einem jedweden Hauſe befanden ſich zwey Zimmer, nehmlich die Stube, worin ſie lagen, und die Küche auſſen vor. In der Stube ſtund

ein

ein kleiner Ofen von Stein, der oben mit einer eiſernen Platte, nach der hier in Canada gebräuchlichen Weiſe bedeckt war. Neben der Wand hatten ſie ihre Betten, worin ſie nicht mehr Bettkleider legten, als in denen ſie bey Tage giengen. Eben ſo ſahen ihre Gefäſſe und andern Sachen ziemlich elend aus. Hier iſt eine ſchöne, obgleich kleine Kirche mit einem Thurm, worin eine Klocke hängt, an dem Ende. Der Thurm iſt ſpitzig, etwas hoch, und mit weiſſem oder verzinntem Blech beſchlagen. Dieſe Kirche ſoll der Geſtalt und der Einrichtung nach mit der bekannten Santa Caſa zu Loretto in Italien, von wo auch dieſer Ort ſeinen Namen erhalten, Aehnlichkeit haben. Gleich neben der Kirche iſt ein Steinhaus für die Prieſter. Es ſind dieſe zwey Patres von den Jeſuiten, welche hier beſtändig wohnen. Hier hält man eben ſo fleißig Gottesdienſt als an andern Orten in den catholiſchen Kirchen; und war es ein Vergnügen zu hören, mit was für einer Fertigkeit und angenehmen Stimme die Wilden, inſonderheit aber die Frauensleute unter ihnen, allerhand geiſtliche Lieder in ihrer eigenen Sprache ſungen. Die Wilden, die hier wohnen, kleiden ſich meiſtentheils, als andere Indianer hier im Lande; doch haben die Mannsleute gerne eine Weſte oder ein ſolches Kamiſol, als die Franzoſen. Die Frauensleute aber richten ſich genau nach der Kleidertracht, welche die andern Indianiſchen hier im Lande gebrauchen. Es iſt von dieſen Wilden bekannt, daß ſie vor langer Zeit, und ihre Vorfahren, bey der Annehmung des Chriſtenthums, Gott ein Gelübde gethan haben, niemahls ſtarke Getränke zu trinken. Dieſes Gelübde haben ſie bis auf die jetzige Zeit ziemlich unverbrüchlich gehalten; ſo daß man ſelten jemand von ihnen betrunken ſiehet: da

der

der Brandwein und die ſtarken Getränke doch Dinge ſind, für die der Wilde lieber ſein Leben laſſen, als ihnen entſagen will.

Nebſt den Häuſern haben dieſe Wilden noch in vielen andern Stücken die Franzoſen ſich zum Muſter geſetzt. Sie pflanzen alle Mays. Einige hatten ein kleines Weizen- oder Rockenland. Verſchiedene von ihnen hielten Kühe. Unſere gewöhnliche Sonnenblume * war von allen und jeden in dem Mayslande gepflanzt, deren Samen ſie hernach mit ihrer Sagamite oder Maysſuppe vermiſchen und ſo eſſen. Der Mays, den ſie ausſäeten, war von der kleinen Art, welche zeitig zur Reiſe kömmt. Dieſer hat zwar kleinere Körner, als der andere; er ſoll aber in Verhältniß mit ihm mehr und lieblichers Mehl geben. Er wird hier gemeiniglich in der Mitte, und bisweilen zu Ende des Auguſts reif. Die Mühlen gehörten den Jeſuiten zu, welche von allen, die da ſelbſt mahlen laſſen, Bezahlung bekommen.

Der Schwediſche Herbſtweizen und Herbſtrocken iſt in Canada zum Verſuch ausgeſäet worden, damit man ſehen möchte, wie er ſich anlaſſen würde. Denn hier bedient man ſich keines andern Weizen oder Rocken, als desjenigen, der im Frühling geſäet wird; indem man gefunden hat, daß der Weizen und Rocken, der in Frankreich wächſt, wenn er im Herbſte hier ausgeſtreuet wird, den folgenden Winter verfriert und verdirbt. Daher hat der Doctor Sarracin (wie mir der ältere Pater von denen hier wohnenden Jeſuiten erzählte) ein wenig Rocken und

* Helianthus annuus.

und Weizen von Herbſt= oder Winterſaat ſich von Schweden bringen laſſen, um zu verſuchen, ob es gedeihen würde. Es wurde im Herbſte ausgeſäet, nahm keinen Schaden von der Winterkälte und trug ſchöne Frucht. Die Aehren waren zwar nicht ſo groß als an der Canadiſchen Getraideart. Als man ſie aber wog, ſo hatten ſie faſt ein doppeltes Gewicht, und gaben weit mehr und weiſſeres Mehl, als das hier im Lande gebräuchliche, das im Frühling ausgeſäet wird. Man wuſte nicht, warum man keine weitere Verſuche damit angeſtellt hätte. Hier im Lande ſoll man von dem Frühlingsweizen niemahls ſo weiſſes Brot, und mit dem Vortheile, als in Frankreich von dem Winterweizen backen. Verſchiedene verſicherten mich, daß ſogar der Frühlingsweizen und der Frühlingsrocken, der jetzt hier gebraucht wird, zuerſt entweder aus Schweden oder Norwegen hieher gebracht worden ſey. Denn die Franzoſen haben bey ihrer erſten Ankunft aus der Erfahrung gefunden, daß der Herbſt= oder Winterweizen, und Rocken, der aus Frankreich hieher geführt worden, den Winter in Canada nicht vertragen, und die Frühlingsſaat von den erwähnten Getraidearten nicht allezeit hat völlig reif werden können. Und daher fiengen ſie ſchon an, Canada für ein untaugliches Land, wo niemand wohnen könnte, zu halten. Aber endlich fielen ſie auf den Gedanken, ſich die erwähnten Frühlingsſaaten aus den nördlichſten Theilen von Europa zu verſchaffen; welches auch gut angeſchlagen hat.

Die Rückreiſe nach Quebec, die heute vor ſich gieng, wandte ich zu allerhand Botaniſchen Beobachtungen an.

Vom funfzehnten. Der neue Generalguvernör über ganz Canada, Marquis de la Jonquiere kam

zwar geſtern Abend auf dem Strom ſelbſt vor der Stadt an. Da es aber dazumahl etwas ſpät war: ſo verſchob er ſeinen Einzug in die Stadt auf heute. Er war ſchon den zweiten des Junius, nach der neuen Zeitrechnung, von Frankreich abgereiſet, konnte aber doch Quebec nicht eher als jetzt erreichen. Die Urſache war die viele Schwierigkeit, welche die groſſen Schiffe wegen der vielen Sandbänke haben, den Lorenzfluß hinaufzukommen. Dieſe machen, daß die Schiffe nur bey einem guten Winde hinauf zu fahren wagen, indem ſie ſich hin und her krümmen müſſen, und öfters nur einen ganz engen Canal durchzugehen haben. Es war heute auſſerdem ein groſſes Feſt, nehmlich der Gedächtnißtag der Himmelfarth der Jungfrau Maria, welcher in den catholiſchen Ländern mit groſſem Gepränge gefeyert wird. Dieſer Tag war hier alſo auf eine doppelte Weiſe beſonders merkwürdig, nehmlich ſowohl des Feſtes, als der Ankunft des Generalguvernörs wegen. Denn er pflegt jederzeit mit vielen Feyerlichkeiten empfangen zu werden, indem er hier in Canada einen Vice-König vorſtellt.

Des Morgens um 8 Uhr verſammleten ſich die Vornehmſten der Stadt bey dem Herrn Vaudreuil, der vor kurzen zum Guvernör über Trois Rivieres verordnet worden war, und jetzt hier in der untern Stadt wohnte, und deſſen Vater gleichfalls Generalguvernör über Canada geweſen war. Hieher kam auch der General Marquis la Galiſſoniere, welcher bisher die Beſtallung eines Generalguvernörs gehabt hatte, und mit dem erſten nach Frankreich ſich begeben ſollte. Ihn begleiteten die vornehmſten der Regierung im Lande. Auf geſchehene Einladung

fand

fand ich mich auch hier ein, um dieſe Feyerlichkeit mit anzuſehen. Um halb neun, ſtieg der Generalguvernör von dem Schiffe in eine Chaloupe, die mit rothem Tuch bedeckt war. Und alſobald gab man mit den Canonen von den Wällen ein Zeichen. Darauf fieng das Läuten mit allen Klocken in den Kirchen der Stadt an. Alle Vornehme begaben ſich hinunter zum Ufer, um ihn zu bewillkommen. Bey dem Ausſteigen aus der Chaloupe wurde der Generalguvernör von dem General Marquis de la Galiſſoniere empfangen. Und nachdem ſie einander gegrüſſet hatten, ſtieg der Major der Stadt hervor, und hielte eine wohl geſetzte Rede, welche der Generalguvernör kurz beantwortete; worauf die Canonen von den Wällen wiederum gelöſet wurden. Die ganze Gaſſe bis auf die Cathedralkirche war mit Mannſchaft, die in Gewehr ſtund, und die groſſentheils aus der Bürgerſchaft genommen war, beſetzt. Der Generalguvernör gieng alsdann zu Fuſſe, in rothen mit goldenen Galonen ſtark beneheten Kleidern angezogen, und von den Vornehmſten der Stadt und einer Menge anderer Zuſchauer begleitet, nach der Cathedralkirche. Seine Bedienten giengen in grünen Kleidern und mit Gewehr auf den Schultern vor ihm her. Bey der Ankunft nach der Cathedralkirche wurde er an der Thüre von dem Biſchoff über ganz Canada, und der ſämmtlichen Prieſterſchaft, empfangen. Der Biſchof war in ſeinem Biſchöflichen Schmucke mit einer vergoldeten langen Mütze auf dem Haupte gekleidet, und hielte ſeinen groſſen Biſchofsſtab von Silber in der Hand. Einige von den Prieſtern waren in weiſſen Meßhemden, andere in Meßgewanden oder andern langen gefärbten Kleidern und Röcken gekleidet. Nachdem der

Biſchoff eine kurze Rede an den Generalguvernör gehalten hatte, wurde ihm ein Crucifix von Silber zu küſſen gereichet. Dieſes trug ein Prieſter an einer langen Stange, indem ihn zwey andere Prieſter zu beiden Seiten begleiteten, deren ein jeder ein langes brennendes Wachslicht in der Hand hielt. Hierauf gieng der Biſchoff mit den Prieſtern den langen Gang in der Kirche hinauf zu dem Chor. Ihnen folgten die Bedienten des Generalguvernörs mit dem Hute auf dem Haupt, und dem Gewehr auf den Schultern. Und zuletzt kam der Generalguvernör ſelbſt mit ſeinem Gefolge, hinter dem noch eine Menge Menſchen gieng. Da wo das Chor ſich anfieng, blieb der Generalguvernör zugleich mit dem General de la Galiſſoniere vor einem roth überzogenen Stuhl ſtehen, wo ſie auch während der ganzen Meſſe, welche von dem Biſchoff ſelbſt verrichtet wurde, verblieben. Von der Kirche begab er ſich aufs Schloß, wohin nachgehends die vornehmſten von den Mannsperſonen in der Stadt ſämmtlich hinkamen, um ihren Glückwunſch abzuſtatten. Nicht weniger fanden ſich die Geiſtlichen von allen Orden, mit ihren Vorſtehern ein, um ihre Freude über ſeine glückliche Ankunft zu bezeugen. Von der groſſen Menge, die jetzt hier ihre Aufwartung machte, blieben nicht andere zu Mittag zurück, als diejenigen, die vorher dazu eingeladen worden waren, unter welchen letztern ich mit die Ehre hatte, gerechnet zu werden. Die Mittagsmahlzeit dauerte ziemlich lange, und war in Anſehung des Ueberfluſſes, einer ſolchen Feyerlichkeit gemäß.

Der Generalguvernör, **Marquis de la Jonquiere**, war der Statur nach, ein ſehr langer Herr, und d…

mah…

mahls etwas über 60 Jahre alt. Er hatte bey dem damahligen kurz vorher verfloſſenen Kriege eine ſcharfe Seeſchlacht mit den Engländern gehalten, war aber zuletzt genöthigt worden, ſich gefangen zu geben, indem die Engländer ſowohl der Mannſchaft als den Schiffen nach, bey weiten den Franzoſen ſollen überlegen geweſen ſeyn. Bey dieſer Gelegenheit wurde er von einer Kugel getroffen, welche an der einen Seite der Schulter hinein, und an der andern wieder hinaus trat. Bey dem Gehen ließ er den Kopf etwas vorwärts hängen. Er war übrigens ein ſehr gefälliger Herr, der bey der Gnade, die er, wenn er wollte, erzeigte, doch ſeine Würde in acht zu nehmen wuſte.

Um den Wein, das Bier oder Waſſer im Sommer kalt zu erhalten, ſagten verſchiedene von den gegenwärtigen Herren, daß folgendes verſucht und bewährt gefunden worden ſey. Der Wein, das Bier oder Waſſer wird in Bouteillen eingezapft, welche man zugepfropt in die Luft hängt, und mit naſſen Tüchern umwickelt. Dadurch ſoll der Wein oder dasjenige, was man in die Bouteillen gegoſſen, kalt werden, wenn es gleich vorher warm geweſen iſt. Nach einer kleinen Weile begießt man die Tücher aufs neue mit ſo kaltem Waſſer, als man erhalten kann. Und damit fährt man einmahl nach dem andern fort. Der Wein, oder dasjenige, was in der Bouteille iſt, ſoll alsdann immer kälter als das Waſſer, womit man die Tücher befeuchtet hat, ſeyn. Wofern man auch die Bouteillen in Sonnenſchein hängen, und wie vorher beſchrieben, verfahren wollte, ſo würde es doch eben die Wirkung haben.

Die Proceßion, die heute hier in Quebec zum Gedächtniſſe der Himmelfarth der Jungfrau Maria von den Catholiken angeſtellt wurde, war nach ihrer Art prächtig genug. Sie glauben, daß dieſelbe an dieſem Tage im Jahr gen Himmel gefahren ſey. Daher ſie jetzt, um dieſes Andenken deſto feyerlicher zu begehen, in Proceßion von der einen Kirche zur andern durch die ganze Stadt giengen. Die Leute ſtrömeten zuſammen um dieſes anzuſchauen, als hätten ſie es niemahls vorher geſehen. Und man ſagte, daß dem Volke jederzeit bey ſolchen Gelegenheiten viel darum zu thun wäre, in Menge ſich einzufinden. Die Proceßion gieng folgender geſtalt vor ſich. Zu vörderſt giengen ein paar kleine Knaben, davon ein jeder eine kleine Klocke in der Hand hielte, womit ſie ohne Aufhören läuteten. Darauf kam ein Mann mit einer Fahne, auf deren einen Seite Jeſus am Kreuze, und auf der andern die Jungfrau Maria mit Joſeph und unſerm Erlöſer dazwiſchen, gemahlt war. Etwas darnach folgte ein anderer Mann, der das Bildniß von dem Erlöſer, wie er an dem Kreuze gehangen, trug. Dieſes war von Holz und gemahlt, und wurde eben als die Fahne an einer langen Stange getragen. Hinter dieſem ſahe man die Recolets oder Bettelmünche, die in ihrer gewöhnlichen Tracht gekleidet waren. Da dieſe Münche das Anſehen einer groſſen Armuth haben wollen, ſo war ihr Kreuz auch nur von Holz. Es war ihrer eine lange Reihe, und giengen immer zwey in einem Gliede, doch ſo, daß der eine faſt an der einen, und der andere an der andern Seite der Gaſſe gieng. Darauf trug man an einer Stange das Bild des Erlöſers am Kreuze, welches Bild, wie auch ein langes Stück von der Stange von Silber gemacht war. Nachhero

hero folgten paarweiſe kleine Knaben, ohngefähr von 10 oder 12 Jahren, die in rothen Unterröcken mit einem weiſſen Hemde darüber, und einer rothen kegelförmigen Mütze auf dem Kopfe, gekleidet waren; und ſodann andere Knaben von gleicher Gröſſe mit ſchwarzen Unterröcken und weiſſen Hemden darüber, und einer ſchwarzen kegelförmigen Mütze. Jetzt kamen die Prieſter, davon die vörderſten in weiſſen Meßhemden, die andern aber in langen ſeidenen Mänteln gekleidet waren, welche ganz bis auf die Erde hinab hiengen, und von verſchiedener Farbe, meiſtentheils bunt waren; dabey hatten ſie ſchwarze kegelförmige oder einem Zuckerhute ähnliche Mützen auf dem Kopfe, und blauliche Prieſterkragen. Der Prieſter, der hinter den vorigen gieng, hatte ein Rauchfaß in der Hand, welches beſtändig hin und her geſchwenket wurde und Rauch von ſich gab. Hierauf trugen zwey Prieſter das Bildniß der Jungfrau Maria in einem kleinen Hauſe. Das Bild war von Silber; das Haus aber wird nur verſilbert geweſen ſeyn. Nächſt vor und gleich hinter dieſem Bilde trug man an Stangen gläſerne Laternen mit brennenden Wachslichtern darin, und darauf giengen die vornehmſten Prieſter in ſolchen langen Mänteln, wie ich kürzlich gemeldet habe. Und jetzt kam der Biſchoff in ſeinem Biſchöflichen Anzuge mit dem ſilbernen Stab in der Hand. Nach ihm marſchierten die Bedienten des Generalguvernörs mit dem Gewehr auf den Schultern. Worauf endlich der Generalguvernör de la Jonquiere und der General de la Galiſoniere in einer Reihe, und hinter ihnen eine Menge von den Vornehmen und zu allerletzt eine groſſe Schaar von Leuten gegangen kamen. Die Soldaten ſtunden bey dem Schloſſe in Gewehr, und man

rührte die Trommel, als die Proceßion da vorbey gieng. Man löſete auch die Canonen von den Wällen, welches allezeit bey Proceßionen gebräuchlich ſeyn ſoll. Diejenigen, welche da am nächſten ſtunden, wo die Proceßion vorbey gieng, fielen, als das Bildniß der Jungfrau Maria zu ihnen hingebracht, oder vorbey getragen wurde, auf die Knie. Vor dem Bildniß des Erlöſers aber blieben ſie ſtehen. Diejenigen hingegen, welche weiter entfernet waren, kehrten ſich an ihr Beiſpiel nicht, und fielen nicht nieder. Auf eine ſolche Weiſe ſchritte die Proceßion unter dem Geläute der Klocken von der einen Kirche zu der andern durch die Gaſſen. Und die ganze Schaar der Prieſter ſung bey dem Gehen beſtändig.

Vom ſechszehnten. Die abendländiſche **Thuya** * war ein Baum, der in Canada, aber nicht weiter nach Süden ſehr häufig wuchs. Der äuſſerſte Ort nach Süden, woſelbſt ich ſie gefunden habe, war etwas südwärts von Saratoga in dem Gebiethe Neu-York wie auch bey Caſſes in eben der Provinz, welche Oerter ohngefähr die Polhöhe von 42 Grade und 10 Minuten haben. Doch berichtete mir Herr Bartram, daß er einen einzigen Baum hievon in Virginien bey dem Fluſſe James etwas oberhalb dem Orte des Fluſſes, der The Falls genannt wird, wahrgenommen hätte. Doctor Colden verſicherte auch, daß er ihn an mehrern Orten bey ſeinem Hofe Coldingham, welcher zwiſchen Albany und Neu-York, ohngefähr unter dem 41ſten Grade, und der 30ſten Minu-

* *Thuya* (*occidentalis*) ſtrobilis laeuibus, ſquamis obtuſis *Linn. Hort. Vpſ.* 289. *ſpec. plant.* 1002.

Minute der Breite liegt, geſehen hätte. Die Franzoſen in Canada nannten ihn überall Cedre blanc. Die Engländer und Holländer in Albany geben ihm einen eben das bedeutenden Namen, indem er bey ihnen White Cedar heiſſet. Die Engländer in Virginien aber hatten die eine Thuya, die bey ihnen wuchs, zu einem Juniper gemacht.

Die Stellen und das Erdreich, die er vornehmlich erwählte, um darauf zu wachſen, waren nicht von einerley Beſchaffenheit, ſondern ziemlich verſchieden. Doch ſchien alles darauf abzuzielen, daß die Wurzeln einige Feuchtigkeit und Näſſe hätten. Vor allen andern Orten ſchien er in Sümpfen und Moräſten oder andern naſſen Stellen gerne zu wachſen; und bemerkte man, daß er daſelbſt eine ziemliche Gröſſe erreicht hatte. Hienächſt ſtunden ihm, dem Anſcheine nach, ſehr ſteinige Anhöhen, und Stellen, wo gleichſam eine Sammlung von einiger maſſen groſſen Steinen befindlich war, die mit verſchiedenen Gattungen von Mooſen * überzogen waren, ſehr gut an. Denn zwiſchen dieſen wuchs er überaus gern. Wenn die Seeſtrände an einem Orte ganz mit ſolchen mit etwas Moos bewachſenen Steinen, bedeckt und dabey etwas bergig waren: ſo hatte die Thuya ſich daſelbſt faſt immer eingewurzelt. Ueberdem erblickte man den Baum ab und zu auf den Anhöhen neben Flüſſen und andern erhabenen Gegenden, die faſt aus lauter Stauberde beſtunden; wobey doch zu merken iſt, daß ſolche Stellen gemeiniglich ein etwas ſäuerliches Waſſer bey ſich führeten, oder daß eine Feuchtigkeit von den öbern Orten ſich da hinunter

Gg 5 oder

* Lichenes, Brya, Hypna.

oder vorbey gedrungen hatte. Doch ſahe ich ihn an einem und dem andern Orte in einem ziemlich trockenen Erdreiche wachſen: da war er aber auch niemahls zu einer beſondern Höhe oder Dicke gelanget. In Bergklüften fand man ihn auch ofte genug: er konnte aber da eben ſo wenig eine merkliche Gröſſe erreichen. Die gröſten Bäume, die mir hievon in den Wäldern vorgekommen ſind, waren ohngefähr von 5 oder 6 Klaftern in der Höhe. In Anſehung ſeines Alters habe ich folgende Bemerkungen gemacht. Ein Stamm, der genau 2 Viertellellen im Durchſchnitt betrug, hatte 92 Saftringe. Ein anderer von 2 viertellellen und 3 Zoll im Durchſchnitte, hatte 136 Saftringe. Ein anderer von 2 Viertellellen und 4 Zoll im Durchſchnitte *, hatte 142 Saftringe.

Von den Einwohnern hieſelbſt wurde der Baum inſonderheit in folgenden Fällen gebraucht. Da man ihn unter allen Holzarten in Canada für diejenige hielt, welche am längſten unter freyem Himmel der Fäulniß widerſtehen konnte, indem man verſicherte, daß er daſelbſt faſt ohne Schaden länger als eines Manns Alter aushalten könnte: ſo waren die meiſten Zäune hier zu Lande davon errichtet worden; ſie mochten ſenkrecht, ſchräge oder auch horizontell ſtehen. Aus der Urſache waren faſt alle Pfähle, die man in die Erde geſchlagen hatte, von der Thuya genommen. Eben ſo beſtunden die Palliſaden rings um die Veſtungen, wo ich in Canada reiſete, insgeſammt aus dieſem Baume. Die Balken in den Häuſern werden auch bisweilen aus demſelben gehauen. Zu den ſchmalen dünnen

* Bey der Abmeſſung des Durchſchnittes hat man jederzeit die Rinde ausgeſchloſſen.

nen Schienen, die beides die Rippen und den mittlern Boden in den hier im Lande gebräuchlichen Böten von Baumrinden ausmachen, bedient man ſich meiſtentheils dieſes Baumes; indem er ſowohl biegſam genug, vornehmlich wenn er friſch iſt, als auch ſehr leicht iſt. Das Holz hievon wird zum Kalkbrennen unter die beſten Arten gerechnet. Die Reiſer und Zweige davon wurden überall in Canada zu Beſen, um die Erde zu fegen gebraucht, wozu er wegen ſeiner von Natur zuſammen gedrückten Blätter und Aeſte ziemlich bequem war. Des Sonnabends, ja auch zuweilen an andern Tagen, giengen die Wilden in den Städten mit Beſen, die daraus gebunden waren, herum, und boten ſie zum Verkauf aus. Ich nahm auch in Canada nicht wahr, daß man andere Baumarten zu Beſen angewandt hätte. Die friſchen Zweige haben einen beſondern und eben nicht unangenehmen Geruch, welchen man bisweilen ziemlich ſtark verſpüret, wenn jemand in ein Haus hereinkömmt, um mit einem ſolchen Beſen zu fegen.

In der Heilungskunſt bedient man ſich dieſes Baums zu verſchiedenen Abſichten. Der Commendant im Fort St. Frederic, Herr Louiſignan, konnte deſſen Wirkung gegen die rheumatiſchen Schmerzen nicht genug erheben. Er ſagte, er hätte zu mehrern mahlen geſehen, daß er mit beſonderm Erfolge an verſchiedenen Perſonen in dieſem Falle verſucht worden, und zwar folgender Geſtalt. Man zerſtößt die friſchen Blätter in einem Mörſel, und vermiſcht ſie hernach mit Schweinfett oder einer andern Art Fett. Dieß kocht man ſo lange mit einander, bis es wie eine Salbe wird, welche man über Leinwand ſchmie-

ſchmieret, und auf die ſchmerzhafte Stelle legt. Dieſe Salbe ſoll alsdann in kurzer Zeit eine ohnfehlbare Hülfe verſchaffen. Gegen ſtarke Schmerzen, welche hin und her in den Lenden und bisweilen über den ganzen Körper fahren, wurde folgendes ungemein geprieſen. Von den Blättern einer Art Engelſüß * nimmt man $\frac{4}{5}$tel und von den Zapfen der Thuya $\frac{1}{5}$tel, davon ein jedwedes für ſich zu einem groben Pulver zerſtoſſen, und hernach mit einander vermiſcht wird. Darauf begießt man es mit laulichem Waſſer, und macht einen Breyumſchlag davon, der auf Leinwand verbreitet und über den Körper geſchlagen wird. Da aber dieſer Umſchlag ſehr ſtark, als wenn Feuer angeſetzt worden wäre, brennet, ſo legt man gemeiniglich erſt ein Tuch um. Denn ſonſt ſoll es bisweilen die Haut verzehren. Ich hörte, daß viele dieß erwähnte Mittel über die maſſen erhoben, und wie ſie ſagten, aus eigener Erfahrung; unter denen eine Dame war, die mir erzählte, daß ſie einen ſolchen Breyumſchlag drey Tage getragen, und dadurch ihren heftigen Schmerz verlohren hätte. Ein Wilder von den Iroquois berichtete mir, daß das Decoct von den Blättern wider den Huſten gebraucht würde. In der Nähe von Saratoga bedient man ſich dieſes Decocts wider das Wechſelfieber.

Der Baum ſelbſt behält ſein Laub und bleibt grün, den ganzen Winter über. Seine Samen werden zu Ende des Septembers, nach dem alten Stil, reif. Den vierten des Octobers in dieſem Jahr 1749 hatten einige von ſei-

* Polypodium fronde pinnata, pinnis alternis ad baſin ſuperne appendiculatis.

ſeinen Zapfen, inſonderheit diejenigen, welche in einer ſtarken Sonnenhitze ſtunden, ihre Samen ſchon fallen laſſen; und die andern hatten ſich ſchon geöfnet, um dieß zu thun. Dieſer Baum hat eben die Eigenſchaft, wie verſchiedene andere Bäume im nördlichen Amerika, welches ich oft bemerkt habe, nehmlich, daß er in ſehr groſſer Menge in Morästen und dicken Wäldern, und da mehr als an einem andern Orte wächſt, ſo daß man mit Gewißheit dieſe für ſeine Geburtsörter angeben kann. Gleichwohl befindet ſich an dieſen eben genannten Stellen kaum ein einziger Baum, der Samen gäbe. Im Gegentheil aber, wenn einer durch einen Zufall an dem äuſſern Theile eines Waldes, an dem Strande oder auf dem Felde, wo die Luft frey hinkommen kann, zu ſtehen kömmt: ſo iſt er ganz voll von Samen. So fand ich zu unzähligen mahlen, daß es mit dieſer Thuya beſchaffen war. Und ſo verhielt es ſich auch mit dem Zuckerahornbaum, mit dem Ahornbaum, der in Brandſchäden gut iſt, mit dem Saſſafras, mit der weiſſen Tanne, mit der Fichte Peruſſe genannt, mit dem Maulbeerbanm und vielen andern. In England wird dieſer Baum überall von den Gärtnern und andern **Arbor Vitä** genannt.

Vom ſiebenzehnten. An dem heutigen Tage beſahe ich das Nonnenkloſter der Urſelinen. Die Einrichtung iſt hier faſt dieſelbe, wie in den andern beiden Nonnenklöſtern. Dieſes Kloſter liegt innerhalb der Stadt, und hat eine ziemlich prächtige Kirche. Die Nonnen erhielten von allen das Lob, daß ſie ſehr gottesfürchtig wären. Dieſe ſind auch die Nonnen, die ſich am wenigſten ſehen laſſen, und die ſich am meiſten zu Hauſe halten.

halten. Es wird keiner Mannsperſon, ohne beſondere Erlaubniß des Biſchoffs, verſtattet, in dieß Kloſter hineinzugehen; und wird es jederzeit für eine beſondere Gunſt angeſehen, wenn man da Zutritt haben kann. Der Königliche Arzt und der Wundarzt ſind einzig und allein ausgenommen, und können ſie jederzeit nach Gefallen die Kranken beſuchen. Auf Vermittelung des Herrn Generals Marquis de la Galiſſoniere, bot mir der Herr Biſchoff die Freiheit an, in Geſellſchaft des Königlichen Arztes und Doctors Gaulthier ebenfalls dieſe Einrichtung in Augenſchein zu nehmen. Bey der Ankunft wurden wir ſogleich mit aller Freundlichkeit von der Aebtißin empfangen, und von einer groſſen Menge Nonnen, deren faſt alle alt waren, begleitet. Wir beſahen erſt die Kirche, worin ſie ihre Gebete halten. Da es jetzt Sonntag war, ſo fanden wir hier verſchiedene Nonnen an allen Seiten in der Kirche auf ihren Knien, und zwar eine jede für ſich beſonders, liegen und beten. So bald wir hinein kamen, fiel die Aebtißin und die Nonnen, die uns begleiteten, auf die Knie, welches Herr Gaulthier und ich ebenfalls thaten. Darauf giengen wir in ein Zimmer oder eine kleine Kapelle hinauf, welche dem Andenken und der Ehre der Jungfrau Maria geweihet und geheiliget war. Hier knieten auch alle bey dem Eingange nieder. An verſchiedenen Orten, wo wir giengen, waren an den Wänden Bilder, Gemählde, wie auch Lichter, die vor denſelben brannten, aufgehangen. Die Nonnen deuteten mir dieß aus, und ſagten, daß dieſe Gemählde und Bilder der Heiligen nicht in der Abſicht hier gehalten würden, um ſie anzubeten, indem Gott allein einer Anbetung würdig wäre, ſondern nur

um

um dadurch zu der Gottesfurcht erwecket zu werden. Weiter beſahen wir die Küche, den Saal, wo ſie aſſen, und denjenigen, wo ſie ihre Arbeit mit einander verrichteten, welcher groß und hübſch war. Hier machen ſie allerhand nette Arbeiten, überziehen Bilder mit Gold, verfertigen mit Kunſt allerhand ſchöne Blumen u. ſ. f. Der Eßſaal war in allen Stücken ſo wie in den andern Klöſtern, mit langen Tiſchen neben den Seiten eingerichtet, und ebenfalls waren die Sitze oder Stühle blos zwiſchen dem Tiſche und der Wand, nicht aber gegen die Erde hingeſetzt. An einer Seite ſtund eine Kanzel, worin eine von den Nonnen auftritt, und, indem die andern eſſen, wie auch nach der Mahlzeit, etwas aus einem geiſtlichen Buche herlieſet. Unter dem Tiſche war eine kleine Lade für eine jede Nonne, um ihre Serviette, ihr Meſſer, ihre Gabel und andere Sachen darin zu verwahren. Weiter beſuchten wir ihre Schlafgemächer. Sie waren ſehr klein, ſo daß ſie daſelbſt nicht viel Platz zum Spatzieren haben. Eine jedwede Nonne hatte ihre beſondere Kammer, die an den Wänden ganz eben und unbemahlt war. Es ſtund ein kleines Bett, ein Tiſch mit Laden, und einem Crucifix und andern Bildern darauf, wie auch ein Stuhl in derſelben. Mehrere Geräthe waren nicht da; auch fehlte der Ofen. Darauf wurden wir in ein anderes Zimmer, das voll mit Mädgen von 12 Jahren und darunter, war, geführet. Dieſe waren von ihren Eltern hieher geſchickt worden, um leſen zu lernen und in dem Chriſtenthum unterrichtet zu werden. Sie haben Erlaubniß, einmahl des Tages zu ihren Eltern und Angehörigen nach Haus zu gehen; ſind aber verbunden nach einer kleinen Weile wieder ins Kloſter

ſter zurück zu kommen. Wenn ſie leſen gelernet haben und ihre Chriſtenthumsſtücke verſtehen, ſo nehmen die Eltern ſie wieder zu ſich. Es liegt neben dem Kloſter ein hübſcher Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben iſt. Er gehört dazu, und iſt mit allerhand Küchenfrüchten und Fruchtbäumen beſetzt. So lange die Nonnen arbeiten oder eſſen, iſt es in den Zimmern, wo ſie ſich alsdann befinden, ganz ſtill, woſern nicht von jemanden etwas vorgeleſen wird. Nach der Mahlzeit aber haben ſie auf ein paar Stunden die Erlaubniß, in den Garten zu ſpatzieren, oder in dem Kloſter zu ihrem Vergnügen und ihrer Ergötzung zu bleiben. Nachdem wir dieß alles beſehen hatten, nahmen wir unſern Abſchied.

Ohngefähr eine Schwediſche Viertelmeile weſtwärts von Quebec, befand ſich ein Sauerbrunnen. Das Waſſer führte ſehr viel Eiſenocher bey ſich, und hatte einen ziemlich ſtarken Geſchmack. Herr Gauthier ſagte, daß er es mit gutem Nutzen von ſolchen Kranken hätte trinken laſſen, die den Verſtopfungen, der Milzkrankheit und ähnlichen Krankheiten unterworfen geweſen.

Es verſicherten alle, daß auf den Feldern und in den Wäldern rings um Quebec, keine giftige Schlangen zu finden wären, deren Biß einen beſondern Schaden verurſachen könnte, ſo daß man ziemlich ſicher da im Gräſe ſpatzieren kann. Ich merkte auch niemahls, daß eine zu beiſſen verſucht hätte: ſondern ſie waren alle ſehr furchtſam. In dem ſüdlichen Theil von Canada aber war nicht rathſam, ſo unbeſorgt zu ſeyn.

Die Zäune der Aecker waren an vielen Orten zunächſt an der Stadt von der Art, daß ſie Pfähle in die

Erde

Erde, ohngefähr drey Klaftern von einander, geſchlagen hatten. Durch Löcher, die man bey ihnen gemacht hatte, waren Stangen eingeſteckt, nehmlich drey Stangen, davon die eine vor der andern zwiſchen einem jeden Pfahle lag. Um zu verhindern, daß das Vieh nicht hineinkommen möchte, waren dürre Büſche vom Hahnenſporn=Hagedorn zwiſchen den Stangen durchgezogen.

Es hatten ganz kleine kohlſchwarze Ameiſen * hin und wieder auf den Anhöhen in den Wäldern kleine Ameiſenhauſen gemacht, die faſt unſern Schwediſchen ähnlich, nur aber weit kleiner waren.

Vom ein und zwanzigſten. Heute waren drey Nationen von den Wilden oder Indianern im Lande bey dem Generalguvernör, nehmlich die Hurons, Mickmacks und Anies, welche letztern eine Art Iroquois und Aliirte der Engländer, und in dem letztern Kriege gefangen genommen worden ſind.

Die **Hurons** waren die Wilden, welche in Lorette wohnen, und die chriſtliche Lehre angenommen haben. Dieſe waren ein groſſes und langes Volk, einige einen Kopf länger als ich, dick an Gliedern, wohlgeſtaltet, und kupferfarben. Sie hatten kurze und ſchwarze Haare, die vorne an der Stirne von dem einen Ohr quer über den Kopf zu dem andern abgeſchoren waren. Keiner von ihnen trug eine Mütze oder einen Hut. Einige waren mit Ohrgehängen gezieret, andere aber nicht. Verſchiedene von ihnen hatten das Geſicht überall mit Zinnober ganz roth bemahlt: andere hatten nur einige Quer-

* Formica nigra.

Querſtriche vorne an der Stirne, und neben den Ohren, damit gezogen; und noch andere hatten das Haar ganz mit Zinnober beſtrichen. Es iſt zu merken, daß die rothe Farbe diejenige iſt, womit ſie ſich vornehmlich bemahlen: doch habe ich bisweilen geſehen, daß ſie das Geſicht mit ſchwarzer Farbe beſchmieret haben. Es hatten ihrer viele im Geſichte und an dem Körper verſchiedene Figuren, welche da ſo hingemahlt waren, daß ſie ſich in die Haut eingefreſſen hatten und niemahls vergehen konnten. Die Art, wie dieſes geſchiehet, will ich weiter hin, anführen. Dieſe Figuren ſind faſt insgeſamt von ſchwarzer Farbe. Einige von ihnen hatten an jeder Wange eine Schlange, andere verſchiedene Kreuze, andere ein Pfeil, oder die Sonne, oder ſonſt etwas, ſo wie es ihre Einbildungskraft ihnen eingegeben, hingezeichnet. Aehnliche Figuren hatten ſie auch vorne an der Bruſt, an den Lenden und an andern Theilen des Körpers gezogen. Bey einigen nahm man aber gar keine Figuren wahr. Sie trugen ein Hemd, das entweder weiß oder blaugeſtreift war, und ihre zottige Decke, die entweder blau oder weiß, mit einem blauen oder rothen Streifen an dem Rande, oder auch bisweilen roth war. Dieſe Decke hatten ſie allezeit über den Schultern, oder ſie lieſſen ſie auch hinab hängen, und wickelten ſie alsdenn an der Mitte des Leibes um ſich herum. Um den Hals hatten einige eine Kette von violetten Wampums mit kleinen weiſſen Wampums darzwiſchen gebunden. Dieſe Wampums waren klein, und wie eine längliche Perle geſtaltet, und von der Muſchel, welche die Engländer Clam * nennen, gemacht. Ich werde ihrer un-

ten

* Venus mercenaria, *Lin. Syſt. Nat. Tom. I. p.* 686.

ten mit mehrern gedenken. An dem Ende dieſer Wampumsketten hatten verſchiedene vorne an der Bruſt eine groſſe franzöſiſche Silbermünze, mit dem Bildniſſe des Königs in Frankreich, hängen. Andere hatten vorne an der Bruſt eine groſſe ſchneeweiſſe runde Muſchelſchale, die von ihnen ſehr hoch geſchätzet wird, und ſehr theuer iſt; andere hatten nichts um den Hals. Es giengen alle mit offener Bruſt. Vorne hieng der Tobacksbeutel, der von dem Felle eines Thiers gemacht war, bey dem ſie die haarige Seite auswärts gekehret hatten. Ihre Schuhe waren von Fellen, und hatten viele Aehnlichkeit mit den Schuhen ohne Abſatz, * welche die Frauensleute in Finnland brauchen. Einige hatten dieſe Schuhe mit Zinnober roth gefärbet. Anſtatt der Strümpfe hatten ſie blaue Tücher beides um die Beine und Lenden, auf eben die Weiſe, wie ich es bey den Ruſſen geſehen habe, gewickelt. Verſchiedene hatten auch ihre blaue Decke um die Mitte des Hemdes geſchlagen, ſo daß ſie nicht hinabzuhängen ſchien.

Die **Mickmacks** waren wie die Hurons gekleidet, ausgenommen, daß ſie lange, gerade, pechſchwarze Haare hatten, welche weit hinunter über die Schultern hiengen. Faſt alle Wilden hatten pechſchwarze und gerade Haare. Doch ſahe ich auch einige wenige, deren Haare ziemlich kraus waren. Es iſt aber zu merken, daß es jetzt hier in Canada ſehr ſchwer iſt, von der Geſichtsbildung der Wilden recht zu urtheilen. Denn ihr Geblüte iſt mit dem Europäiſchen, entweder durch die Gefangenen beiderley Geſchlechts, welche ſie bekommen und an Kindes

* Piäxor.

ſtatt aufgenommen, oder auch durch die Franzoſen, welche da im Lande gereiſet ſind, und wohl bisweilen zur Vermehrung der Familie der Wilden, ihren Theil beygetragen haben, indem die wilden Frauensleute nicht ſo gar ſpröde ſeyn ſollen, ſehr vermiſcht worden. Dieſe Mickmacks waren auch gemeiniglich nicht ſo groß der Statur nach, als die Hurons. Ich habe keine Wilden geſehen, die ſo lange gerade hinabhängende Haare, als dieſe, gehabt hätten. Ihre Sprache war auch von derjenigen der Hurons verſchieden, ſo daß man ſich hier eines beſondern Dollmetſchers für ſie bediente.

Die Anies waren die dritte Art der Wilden, die ſich hier einfand. Von dieſen, als den Aliirten der Engländer, waren in dem letzten Kriege 50 Mann ausgegangen, um ohnweit Montreal zu plündern. Die Franzoſen aber, die bey Zeiten davon unterrichtet worden waren, machten einen Hinterhalt, und ſchoſſen bey den erſten Schüſſen 44 Leute von ihnen zu Boden, ſo daß nur die 4, welche heute hier gegenwärtig waren, und 2, die jetzt krank lagen, mit dem Leben davon kamen. Sie waren eben ſo lang, als die Hurons, deren Sprache ſie redeten, gewachſen. Die Hurons ſchienen ein länglichers und die Anies ein ründlichers Geſicht zu haben. Dieſe Anies hatten ein ziemlich grauſames Ausſehen. Ihre Kleidertracht und das übrige war eben ſo, als bey den andern Wilden, beſchaffen. Aber hinten im Nacken hatten ſie in dem Haar ein längliches und geründetes Stück Zinn befeſtigt. Einer von ihnen hatte auch eine Blume von Roſenpappeln, die er aus einem Garten, wo ſie jetzt in voller Blüthe ſtunden, genommen,

men, in die Haare mitten auf dem Kopf geſteckt. Faſt ein jeder von dieſen Wilden führte ſeine Tobackspfeife mit ſich, die von grauem Kalkſtein gemacht, und hernach geſchwärzt worden war, und einen langen hölzernen Schaft hatte. Hier waren keine Frauensleute, ſondern lauter Mannsperſonen. Als der Generalguvernör herein kam, und ſich niederließ, um mit ihnen zu reden: ſo ſetzten ſich die Mickmacks auf die Erde in dem Saal, wie unſere Lappen. Die andern Wilden aber ſetzten ſich auf Stühle.

Es befand ſich hier in Canada keine **Buchdruckerey**, doch iſt eine hier vordem angelegt geweſen: ſondern alle Bücher kamen von Frankreich und alle Verordnungen, die man hier ausgab, waren geſchrieben; welches ſich ſo gar auf das Geld im Lande erſtreckte. Man gab vor, daß deswegen keine Buchdruckerey hier im Lande eingerichtet worden, damit keine nachtheilige Bücher oder Schriften gegen die Religion, die Regierung oder die guten Sitten gedruckt und ausgebreitet würden; gleich als wenn dieß nicht durch Handſchriften geſchehen könnte. Die rechte Urſach aber dürfte theils dieſe ſeyn, daß man wegen der bisherigen Armuth des Landes und der Einwohner es noch nicht ſo weit gebracht hat, daß ein Buchdrucker zu ſeinem nöthigen Unterhalte Bücher genug abſetzen könnte; theils auch, damit Frankreich ebenfalls dieſen Gewinn hätte.

Die **Mahlzeiten** waren hier in vielen Stücken von denjenigen, der man ſich in den Engliſchen Provinzen bediente, unterſchieden. Vielleicht hängt dieß von der Verſchiedenheit, die ſich bey dieſen Nationen in der

 Lebens=

Lebensart, dem Geſchmacke und der Religion zeiget, ab. Man aß hier Frühſtück und ſpeiſete beides zu Mittag und zu Abend. Man frühſtückte gemeiniglich um 7 Uhr, oder zwiſchen 7 oder 8. Denn die Franzoſen hieſelbſt ſtunden faſt überall frühe des Morgens auf, ſo daß man auch mit dem Generalguvernör um 7 Uhr des Morgens reden konnte. Und dieß war auch die Zeit, zu der man ſich bey ihm einfand, um ſeine Aufwartung zu machen, oder ſeine Anſuchungen vorzutragen. Zum Frühſtücke brauchte man verſchiedenes. Einige von den Mannsleuten tunketen ein Stück Brot in Brandwein und aſſen es; andere trunken einen Schluck Brandwein und aſſen ein Stück Brot darauf. Die Chocolade war auch ſehr gewöhnlich. Sehr viele, ja faſt die meiſten, vornehmlich von den Frauensleuten, trunken Coffee mit ein wenig Milch. Einige aſſen gar kein Frühſtück. Ich merkte niemahls, daß man hier Thee gebrauchte; vielleicht daher, weil man Coffee und Chocolade von den Franzöſiſchen Provinzen im ſüdlichen Amerika bekommen konnte, den Thee aber nur aus China, und weil man das Geld nicht umſonſt für eine unnöthige Waare aus dem Lande laſſen wollte. Auch ſahe ich nirgends, daß man Butter und Brot zum Frühſtück aß. Die Mittagsmahlzeit fiel gemeiniglich genau um 12 Uhr ein. Bey den Vornehmen trug man ſehr viele Gerichte auf. Und die andern folgten gern dem Beiſpiel der Groſſen, wenn ſie jemand zur Mahlzeit bey ſich einluden. Das Brot war durchgängig von Weizen und länglich gebacken. Für einen jedweden legte man einen Teller, eine Gabel und einen Löffel auf den Tiſch, wie auch eine Serviette. (In den Engliſchen Colonien legte man niemahls oder ſehr ſelten

eine Serviette mit auf). Auch legte man an verſchiedenen Orten ein Meſſer neben dem Teller hin. Aber an den meiſten Orten hatte man die Gewohnheit das Meſſer wegzulaſſen, und waren daher ſowohl Frauenzimmer als Mannsleute verbunden, ſelbſt ein Meſſer mit ſich zu nehmen. Die Löffel und Gabeln waren gemeiniglich von Silber, und die Teller meiſtentheils von Holländiſchen Porcellain. Die Mahlzeit fieng ſich allezeit mit einer Kraftſuppe ohne Fleiſch, worin viel Brot geleget worden, an. Daher hatte man auf vielerley Art das Fleiſch zugerichtet; man hatte gekochtes oder gebratenes Ochſenfleiſch, gekochte oder gebratene Vögel von verſchiedenen Arten, Fricaſſen u. ſ. f. Zugleich ſetzte man verſchiedene Sallate auf. Während der Mahlzeit trunk man meiſtentheils rothen Wein, entweder unvermengt oder mit Waſſer verdünnet, welches letztere meiſtens gebräuchlich war. Sie trunken auch viel von einer Art Bier, welches aus Fichtenzweigen gebrauet wurde. Die Frauenszimmer bedienten ſich meiſtentheils des Waſſers, bisweilen auch des Weins, aber ſelten des Biers. Ein jedweder hatte ſein Glas und konnte für ſich einſchenken ſo oft er wollte. Denn die Bouteillen wurden auf den Tiſch geſetzt. Die Butter trug man ſehr ſelten auf, und wenn es geſchahe, ſo that man es eigentlich eines Fremden wegen, der davon Liebhaber war. Sie war jederzeit ſehr wenig geſalzen, ſo daß man Salz auf den Teller legen, und die Butter, welche man eſſen wollte, darin tunken muſte. Das Salz auf dem Tiſche war fein und weiß. Nur ſehr ſelten ward ich eines grauen Salzes gewahr. Nachdem man von den gröbern Gerichten gegeſſen hatte, ſetzte man faſt alles bey Seite, und alsdann trug man die Confituren auf,

welche von vielerley Arten waren, als Wallnüſſe, ſowohl von Frankreich als von Canada, entweder ganz und reif, oder auch unreif und eingemacht; Mandeln, Roſinen, Haſelnüſſe, verſchiedene Beeren, die man in dieſer Sommerzeit fand, als rothe und ſchwarze Johannsbeeren, die hier befindlichen Heidelbeeren, welche man mit Zuckerſyrup einmachte; verſchiedene in Zucker eingemachte Sachen, als Erdbeere, Hindbeere, Brombeere, Moosbeere. Den Käs ſetzte man auch auf. Unter den Confituren muſte man ebenfalls die Milch, die gemeiniglich gut mit Zucker verſüſſet war, rechnen, welche ſie zu allerletzt aſſen. Die Suppe gab man einem jedweden jederzeit beſonders auf dem Teller. Nach der catholiſchen Religion aß man Freitags und Sonnabends kein Fleiſch; daher auch dieſe Tage magere Tage genannt wurden. Dennoch wuſte man auch in den Tagen ſich wider den Hunger vorzuſehen. Denn anſtatt deſſen richteten ſie allerhand Küchenkräuter, als gekochte Gurken, Bohnen, Erbſen, Kohl und andere Sachen, welche der Küchengarten abwarf, zu. Nicht weniger aß man allerhand Arten Fiſche. Denn in allen den übrigen Tagen ſahe man ſelten einen Fiſch auf dem Tiſche. Ueberdem hatte man allerhand Gerichte von Eyern u. ſ. f. Milch und verſchiedenes davon zugerichtetes Eſſen brauchte man auch viel, beides des Freitags und Sonnabends. Sie glaubten nicht, daß Fiſche, Eyer und Milch einige Verwandſchaft mit dem Fleiſche hätten. Man richtete die Gurken viel mit Rahm, nachdem ſie vorher in Scheiben geſchnitten waren, zu, und ſchmeckten ſie alsdann recht gut. Zuweilen ſetzte man die Gurken ganz vor, da ein jeder, der an denſelben Gefallen hatte, ſie ſchälete, in lange Scheiben zerſchnitte, und das Ende

in

in Salz tunkte; und ſie alſo wie Rettiſchen aß. Der Melonen war hier eine groſſe Menge, welche man jederzeit ohne Zucker aß. Mit einem Worte, man lebte hier des Freitags und Sonnabends eben ſo gut, ſo daß ich, der kein beſonderer Liebhaber von Fleiſch war, gerne geſehen hätte, daß alle Tage die ſo genannten magern geweſen wären. Ein Schälgen mit Salz und ein anderes, mit zerſtoſſenem Pfeffer, ſtunden allezeit bey der Mahlzeit auf dem Tiſche. In den Wein legte man eben ſo wenig, als in den Brandwein, Zucker. Was den Gebrauch des Zuckers anbelangt, ſo ſahe ich niemahls auf meinen Reiſen, daß die Franzoſen und Engländer bey ihrem Eſſen, dem Thee und Coffee u. ſ. f. halb ſo viel Zucker als wir hier in Schweden verbrauchten. Und in den Wein legte man niemahls Zucker. Da doch dieſe beiden Völker in ihren eigenen Pflanzörtern zureichlich viele Zuckerpflanzungen haben. Vor und nach dem Eſſen betete man hier auf [illegible] andere Weiſe, als daß man nur mit den Fingern ein Kreuz vor ſich ſchlug; obgleich dieß auch nicht von allen beobachtet wurde. Gleich nach der Mittagsmahlzeit trunk man Coffee ohne Milch. Die Abendmahlzeit gieng gemeiniglich um 7 Uhr oder zwiſchen 7 und 8 vor ſich, und die Gerichte waren alsdann faſt dieſelben, als des Mittags. Den Pudding vermißte man hier jederzeit, wie auch den Punch, den Labtrank der Engländer, ob man ihn gleich hier wohl kannte.

Vom drey und zwanzigſten. An verſchiedenen Orten hatte man hier die Hunde gewöhnt, Waſſer von dem Fluſſe anzufahren. Ich ſahe heute zwey groſſe Hunde, welche vor einem kleinen Wagen, der eine vor

dem andern, geſpannt waren. Sie hatten rothes und nett gemachtes Sattelzeug, wie Pferde, und Zügel in dem Munde. Auf dem Wagen ſtund eine Tonne. Sie wurden von einem Knaben regiert, der hinter den Wagen herlief. Die Hunde ſprungen von ſich ſelbſt zu dem Fluſſe. Nachdem das Waſſer in die Tonne gegoſſen worden, ſo zogen die Hunde ihre Laſt den Berg hinauf, und hernach zu dem Hofe hin. Ich ſahe nachgehends bey meinem Aufenthalte in Quebec faſt täglich Hunde mit Wagen zu dem Fluſſe hinab laufen, um darauf Waſſer nach Haus zu ziehen. Zuweilen war nur ein einziger Hund vor dem Wagen geſpannt. Die Wagen waren mit Fleiß klein gemacht. Die Hunde, welche dieſe Wagen zogen, waren ab und zu ziemlich klein, und kaum ſo groß, als unſere gewöhnlichen Bauerhunde. Die Knaben, welche die Hunde regierten, hatten groſſe Peitſchen in der Hand, womit ſie dieſelben anſtrengten, wenn ſie nicht geſchwinde gehen wollten. Ich ſahe ſie nicht allein Waſſer, ſondern auch Holz, Eichen zum Bäuchen, und Zober, wie auch verſchiedenes anderes anfahren. Im Winter hat man ſehr oft in Canada die Gewohnheit, wenn man irgendwo hinreiſen will, Hunde vor kleine beſonders dazu gemachte Schlitten zu ſpannen, und ſie auf denſelben Reiſekleider, den Eßkorb und andere Bündel, welche man mit ſich führen will, fortziehen zu laſſen. Gemeiniglich wandten arme Leute ſie auf ihren längern oder kürzeren Winterreiſen dazu an, wenn ſie auch gleich ſelbſt zu Fuſſe giengen. Faſt alles Holz, welches die Armen hier im Lande des Winters aus dem Walde hohlen, wird von Hunden von da gebracht; daher man dieſe Thiere auch die Pferde der Armen nannte. Sie ſpanneten alsdann gemeiniglich

ein paar Hunde vor jedes Fuder, ſo daß der eine vor dem andern gieng. Man zeigte mir auch ein paar nette beſonders dazu gemachte Schlitten, worin ein Frauenzimmer des Winters fahren kann. Sie werden von einem paar Hunden gezogen, welche bey guter Bahn damit geſchwinder laufen ſollen, als man ſich vorſtellen kann. Ein Hund von mäßiger Gröſſe iſt im Stande eine Perſon zu ziehen, wenn die Bahn ſchön iſt. Alte Männer erzählten mir, daß ſich in ihrer Kindheit ſehr wenige Pferde im Lande befunden, daher die Einwohner im Winter alle ihre Fuhren mit Hunden verrichtet hätten. Verſchiedene von den Franzoſen, die des Winters nach Terra Laborador gereiſet ſind, verſicherten, daß die daſelbſt wohnenden Wilden, die Esquimaux heiſſen, nicht allein oft ihre Hunde im Winter auf Schleifen, was ſie mit ſich zu führen nöthig haben, ziehen laſſen, ſondern daß ſie auch ſelbſt auf dem Eiſe in kleinen von dieſen Thieren gezogenen Schlitten, fahren.

Vom fünf und zwanzigſten. Der Quellen gab es an allen Seiten der hohen und ziemlich querlaufenden Anhöhen, weſtwärts von der Stadt, eine groſſe Menge. Alle dieſe Anhöhen beſtehen aus dem vorher erwähnten ſchwarzen Kalkſchiefer, und ſind an der weſtlichen Seite ziemlich ſteil, ſo daß es mühſam iſt, da hinauf zu kommen. Ihre ſenkrechte Höhe beträgt ohngefähr 10 oder 12 Klaftern. Oben ſind ſie jetzt kahl oder von Wald entblöſſet, und mit einer dünnen Erdrinde, die auf dem Kalkſchiefer lieget, und welche man entweder zum Acker oder zur Weide anwendet, bedeckt. Es ſcheint daher bewunderswürdig zu ſeyn, wo dieſe nackenden Höhen die

vielen flieſſenden Quellen hernehmen, welche an einigen Orten, wie ein Strom, aus dem Berge hervor getreten kommen. Haben etwa ſolche Höhen die Eigenſchaft, das Waſſer bey Tage oder in der Nacht aus der Luft an ſich zu ziehen? Und ſind vielleicht die Schieferberge mehr als andere dazu geneigt?

Die **Pferde** hier im Lande, deren erſter Stamm aus Frankreich hieher geführt worden, waren faſt alle von einer guten Art, ſtark, wohlgewachſen und hurtig und mehrentheils ſo groß, als unſere Reuterpferde in Schweden. Man hatte hier eben den Gebrauch, als in England, daß man nehmlich den Schweif an den Pferden abhieb, und nur einen kleinen kurzen Stumpf davon nachließ. Dieſes ſcheinet aber hier im Lande ein ziemlich ſtrenges Verfahren zu ſeyn, indem ſie nachgehends nichts hatten, womit ſie ſich wider Mücken, Brömſe, Pferdefliegen und andere Inſeckte, deren es hieſelbſt eine groſſe Menge giebt, vertheidigen konnten. Wenn die Pferde hier ein Fuder ziehen: ſo ſpannt man nicht zwey in der Breite zuſammen, ſondern ſo, daß das eine nach dem andern gehet. Doch nimmt man nicht leicht mehr als drey, wohl aber weniger, zu einer ſolchen Reihe. Dieſe Art des Vorſpanns wird ohne Zweifel die Urſache ſeyn, warum man die Schweiſe abgeſtuzt hat, weil ſonſt das vorhergehende Pferd die Augen des nächſtfolgenden beſchädigen dürfte. Zu den Sommerfuhren bediente man ſich groſſer Karren. Denn ich wurde keiner Laſtwagen, oder Wagen mit vier Rädern, hier gewahr. Nur allein der Generalguvernör und einige wenige von den vornehmſten Herren im Lande, brauchten einen bedeckten Wagen. Meiſtentheils

theils aber bediente man ſich der Chaiſen. Es war eine gemeine Klage, daß der Landmann zu viel Pferde anzulegen anfängt, wodurch die Kühe im Winter bey der Futterung zu ſehr zu kurz kommen.

Die Kühe waren gleichfalls zuerſt aus Frankreich hieher gebracht worden. Sie hatten jetzt eben die Gröſſe als unſere gewöhnlichen Schwediſchen. Es ſagten alle, daß das Vieh, das von den Kühen, die zuerſt aus Frankreich hieher gekommen, aufgewachſen, niemahls ſo groß als ſeine Mutter würde. Man ſchrieb dieß den kalten Wintern zu, und daß man hier genöthigt iſt, ſie über ſechs Monate einzuſchlieſſen, und während der Zeit ihnen ſehr wenig Futter, indem daſſelbe ſonſt nicht zureichen würde, zu geben. Faſt alle Kühe hatten Hörner; doch ſahe ich bisweilen einige ohne Hörner. In Penſylvanien aber war es eine unerhörte Sache, eine Kuh ohne Hörner zu ſehen. Mag wohl die Kälte etwas dazu beytragen? Uebrigens ſoll eine Kuh mehrentheils hier ſo viel Milch als in Frankreich geben. Man hielt auch das Ochſen- und Kalbfleiſch hier bey Quebec für fetter und ſchmackhafter, als dasjenige bey Montreal. Es wollten einige die ſalzigen Weiden, die unten vor Quebec liegen, als die Urſache davon anſehen. Dieß kann aber wohl nicht völlig genug thun. Denn das meiſte Vieh, das in Quebec verkauft wird, und ſich daherum befindet, hat keine mit Binſengras * bewachſenen Wieſen, worauf es weiden kann. In Canada ziehen die Ochſen mit den Hörnern, in den Engliſchen Provinzen aber

* Triglochin.

aber mit den Bugen auf eben die Weiſe als die Pferde. Die Kühe hatten hier verſchiedene Farben. Doch waren die meiſten entweder ſchwarz oder roth.

Ein jedweder Landmann hält hier gemeiniglich einige Schafe, bald mehr, bald weniger, von denen er ſo viel Wolle erhalten kann, als er zu ſeinen täglichen Kleidern brauchet. Die beſſern Kleider aber werden aus Frankreich hieher gebracht. Wenn man Schafe aus Frankreich hat kommen laſſen, und dieſelben einige Zeit hier geweſen ſind, ſo bleibt die Wolle nicht mehr ſo weich und fein, wie ſie anfänglich geweſen iſt, ſondern wird weit gröber und ſteifer. Und noch mehr geſchiehet dieß mit ihrer Abkommenſchaft. Man glaubte, die vornehmſte Schuld läge an dem ſparſamen Futter, wodurch die Schafe im Winter Noth leiden müſten.

Die **Ziegen** ſahe ich nirgends in Canada. Man verſicherte mich auch, daß keine daſelbſt wären. In den Engliſchen Pflanzörtern wurde ich nur einige wenige gewahr, und zwar kaum anderswo als in einer Stadt. Sie ſollen auch da keiner andern Urſache, als nur gewiſſer Kranken wegen, denen die Aerzte ihre Milch als ein Heilungsmittel anrathen, gehalten werden.

Die **Eggen** waren nicht viereckig, ſondern der Geſtalt nach, wie ein Dreyeck. An den meiſten waren zwey Seiten drey Ellen, und die dritte nur zwey Ellen lang. Sowohl die Zähne, als alles übrige, war von Holz. Die Länge der Zähne, und die Entfernung derſelben unter einander, betrugen eine Viertelelle.

Die

Die Ausſicht des Landes eine Viertelmeile nördlich von Quebec an der weſtlichen Seite des Lorenzfluſſes war ſehr angenehm. Das Land war hier abſchüßig gegen den Fluß, und je weiter man ſich von dem Fluſſe entfernete, deſto höher wurde es. An vielen Orten war es von der Natur in Abſätze getheilet, ſo daß der eine Erdwall über dem andern lag. Von dieſen Höhen konnte man weit herum ſehen. Quebec ſtellte ſich nach Süden ſehr deutlich dar. Nach Oſten war der Lorenzfluß, wo man auf und nieder ſegelte. Nach Weſten lagen die hohen Berge, mit denen ſich die Anhöhe von dem Fluſſe endigte. Es war hier alles Land entweder zum Acker, zur Wieſe oder Aue angebauet. Hin und wieder erblickte man einen kleinen Laubwald, den man von dem alten Walde übrig gelaſſen hatte. Die Aecker waren meiſtentheils mit Weizen, doch auch ziemlich ſtark mit dem weiſſen Haber, und an einigen Orten mit Erbſen beſäet. Andere Getraidearten fand man hier nicht. Hie und da ſtunden ſchöne Häuſer und Höfe, welche doch insgeſamt von einander abgeſondert waren. Das Gebäude, worin ſie wohnten, war meiſtentheils aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer gebauet, und gemeiniglich äuſſerlich geweiſſet. Der eine Waſſerbach oder Canal strömte nach dem andern von den Anhöhen, wo die groſſen Berge waren, hinab. Dieſe Anhöhen unten vor den Bergen beſtunden ganz und gar aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer, der in der freyen Luft jederzeit ſich in kleine Stücke zerſpaltete. Auf dieſem lag Erde zu einer halben, einer ganzen bis dritthalb Ellen, kaum aber darüber, an der Dicke. Die Ackererde war mit kleinen Stücken davon angefüllt. Und wo ein Bach fortfloß, da hatte er ſich

unten

unten gemeiniglich tief eingeſchnitten, und deſſen Seitentheile beſtunden mehrentheils blos aus dieſem Schiefer. Ab und zu fand man in dickern Schichten einen dunkelgrauen Kalkſtein, der, wenn er entzwey gebrochen ward, ſtark wie Stinkſtein roch.

Es wurden jetzt verſchiedene Schiffe bey Quebec auf des Königs Rechnung gebauet. Doch lief noch vor meiner Abreiſe von Frankreich der Befehl ein, daß nicht mehr Kriegsſchiffe hier gebaut werden, ſondern nur diejenigen fertig gemacht werden ſollten, welche ſchon auf dem Stapel ſtunden. Die Urſache war, weil man gefunden hatte, daß Schiffe, die aus amerikaniſchen Eichen aufgeführet waren, bey weiten nicht ſo lange, als diejenigen, die man aus europäiſchen Eichen baut, aushalten. Um Quebec befindet ſich ſehr wenig Eichenholz, und die Eichen, welche da wachſen, ſind gemeiniglich ſo klein, daß ſie zu nichts taugen. Daher war auch faſt alles eichene Bauholz, welches um Quebec lag, von den Orten, welche gegen Neu-England liegen, hieher geführt worden. Denn die Eichen im nördlichen Amerika haben die Eigenſchaft, daß ſie, je weiter ſie nach Norden wachſen, deſto länger der Fäulniß widerſtehen, und im Gegentheil, je weiter ſie nach Süden wachſen, deſto weniger dauerhaft ſind. Dieſes Bauholz wurde mit Flöſſen auf den Flüſſen, die von der Seite des neuen Englands kommen, und bey St. Pierre oder da herum in den St. Lorenzfluß einfallen, hinunter gebracht. Es war auch etwas Eichenholz von dem Theil von Canada, der zwiſchen Montreal und dem Fort St. Frederic lag, gekommen. Man hielt es aber nicht für ſo gut, als das vorige, und auſſerdem war der Weg darnach ungleich länger.

Vom

Vom ſechs und zwanzigſten. Man zeigte mir heute eine grüne Erde, die dem General Marquis de la Galißioniere von dem obern Theil von Canada zugebracht worden war. Es war eine Art Thon, die ganz dicht an einander klebte, und durch und durch eine ſo grüne Farbe, als Grünſpan hatte.

Es ſind faſt in ganz Canada **Krebſe** in den Bächen und kleinen Strömen vorhanden, und zwar von einerley Art mit den unſrigen in Schweden. Die Franzoſen eſſen ſie gerne. Es ſagten alle, daß ſie jetzt anſehnlich abgenommen hätten, nachdem man ſie ſo ſtark zu fangen gewohnt wäre.

Das **gemeine Volk** hier im Lande ſchien ſehr arm zu ſeyn. Sie hatten zwar einiger maſſen ihr Auskommen, aber auch nicht viel darüber. Es ſoll ſehr ſelten jemand von den Leuten vom untern Stande einige Reichthümer beſitzen. Sie waren mehrentheils zufrieden, wenn ſie dürres Brot zu eſſen und Waſſer zu trinken hatten. Die übrigen Nahrungsmittel aber, welcher ſie ſich bedienen konnten, als Butter, Käſe, Fleiſch, Hühner, Eyer, u. ſ. f. wurden insgeſammt zur Stadt gebracht, um ſie in Geld zu verwandeln, wofür ſie ſich Kleider, Brandwein oder Putzwerk für die Frauensleute kauften. Doch ſo mager ſie es auch beides zu Hauſe und auf Reiſen hatten: ſo waren ſie doch allezeit freudig und bey gutem Muthe.

Vom neun und zwanzigſten. Ich machte auf die Veranlaſſung des Herrn Generals Marquis de la Jonquiere, und des Herrn Generals Marquis de la Galißio-

niere, mit einigen Franzöſiſchen Herren Geſellſchaft, um ein ſo genanntes Silber- oder Bleybergwerk bey der Baye St. Paul zu beſehen. Ich verſtand mich zu dieſer Reiſe um ſo viel lieber, da ich zugleich Gelegenheit hatte, einen gröſſern Theil des Landes, als ſonſt geſchehen ſeyn würde, in Augenſchein zu nehmen. Wir begaben uns daher des Morgens in einem Batton den Lorenzfluß hinunter auf die Reiſe.

Die **Erndtezeit** war jetzt vorhanden. Ich ſahe die Leute auf allen Aeckern mit dem Einerndten des Getraides beſchäftigt. Den Weizen und den Haber hatte man, wie man durchgehends ſagte, eine Woche zuvor, woſern nicht eher, abzumähen angefangen.

Die **Ausſicht** bey Quebec war ſehr anmuthig von der Seeſeite. Die Stadt lag hoch. Man ſahe alle Kirchen und hohe Gebäude ſehr gut. Und die Schiffe, welche in dem Fluſſe unten neben einander lagen, machten eine beſondere Zierde. Der Pulverthurm, der auf dem höchſten Gipfel des Berges, worauf die Stadt erbauet iſt, ſtehet, ragete noch über allen Häuſern hervor.

Das Land, wo wir heute vorbey reiſeten, hatte eine ſehr angenehme Ausſicht. Der Lorenzfluß lief hier faſt von Süden nach Norden. Zu beiden Seiten deſſelben zeigten ſich groſſe Felder von angebautem Lande, doch mehr an der weſtlichen als öſtlichen Seite. Die Anhöhen neben den Ufern waren ſteil und hoch. Eine Menge von ſchönen, doch überall unter ſich getrenneten Höhen, groſſen Aeckern, die jetzt von dem Getraide ganz weiß ausſahen, und vortreflichen Gehölzen und Laubwäldern machten das

Land

Land zu beiden Seiten angenehm. Ab und zu nahm man eine ſteinerne Kirche wahr. Hin und wieder warf ſich ein Bach von dieſen hohen Anhöhen in den Strom hinab. Da, wo der Bach etwas beträchtlich war, hatte man Waſſer- oder Sägemühlen angelegt.

Nachdem wir anderthalb Franzöſiſche Meilen gerudert hatten, kamen wir zu der Iſle d' Orleans, welche eine groſſe Inſel von ohngefähr achtehalb Franzöſiſcher Meilen in der Länge, und gegen 2 ſolcher Meilen, in der Breite, da wo ſie die gröſte Weite hat, iſt. Sie liegt mitten in dem Lorenzfluſſe. Sie hatte eine erhabene Lage, ihre Seitentheile waren etwas abſchüßig, und an den meiſten Orten waldig. Verſchiedentlich waren ſie auch kahl, und ſahe man Höfe ganz unten neben dem Ufer erbauet. Auf der Inſel ſelbſt hatte man das Land gut bearbeitet, und man erblickte nichts anders als hübſche Steinhäuſer, groſſe Acker, Wieſen, Auen und Laubwälder, und eine und die andere Kirche von Stein.

Wir hielten uns an den Aſt des Lorenzfluſſes, welcher weſtwärts von Iſle d' Orleans lief, indem dieſer Weg kürzer war. Man ſchätzte deſſen Breite gemeiniglich auf eine Franzöſiſche Viertelmeile. Die Schiffe dürfen aber dieſen Weg nicht nehmen, theils wegen der Sandbänke, die hier neben Erdzungen befindlich ſind, theils wegen des ſeichten Waſſers, theils wegen der Steine und Klippen, die verſchiedentlich in dem Grunde liegen; ſondern ſie muſten allezeit an der öſtlichen Seite der erwähnten Inſel fahren. Das Land ſahe zu beiden Seiten eben ſo, wie vorher aus. An der weſtlichen Seite oder auf dem feſten Lande beſtunden die Anhöhen neben

dem Fluſſe überall aus dem oft erwähnten ſchwarzen Kalkſchiefer. Die Häuſer, worin die Bauern wohnten, waren faſt überall aus dieſem Steine aufgemauert, aber äuſſerlich geweiſſet. An einigen Orten hatte man dennoch Häuſer aus andern Steinarten. Die Reihe von zehen groſſen Bergen, welche weſtwärts von dem Fluſſe lag, und welche mehrentheils von Süden nach Norden ſtreichet, fieng allmählig ſich dem Fluſſe zu nähern an: ſo daß diejenigen, welche bey Quebec wohl ein paar Meilen von demſelben entfernet waren, nach einer Reiſe von 9 Franzöſiſchen Meilen faſt ganz bis zum Strande kamen. Mehrentheils waren dieſe Berge mit Wald überwachſen: aber an einigen Orten hatte das Waldfeuer alle Bäume mitgenommen. Ohngefähr achtehalb Franzöſiſche Meilen von Quebec liegt an der weſtlichen Seite des Fluſſes, unten an dem Ofer eine Kirche, welche S. Anne heißt. Dieſe iſt deswegen merkwürdig, weil die Schiffe, welche von Frankreich oder andern Orten kommen, ſo bald ſie ſo weit den Lorenzfluß zurück gelegt haben, daß ihnen die gemeldete Kirche zu Geſichte kömmt, ihre Canonen abfeuern, zum Zeichen und zur Freude, daß ſie jetzt nichts weiter in dem Lorenzfluſſe zu befürchten haben, und daß ſie jetzt aller Gefahr wegen der vielen Sandbänke, die darin ſich befinden, entgangen ſind. Das Waſſer in dem Fluſſe, wo wir heute reiſeten, war überall blaßroth und trübe, ob man es gleich verſchiedentlich über 6 Klaftern tief ſchätzete. Eine kleine Strecke unterhalb St. Anne fiel an der weſtlichen Seite des Fluſſes ein Strom in denſelben, der La grande Riviere hieß. Sein Waſſer floß mit einer ſolchen Heftigkeit, daß es faſt in die Mitte desjenigen Aſtes vom Lorenzfluſſe, welcher zwiſchen der Isle

d' Orleans und dem feſten Lande iſt, ſich ergoß, ehe der Fluß ſeinen Lauf ändern konnte.

Gegen zwey Uhr nach Mittag fieng der Fluß an aufwärts zu flieſſen. Und da uns der Wind auſſerdem ſehr heftig entgegen blies: ſo war es ohnmöglich weiter zu kommen, bevor es wieder Ebbe wurde. Wir nahmen daher unſere Herberge ſo lange in einem groſſen Hofe, der den Prieſtern in Quebec zugehörte, neben dem eine hübſche Kirche, die S. Joachim genannt wurde, lag, nachdem wir heute 8 Franzöſiſche Meilen zurück gelegt hatten. Hier wurden wir auf alle Art und Weiſe gut bewillkommet. Alles umgränzende Land iſt von dem Könige dem Seminario oder den Prieſtern in Quebec geſchenkt worden, welche es an Bauern und andere, die darauf ihre Höfe erbauet, verpachtet haben. Hier befanden ſich nun zwey Prieſter, wie auch eine Menge junger Knaben, welche im Leſen und Schreiben, wie auch in dem Latein unterrichtet wurden. Die meiſten von dieſen Knaben waren dem Prieſterſtande gewidmet. Gerade dieſem Hofe gegen über nach Oſten liegt die nördlichſte Ecke oder das äuſſerſte Ende von der Iſle d' Orleans.

Rothe Johannsbeerbüſche waren in Menge faſt in allen Gärten, ſowohl in Montreal und Quebec, als anderswo auf dem Lande gepflanzt. Sie ſollen alle ihrem Urſprunge nach von Europa gekommen ſeyn. Hier kamen ſie aber unvergleichlich fort. Die Büſche waren überall ganz roth von Beeren.

Die **wilden Weinranken** * wuchſen ziemlich ſtark hier in den Wäldern. Man hatte ſie aber ſonſt in ganz Cana-

* Vitis Labruſca et vulpina.

Canada, bey dem Fort St. Frederic, Montreal und in Quebec und an andern Orten mit Fleiß neben den Luſthäuſern in den Gärten gepflanzet. Dieſe Luſthäuſer waren aus lauter Latten gemacht, über die ſich die Weinranken mit ihren Reißigen in die Höhe gewunden, und welche ſie dergeſtalt an allen Seiten mit den groſſen Blättern bedeckt hatten, daß die Sonne ohnmöglich mit ihren Strahlen durchdringen konnte. Sie waren hier des Sommers ſehr angenehm, indem man in dem Schatten ſitzen und eine erfriſchende und kühle Luft gegen die Hitze haben konnte.

Man ſchnitte hier niemahls den Weizen mit Senſen, ſondern jederzeit mit **Sicheln**. Dieſe waren der Geſtalt nach wie die gewöhnlichen Sicheln gebogen und ohngefähr eine Elle oder darunter groß. Man hatte an der Seite, welche bey dem Schneiden niederwärts gekehret ward, kleine Furchen gefeilet, welche ſo tief giengen, daß auch an dem Schnitte eine Menge von ihnen, die ohngefähr eine halbe Geometriſche Linie von einander abſtunden, zu ſehen war.

Die **Heuſtapeln**, die ich auf dieſer Reiſe auf den Wieſen wahrnahm, waren von zweierley Art. Die eine ſahe wie ein Zuckerhuth oder genauer wie das Mittel zwiſchen einem Zuckerhuth und einem Laibbrote aus, und war die gebräuchlichſte. Die andere hatte mit unſerm Erbſenſtapeln Aehnlichkeit. In dieſem Theil von Canada habe ich niemahls beſondere Heuböden auf den Wieſen bemerkt.

Der heftige Gegenwind nöthigte uns über Nacht zu St. Joachim zu bleiben.

Vom

Vom dreißigſten. Des Morgens ſetzten wir unſere Reiſe bey einem hartnäckigen Gegenwinde fort. Gleich unter St. Joachim fängt das Waſſer in dem Fluſſe bey der höchſten Fluth an ſalzig zu werden; und je weiter man hernach hinunter kömmt, deſto ſalziger wird es. Wir hatten anfänglich an der weſtlichen Seite des Fluſſes vortrefliche obgleich niedrige Aecker: aber bald darauf liefen die hohen Berge ganz bis zum Waſſer in dem Fluſſe fort. So lange ſie weg waren, beſtunden die Anhöhen neben dem Fluſſe aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer. So bald aber dieſelben hervor traten, ſo verlohr ſich derſelbe gänzlich. Denn die Steinart in dieſen hohen Bergen war ein mit Glimmer und Quarz vermiſchter kalkhaltiger Felsſtein *. Der Glimmer war ſchwarz, der Quarz theils violett, theils hellgrau. Es waren alle vier verſchiedene Beſtandtheile ſo genau mit einander vermiſcht, daß man ſie zwar leicht mit den Augen, aber nicht mit einem Werkzeuge, von einander trennen konnte. Die Breite des Fluſſes betrug, wie man ſagte, faſt dieſen ganzen Tag, 3 Franzöſiſche Meilen, da wo wir reiſeten. Man zeigte mir auch ab und zu den Weg, den die Schiffe nehmen müſſen, der ziemlich beſchwerlich war. Denn bald muſten ſie nach der einen Seite des Fluſſes, bald nach der andern fahren, um die Sandbänke und verborgenen Klippen zu vermeiden, die hin und wieder in dem Fluſſe liegen.

Wir waren auf dieſer Reiſe oft genöthigt, das, was bey hohen Bergen gewöhnlich iſt, zu erfahren. Nehmlich, obgleich ein ſolcher hoher Berg bisweilen ganz nahe

* Saxum micaceo-quarzoſo-calcarium.

zu ſeyn ſcheinet, ſo daß man die Entfernung nicht viel höher, als auf einen Canonenſchuß ſchätzen ſollte: ſo kömmt es einem doch hernach, wenn man ſich zu demſelben hin begeben will, vor, als wenn man ihn niemahls erreichen würde. Aus dem Wege, den man nur für einen Canonenſchuß lang gehalten hat, wird eine oder ein paar Viertelmeilen, und derjenige, den man für eine Viertelmeile angeſehen hat, ſteigt ſo gar zu 6 oder 8 ſolchen. Dergeſtalt hintergehen und verwirren die hohen Berge das Geſicht. Sie thun eben das auf dem Lande, was hohe Eyländer auf der See.

Wir hatten hernach auf 5 Franzöſiſche Meilen einen ziemlich gefährlichen Weg durchzuſetzen. Denn die weſtliche Seite des Fluſſes, der wir folgten, beſtund aus hohen und mehrentheils ziemlich querlaufenden und ſteilen Bergen; ſo daß man, wofern ein ſtarker Sturm aufgeſtiegen wäre, auf dieſem ganzen Wege, keinen Ort gefunden hätte, wo man mit Sicherheit würde haben ans Land treten können. Es befinden ſich zwar an zwey oder drey Stellen, Löcher oder Oefnungen in dem Berge, wo man ſich in der größten Gefahr mit dem Boote hineinziehen könnte. Sie waren aber ſo ſchmahl, daß das Boot, wofern man ſie in dem Sturm nicht in der Eile treffen könnte, ohnfehlbar an der Klippe zerſcheitern müſte. Dieſe hohen Berge waren entweder ganz kahl oder auch nur mit kleinen undicht ſtehenden Tannen überwachſen. Aber an einigen Orten lieſen nach der Länge des Berges groſſe Spalten herunter, in welchen Bäume, ganz dicht an einander, und welche dabey höher als an den andern Stellen waren, wuchſen. Und daher ſahe es von weiten

aus,

aus, als wären hin und wieder auf dem harten Felſen Hecken gepflanzt worden. Weiter weg kamen wir einer kleinen Kirche vorbey, um die einige Höfe gebaut waren. Der Ort wurde Petite Reviere genannt, und gab man die Einwohner für ſehr arm aus, welches gar nicht unwahrſcheinlich war. Sie hatten nicht mehr Land anzubauen, als das, welches zwiſchen dem Fluſſe und den hohen Bergen lag, welches an den breiteſten Stellen nicht über drey Büchſenſchüſſe, und an den meiſten nicht über einen betrug. Ohngefähr 17 Franzöſiſche Meilen von Quebec wurde das Waſſer in dem Fluſſe ſo ſalzig, daß niemand es trinken konnte. Daher auch unſere Ruderleute ſich ſchon des Morgens frühe mit einem Keſſel mit friſchen Quellwaſſer verſahen. Endlich kamen wir des Abends um 5 Uhr in der Baye S. Paul an, woſelbſt wir bey den Herren Prieſtern, welche hier ein groſſes Gebäude beſaſſen, und die uns mit allem Wohlwollen und aller Gefälligkeit unterhielten, Quartier nahmen.

Die Baye St. Paul iſt ein kleines Kirchſpiel, welches 18 Franzöſiſche Meilen von Quebec etwas von dem Fluſſe neben einem Meerbuſen auf einem niedrigen und ebenen Lande liegt. Es war von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, eine groſſe Oefnung ausgenommen, welche gegen den Fluß war. Die Höfe waren alle von einander abgeſondert. Die Kirche ſoll eine von den älteſten ſeyn, die man jetzt in Canada findet; welches ihre ſchlechte und ungekünſtelte Bauart auch zu beſtättigen ſchien. Denn die Mauern waren von Balken errichtet, die man ſenkrecht ohngefähr eine Elle von einander geſtellt hatte, und auf dieſen Balken ruhete das Dach. Zwiſchen denſelben hatte man mit dem

ſchwarzen Kalkſchiefer die Mauer aufgeführet. Das Dach war flach. In der Kirche ſelbſt ſahe man ein kleines Chor. An der öſtlichen Seite derſelben war eine kleine Sakriſtey, ganz und gar von Holz. Sie hatte keinen Thurm, ſondern es war ein kleines Geſtell auf dem Dache, worin eine kleine Klocke unter freyem Himmel hieng. Faſt das ganze Land gehört den Prieſtern zu, welche es an Bauern gegen einen gewiſſen jährlichen Zins verpachtet haben. Die Einwohner lebten mehrentheils von dem Ackerbau. Durch Theerbrennen verdienten ſie auch ihre Auslagen. Der Theer wurde in Quebec verkauft.

Da dieſes Land dichte an einem Buſen, den der Fluß hier macht, lieget, und ſehr niedrig iſt: ſo ſollte man denken, daß dieſes flache Land ehedem der Grund des Meers geweſen, und entweder durch die Abnahme des Waſſers in dem Fluſſe, oder durch die Erde, entſtanden wäre, welche theils die hier durchflieſſenden kleinen Bäche von dem Lande mit ſich geführt haben, theils der Fluß bey ſtürmigen Wetter aufgeworfen hat. Ein groſſer Theil von den Gewächſen, die man hier fand, ſind auch lauter Meerpflanzen, als das Glasſchmalz, das Milchkraut, die Meererbſen * u. ſ. f. Als ich aber die Einwohner frug, ob ſie jemahls bey dem Graben der Brunnen in der Erde Muſchel- oder Schneckenſchalen gefunden hätten: ſo verſicherten ſie alle, daß ſie dieſelben niemahls daſelbſt angetroffen. Eben die Antwort hatte ich vorher von denen, die gleich nordwärts von Quebec auf den niedrigen Feldern wohneten, erhalten; und

* Salicornia, Glaux, Piſum maritimum.

und bezeugeten ſie, daß ſie bey dem Graben niemahls ſonſt etwas, als verſchiedene Erd- und Sandarten, entdeckt hätten.

Es war beſonders, daß hier in dem Meerbuſen faſt jederzeit ein ganz anderer **Wind**, als in dem Fluſſe wehete. Dieß rührete von den hohen, mit einem erhabenen Gehölze überwachſenen Bergen her, womit die Baye S. Paul an allen Seiten, ausgenommen gegen den Fluß, umſchloſſen war. Denn wenn der Wind von dem Fluſſe kam, ſo ſtieß er gegen einen von den Bergen bey dem Eingange des Meerbuſens an, und muſte in dem Buſen eine Krümmung machen, und eine ganz andere Richtung, als er vorher gehabt hatte, annehmen. Dergeſtalt kann in dem Fluſſe und auf groſſen Feldern ein Nordwind, aber hier in dem Buſen ein Südweſtwind wehen. Und der Wind iſt oft ganz verſchieden.

Auf dem Strande fand ich Sand von dreyerley Art liegen. Die eine Art war ein heller grober Sand, der aus eckigen Quarzkörnern beſtund, und an den Seeſtränden gemein iſt. Die andere war ein ſehr feiner ſchwarzer Sand, den ich vorher in Menge an den Ufern der See Champlain, * gefunden habe, und gleichfalls in ganz Canada ziemlich gemein iſt. Der Magnet ziehet faſt jedwedes Korn von dieſem an ſich. Auſſer dem war ein granatfarbener Sand, ** der gleichfalls ſehr fein war. Dieſer dürfte ſeinen Urſprung von den granatfar-

* Ich habe deſſen ſchon auf der 314. Seite erwähnet.

** Man ſehe die 316. Seite, wo ich ſeiner beſonders gedacht habe.

natfarbenen Sandkörnern haben, welche überall in allen Steinen und Bergen hier neben dem Ufer in Menge befindlich ſind; es mag nun dieſer Sand von einigen Steinen, die aus einander gefallen oder von dem Waſſer abgeſchliffen ſind, entſtanden ſeyn, oder es mag dieſer granatfarbene Sand dieſen erwähnten Steinen den erſten Urſprung gegeben haben. Beides dieſen ſchwarzen und granatfarbenen Sand traf ich hernach zu mehrern mahlen an den Ufern auf dieſer Reiſe an; doch war von dem ſchwarzen am meiſten.

Vom ein und dreyßigſten. Es ſtieg des Morgens ein **Rauch** wie von einem Kohlmeiler, faſt von allen hohen Bergen hier herum, auf.

Der **Mücken** gab es hier eine unendliche Menge, ſo daß man ſich nicht zu laſſen wuſte, ſo bald man den Kopf aus der Thür hinaus ſteckte. Noch übler war der daran, der ſich in das Gehölze begeben wollte. Sie waren völlig von einerley Art mit unſern gewöhnlichen Schwediſchen, nur etwas kleiner, ſo wie die Mücken in Nordamerika zu ſeyn pflegen. Bey dem Fort St. Jean habe ich doch Mücken von eben der Art, als die unſrigen geſehen, welche nur etwas gröſſer, oder faſt ſo wie unſere ſo genannten Haarkranken * waren. Dieſe waren mehr als blutdürſtig. Ich tröſtete mich jetzt damit, daß ihre Zeit bald vorbey ſeyn würde.

Den Nachmittag fuhren wir noch weiter auf dem Lorenzfluſſe nach einem Orte hin, woſelbſt Silber: oder Bleyerz, wie man vermeldete, ſich finden ſollte. Wir kamen

* Tipula hortorum *Linn. Flor. Sv. Ed.* 2. *p.* 431.

kamen, etwas unter der Baye S. Paul, einer Landzunge vorbey, welche ganz und gar aus einem grauen ziemlich dichten und in Schichten liegenden Kalkſtein beſtund. Er ſchien nur eine Abänderung von dem ſchwarzen Kalkſchiefer zu ſeyn. Die Lagen waren nicht horizontell; ſondern ſehr ſchräge, ſo daß ſie faſt ſenkrecht ſtunden. Sie neigten ſich mit dem obern Ende gegen Nordweſt. Die Dicke einer jedweden Lage betrug zwey bis drey Viertelellen. Wenn man ihn zerbrach, ſo roch er ſtark nach Stinkſtein. Wir hielten uns, wie vorher an die weſtliche Seite des Fluſſes, die jetzt aus nichts, als bald aus mehr bald minder ſteilen Klippen und Bergen beſtund. Die Breite des Fluſſes war jetzt nur 3 Franzöſiſche Meilen ſtark. Verſchiedentlich ſahe man Streifen in dem Felſen von einem ſchneeweiſſen, feinen, loſen halb durchſichtigen Spathe. An einem und dem andern Orte lagen Steine in dem Fluſſe, die ſo groß als Häuſer, und vor einigen Jahren im Frühlinge von den Felſen herabgefallen waren. Man erkannte noch ganz deutlich die Stelle, die ſie vorher angefüllt hatten.

Man ſahe an verſchiedenen Orten neben dem Ufer Ahlkaſten von der Art, wie ich ſie oben * ſchon beſchrieben habe, liegen, ſowohl zwiſchen Quebec und der Baye St. Paul, als da, wo wir heute vorbey ruderten.

Zum Zeitvertreib ſchrieb ich einige Algonkinſche Wörter, welche ich von einem der Herren Jeſuiten, der eine lange Zeit bey den Algonkinſchen Wilden ſich aufgehalten hatte, erlernete. Sie nennen das Waſſer

Muku,

* Auf der 388. Seite.

Mukuman; den Kopf **Uſtigon**; das Herz **Uthâ**; den Körper **Wihas**; den Fuß **Uchita**; ein kleines Boot **Uſch**; das Schiff **Nabikoân**; das Feuer **Skute**; das Waſſer **Nypi**; das Heu **Maſkuſu**; den Haſen **Zwabus**; (wenn ſie aber ſagen wollen, daß jemand auf der Haſenjagd iſt, ſo gebrauchen ſie ein Wort, das ſo viel heißt, als er haſet) den Marter **Zwabiſtanis**; das Elendthier **Muſu**; (das U an dem Ende aber wird kaum gehört) das Rennthier **Atticku**; die Maus **Mauitulſis**. Eben dieſer Jeſuite meinte, er hätte groſſe Anleitung zu glauben, daß, wofern einige von den Wilden hieſelbſt ihren Urſprung aus der Tartarey hätten, die Algonkiner gewiß den ihrigen von da herleiteten. Denn es iſt eine Sprache, die überall in dem nördlichen Amerika nach der Seite weit nach Weſten von Canada, wo die Tartarey liegt, geredet wird. Uebrigens ſoll die Algonkinſche Sprache ſehr wortreich ſeyn; z. E. das Wort, ich gehe auf das Eis, iſt ganz verſchieden von dem, ich gehe aufs Land, und von dem, ich gehe über die Berge, u. ſ. f.

Des Abends ſpät langten wir in **Terre d'Eboulement** an, ſo 22 Franzöſiſche Meilen von Quebec abliegt, und der letzte Ort an der weſtlichen Seite des Lorenzfluſſes iſt, wo man das Land angebauet hat, und wo Franzoſen wohnen. Denn weiter unten ſoll das Land ſo voll von Bergen ſeyn, daß niemand da zu wohnen im Stande iſt, indem kein Fleck von Erde da befindlich iſt, den man zum Acker bereiten könnte. Eine kleine Kirche die hieher gehörte, liegt unten neben dem Ufer.

Bey dieſem Dorfe ſollen weiter keine **Wallnußbäume** wachſen. Noch ſoll eine Art Wallnüſſe, es mag

Hickery

Hickery oder ſonſt eine Gattung ſeyn, weiter unten und nördlich von dieſem Orte, angetroffen werden. Bey der Baye St. Paul finden ſich zwar zwey oder drey von den Wallnußbäumen, welche die Engländer Butternuttree nennen: ſie werden aber auch da als eine groſſe Seltenheit angeſehen, und ſind auch die einzigen, welche man in dieſer ganzen Gegend wahrnimmt.

Eben ſo ſollen ſich die **Eichen**, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, nicht bis auf dieß Dorf erſtrecken, und noch weniger weiter unten oder länger nach Norden wachſen.

Der **Weizen** war die Getraideart, welche man am ſtärkſten ausſäete. Das Erdreich war hier ziemlich fruchtbar. Man hat zuweilen das vier- bis sechs und zwanzigſte Korn erhalten. Am gewöhnlichſten aber hier im Lande iſt, das zehnte oder zwölfte Korn zu bekommen. Das Brot war hier faſt weiſſer, als ich es vorher in Canada geſehen hatte.

Den **Haber** ſäet man häufig aus, und er iſt weit ergiebiger, als der Weizen.

Von den **Erbſen** macht man hier gleichfalls eine ſtarke Ausſaat. Sie vervielfältigen ſich unter allen Getraidearten am meiſten. Und hat man Exempel, daß ſie das hundertſte Korn gegeben haben.

Der **Vögel** ſoll es hier nur wenige geben. Und diejenigen, welche des Sommers hier ſind, ziehen im Herbſte wieder weg. Im Winter ſoll man kaum andere Vögel, als Schneevögel, braune Rebhühner und Raben wahr nehmen. So gar die Krähen wagen nicht, ſich dem

Win-

Winter hier blos zuſtellen, ſondern ziehen gleichfalls weg im Herbſte.

Die ſogenannten Ochſenfröſche ſind, wie berichtet wurde, hier an vielen Orten befindlich.

Die Feuerfliegen vermißt man ebenfalls hier nicht.

Anſtatt der Lichter bediente man ſich überall hier auf dem Lande der Lampen, worin man Oehl von Meerſchweinen hatte. Ueberhaupt war dieß das gewöhnliche Oehl. Wenn dieß aber fehlete, ſo gebrauchte man Thran oder Oehl von Seehunden.

Im September.

Vom erſten. Es befand ſich hier im Dorfe eine ſchwangere Frau, die jetzt ihrem 59ſten Jahre ſehr nahe war. Sie hatte in 18 Jahren ihre Reinigung nicht gehabt. Im Jahr 1748 lag ſie in den Pocken, und jetzt war ſie ſchwanger und überaus dick. Sie ſagte, daß ſie ſich wohl befände, und die Bewegung des Kindes verſpürte. Sie ſahe friſch aus und hatte ihren Mann noch beym Leben. Da dieſes etwas ungewöhnliches war, ſo führte man ſie zum Königl. Arzte, dem Herrn Gauthier, der uns auf dieſer Reiſe Geſellſchaft leiſtete, damit er ſich genau nach ihrem Zuſtande unterrichten möchte.

Um halb 8 Uhr des Morgens reiſeten wir von hier noch weiter den Fluß hinunter. Das Land bey Terre d' Eboullement war erhaben, und beſtund aus lauter Anhöhen von einer loſen Erde; doch ſo, daß ſie in drey bis vier Abſätzen über einander lagen, welche jetzt alle angebauet, und meiſtentheils zu Aeckern, verſchiedentlich aber auch zu Wieſen oder Auen angewandt waren.

Von

Von dem groſſen Erdbeben, das im Jahr 1663 im Februar Canada erſchütterte, und wovon Charlevoix * redet, nahm dieſer Ort einen beträchtlichen Schaden. Denn verſchiedene Anhöhen ſtürzeten dazumahls hinab, und ein groſſer Theil von den Aeckern, die auf dem unterſten Abſatze lagen, wurden verdorben. Man zeigte mir kleine Inſeln in dem Fluſſe, die bey der Gelegenheit entſtanden wären.

Der ſchwarze Kalkſchiefer lag in kleinen Stücken hin und wieder auf den aus Erde beſtehenden Anhöhen. Wir hatten nach der Länge des Fluſſes zur Seite während 8, wofern nicht mehr Franzöſiſcher Meilen, ſehr hohe graue Berge vor uns gehabt, welche aus einem Felsſtein, der aus violetten und waſſerfarbenem Quarz, hellgrauem Kalkſtein und ſchwarzem Glimmer vermiſcht war, beſtunden. Sie ſtunden mit ihrem Fuſſe in dem Fluſſe. Und man konnte in der ganzen Gegend keinen Kalkſchiefer gewahr werden. Jetzt fieng er aber an ſich wiederum darzuſtellen.

Die Meerſchwalben ** flogen in Menge und ſchrien neben dem Ufer des Fluſſes.

Die Breite des Fluſſes ſchätzte man hier auf vier Franzöſiſche Meilen.

Zur Seite des Fluſſes erblickte man zwey Franzöſiſche Meilen weit dergleichen Abſätze von Erde, wie bey Terre

* Man ſehe ſeine Hiſtoire de la nouvelle France T. II. p. m. 125. und folg.

** Sterna hirundo.

Terre d' Eboullement. Hernach aber traten hohe und unangenehme Berge in ihre Stelle.

Es ſtürzten zum öftern Bäche, die bald gröſſer bald kleiner waren, mit einem ſtarken Brauſen, ſo daß man es in einer weiten Entfernung hören konnte, über die ſteilen Ufer des Fluſſes hinab, welche bisweilen einige Klaftern hoch waren, und entweder aus Erde oder Felſen beſtunden.

In einem von dieſen Bächen, der über einen Kalkſteinsberg herab gefloſſen kam, bemerkte man mineraliſch Waſſer. Es roch ziemlich ſtark nach Schwefel, war ſehr klar, und änderte ſich nicht durch Galläpfel. Wenn man es in einen reinen ſilbernen Becher goß, ſo ſchien derſelbe gleichſam vergoldet zu ſeyn, und es ließ eine rothe Carmoſinfarbe auf dem Boden. Steine und Holz, ſo in dieſem Waſſer lagen, waren mit einem Schleim oder Schlamm überzogen, welcher oben hellgrau, unten aber oder zunächſt an dem Stein oder Holze ganz ſchwarz war. Auf der Zunge biß dieſer Schleim nicht ſtark; er ſchmeckte aber faſt wie Tobacksöhl. Die Hände rochen, indem ich die Steine, an denen dieſer Schleim ſaß, anfaßte, den ganzen Tag ſo ſtark nach Schwefel, als wären ſie damit beſtrichen worden.

Den ſchwarzen Kalkſchiefer traf man an einem Orte in groſſer Menge neben der Waſſerfläche an. Er lag hier ſchichtenweiſe. Die Schichten hatten aber keine horizontelle Lage, ſondern waren gleichſam neben einander aufgeſtellet. Sie ſtunden faſt ganz ſenkrecht, ausgenommen, daß ſie ſich etwas gegen W. S. W. neigeten. Die Dicke einer jeden Schichte war ohngefähr 2 bis

bis 3 Viertelellen. Denn ſie waren verſchieden. Oben gegen das Licht hatten ſie ſich überall in kleine Blättergen zerſpalten. Inwendig aber, wo weder Sonne noch Luft oder Waſſer hatte hinkommen können, waren ſie feſt und dicht. Einige von dieſen Steinen waren nicht gänzlich ſchwarz, ſondern fielen etwas ins graue.

Zur Mittagszeit langten wir zu Cap aux Oyes an, das vielleicht ſeinen Namen, von wilden Gänſen, welche die Franzoſen, bey ihrer erſten Ankunft, neben dieſer Erdzunge dürften gefunden haben, erhalten hat. Anjetzo aber ſahen wir hier weder Gänſe noch ſonſt einen Vogel, eine Rabe ausgenommen. Hier ſollten wir die ausgeſchrienen Metalladern, die in dem Berge liefen, unterſuchen. Es waren aber nichts als ſchmale Gänge von einem feinen weiſſen Spath, worin einige wenige Bleykörner ſteckten. Von dieſem Cap aux Oyes rechneten einige 25, andere 22 Franzöſiſche Meilen nach Quebec. Das, was mir das gröſste Vergnügen erweckte, war, daſs faſt der gröſste Theil von den Gewächſen, die man hier fand, eben dieſelben, die bey uns in Schweden wachſen, waren. Zum Beiſpiel will ich folgende anführen.

Das Sandrohr * wuchs in Menge im Sande, und zwang ihn, ſtill zu liegen.

Der Sandweizen ** war gleichfalls an den Ufern häufig. Beide dieſe wurden von den Franzoſen Seigle de Mer genannt. Und da man mir verſicherte, daſs beide dieſe in Menge ſowohl bey Terre neuve als anders-

* Arundo arenaria.

** Elymus arenarius.

wo gegen den Strand des Meeres im nördlichen Amerika befindlich wären, und die Oerter, wo dieſe wachſen, von weiten als Getraideäcker ausſehen: ſo dürfte man hiedurch ausdeuten können, was in den alten Nordiſchen Geſchichtbüchern von **Winland det goda** geſagt wird, nehmlich, daß man daſelbſt von ſelbſten geſäete Weizenäcker gefunden hätte.

Der an dem **Meer wachſende Wegbreit** * kam auch ſehr oft vor. Auf Seereiſen kochen die Franzoſen ſeine Blätter in Suppen und eſſen ſie, oder ſie brauchen dieſelben als Sallat. Man dürfte ſie auch als den **Meerfenchel** ** einmachen können.

Die **Mehlbeerſtauden** *** wuchſen hier in Menge. In dem ganzen nördlichen Amerika, wo ich reiſete, gaben ihnen weder die Wilden, Franzoſen, Engländer noch Holländer einen andern Namen, als Sagackhomi, und unter dieſem Namen wuſte faſt ein jedes Kind davon zu reden. An den Orten, wo ſie wuchſen, vermiſchten die erwähnten Völker ſie mit dem Toback, den ſie rauchten.

Die **Gale** ****, oder der in Schweden ſo genannte **Porß**, war gleichfalls in Menge da. Einige hieſſen ſie **Laurier**, andere aber **Poivrier**. Die Blätter legte man in Brühe, um ihr einen angenehmen Geſchmack zu geben.

Die

* Plantago maritima.

** Crithmum.

*** Arbutus vua vrſi.

**** Myrica Gale.

Die **Bunias Cakile** war auch gar nicht ſelten. Die gepülverte Wurzel derſelben wird mit Mehl vermiſcht und gegeſſen, wenn ſich ein Mangel an Mehl oder Brod ereignet.

Der **Vogelbeerbaum**, die **rothen Heidelbeere**, die **Wachholderbüſche**, die **Linnäa**, die **Meererbſe** und viele andere Gewächſe waren überdem hier zu finden.

Wir begaben uns hernach zur Baye S. Paul zurück.

Ein **Seehund**, welcher der Farbe nach grau war, ſchwamm eine Weile hinter dem Boote, kam aber doch nicht ſo nahe, daß wir ihn hätten ſchieſſen können.

Vom zweyten. Heute Vormittag beſahen wir die Sil oder Bleyadern. Sie lagen gleich an der ſüdlichen Seite der Mehl- und Sägemühlen in der Baye S. Paul, welche den Prieſtern zugehören. Der Berg, in dem ſie liefen, beſtund aus eben der Miſchung als die andern groſſen hohen grauen Felſen an dieſem Orte, nehmlich aus einem Felſenſtein, der aus einem weiſſen oder hellgrauen Kalkſtein, einem violetten oder faſt granatfarbenen Quarz, und einem ſchwarzen Glimmer zuſammen geſetzt war. Der Kalkſtein machte hier das meiſte aus, er war fein, ſo daß man ſeine Theilgen kaum ſehen konnte. Als man aber Scheidewaſſer auf ihn goß, ſo gährete er ſtark auf. Darnächſt war der violette oder faſt granatfarbene Quarz, der gleichfalls in kleinen Körnern zerſtreut lag, und ſtarke Funken gegen Stahl gab. Er ſchien eine Art von unreifen Granat zu ſeyn. Die kleinen feinen ſchwarzen Glimmertheilgen folgten hierauf, der Menge

nach. Und am wenigſten von allem wurde man des waſſerfarbenen Quarzes gewahr. In dem Kalkſteine ſahe man kleine Spathkörner hin und wieder ſchimmern. Alle dieſe verſchiedenen Steinarten waren ſehr genau vermiſcht, doch lief der Glimmer bisweilen, wie in Linien und ſchmahlen Adern. Der Stein war ſehr hart. Wenn er frey in der Luft zu liegen kam, ſo veränderte die Sonne und die Luft ihn ſo ſehr, daß er gleichſam wie verfault ausſahe. Und dann war es ziemlich leicht ihn zu zerreiben und zu zerbrechen; und die Theilgen oder Steinarten, woraus er beſtund, wurden ſo undeutlich, daß man ſie ohnmöglich unterſcheiden oder erkennen konnte. Denn ſie waren groſſentheils ganz zerfreſſen. An einigen Orten hatte die eine Steinart vor der andern den Vorzug. In dem Berge war es ganz voll von ſenkrechten Spalten. Die Bleyerzadern liefen in dieſen Bergarten von OSO, nach WNW. Es ſahe aus, als wenn der Berg ehedem ſich hier zerſpalten hätte, und die Ritzen oder Spalten hernach mit einer andern Steinart, worin ſich das Bleyerz nachher erzeuget hätte, angefüllet worden wären. Die Steinart, worin ſich nun das Bleyerz befand, war ein ſehr feiner, ſchneeweiſſer oft halb durchſichtiger, ziemlich weicher und leicht zerfallender Spath. Man bemerkte darin ab und zu Streifen von einem ſchneeweiſſen Kalkſtein, aber faſt immer Adern von einer andern Steinart, die grün war, und einem Quarz ziemlich gleich. Dieſe war in viele Ritzen zerſprungen, und gieng in ſolche Stücke, wie ein Quarz von einander; ſie war aber ungleich weicher, gab niemahls Funken gegen Stahl, gähret nicht mit Scheidewaſſer, und ließ ſich auch nicht gegen die Finger glatt anfühlen. Es ſcheint völlig eine Art von des Herrn Dire-

Directors Rinman durchſichtigem Spathe, oder des Herrn Profeſſors Wallerius * Glasſpathe zu ſeyn. Zuweilen fand man in dieſer Bergart, worin das Bleyerz ſteckte, ein kleines Stück von einem gräulichen Quarz, welcher gegen Stahl ſtarke Funken gab. In den nun erwähnten Steinarten von Spath u. ſ. f. befand ſich das Bley- oder Silbererz zerſtreut, aber gemeiniglich nur in kleinen Klumpen, deren etliche die Gröſſe einer Erbſe hatten; bisweilen aber auch in Flecken, die einen Zoll oder etwas darüber breit und lang waren. Das Erz war faſt in kleinen Würfeln, und ſehr klar **. Es war aber faſt überall ziemlich arm, ausgenommen an einigen Orten, wo es ergiebiger war. Bisweilen ſahe man in dem Spathe, wie Roſtflecken. Dieſe Erzadern von dem weichen Spath und den übrigen Steinarten waren überall ſehr ſchmahl, und gemeiniglich nur eine halbe Elle, bisweilen 3 Viertelellen breit. Ein und anderes Mahl waren ſie eine Elle und nur an einem einzigen Orte, fünftehalb Viertelellen breit. Der Bach, der über den Berg zu den Mühlen herabfloß, lief ſo tief in den Berg herab, daß man von dem Boden des Bachs bis auf die oberſte Spitze des Bergs faſt ſenkrecht oben 6 Klaftern rechnen konnte. Hier betrachtete ich die Adern und fand, daß ſie beſtändig einerley Breite behielten, ſo daß ſie nicht unten bey dem Boden des Bachs breiter als oben bey dem oberſten Rande des Berges waren. Sie waren auch nicht reicher unten als oben. Aus dieſem allen wird man die Folgerung machen können, daß ſich nicht der

* Man ſehe ſeine Mineralogie S. 64.

** Bleyglanz oder Würfelerz, bey dem Herrn Wallerius.

Mühe verlohne, hier Brüche vorzunehmen. Es befenden ſich hier drey oder vier ſolche Erzadern, davon die eine von der andern etwas entfernet war, die aber doch einerley Beſchaffenheit hatten. Dieſe Adern giengen faſt ſenkrecht, bisweilen aber auch etwas ſchief. Wenn Stücke von dem vorher erwähnten grünen Stein in flieſſendem Waſſer zu liegen kamen: ſo verzehrete das Waſſer vieles von dem weiſſen Spathe und Kalkſtein, ließ aber den grünen Stein unverletzt, der daher erhaben und gleichſam eckig war. Ebenfalls war faſt allezeit derjenige Theil von dieſen Adern, der dem Lichte zugekehrt geweſen, ſehr uneben, welches daher gekommen, weil die Luft, die Sonne, und der Regen einen groſſen Theil des Spaths und Kalkſteins verzehret hatte; da hingegen der grüne Stein der Wirkung der Luft beſſer hatte widerſtehen können. Man hat zuweilen in dieſen Adern groſſe tieſe Löcher gefunden, die von allen Seiten mit Bergcryſtallen überzogen geweſen ſind. Das meiſte Silber oder Bleyerz traf man am nächſten an dem Felſen, oder ſelbſt an der Seite der Ader an. In dem Spathe fand man hin und wieder, obgleich ſelten, kleine Kieskörner, und zwar von faſt ſo hochgelber Farbe als Gold. Wenn man den grünen Stein pülverte, und das Pulver auf eine Feuerſchaufel die ganz glüend und roth gemacht worden war, ſchüttete, ſo brannte es mit einer blauen Flamme. Es ſagten einige, daß ſie einen Schwefelgeruch alsdenn verſpüreten, welchen ich doch nicht empfand, ſo feinen Geruch ich auch ſonſt beſitze. Als dieſer grüne Stein durch und durch roth und glüend geworden war, ſo verlohr er ſeine grüne Farbe und wurde weißlich. Er gährete aber doch nicht mit Scheidewaſſer. Mehr Schwefelkies als vor-

vorher erwähnt worden, fand man nicht in dieſen Adern.

Die Schwefelquellen, (wofern ich ſie ſo nennen darf) waren unten an dem Fuſſe des Berges, wo man das beſchriebene Silber- oder Bleyerz fand. Hier quollen verſchiedene Adern auf, deren Waſſer hernach ſich vereinigte, und einen kleinen flieſſenden Bach ausmachte. Das Waſſer in dieſen Quelladern war mit einer ſchneeweiſſen Haut überzogen, und ließ an allen Orten, wo es durchfloß, eine weiſſe mehlichte Materie zurück, die ſich an Bäume und andere Körper, die in dem Canal lagen, anſetzte. Nahm man dieſes Mehl in die Hand, ſo roch es ſtark nach Schwefel. Wenn man Bäume, die in dem Canal von dieſer Materie überzogen worden waren, trocknete, und ſie hernach ins Feuer legte, ſo brannten ſie mit einer blauen Flamme, und rochen ſtark nach Schwefel, aber ſonſt nach nichts. Durch Galläpfel veränderte ſich das Waſſer nicht. Es gab auch nicht dem blauen Papier, das darin geſteckt wurde, eine andere Farbe. Mit Seife ſchäumete das Waſſer nicht ſtark. Wenn man Silber hinein warf, ſo wurde es nach einer kleinen Weile ſehr dunkel und ſchwarz. Wenn man ein Meſſer in demſelben zwey oder drey Stunden ließ, ſo war das Blatt davon, da man es heraus nahm, ganz ſchwarz, faſt als wenn Dinte darüber gefloſſen wäre. Sonſt hatte es einen unangenehmen Geruch. Bey Regenwetter ſoll es ſehr ſtark und widerlich riechen. Es lag jetzt eine Menge von Grashüpfern darin. Die Einwohner bedienten ſich deſſelben wieder das Jucken und die Krätze.

Nachmittags beſahen wir eine andere Ader, die man für Silbererz ausgegeben hatte. Sie lag ohngefähr eine

Viertelmeile nach Nordoſt von der Baye St. Paul bey einer Erdzunge, welche Cap au Corbeau heißt, unten an dem Ufer des Lorenzfluſſes ſelbſt. Der Berg, in dem dieſe Adern liefen, war ein Felſen, der aus einem blaſſen auf roth ſtoſſenden Feldſpath, einem ſchwarzen Glimmer, einem hellartigen Kalkſtein, violetten oder granatähnlichen Quarzkörnern, und einem waſſerfarbenen Quarz zuſammengeſetzt war. Bisweilen machte der auf roth ſtoſſende Feldſpath das meiſte aus. Er lag in ganzen Streifen von kleinen harten Körnern. Bisweilen war wiederum von dem feinen ſchwarzen Glimmer am meiſten. Gemeiniglich wechſelten dieſe beiden eben beſchriebenen Steinarten in Streifen mit einander ab. Der weiſſe Kalkſtein, der aus faſt unſichtbar kleinen Theilgen beſtund, war hin und wieder eingeſtreuet. Ab und zu ſahe man die granatähnlichen Quarzkörner, welche auch bisweilen ganze Streifen ausmachten. Dieſe Quarzkörner waren granatfarben, ſo klein, als Nadelknöpfe, rund, glänzend und gaben alſobald Funken gegen Stahl. Der waſſerfarbene Quarz miſchte ſich hin und wieder mit ein. Dieſe Steine waren ſehr hart. Die Berge hier bey der See beſtunden ganz und gar davon. Oefters lagen dieſe Steine in Schichten die zwey bis drey Viertelellen dick waren, und ſich auf einander ſenkrecht ſtützeten. Sie neigeten ſich aber doch etwas mit dem obern Ende gegen Nordweſt und von dem Fluſſe abwärts, gleich als wenn das Waſſer ſie in vorigen Zeiten von dem Fluſſe, der dicht an dieſen Bergen an der ſüdöſtlichen Seite liegt, zurück gebogen hätte. In dieſen Bergen liefen ganz ſchmahle Adern von einem ſchneeweiſſen und oft etwas grünlichen, ſehr feinen, meiſtentheils halb durchſichtigen, weichen Spathe,

der

der ſich leicht körnete und zerfiel. In dieſem fand man bisweilen Körner, die einer Blende * nicht unähnlich ausſahen, welche einem Glimmer glich und ſich eben ſo blätterte. Sehr ſelten nahm man aber ein kleines Bleykorn darin wahr. Verſchiedentlich beſtunden die Berge hier neben dem Ufer zum Theil aus einem ſchwarzen feinkörnigen Hornſtein und einem roſtfarbenen Kalkſtein. Der Hornſtein machte aber alsdann drey oder vier mahl ſo viel, als der Kalkſtein aus.

Auch in dieſer Gegend befand ſich eine Schwefelquelle, die völlig von der Beſchaffenheit als die eben beſchriebene war. Die breitblätterige Typha wuchs in der Quelle ſelbſt, und kam gut fort. Ein Vogelbeerbaum ſtund daneben, deſſen Beere ganz blaßgelb und von einer falben Farbe waren, da doch dieſelben bey allen andern Vogelbeerbäumen ſchon eine ganz rothe Farbe hatten.

Man brannte Theer hier bey der Baye St. Paul in Menge. Wir giengen jetzt einem Theerthale vorbey, wo man des Sommers Theer zu brennen pflegt. Es kam mit den unſrigen in Oeſterbotten in allen Stücken überein, ſo, daß im geringſten kein Unterſcheid zwiſchen ihnen bemerkt werden konnte, nur daß dieß Canadiſche einen guten Theil kleiner war. Doch verſicherte man mich, daß man ſie auch hier ſehr groß hat. Der Theer wird hier einzig und allein von dem ſo genannten Pin rouge ** gebrannt. Alle die übrigen Tannen, deren es hier mehrere

Arten

* Sterile nigrum.

** Pinus foliis geminis longis; ramis triplici faſciculo foliorum terminatis, conis ouatis laeuibus. *Flor. Canad.*

Arten giebt, taugen nicht hierzu. Denn ſie geben faſt gar nichts an Theer. Wenigſtens verlohnt ſich nicht der Mühe, ſie dazu anzuwenden. Man bedient ſich hierzu nur der Wurzeln, welche man aufgräbt, und mit ihnen ohngefähr einer Klafter vom Stamme, der den Wurzeln am nächſten iſt. Alles übrige wird bey Seite geworfen. Dieſe Wurzeln ſind ganz voll von Harz. Sie wuſten hier noch nicht die Kunſt, wenigſtens gebrauchten ſie dieſelbe nicht, vermittelſt des Abſchälens der Rinde an der einen Seite des Baums mehr Harz hervor zu locken. Die Theertonnen waren faſt doppelt kleiner, als bey uns. Eine ſolche Tonne ſoll 46 Pots halten, und wurde jetzt in Quebec für 25 Francs verkauft. Der Theer ſoll ziemlich gut ſeyn.

Der **Sand** an dem Ufer des Lorenzfluſſes beſtund an einigen Orten aus einer Art Perlenſand. Die Körner waren von Quarz, klein und halb durchſichtig. Einige waren rund, andere länglich, hellgrau oder ganz weiß. An andern Orten beſtund er aus kleinen ſchwarzen Glimmertheilgen. Es gab auch Stellen, wo groſſe Flecken von dem vorher * beſchriebenen Granatſande, der in ſo groſſer Menge in Canada gefunden wird, lagen.

Vom vierten. Die **Berge** hier herum gaben dieſen ganzen Tag einen ſehr dicken Nebel, eben als wenn es von einem Kohlmeiler ſtark raucht, von ſich. Verſchiedene von dieſen Bergen waren ſehr hoch. Bey meinem Aufenthalte in Canada frug ich viele, die in dem nördlichen Amerika weit herum gereiſet waren, ob ſie an

einem

* Auf der 310. und folgenden und 503ten Seite.

einem Orte ſo hoher Berge gewahr worden, auf deren Gipfel der Schnee allezeit ungeſchmolzen geblieben wäre. Es gaben mir aber alle die Antwort, daß ſie niemahls einen ſo hohen Berg geſehen hätten. Sie ſagten, daß der Schnee zwar bisweilen auf den höchſten, zum Exempel, auf einigen von denen, die zwiſchen Canada und Neu-England befindlich ſind, einen guten Theil des Sommers liegen bleibe; er zerflöſſe aber jederzeit, ſo bald die Wärme ſtark würde.

Von dem Flachſe hatte ein jeder Landmann ſo viel geſäet, als er zu ſeinem eigenen Gebrauche nöthig hatte. Man hatte ihn vor einiger Zeit aufgenommen und zum Verfaulen, theils auf dem Lande ſelbſt, wo er gewachſen, theils auf Wieſen und Weiden ausgebreitet. Er war in dieſem Jahr an allen Orten ziemlich kurz.

Eiſenerz wurde in dieſer Gegend an vielen Orten gefunden. Bey nahe eine Schwediſche Meile von der Baye St. Paul in dem Lande vom Lorenzfluſſe, traf man einen ganzen Berg von lauter Eiſenerz an. Das ganze Land da herum, das mit einem dicken Walde bedeckt war, und viele flieſſende gröſſere und kleinere Bäche hatte, ſchien indem man Hammern und Schmelzöfen bequem anlegen konnte, anzuzeigen, daß Eiſenwerke hier ohne Schwierigkeit zu errichten wären. Da aber die Krone bisher wegen der Bedienung ſo ſtark bey dem Eiſenwerke in Trois Rivieres gelitten hat: ſo wagte jetzt niemand weiter einen Vorſchlag deswegen zu thun.

Vom fünften. Des Morgens frühe begaben wir uns nach Quebec zurück. Wir ſetzten unſere Reiſe zu Mittag fort, obgleich das Wetter nachgehends ſehr ſchlimm

wur-

wurde, indem ein ſtarker Regen mit einem heftigen Donner, fiel. Wir waren zu der Zeit gerade vor Petite Riviere, und da die Ebbe zugleich zu gehen anfieng, gegen die es uns ohnmöglich war, hinauf zu kommen: ſo fanden wir uns genöthigt, hier anzulegen und unter Dach zu gehen.

Petite Riviere iſt ein kleiner Flecken, der an der weſtlichen Seite des Lorenzfluſſes bey dem Ufer liegt. Er führet von einem kleinen Bach, der hier vorbey fließt, ſeinen Namen. Die Häuſer waren von Stein, und ſtunden hin und her zerſtreut. Eine kleine hübſche Kirche von Stein befand ſich gleichfalls hier. An der weſtlichen Seite neben dem Flecken lagen ſehr hohe Berge, welche machten, daß die Sonne hier drey bis vier Stunden eher, als es an andern Orten geſchah, unter gieng; indem dieſelbe eine Weile nach Mittag ſich hinter dieſen Bergen verbarg. Eine andere Ungelegenheit war es, daß der Lorenzfluß an der andern oder öſtlichen Seite, in jedem Jahr einen Theil von dem ſonſt kleinen und engen Lande, das die Einwohner hier hatten, abſchnitt, ſo daß ſie in Gefahr lebten, daß der Fluß allmählich alle das Land, das ſie bewohnen, welches jetzt nicht viel über einen Büchſenſchuß breit war, wegführen möchte. Ubrigens kroch hier in jedwedem Hauſe eine Menge von Kindern herum.

Der **Kalkſchiefer**, den man hier auf den Anhöhen fand, war von zweyerley Art. Die eine war der ſchwarze, deſſen ich oft erwähnet habe, und worauf die ganze Stadt Quebec ſtehet. Die andere war meiſtentheils ſchwarz, und bisweilen dunkelgrau, und ſcheinet nur eine Abänderung von der vorigen zu ſeyn. Sie wird hier Pierre a

chaux

chaux genannt. Man unterſchiede ſie von der vorigen vornehmlich dadurch, daß ſie ſich ſehr gut ſchneiden ließ, gebrannt einen ſehr weiſſen Kalk gab, und ſich in der freyen Luſt nicht ſo leicht in dünne Blättergen ſpaltete. Die Mauern der Häuſer waren ganz und gar von dieſem Schieſer beides dem Stein und dem Kalke nach aufgeführet. Eben ſo war es mit den Kaminen beſchaffen, ausgenommen, daß man zunächſt an dem ſtärkſten Feuer, entweder mit Glimmer angefüllte graue Felsſteine, oder andere dienliche Feldſteinſtücke hingeſetzt hatte. Die Berge bey Petite Riviere beſtunden ganz und gar aus grauem Fels, und zwar von eben der Art, die ich bey der Baye St. Paul, als ich der Bleyerzadern erwähnte, beſchrieben habe. Der Fuß derſelben aber beſtehet zu unterſt aus einer von dieſer Kalkſchieferarten. Es ſtehet alſo ein groſſer Theil von den grauen Felſen in Canada auf einer Art Schiefer, eben ſo als die grauen Felſen in Weſtgothland in Schweden.

Man bediente ſich in den Stuben in dieſer ganzen Gegend der Oefen, welche der Geſtalt nach einigermaſſen mit unſern Kachelöfen überein kamen, anſtatt der Kamine. Der Ofen war länglich, gemeiniglich 2 Ellen lang, 5 Viertelellen breit, und 5 Viertelellen hoch, und mehrentheils von grauen mit Glimmer angefüllten Felsſteinen oder andern tauglichen Feldſteinſtücken aufgemauert. Den oberſten Boden machte jederzeit eine dicke eiſerne Platte aus. Von dem Ofen gieng eine eiſerne Röhre, durch die der Rauch abgeleitet wurde, in die Höhe.

Vom ſechsten. Aehle und Meerſchweine fieng man hier zu gewiſſen Zeiten im Jahr, nehmlich zu

Ende

Ende des Septembers und im ganzen October ſehr ſtark. Der Ahl kam zu der Zeit von dem Meer herauf und von den Seen, welche oben im Lande liegen, hinunter. Die Art ſie zu fangen iſt ſchon oben * beſchrieben worden. Mit den herauf kommenden Aehlen folgen die Meerſchweine; indem ſie ſich von dieſen Fiſchen nähren. Und eben zu der Zeit wird eine Menge von ihnen gefangen. Je mehr Aehle es giebt, in deſto gröſſerer Anzahl finden ſich die Meerſchweine ein. Man fängt ſie auf folgende Weiſe. Wenn das Waſſer in dem Fluſſe bey der Ebbe ausfällt, ſo folgen die Meerſchweine gemeiniglich den Seiten des Fluſſes, und erhaſchen die Aehle, die ſich da aufhalten. Die hier wohnenden Leute hatten daher an den Seiten deſſelben etwas von dem Lande Reiſer oder kleine belaubte Zweige in einer krummen Linie geſetzt, die einen groſſen halben Kreis machten, deſſen Bogen ſich gegen den Fluß, die Füſſe aber gegen die Landſeite hinkehreten, doch ſo, daß zwiſchen ihnen und dem Lande eine Oefnung war. Ohngefähr eine Elle oder etwas darüber, war der Raum zwiſchen den belaubten Zweigen. Als die Meerſchweine zwiſchen dieſe Zweige geriethen, und bemerkten, daß ſie von dem Waſſer beſtändig geſchüttelt wurden, ſo wagten ſie nicht ihnen nahe zu kommen, indem ſie befürchteten, daß daſelbſt ein Sprenkel wäre, ſondern ſuchten zurück zu gehen. Mittlerweile aber war das Waſſer ſo abgetreten, daß ſie, als ſie zurücke wichen, auf einen von den Füſſen des Halbcirkels ſtieſſen, deſſen in Bewegung ſtehende Laubzweige ſie gleichfalls ſich zu nähern abſchreckten. In dieſer Verlegenheit und Furcht giengen ſie

* Auf der 387. und 388ten Seite.

ſie hin und her, bis das Waſſer mit der Ebbe unvermerkt ſo gefallen war, daß ſie auf dem Trocknen liegen blieben, wo ſie hernach von den Einwohnern todt geſchlagen wurden. Man erhält von ihnen eine Menge Thran. Wir wurden auf dieſer ganzen Reiſe ſehr vieler ſolcher Sprenkel gewahr.

Neben dem Ufer des Stroms lag ein grauer Thon, welcher voll mit Ritzen war, die insgeſamt eine dunkele Roſtfarbe hatten. Er war auſſerdem von Würmern ſtark durchlöchert worden. Die Löcher, die klein waren, liefen insgeſamt ſenkrecht, und waren von der Gröſſe, daß eine mäßige Stecknadel hätte hinein gehen können. Die Seitentheile derſelben waren gleichfalls von einer dunklen Roſtfarbe, und halb verſteinert, ſo daß dieſe, da das Waſſer den Thon weggeſpühlet hatte, als ocherfarbene kurze Stümpfe von Tobackspfeifenſtielen übrig blieben.

Zur Mittagszeit verlieſſen wir Petite Riviere und ſetzten unſere Reiſe auf St. Joachim fort.

Zwiſchen Petite Riviere, welches in einem kleinen Seebuſen lag, und St. Joachim, beſtund das weſtliche Ufer des Lorenzfluſſes faſt aus lauter hervorragenden Bergen, zwiſchen denen ein und anderer kleiner Seebuſen befindlich war. Nach einer langen Erfahrung bemerkte man, daß, ob es gleich bisweilen faſt ganz ſtill zu Petite Riviere in der Luft war, es dennoch allezeit bey faſt allen dieſen Bergen, welche in dem Fluſſe hervortraten, wehete. Und wenn es etwas ſtark bey Petite Riviere wehete, ſo war es nicht rathſam von da mit einem Boote nach Quebec zu gehen, indem der Wind alsdann zuverläßig ſo

heftig, und die Wellen bey faſt allen dieſen Bergzungen ſo groß waren, daß niemand ohne Lebensgefahr ihnen vorbey fahren konnte. Wir hatten gegenwärtig ſelbſt Gelegenheit dieſes zu verſuchen. Denn in den Buſen zwiſchen den Bergen war das Waſſer faſt ſtill und geruhig geweſen. So bald wir uns aber einer von dieſen Ecken näherten, welche die erſtaunlich hohen Berge machten, ſo wurden die Wellen viel mahl gröſſer, und der Wind nahm ſo zu, daß zwey Leute das Ruder, womit man ſteuerte, halten muſten, und der Maſt bisweilen abbrach. Die Wellen tobeten auch ſehr von dem ſtarken Strom neben dieſen Ecken.

Vom ſiebenten. Etwas vor Mittag ſetzten wir unſere Reiſe von St. Joachim fort.

Man gebrauchte **Kork** anſtatt des **Zunders** hier ſehr ſtark. Er war völlig der Geſtalt nach mit demjenigen gleich, welcher in Schweden zu eben dem Zwecke angewandt wird. Man hielt den für den beſten, der von dem Zuckerahornbaum genommen wird, hernach den von dem rothblümigen Ahornbaum, und dann denjenigen von der Zuckerbirke. In Mangel davon bediente man ſich deſſen, den man auf der Eſpe findet.

Auſſer der Thuya, dem Tax und verſchiedenen Bäumen mit ſtachelichten Blättern ſollen hier keine andere Bäume ſeyn, welche den Winter über ihre Blätter behalten.

Unter den Bäumen, welche der Fäulniß lange widerſtehen können, rechnete man vornehmlich die Thuya und darauf die Fichte, welche Peruſſe genannt wird.

Man

Man machte Käſe hier im Lande an verſchiedenen Orten. Doch hielte man diejenigen von Iſle d' Orleans für die beſten. Sie waren ganz klein, dünn und rund. Vier von ihnen wogen ohngefähr eine Livre. Zwölf ſolche verkaufte man nun für 30 Sols. Eine Livre geſalzene Butter koſtete in Quebec 10 Sols, und eine Livre friſche 15 Sols. In vorigen Zeiten ſoll man hier eine Livre Butter für 4 Sols haben kaufen können.

Die **Aecker** waren gegen den Fluß abhängig. Sie lagen wechſelsweiſe beſäet und brach. Die beſäeten waren von dem Getraide und deſſen Halmen gelb; und die brach liegenden von dem vielen Unkraut, womit ſie bedeckt waren, grün. Man ließ daſſelbe zum Futter für das Vieh den ganzen Sommer ſtehen und frey wachſen, ohne den Acker während der ganzen Zeit umzupflügen.

Die beſten **Tonnenbänder** verfertigte man hier von der Eſche; und in Mangel derſelben von der Thuya, kleinen Birken, wilden Kirſchbäumen u. ſ. f.

Die **Berge** gaben einen ſtarken **Rauch**, beides geſtern und heute, von ſich. Zuweilen ſtieg der Rauch oder Nebel bey ihnen von einer gewiſſen Stelle, und bey allen den andern nicht, in die Höhe.

Die Anhöhen neben dem Fluſſe, an der weſtlichen Seite deſſelben, waren Iſle d' Orleans gegen über ſehr hoch und ziemlich ſteil. Sie beſtunden zwar an den meiſten Orten aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer. So fand man aber auch eine und die andere Stelle, wo ſie aus einem Felsſteine beſtunden, der bey dem erſten Anblick wie ein Sandſtein ausſahe, und aus einem grauen Quarz,

einem röthlichen Kalkſtein, etwas wenigem von einem grauen Kalkſtein, und ab und zu einigen hellgrauen Sandkörnern zuſammengeſetzt war. Die Theilgen dieſer Steinarten waren klein und genau vermiſcht. Der Stein war hellroth mit grau vermengt und ſehr hart. Er theilte ſich in über einander liegenden Schichten. Die Dicke einer jeden Schichte war ohngefähr eine Viertelelle. Es war hiebey beſonders, daß die Fläche voll von beides den erhabenen und hohlen Eindrücken der kleinen Muſcheln lag, welche man Pectiniten nennt. Ja man fand in eben der Fläche verſchiedene verſteinte Schalen von eben dieſen Muſcheln. Aber in dem Stein ſelbſt war, als man ihn entzwey ſchlug, nicht die geringſte Spur, weder von einem Eindrucke noch einer verſteinten Schale dieſer Muſchel zu ſehen. Alle dieſe Eindrücke oder verſteinten Schalen waren klein und nur einen Zoll lang und breit. Die Quarztheilgen im Stein gaben ſtark Feuer gegen Stahl, und die Kalkſteinstheilgen gähreten ſtark mit Scheidewaſſer. Die obere und untere Fläche des Steins beſtund größtentheils aus Kalkſtein, der innere Theil deſſelben aber faſt aus lauter Quarz. Man grub dieſen Stein in Menge auf, theils um Häuſer aufzuführen, theils zu Fußböden, theils zu Treppen. Es wurde viel davon nach Quebec verſchickt. Es war alſo beſonders daß man in dieſem, niemahls aber in dem kohlſchwarzen Kalkſchiefer Verſteinerungen antraf.

Die Frauensleute färbten hier ihr wollen Garn mit den Samenknoſpen von der Gale *, die hier Poivrier hieß und in Menge an naſſen Orten wuchs, gelb.

De

* Myrica Gale.

Des Abends reiſeten Herr Gaulthier und ich, um den hohen Waſſerfall bey Montmorenci zu beſehen. Zunächſt an dem Fluſſe war das Land erhaben, eben und jetzt zu Wieſen angewandt. Etwas oberhalb demſelben, traten die hohen und ſteilen Anhöhen ein, welche mit einer Erdrinde überzogen, und jetzt meiſtentheils in kleine Aecker gelegt waren. Aber hin und wieder, wo es ſehr ſteil war, oder wo ein Bach herab floß, beſtunden die Anhöhen allein aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer, welcher an vielen Orten in ſehr kleine Stücke, ſo daß er wie eine Erde ausſahe, zerfallen war. Auf dem ganzen Felde unter den Anhöhen lag es voll von dergleichen Stücken. Als man einige von den gröſſern und dichtern Stücken entzwey ſchlug, ſo gaben ſie einen ſtarken Geruch von Stinkſtein von ſich. An einigen mehr erhabenen Orten war die Erde von einer blaßrothen Farbe, und der Schiefer gleichfalls ziemlich röthlich.

Der **Waſſerfall** bey **Montmorenci** iſt einer von den höchſten, die ich bisher hier geſehen habe. Er entſpringt aus einem Strom, welcher doch nicht ſehr breit iſt, und wirft ſich über die ſteile Seite des Berges, welche aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer beſteht, herab. Der Fall befindet ſich jetzt zu öberſt an einem kleinen Buſen, der von dem Fluſſe hineintritt. Es ſcheint aber, als wenn er ehedem gleich weit, als der übrige Rand des Fluſſes beides ſüdlich und nordwärts von dem Falle noch jetzt thut, heraus gegangen wäre; daß aber das Waſſer allmählich die Seite des Fluſſes abgeführet, und dadurch nach der Hand hier einen Buſen gemacht hätte. Beide Seiten des Buſens beſtehen einzig und allein aus dem ſchwarzen

Kalkſchiefer, der verſchiedentlich ſehr zerſprungen und herunter gefallen iſt, ſo daß die Seite nicht ſenkrecht, ſondern etwas abhängig iſt. Doch kan man kaum dieſelbe hinaufgehen. Bey dem Waſſerfalle ſelbſt iſt der Schieferberg ganz ſenkrecht, und kan man kaum ohne Erſtaunen das Waſſer, wenn es herab fällt, anſchauen. Es hatte nun ein paar Tage geregnet, daher ſich das Waſſer in dieſem Strom ſehr vermehret hatte. Dieß machte, daß der Fall von dem vielen Waſſer, das ſich von einer ſolchen Höhe mit einem heftigen Brauſen hier herab warf, gegenwärtig ſehr gräßlich ausſahe. Die Breite des Falles ſchien nicht über 5 oder 6 Klaftern zu ſeyn. Was aber die ſenkrechte Höhe deſſelben anbelangt, ſo urtheilte ſowohl Herr Gaulthier als ich, daß ſie ſich, ſo genau wir ſie nach dem Augenmaſſe beſtimmen konnten, auf 110 bis 120 Fuß belief. Welches nachgehends nach unſerer Ankunft in Quebek von verſchiedenen Standsperſonen, ſo dieſelbe gemeſſen hatten, in ſofern beſtätigt wurde, daß wir der rechten Höhe ziemlich nahe gekommen wären. Die Leute, die hier herum wohneten, übertrieben es, indem ſie ſteif behaupteten, daß der Fall 300 Franzöſiſche Fuß hoch wäre. Und P. Charlevoix* iſt gar zu ſparſam, wenn er die Höhe nur auf 40 Fuß ſchätzet. Das würde gar zu groſſe Füſſe geben. An dem Fuſſe des Falles ſtieg beſtändig als ein dicker Rauch von den Dünſten, welche das Waſſer bey ſeinem heftigen Sturz in die Luft trieb, in die Höhe. Dieſer Rauch oder Nebel breitete ſich hernach zu mehr als einem Büchſenſchuſſe in dem Buſen unter dem Falle aus. Doch war er zunächſt an dem Waſſer

am

* In ſeiner *Hiſt. de la nouv. Fr. T. V. p. m.* 100.

am ſtärkſten. Dieſer Nebel machte, daß ſich hier beſtändig als ein bald ſchwächerer bald ſtärkerer Regen befand, nachdem man nehmlich entweder dem Falle näher, oder weiter weg von demſelben war. Um genauer zu ſehen, wie das Waſſer von einer ſolchen Höhe herabſchoß, und zu unterſuchen, wie der Berg hinter dem Waſſer beſchaffen war, wollten der Herr Gaulthier und ich mit dem Manne, der uns begleitete, an das herabſtürzende Waſſer näher treten. Aber eben da wir ohngefähr 6 Klaftern von dem Falle ſelbſt weg waren, kam ein Windſtoß von dem herunter brauſenden Waſſer, und trieb den ſtarken Nebel auf uns, welcher uns in weniger als einer Minute ſo durch und durch naß machte, als wenn wir eine halbe Stunde in einem ſtarken Regen gegangen wären. Wir waren daher genöthigt über Hals über Kopf zurück zu laufen, und waren froh davon zu kommen. Das Brauſen dieſes Falles vernimt man bisweilen ganz deutlich bis Quebec, welche Stadt zwey Franzöſiſche Meilen davon nach Süden liegt; und alsdann iſt es eine Anzeige vom Nordoſtwinde. Zu andern Zeiten wiederum hört man es gegen die Gewohnheit ſehr gut in den Dörfern, welche eine Strecke unterwärts nach Norden liegen; und alsdann ſagte man, daß es ein zuverläßiges Zeichen entweder vom Südweſtwinde oder Regen wäre. Der ſchwarze Kalkſchiefer, der die Seitentheile des Falles ausmachte, lag hier in Schichten. Dieſe waren aber nicht horizontell, ſondern ſehr ſchreg, und der ſenkrechten Richtung ziemlich nahe. Sie ſtunden ſo, als wenn ſie von dem Fluſſe abwärts gelegt worden wären; das iſt der obere Theil von ihnen war meiſtentheils nach Weſten und der untere meiſtentheils nach Oſten gerichtet.

In dieſem Kalkſchiefer fanden wir folgende fremde Steinarten.

Strahlgips *. Dieſer ſteckte in ſehr dünnen Scherben oder Blättern in den Spalten, die ſich in dem Kalkſchiefer befanden. Seine Farbe war ſchneeweiß. Ich habe ihn auch an vielen andern Orten von Canada in eben dem ſchwarzen Kalkſchiefer angetroffen.

Pierre a Calumet. So nannten die Franzoſen einen hier befindlichen Stein, aus dem faſt alle Tobacks-pfeifen, die man hier im Lande braucht, gemacht werden. Ab und zu fand man in dem Kalkſchiefer eine Schichte davon. Die Dicke der Schichten war verſchieden. Ich ſahe Stücke, die bis 3 Viertelellen dick waren. Gemeiniglich aber waren ſie eine Querhand oder eine Viertelelle dick. Wenn der Stein lange unter freyem Himmel der Sonne, Luft und Wärme ausgeſetzt geweſen war, ſo wurde ſeine Farbe äuſſerlich blaßgelb; aber weiter inwendig war er grau. Er iſt ein Kalkſtein, von einer ſolchen Dichtigkeit, daß ſeine Theilgen nicht mit bloſſen Augen erkannt werden können, und ziemlich weich, ſo, daß er mit einem Meſſer ſich leicht ſchneiden und glätten läßt. Nach dieſer letzten Eigenſchaft beurtheilte man inſonderheit deſſen Güte zu dem Gebrauche, den man davon macht. Den diejenigen Abänderungen davon, welche hart waren, verwarf man als weniger tauglich. Obgleich dieſer Stein anfänglich weich iſt, ſo wird er doch hart, wenn er etwas in einem nicht allzu ſtarken Feuer gelegen, und läßt ſich nachdem nicht leicht ſchneiden. Wir ſahen einen und den andern

* Gypſum amianthi-forme, *Wall. Mineral. p.* 55.

andern von dieſen Steinen, welche äuſſerlich, wo die Sonne ſie beſchienen hatte, in dünne Blättergen zerſprungen waren. Alle die Köpfe von den Tobackspfeifen, welche der gemeine Mann in Canada brauchte, waren von dieſen verfertigt, und weniger oder mehr ausgeziert. Ein groſſer Theil von den Vornehmern bediente ſich auch derſelben, vornehmlich auf ihren Reiſen. Die Wilden haben von uralten Zeiten her ſich Köpfe zu Tobackspfeifen davon gemacht. Und von dieſen haben es die Franzoſen zuerſt gelernt. Die Pfeifenköpfe von dieſem Stein ſind zwar von Natur hellgrau. Damit ſie ſich aber beſſer ausnehmen mögen, ſo macht man ſie alſobald ſchwarz, wenn ſie noch neu ſind. Dieß geſchiehet folgender maſſen. Man beſchmiert den Pfeifenkopf ſorgfältig mit Fett und hält ihn über dem Lichte oder ſonſt einem Feuer eine Weile, damit ſich das Fett zugleich mit dem Dampfe, der von dem Lichte oder dem Feuer aufſteigt, gut eindringen kann. Hiedurch wird der Pfeifenkopf ziemlich ſchwarz. Die Schwärze vermehrt ſich aber nachher, je fleißiger man mit demſelben raucht. Der Stiel der Pfeife war allezeit von Holz. Eine nette meßingene Kette oder ſonſt ein hübſcher Drath war gemeiniglich mit dem einen Ende in einem beſondern Loche unter dem Pfeifenkopf und mit dem andern um den Pfeifenſtiel befeſtigt, um zu verhindern, daß der Kopf nicht abfallen möchte.

Steinkohlen fand man zwar nirgends bey dieſem Falle, oder auf den ſteilen Anhöhen daneben. Diejenigen aber, welche in dem nächſten Dorfe wohnten, zeigten mir Steinkohlsſtücke, welche ſie, wie ſie ſagten, auf den Anhöhen nicht weit von dieſem Falle gefunden hatten.

In der Nacht ganz ſpät kamen wir in Quebec an.

Vom achten. Das Wechſelfieber, von welcher Art es auch ſeyn mag, ſoll, wie der Herr Gaulthier verſicherte, hier in Quebec eine ſehr ſeltene Krankheit ſeyn. Hingegen iſt es in der Gegend von dem Fort St. Frederic, und von Detroit, einer Franzöſiſchen Pflanzſtadt, zwiſchen den Seen Erie und Huron, unter dem drey und vierzigſten Grade der nördlichen Breite, deſto allgemeiner. Mit demjenigen, was ich oben * beides von den Engländern und Franzoſen angeführt habe, ſtimmeten faſt alle an dieſem Orte überein, nehmlich, daß diejenigen aus Frankreich oder Europa, welche ſich hier niedergelaſſen haben, gemeiniglich länger als die einheimiſchen leben. Man gab auch als gewiß aus, daß die zweyte und noch mehr die dritte Abſtammung von den hier im Lande gebohrnen, gemeiniglich nicht zu dem Alter als die erſte Abſtammung gelangt. Viele Schuld davon ſchrieb man doch den groſſen Beſchwerden zu, welchen ſie in Canada auf ihren Reiſen, die ſie unter den Wilden des Pelzwerks wegen anſtellen, unterworfen ſind. In Canada ſoll es mehr als ſelten ſeyn, einen hundert jährigen Menſchen zu ſehen. Doch traf man ab und zu Leute an, welche 80 Jahre und etwas darüber alt waren.

Der **Eiskeller** bedienten ſich einige von den Vornehmern, um des Sommers das Bier darin kühl zu halten, vornehmlich aber friſches Fleiſch zu verwahren, welches

* Im 2ten Theil auf der 253ſten, und im 3ten auf der 296, und 297ſten Seite.

ches ſonſt ſich bey der ſtarken Hitze nicht lange halten würde. Der Eiskeller war von Stein unter einem Hauſe gebauet. Die Mauern waren inwendig mit Brettern beſchlagen, indem das Eis leichter vom Stein verzehret wird. Er wurde im Winter mit Schnee angefüllt, welchen man ſtark mit den Füſſen zuſammenpackte. Darauf begoß man ihn mit Waſſer. Und ließ dabey Thüren und Kellerlöcher für die Kälte offen ſtehen. Im Sommer war es hier ſehr gewöhnlich ein Stück Eis in das Waſſer oder den Wein, bey dem Trinken zu legen.

Das Salz, welches man hier gebrauchte, wurde durchgängig von Frankreich hieher gebracht. Aus dem Meerwaſſer ſoll man auch hier ein gutes Salz gemacht haben. Da ſich aber Frankreich allein den Handel mit dieſer Waare wird vorbehalten wollen, ſo war man mit der Zubereitung des Salzes nicht weiter fortgefahren.

Die **Eſquimaux** ſind eine beſondere Art wilde Amerikaner, welche nur an dem Waſſer, niemahls aber weiter weg in dem Lande, in Labrador, zwiſchen der äuſſerſten Mündung des Lorenzfluſſes und dem Hudſonſchen Meerbuſen wohnen. Ich hatte niemahls Gelegenheit jemand von ihnen zu ſehen. Ich habe aber mit verſchiedenen Franzoſen geredet, welche ſie oft geſehen und ſie auf ihren Fahrzeugen am Bord gehabt haben. Aus ihren einſtimmigen Erzählungen will ich, obgleich kürzlich, eines und das andere von ihnen beybringen.

Die Eſquimaux ſind der Farbe und der Sprache nach gänzlich von allen andern Wilden im nördlichen Amerika unterſchieden. Sie ſind faſt wie die Europäer weiß, mit kleinen Augen. Die Mannsleute haben Bärte.

Da hingegen die andern Wilden von einer Kupferfarbe und ihre Mannsleute ohne Bärte ſind. In der Sprache ſoll man einige Europäiſche Wörter erkennen. Ihre **Häuſer** ſind entweder Höhlen unter der Erde oder Grotten und Klüfte, die innerhalb den Bergen ſich befinden, oder bisweilen von Torf über der Erde gemacht ſind. Sie ſäen niemahls, noch pflanzen ſie etwas, ſondern alle ihre **Nahrung** beſtehet vornehmlich aus allerhand Arten Fiſch, wie auch Wallfiſch. Ebenfalls leben ſie von dem Fleiſche der Seehunde * und der Wallroſſe **. Bisweilen fangen ſie auch zu ihrer Nahrung ſolche Thiere, die auf dem Lande leben. Die meiſten Speiſen eſſen ſie ganz roh. Ihr **Trank** iſt Waſſer und hat man ſie oft Seewaſſer trinken geſehen, welches ſo ſalzig als die ſtärkſte Salzbrühe geweſen iſt.

Ihre **Schuhe, Strümpfe, Hoſen, Rock** oder **Kamiſol** ſind ganz aus dem Fell der Seehunde gemacht, welches gut zubereitet, und mit den Sehnen von Wallfiſchen, die ſich als Zwirn drehen und winden laſſen, und ſehr zähe ſind, in ein Stück zuſammen genehet iſt. Ihre Kleider, an denen das haarige auswärts gekehret iſt, ſind ſo gut und ſo dicht zuſammen genehet, daß ſie mit ihnen in dem Waſſer ganz bis auf die Arme waden können, ohne daß ihre Unterkleider davon im geringſten naß werden. Innerhalb dieſen äuſſern Kleidern haben ſie Hemde, Kamiſöle und andere Kleider, die ſie insgeſamt gleichfalls von dem Fell der Seehunde gemacht, aber ſo wohl

* Phoca vitulina.

** Phoca Roſmarus.

wohl zubereitet haben, daß ſie ſehr weich ſind. Ich ſahe heute eines von ihren Frauenskleidern, eine Mütze, ein Kamiſol und einen Rock, welches alles aus einem Stück beſtand, das von dieſem Fell verfertigt und gut zubereitet war, ſich weich anfühlen ließ, und die Haare auswärts gekehrt hatte. Hinten an dem Rock hieng eine lange Schleppe von der Breite einer Viertelelle. Vorne reichte der Rock nicht einmahl bis zu dem halben Schenkel; darunter waren aber Hoſen und Stiefeln von einem Stücke angenehet. Das Hemd war auch von einem ſehr weichen Fell von Seehunden. Ihre Frauensleute ſollen weit beſſer als die unter den andern Wilden in Amerika ausſehen. Die Mannsleute ſollen aber auch ziemlich eiferſüchtig ihrentwegen ſeyn.

Mir wurde auch heute eines von ihren Böten gezeigt. Es war äuſſerlich ganz von Fell gemacht, an dem man die Haare weggenommen, und die Seite des Fells, woran dieſelben befeſtigt geweſen, nach auſſen gewandt hatte, an der es auch ſo glatt als Pergamen war. Das Boot war beynahe 8 Ellen lang, aber dabey ſehr ſchmahl und ſcharf an beiden Schnäbeln. Inwendig lagen an den Seiten ganz dünne Bretter, um dem Boote ſeine Geſtalt zu geben. Oben hatte man es ganz und gar mit Fellen bedeckt, ausgenommen, daß in einiger Entfernung von dem einen Schnabel ein Loch von der Gröſſe ausgeſchnitten war, daß ein erwachſener Menſch leicht darin ſitzen und rudern, und dabey die Schenkel, Beine und Füſſe in dem Boote unter der Decke halten konnte. Die Geſtalt des Loches hatte mit dem Segmente eines Halbcirkels Aehnlichkeit, deſſen Grundlinie oder Durch-

ſchnitt

ſchnitt ſich nach dem gröſſern Theil des Bootes hinkehrete. Rings herum war das Loch mit Holz umgeben, und an demſelben war ein weiches zuſammen gelegtes Fell mit Riemen, die an dem oberſten Ende des Felles durchgezogen waren, befeſtigt. Wenn der Eſquimau ein ſolches Boot braucht, ſo ſteckt er die Füſſe mit den Schenkeln unter die Decke, ſetzt ſich auf den Boden in dem Boote, zieht das erwähnte Fell mitten um den Leib gut zuſammen, und bindet die Riemen ſorgfältig um ſich herum. Alsdann können die Wellen bey ſtürmiſchen Wetter ſich ziemlich über ſein Boot hinwerfen, ohne daß ein einziger Tropfen Waſſer in daſſelbe eindringen kann. Seine von Fellen verfertigte Kleider halten bey ihm ſelbſt die Näſſe ab. Er hat in der Hand ein Ruder, welches an beiden Enden ein Blatt hat, und mit dem er ſowohl rudert, als bey Sturm das Boot im Gleichgewichte hält. Die Blätter des Ruders waren ziemlich ſchmahl. Es kann nur eine einzige Perſon in einem ſolchen Boote ſitzen. Man hat oft geſehen, daß ein einziger Eſquimau in einem ſolchen Boote auf dem Meer einige Meilen von dem Lande in dem ſtärkſten Sturm, ohne die geringſte Gefahr, ſich befunden habe, da doch groſſe Schiffe Mühe genug gehabt haben, ſich zu retten. Sein Boot iſt auf dem Waſſer als eine aufgetriebene Blaſe gefloſſen. Sie ſollen mit dieſen unglaublich geſchwind rudern können. Man ſagte mir, daß dieſe Böte bisweilen von ziemlich verſchiedener Geſtalt wären. Sie beſitzen auch gröſſere Böte oder Chaloupen von Holz, und mit Fell bedeckt, worin einige Perſonen ſitzen können, und worin ihre Fraunsleute gemeiniglich auf dem Meer fahren.

Ihre

Ihre Gewehre ſind Bogen und Pfeile, wie auch Spieſſe und Harpounen. Mit dieſen letzten bringen ſie Wallfiſche und andere gröſſere Meerthiere um. Die Spitze des Pfeils und Harpouns iſt bisweilen von Eiſen, bisweilen auch von Knochen, aus den Zähnen des Wallroſſes. Der Köcher dieſer Pfeile war vom Felle der Seehunde. Die **Nadeln** womit ſie ihre Kleider zuſammen nehen, ſind gleichfalls bald von Eiſen, bald von verſchiedenen Arten Knochen. Alles Eiſen, das ſie gebrauchen, erhalten ſie auf eine oder die andere Art von den Europäern.

Sie kommen zwar zuweilen auf die Schiffe der Europäer, um ſich einige Sachen, als Meſſer und andere Eiſengeräthe zuzutauſchen. Aber für die Europäer (wofern ihrer nicht deſto mehr ſind) iſt es nicht rathſam, in ihr Land zu gehen. Denn ſie ſind ein ſehr argwöniſch und falſches Volk, welches niemahls Fremde bey ſich leiden will. Sondern wenn ſie merken, daß ſie ſelbſt zu ſchwach ſind, ſo fliehen ſie bey der Annäherung der Fremden. Wenn ſie aber ſich mächtig genug erachten, ſo ſchlagen ſie alle todt, welche zu ihnen kommen, und laſſen niemahls jemand beym Leben. Daher wagen auch nicht die Europäer mehrere von ihnen über Bord auf ihren Schiffen zu laſſen, als mit denen ſie allenfalls fertig werden könnten. An ihren Geſtaden Schiffbruch zu leiden, aber doch mit dem Leben ans Land zu kommen, iſt faſt eben ſo viel, als wenn man zugleich mit dem Fahrzeuge verſunken wäre. Es hat dieß mancher Europäer erfahren müſſen. Die Europäiſchen Schiffe oder Böte, der ſie ſich bemächtigen, hauen ſie in Stücke,

ziehen

ziehen die Nägel und alles Eiſen aus, und ſchmieden ſich davon Meſſer, Nadeln, Spitzen zu den Pfeilen und Spieſſen, u. ſ. f. Des Feuers ſollen ſie ſich ſelten zu etwas anders als zum Eiſenſchmieden, und um verſchiedene Felle zu bereiten, bedienen. Denn ihr meiſtes Eſſen wird roh genoſſen. Wenn ſie auf ein europäiſches Schiff über Bord kommen, und ihnen von dem Schiffsvolke Eſſen angeboten wird, ſo wagen ſie nicht es zu koſten, bis ſie ſehen, daß die Europäer davon eſſen. Obgleich nichts in der Welt den andern Wilden ſo gut, als der Branntwein ſchmeckt: ſo verſicherten doch viele von den Franzoſen, daß ſie niemahls auf einige Weiſe die Eſquimaux dazu haben bringen können, einen einzigen Schluck davon zu nehmen. Ihr groſſes Mistrauen zu allen andern Leuten wird die Urſache davon ſeyn; indem ſie ſich ohne Zweifel einbilden werden, daß es ein Gift iſt, womit man ſie hintergehen, oder ihnen ſchaden will. Es iſt auch ungewiß, ob ſie in dem Stücke ſo unrecht urtheilen. Sie tragen keine Ohrringe, noch bemahlen ſie ſich das Geſicht, als die andern Wilden in Amerika. Sie haben von uralten Zeiten Hunde gehabt, bey denen die Ohren aufgerichtet ſtehen, und niemahls herunter hangen. Dieſe gebrauchen ſie nicht allein zur Jagd, ſondern auch anſtatt der Pferde, um des Winters ihre Sachen auf dem Eiſe zu ziehen. Ja ſie fahren bisweilen ſelbſt in kleinen Schlitten, die von ſolchen Hunden gezogen werden. Sie haben kein anderes zahmes Vieh. Es befinden ſich zwar Rennthiere genug an den Orten, wo ſie wohnen. Man weiß aber noch nicht, daß ſie jemahls weder von den Eſquimaux oder andern Wilden in Amerika gezähmt worden wären.

Die Franzoſen in Canada, welche gewiſſer maſſen Nachbaren von dieſen Eſquimaux ſind, haben ſich alle Mühe gegeben, einen Handel mit ihnen zu errichten, und ſie zu einem etwas freundſchaftlichern Umgang mit andern Völkern zu bewegen. Zu dem Ende nahmen die Franzoſen einige ihrer Kinder gefangen, lieſſen ſie leſen lernen, und erzogen ſie auf das ſorgfältigſte und beſte. Die Abſicht der Franzoſen hiebey war, ſie zu den Eſquimaux wieder zurück zu ſchicken, damit dieſe Kinder berichten möchten, wie freundlich und gefällig die Franzoſen mit ihnen umgegangen wären; und damit dieß Volk dadurch beſſere Gedanken von den Franzoſen faſſete. Aber zu allem Unglück ſtarben dieſe Kinder an den Pocken, und der ganze Anſchlag gerieth in Stecken. Es zweifelten aber viele in Canada ſehr, ob ſie auch, wenn die Kinder beym Leben geblieben wären, viel dabey würden gewonnen haben. Denn es ſoll vorher ein Eſquimau von den Franzoſen gefangen worden ſeyn, und ſich eine gute Zeit in Canada aufgehalten, und alle mögliche Gefälligkeit von ihnen genoſſen haben. Er hatte auch das Franzöſiſche ſo ziemlich erlernet, und ein groſſes Gefallen an der Franzöſiſchen Lebensart bezeigt. Wie nun dieſer hernach zu ſeinen Landsleuten zurück geſchickt worden war, ſo iſt er ſo wenig im Stande geweſen, ihnen einen vortheilhaften Eindruck von den Franzoſen zu machen, daß ſo gar ſeine eigenen nächſten Anverwandten bald nach ſeiner Zurückkunft, ihn, als einen, der ein halber Franzoſe und Fremder wäre, erſchlagen haben. Dieſes harte Verfahren, welches die Eſquimaux gegen alle Fremde ausüben, macht auch, daß die andern Wilden in Amerika, wenn ſie über dieſelben gerathen, ihnen

nen niemahls Quartier geben, ſondern ſie ſogleich ohne alle Barmherzigkeit umbringen, ob ſie gleich ſonſt ziemlich oft anderer von ihren Feinden ſchonen, und die Gefangenen, die ſie gemacht haben, unter ihre eigenen Leute einverleiben.

Denjenigen zum Dienſte, die ſich ein Vergnügen machen, verſchiedener Völker Sprachen mit einander zu vergleichen, will ich einige Wörter der Eſquimaux, die mir der Jeſuit Saint Pie mittheilte, herſetzen. Nach der Schwedischen Ausſprache werden ſie folgendergeſtalt geſchrieben. Eins, Kombuc; zwey, Tigal; drey, Ke; vier, Mißilagat; das Waſſer, Sillalokto; der Regen, Killaluck; der Himmel, Taktuk, Nabugakſche; die Sonne, Schikonak, Sakaknak; der Mond, Takok; das Ey, Mannegut; das Boot, Kagak; das Ruder, Pautick; das Meſſer, Schavie; der Hund, Mekke, Timilok; der Bogen, Petikſik; der Pfeil, Kazo; der Kopf, Niackok; das Ohr, Tſchiu; das Auge, Killik, Schik; das Haar, Nutſchad; der Zahn, Ukak; der Fuß, Itikat. Einige glauben, daß ſie von eben dem Urſprunge, als die Grönländer oder Strälinger ſind, und behaupten, daß ſie in der Sprache ſelbſt viele Verwandſchaft finden.

Es kamen hier Pflaumenbäume von verſchiedenen Arten, welche zuerſt aus Frankreich hieher gebracht worden waren, ſehr gut fort. Sie fiengen in dem gegenwärtigen Jahre zuerſt in dieſem Monate zu blühen an. Einige von ihnen waren ſehr ſchön. Und der Winter ſoll dieſen Bäumen nicht ſchädlich ſeyn.

Vom eilften. Der Marquis la Galiſſoniere war einer von den drey Herren, die vor andern dieſe Zeit bey der Franzöſiſchen Admiralität in hohem Anſehen ſtunden. Dieſe waren der eben genannte Marquis la Galiſſoniere, der Generalguvernör la Jonquiere und l'Etendure. Der erſtere war ein Herr von einigen funfzig Jahren, klein von Statur, etwas buckelich, aber ſonſt von einer angenehmen Bildung. Er war jetzt einige Zeit in Canada als Generalguvernör geſtanden: reiſete aber in dieſen Tagen nach Frankreich zurück. Ich habe vorher an einem und dem andern Orte etwas von dieſem Herrn erwähnet. Wenn ich aber an ſeine vielen groſſen Eigenſchaften gedenke, ſo deucht mir, daß ich mich nicht genug zu ſeinem Ruhm auslaſſen kann. Er hatte faſt in allen Wiſſenſchaften eine ſo tiefe Einſicht, daß man darüber erſtaunen muſte. Und in der Naturgeſchichte hatte er es durchgängig ſo weit gebracht, daß ich, wenn er von derſelben zu reden anfieng, nicht wuſte, ob ich meinen eigenen Ohren und Augen trauen, oder mir einbilden ſollte, daß unſer groſſe **Linnäus** unter einer andern Geſtalt ſich hieher begeben hätte. Wenn er ſeinen Mund öfnete, um ſich von dem Nutzen, den ein Land aus der Naturgeſchichte ſchöpfte, von der Art ſie recht zum Vortheil und zur Aufnahme eines Landes zu erlernen und zu treiben, und auf welche Weiſe ſie befördert werden ſollte, u. ſ. f. zu erklären: ſo gerieth ich ganz in Verwunderung über die Weisheit mit der er redete, und mit der er ſeine Gründe aus den tiefſten Quellen der Staatsklugheit ſowohl, als der Phyſik, Naturgeſchichte, Mathematik und mehrern dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften, entlehnete. Ich geſtehe aufrich-

tig, daß ich jedesmahl, wenn ich die Gnade hatte, bey ihm zu ſeyn, (welches doch zeitig und oft geſchahe) gleichſam in einer Schule war, und viel nützliches erlernete. Hier erfuhr ich viele Vorſchläge, wie die Naturgeſchichte zur Politik und Staatskenntniß ſollte angewandt werden, um ein Land mächtig zu machen, und dadurch deſſen eiferſüchtige Nachbaren zu ſchwächen. Niemahls hat die Naturgeſchichte hier im Lande einen gröſſern Beförderer gehabt, und ſehr ungewiß iſt es, ob ſie jemahls weiter einen ähnlichen erhalten wird. Gleich bey ſeinem Antritt zu der Stelle eines Generalguvernörs, nahm er die Maasregeln zu der Aufnahme der Naturgeſchichte, der ich oben* gedacht habe. Wenn jemand zu ihm kam, der ſich entweder einige Zeit an einem Orte da im Lande, inſonderheit an entlegenen Gegenden, aufgehalten hatte, oder ſonſt daſelbſt herumgereiſet war: ſo machte er ſich bey demſelben von allen Holzarten und Pflanzen, Erd- Stein- und Mineralarten, Thieren, u. ſ. f. die von einiger Erheblichkeit waren, und ſich an dem Orte befanden, unterrichtet. Gleichfalls erkundigte er ſich nach dem Nutzen, den die Einwohner davon haben möchten, nach der Oekonomie und Lebensart der Leute, nach den Seen, Strömen, Durchfahrten und tauſend andern hieher gehörigen Umſtänden. Diejenigen, bey denen er hierin deutlichere Begriffe und Einſichten bemerkte, muſten ihm von den Merkwürdigkeiten, die ſie geſehen hatten, umſtändliche Beſchreibungen geben. Er ſelbſt zeichnete das auch an, was ihm einer und der andere erhebliches berichtet hatte. Durch dieſen beſondern Fleiß, der

* Auf der 294ſten Seite und den folgg.

der ſonſt bey Perſonen von ſeinem Stande weniger gewöhnlich iſt, erwarb er ſich in kurzer Zeit eine Kenntniß ſo gar von den entlegenſten Orten in Canada und dem nördlichen Amerika. Daher die Prieſter, die Commendanten bey den Veſtungen, und verſchiedenen in dem Lande weit weg liegenden Orten, wie auch andere, die eine lange Zeit ſich in einer weiten Entfernung aufgehalten hatten, wenn ſie nach Quebec herunter kamen, um ihm ihre Aufwartung zu machen, oft über ſeine Fragen und Einſichten beſtürzt wurden, da er ihnen berichtete, daß auf dem und dem Berge, bey dem und dem Ufer u. ſ. f. wo ſie oft gegangen und Jagd gehalten hatten, dieſe oder jene Bäume und Pflanzen, und dieſe oder jene Erd- oder Mineralarten, u. d. g. befindlich wären. Denn ſo genau hatte er ſchon alles vorher erforſchet. Daher kam es auch, daß viele von den Einwohnern des Landes glaubten, daß dieſer Herr etwas mehr als eine nur menſchliche Kenntniß beſäſſe, indem er ſo genau wuſte und ihnen anzeigen konnte, was man an einem Orte, der bisweilen ein paar hundert Schwediſche Meilen und darüber von Quebec entfernet war, beſonderes fände; ob er gleich ſelbſt doch niemahls da geweſen war, und wo ſie im Gegentheil einige Jahre gelebt hatten. Einer, der dieſen Herrn nicht ſo genau kannte, würde ihn für einen trockenen und zum Umgange weniger aufgelegten Mann, wie auch für einen, der ſich nicht ſo gar weit in den Wiſſenſchaften umgeſehen hat, gehalten haben. Je mehr man aber die Ehre hatte, mit ihm bekannt zu werden: deſto gröſſere und höhere Wiſſenſchaften entdeckte man ſtündlich bey ihm, und deſto gröſſere Hochachtung fand man, daß man gegen eine ſo theure Perſon, die

von allem, das groß hieß, leuchtete, mit allem Rechte hegen muſte. Man wird ſelten einen gröſſern Staatsmann antreffen, und niemand kann beſſer die rechte Aufnahme und den Wohlſtand eines Landes ſuchen, und kürzere Mittel und weiſere Maasregeln dazu nehmen, als eben er. Canada hatte kaum ihn kennen gelernet, ſo wurde es genöthigt ſich eines ſo theuren Schatzes beraubet zu ſehen. Sein König bedurfte ſeines Dienſtes zu Hauſe in Frankreich, und konnte ihn nicht ſo weit von ſich entfernt laſſen. Er reiſete nun dahin. Er hatte aber vorher eine überaus groſſe Menge mit Erde angefüllte Laden, worin allerhand Arten ſeltene und nutzbare lebendige Bäume und Pflanzen geſetzt waren, und andere Laden mit dergleichen Samen, auſſer noch vielen Kaſten mit allerhand Arten Naturalien, die zu den drey Reichen der Natur gehören, zuſammen bringen laſſen, welche er alle mit ſich nach Frankreich hinüber führte. Ich kann alle die Gnade, die er mir erzeigte, nicht beſchreiben. Sie war gröſſer, als daß ich eine ähnliche zu Hauſe in meinem eigenen Vaterlande hätte erwarten können. Ich weiß nicht, wer ihn mehr in Canada vermiſſete, entweder deſſen Einwohner oder die Wiſſenſchaften, und vornehmlich die Naturgeſchichte. Denn für beide war er der zärtlichſte Vater, und für die letzte einer von den gröſten Gönnern und Beförderern, die ein Ort jemahls hat aufweiſen können. Mehr als glücklich iſt das Land oder Gebieth, dem ein ähnlicher Befehlshaber vorgeſetzt wird. Da hat man nicht nöthig über einige von dem Eigennutze hervorgeſuchte Hinderniſſe in der Verwaltung ſolcher Werke des Fleiſſes zu ſeufzen, womit man hinkünftig dem allgemeinen Beſten

nutzbar ſeyn will. Nein, im Gegentheil erhält man von einem ſolchen Befehlshaber eine Aufmunterung nach der andern, und einen Trieb in demjenigen fortzufahren, wovon das Vaterland die größten Früchte ſammlet.

Des ſchwarzen Kalkſchiefers iſt in dieſer Reiſebeſchreibung oft erwähnet worden. Nun will ich etwas genauer von demſelben reden. Aus dem ſchwarzen Kalkſchiefer beſteht nicht allein der ganze Berg, worauf die Stadt Quebec gebauet iſt, ſondern ſelbſt die Anhöhen neben dem Lorenzfluſſe beſtehen zu einigen Meilen ſowohl oberhalb als unter Quebec gleichfalls hieraus. Wenn dieſer Stein etwas tief im Berge, ohngefähr eine Elle von der Luft weg liegt: ſo iſt er ganz feſt oder ſo dicht, daß man nicht die geringſte Ritze in ihm wahrnehmen kann; noch kann man alsdenn merken, daß er ein Schiefer iſt. Denn man kann keine Theilgen unterſcheiden: ſondern er ſieht inwendig, wenn man ihn zerbricht, ſo eben und glatt überall, als eine Tiſchſcheibe aus. Er liegt in dem Berge ſchichtenweiſe. Die Dicke einer jeden Schichte aber iſt verſchieden, von einer Querhand und weniger bis auf eine Elle und darüber. In dem ganzen Berge, worauf die Stadt Quebec ſtehet, lagen die Schichten nicht horizontell, ſondern lieſen ſehr ſchreg, ſo daß ſie der ſenkrechten Richtung am nächſten waren. Sie neigeten ſich mit dem obern Ende nach Nordweſt, und mit dem untern ſtützeten ſie ſich gegen Südoſt. Daher kam es, daß der Rand dieſes Steins überall ſowohl auf den Gaſſen, als an andern Orten in der Stadt hervorragete, welcher durch ſeine ſcharfen Ecken machte, daß man hier in ſehr kurzer Zeit

ſeine Schuhe vernutzete. Ich ſahe auch an einigen Stellen, Schichten, welche ſich gegen Norden neigeten, ob ſie gleich ebenfalls der ſenkrechten Linie am nächſten waren. Eben ſo ward ich an einem Orte Schichten gewahr, die faſt horizontell lagen. Die Schichten wurden durch verſchiedene feine Spalten abgeſchnitten, welche mehrentheils geradelinichte Flächen ausmachten. Gemeiniglich waren dieſe feinen Ritzen mit einem weiſſen Strahlgips angefüllt, welcher bisweilen, wenn man den Stein nach der Ritze entzwey ſchlug, mit dem Meſſer losgebrochen werden konnte, ſo daß er wie ein dünnes weiſſes Blatt ausſahe. Die gröſſern Ritzen waren faſt allezeit ganz dicht mit kleinern und gröſſern ganz klaren Quarzcryſtallen angefüllt. An einigen Stellen war in dem Berge unglaublich viel von dieſen Cryſtallen. Und von dieſen hat die Ecke des Berges, welche gleich nach SSO. von dem ſo genannten Schloſſe liegt, den Namen Pointe de Diamant erhalten. Die feinen Ritzen, welche dieſen Stein abſchnitten, giengen mehrentheils nach einem rechten Winkel. Bald waren die Ritzen näher aneinander, bald weiter unter ſich entfernet. Bisweilen war die Seite der Schichten, welche den äuſſern Theil ausmachte, oder der andern Schichte ſich zukehrete, gleichſam mit einer ſchwarzen feinen glänzenden Haut überzogen, welche einigen Hornſteinen ziemlich ähnlich war. Ab und zu fand man darin einen meiſtentheils gelben Kies, aber nur in kleinen Körnern. Ich konnte keine Schaalthiere, noch einige andere Steinarten, als die erwähnten, darin entdecken. Der ganze Berg bey Quebec ganz von der Spitze bis zum Fuſſe beſtund einzig und allein daraus. Wenn man den Stein entzwey ſchlug und nur

mit

mit einem Meſſer oder Stein ſchabete, ſo gab er einen ſtarken Geruch vom Stinkſtein von ſich. Der Theil des Berges, welcher der offenen Luft ausgeſetzt geweſen, war ganz zerfallen und in kleine Scherben zerwittert, welche nun ihre ſchwarze Farbe verlohren, und anſtatt deſſen eine ſehr blaßrothe angenommen hatten. Die Erde, welche auf dem Berge lag, und welche zum Theil aus dieſem zerwitterten Kalkſchiefer beſtund, hatte auch eine ſehr blaßrothe Farbe. Von dieſem Kalkſchiefer waren faſt alle beides öffentliche und private Gebäude in Quebec erbauet. Und hieraus beſtunden gröſtentheils ſowohl die Mauern um die Stadt, als um die Klöſter und Gärten. Er war ſo los, daß man ihn leicht nach einer jedweden beliebigen Gröſſe und Geſtalt zerſchlagen und hauen konnte. Er hatte aber die Eigenſchaft, daß er, wenn er ein oder mehrere Jahre der Luft und der Sonne blos geſtellet geweſen war, ſich in dünnere oder dickere Scherben, welche mit der äuſſern Fläche und der Schichte, von der man ſie genommen hatte, gleichlaufend waren, zerſpaltete. Dieß verurſachte aber der Mauer, worin ſie ſaſſen, keinen beſondern Schaden. Denn, weil die Steine mit Fleiß ſo in der Mauer gelegt worden waren, daß die Ritzen horizontell liefen, und der Stein ſich gleichfalls nach der Richtung zerſpaltete: ſo druckten die obern Steine durch ihre Schwere dergeſtalt auf die untern, daß ſie nur an der äuſſern Seite, oder nach der Luft hin, nicht aber weiter, in Blätter zerſprungen. Je älter ein Haus war, deſto dünner waren gemeiniglich dieſe Blätter.

Damit man ſich einiger maſſen von dem Climate bey Quebec, wie auch von der Beſchaffenheit der daſigen

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

gen Kälte und Hitze zu den verſchiedenen Jahrszeiten u. ſ. f. Vorſtellung machen kann: ſo will ich hier mit wenigen Worten für ein Jahr eines und das andere aus den Meteorologiſchen Beobachtungen des Königlichen Arztes, Herrn Gaulthier, anführen. Er hat mir davon eine Abſchrift von dem Anfang des Octobers im Jahr 1744 an, bis auf das Ende des Septembers im Jahr 1746 mitgetheilet. Die Thermometriſchen Bemerkungen will ich auslaſſen, indem ich mit denſelben nicht völlig zufrieden ſeyn kann. Denn da er ſich des Thermometers des de la Hire bediente: ſo kann man bey einer etwas ſtarken Kälte, nachdem das Queckſilber in die Kugel hinunter getrieben worden, die Grade der Kälte nicht beſtimmen. Die Beobachtungen geſchahen auch das ganze Jahr des Morgens zwiſchen 7 und 8 Uhr und nicht früher, und des Nachmittags zwiſchen 2 und 3. An den meiſten Tagen hat er keine Beobachtungen des Nachmittags angeſtellet. Das Thermometer hieng überdem in einem halb geöfneten Fenſter, konnte alſo ſelten ganz genau die Beſchaffenheit der äuſſern Luft anzeigen. Des Nachmittags kam auch die Sonne ziemlich zeitig auf daſſelbe. Hier richtet man ſich durchgehends nach der neuen Zeitrechnung.

Das Jahr 1745.

Vom Jenner. Den 29ſten gefror der Lorenzfluß, Quebec gegen über. In den Meteorologiſchen Beobachtungen von den andern Jahren wird angemerkt, daß er oft ſowohl zu Anfange des Jenners, als auch zu Anfange des Decembers mit Eis belegt wird.

Vom

Vom Februar. In dieſem Monate iſt nichts merkwürdiges vorgefallen.

Vom Merz. Es wird hier geſagt, daß dieſer Winter gegen die Gewohnheit ſehr gelinde geweſen ſey. Die allerältſten Leute haben verſichert, daß ſie ſich keines ſo gelinden Winters entſinnen könnten. Der Schnee war nur in dieſem Winter anderthalb bis 2 Fuß tief. Das Eis in dem Lorenzfluſſe gerade gegen über Quebec war nur 2 Franzöſiſche Fuß dick. Den 21ſten kam ein Gewitter, von dem ein Soldat getroffen und ſehr beſchädigt wurde. Den 19 und 20ſten fieng man an, den Saft von dem Zuckerahornbaum um Zucker daraus zu verfertigen, zu zapfen.

Vom April. In den erſten Tagen dieſes Monats, und hernach ab und zu den ganzen Monat, zapfete man den Saft von dem Zuckerahornbaum zum Zucker ab. Den 7ten fiengen die Gärtner an ihre Miſtbeete zu machen. Den 20ſten ſchoß das Eis im Lorenzfluſſe unten vor Quebec und zog ab. Die meteorologiſchen Bemerkungen des folgenden Jahrs zeigen an, daß es ſehr ſelten ſonſt ſo frühe geſchiehet. Den zuweilen liegt der Lorenzfluß noch den 10ten im May gerade unten vor Quebec mit Eis bedeckt. Den 22ſten und 23ſten fiel ein häufiger Schnee. Den 25ſten fieng man bey St. Joachim zu ſäen an. Eben den Tag wurde man auch einiger Schwalben gewahr. Den 29ſten ſäete man überall. Von dem 23ſten an, war die Schiffarth in dem Lorenzfluſſe rein.

Vom May. Den 3ten war die Kälte des Morgens ſo ſtark, daß das Thermometer des Celſius 4 Grade

unter

unter dem Gefrierungspuncte ſtund. Doch litte die Saat davon keinen Schaden. Den 16ten war alle Frühlingsſaat geendigt. Den 5ten waren die Sanguinaria, Narciſſen und Violen in Blüthe. Den 17ten fieng das Laub an den wilden Kirſchbäumen, Hindebeerbüſchen, Aepfelbäumen und Linden ſich zu öfnen an. Die Erdbeere blüheten ſchon damahls. Den 29ſten blüheten die wilden Kirſchbäume. Den 26ſten ſtund ein Theil von den Franzöſiſchen Aepfelbäumen, Kirſch- und Pflaumenbäumen in Blüthe.

Vom Junius. Den 5ten waren alle Bäume mit Laub verſehen. Die Aepfelbäume blüheten beſtens. Man aß reife Erdbeere den 22ſten. Es wird hier angezeichnet, daß die Witterung für die Gewächſe ſo vortreflich geweſen iſt, daß man ſich keine beſſere hätte wünſchen können.

Vom Julius. Das Getraide fieng den 12ten an, Aehren zu zeigen, und den 21ſten hatte es ſchon überall Aehren. (Man muß wiſſen, daß man hier nichts anders als Frühlingsſaat gebrauchet). Gleich darauf kam es in Blüthe. Die Heuerndte nahm den 22ſten ihren Anfang. Es war den ganzen Monat ein vortrefliches Wetter.

Vom Auguſt. Den 12ten fand man in Montreal reiſe Birnen und Melonen. Den 20ſten war der Weizen in dem Gebiete von Montreal reif, und die Erndte fieng ſich alsdenn an. Den 22ſten ſchritt man bey Quebec zur Erndte des Weizens. Den 30ſten und 31ſten ſahe man des Morgens einen feinen Reif auf dem Boden.

Vom September. Die Erndtezeit endigte ſich den 24ſten und 25ſten bey allen Getraidearten. Man hatte in dieſem Monate eine Menge Melonen, Waſſermelonen, Gurken und ſchöne Pflaumen. Die Aepfel und Birnen wurden auch ganz reif, welches, wie man ſich verlautet, nicht alle Jahre geſchieht. Sie fiengen die letzten Tage im Monate in den Aeckern zu pflügen an. Unter den Anmerkungen für dieſen Monat wird folgendes angeführt: „Die Alten in dem Lande ſagen, daß man ehemahls das „Getraide nicht eher als den 15ten oder 16ten im Septem„ber, doch bisweilen den 12ten, habe ſchneiden können, „und daß das Getraide niemahls eher reif geworden; „wie auch daß es niemahls zu einer ſo vollkommenen „Reiſe, als jetzt gelanget ſey. Nachdem man aber nun „das Gehölze umgehauen und viel Land aufgenommen hat, „ſo haben die Sonnenſtrahlen mehr Gelegenheit bekom„men, ihre Wirkung zu zeigen, wodurch das Getraide „jetzt weit früher reif wird.„ Weiter wird angemerkt, daß die heiſſen Sommer allezeit ſehr fruchtbar in Canada ſind, und daß annoch in vielen, ja in den meiſten Jahren, wohl der zehente Theil des Getraides nicht zur Reiſe gelanget.

Vom October. Man pflügete dieſen ganzen Monat die Brachäcker. Es war ein vortrefliches Wetter eben die Zeit. Der Nachtfroſt fiel zu verſchiedenen mahlen ein. Denn 28ſten ſchneiete es. Gegen Ende des Monats fiengen die Bäume an, ihr Laub fallen zu laſſen.

Vom November. Das Pflügen wurde bis auf den 10ten fortgeſetzet. Die Bäume hatten auch den 10ten all ihr Laub fallen laſſen. Bis auf den 18ten gieng

das

das Vieh auſſen; doch hatte es bisweilen wegen ſchlimmen Wetters einen Tag zu Hauſe bleiben müſſen. Den 16ten donnerte und blitzete es. Den 24ſten ſahe man noch kein Eis im Lorenzfluſſe.

Vom December. Unter dieſem Monate wird geſagt, daß dieſer Herbſt weit gelinder als in vielen Jahren vorher geweſen ſey. Den 1ſten gieng noch ein Schiff nach Frankreich ab. Den 15ten fieng der Lorenzfluß an, mit Eis belegt zu werden. Doch war er noch in der Mitte offen. Aber in dem Charlesſtrom war ſo dickes Eis, daß es Pferde und groſſe Fuder tragen konnte. Denn 26ſten gieng das Eis durch den ſtarken Regen in dem Lorenzfluſſe weg. Den 28ſten wurde wiederum ein Theil des Lorenzfluſſes mit Eis überzogen.

In den folgenden Beobachtungen wird angemerkt daß auch dieſer Winter einer von den allergelindeſten geweſen ſey.

Die Reiſe von Quebec gieng des Abends mit einem guten Winde vor ſich. Der Herr Generalguvernör Marquis la Jonquiere, der mich gleichfalls mit einer Gunſt nach der andern überhäufet, hatte eines von den Böten des Königs mit 7 Mann, die mich nach Montreal rudern ſollten, verabfolgen laſſen. Mitten in dem Boote war ein groſſer Spriegel von feinem blauen Tuch, unter dem wir vor dem Regen geſichert ſitzen konnten. Dieſe ganze Reiſe wurde auf Koſten Sr. Majeſtät, des Königs in Frankreich unternommen. Wir legten dieſen Abend 3 Franzöſiſche Meilen zurück.

Vom

Vom zwölften. Die Reiſe wurde dieſen ganzen Tag fortgeſetzet.

Der **Mays** von der kleinen Art, welche innerhalb 3 Monaten reif wird, war jetzt zeitig, und man riß ihn auf und hieng ihn in die Luft zum Trocknen.

Die **Witterung** war zu jetziger Zeit in der hieſigen Gegend, ſo wie bey uns zu Anfang des Auguſts nach dem alten Stil, beſchaffen. Es ſcheint daher der Herbſt in dem nördlichen Canada gegen einen Monat ſpäter als in dem mittelſten Theil von Schweden einzutreffen.

Es waren faſt bey einem jedweden Bauerhofe **Küchengärten** angelegt. Der **Rothlauch** war das Gewächs, welches unter allen die größte Menge ausmachte. Des Freytags und Sonnabends, als die Franzoſen ihrer Religion wegen nicht Fleiſch eſſen durften, war oft das Frühſtück der Franzöſiſchen Bauern, und bisweilen der größte Theil ihrer Mittagsmahlzeit, nichts anders als Brot mit einigen Schnitten Rothlauch. Doch kann ich nicht ſagen, daß die Franzoſen in der Enthaltung des Fleiſches ſo ſtreng eben waren. Denn viele von meinen Rudersleuten aſſen heute, ob es gleich Freytag war, beide Mahlzeiten von dem Fleiſche, das ſie geſtern kochten, und damahls ungegeſſen blieb. Ich bemerkte dieß beides vor- und nachher. Wegen des ſtarken Genuſſes des Rothlauchs roch der gemeine Mann bisweilen ſo ſtark, daß einer der deſſen nicht gewohnt war, beym Vorbeygehen ſich etwas vor die Naſe zu halten genöthigt ſahe. Von **Kürbiſſen** fand man auch viel in dieſen Küchengärten. Man richtete ſie auf verſchiedene Weiſe

zum

zum Eſſen zu. Das gewöhnlichſte aber zu dieſer Zeit war, daß man die Kürbiſſe nach der Länge in der Mitte in zwey ſchnitt. Die innere oder aufgeſchnittene Seite dieſer Hälften ließ man in dem Heerde ſo lange gegen das Feuer ſtehen, bis ſie gut durchgebraten war. Und das Fleiſch oder das Loſe ſchnitt man hernach von der äuſſern Schale weg und aß es. Die mehr bemittelten ſtreueten auch ein wenig Zucker darauf. **Möhren**, Sallat, **Vicebohnen, Gurken** und **rothe Johannsbeerbüſche** waren die übrigen Gewächſe, welche faſt ein jeder Bauer in ſeinem kleinen Küchengarten gepflanzt hatte.

Der **Toback** war bey einem jedweden Bauer neben dem Hofe, und zwar in gröſſerer oder kleinerer Menge, nachdem die Haushaltung groß war, geſetzt worden. Es war auch ziemlich nöthig, daß ſie es ſo machten, indem der gemeine Mann ſtark Toback rauchete. Kleine Knaben von 10 oder 12 Jahren liefen eben ſo wohl mit der Pfeife in dem Munde, als die Alten. Die Vornehmern haſſeten auch die Tobackspfeife nicht. In dem nördlichen Canada rauchte man meiſtentheils den Toback allein. Aber weiter hinauf und um Montreal nahm man die innere Rinde von dem rothen Cornelkirſchenbaum *, klopfte ſie in zwey, und vermiſchte ſie mit dem Toback um ihn dadurch etwas ſchwächer zu machen. Der Schnupftoback wurde auch von den vornehmen und gemeinen Leuten beiderley Geſchlechts ſtark gebraucht. Faſt aller Toback, der hier geraucht wurde, war einheimiſch. Einige zogen ihn dem Virginiſchen vor. Diejenigen aber, die beſſere Kenner ſeyn wollten, hielten den letztern für beſſer.

Obgleich

* Cornus ſanguinea.

Obgleich viele Völker gemeiniglich ihre Gebräuche und Moden von den Franzoſen entlehnen: ſo bemerkte ich doch im Gegentheil in Canada, daß die Franzoſen in vielen Stücken ſich nach den Gebräuchen der Indianer, mit denen ſie täglich umgiengen, gerichtet hatten. Sie bedienten ſich ſolcher Tobackspfeifen, Schuhe, Strümpfebänder, Gürtel, als die Indianer. Sie folgten ihrer Art Krieg zu führen ganz genau. Sie vermiſchten einerley Sachen mit dem Toback. Sie gebrauchten ſolche Borkböte, die ſie auch auf eben die Weiſe ruderten. Sie wickelten ein viereckiges Stück Tuch oder Leinwand anſtatt der Strümpfe um die Beine. Und ſo war es in vielen andern Stücken. Wenn man zu einem Canadiſchen Bauer hinein kam, ſo ſtund er auf, nahm den Hut oder die Mütze ab, grüſſete, und bat den Fremden ſich nieder zu laſſen. Und ſo ſetzte er ſeinen Hut oder ſeine Mütze wieder auf. Monſieur und Madame werden in der Rede ſowohl der Herr und die Frau unter den Vornehmen, als der ſchlechteſte Bauer und ſein Weib, ohne weitere Umſtände genannt. Die Bauern, inſonderheit die Frauensleute bey ihnen, giengen zu Hauſe mit Schuhen, die nur aus einem ausgehöhlten Holze, der Geſtalt nach faſt als Pantoffeln gemacht waren. Die Bauerknaben, ja auch alte Bauern, hatten mehrentheils einen Zopf in den Haaren; und faſt alle trugen zu Hauſe und zuweilen auf Reiſen, rothe wollene Mützen.

Das Eſſen bey den Bauern auf dem Lande war inſonderheit Milch. Butter ſahe man ſelten, und meiſtentheils wurde ſie von ſaurem Rahm zubereitet. Sie war daher nicht ſo gut als die Engliſche. Sehr oft ver-

ſpürte man in derſelben gleichſam einen Talggeſchmack. Die geronnene Milch war allenthalben zu haben, und die Milch dazu hatte man faſt allezeit in ſteinerne Gefäſſe durchgeſeiget. Viele von den Franzoſen waren groſſe Liebhaber von Milch, welche ſie vornehmlich des Freytags und Sonnabends, wenn ihnen nicht das Fleiſch erlaubt war, aſſen. Doch verſtunden ſie nicht, dieſelbe auf ſo vielerley Art, wie bey uns, zum Eſſen zuzurichten. Am gewöhnlichſten war, die ſüſſe Milch aufzukochen, und gebrocktes Weizenbrot und braf Zucker einzuwerfen. In die ungekochte ſüſſe Milch, oder in die geronnene legten auch die Vornehmen eine Menge Zucker, wenn ſie ſich davon bedienen wollten. Sonſt gaben es die Franzoſen hier im Lande den Engländern in dem Fleiſcheſſen an den Tagen, da es ihre Religion verſtattete, nicht viel nach. Denn wenn man bey ihren Mahlzeiten die Suppe, den Sallat und den Nachtiſch, als Mandeln und Roſinen u. ſ. f. ausnimmt, ſo beſtunden faſt alle ihre Gerichte aus lauter Fleiſch, welches nur auf verſchiedene Weiſe zugerichtet war.

Des Abends nahmen wir unſere Nachtherberge in einem Bauerhofe bey einem Strom, der Petite Riviere genannt wurde, und ſich hier in den Lorenzfluß warf. Von hier rechnete man 16 Franzöſiſche Meilen nach Quebec, und eben 10 nach Trois Rivieres. Die Ebbe und Fluth war noch ziemlich ſtark. Hier war die letzte Stelle nach dieſer Gegend, wo ich die Anhöhen neben dem Strom zum Theil aus dem ſchon oft erwähnten ſchwarzen Kalkſchiefer beſtehen ſahe. Denn weiter hinauf fiengen ſie an ganz von Erde zu ſeyn.

Die

Die Feuerfliegen flogen des Abends in den Gebüſchen, obgleich nicht ſo gar zahlreich. Die Franzoſen nannten ſie Mouche a feu.

Die Häuſer hier herum waren faſt überall von Holz. Die Stuben waren ziemlich groß. Das innere Dach ruhete auf 2, 3 oder 4 groſſen dicken Sparren, nach der verſchiedenen Gröſſe des Zimmers. Die Ritzen der Mauern waren mit Thon, anſtatt des Mooſes verſchmiert. Die Fenſter beſtunden ganz aus Papier. Der Kamin war in der Mitte der Stube aufgemauert. Der Theil der Stube, welcher vorne vor der Oefnung des Camins oder der Feuerſtätte war, diente zur Küche. Aber in demjenigen hinten ſchlief man, und nahm die Fremden auf. Bisweilen war ein eiſerner Ofen hinter dem Kamin.

Vom dreyzehnten. Bey Champlain, welches 5 franzöſiſche Meilen von Trois Rivieres lag, beſtunden die ſteilen Anhöhen neben dem Fluß aus einer gelben und bisweilen ocherfarbenen Sandſtauberde, aus welcher eine Menge dicht an einander liegender Quellbäche heraus floß. Das Waſſer in denſelben war faſt allezeit mit einem gelben Ocher angefüllt, zu einer Anzeige, daß überall unter dieſen trockenen Sandfeldern eine Menge Eiſenerz von eben der Art, welche bey Trois Rivieres aufgegraben wird, liegen muß. Es war bewundernswürdig, wovon dieſe unzählbare Menge von kleinen Bächen mag entſtanden ſeyn; indem das Land oberhalb eben, und dieſer Sommer einer von den dürreſten war. Das Land zunächſt an dem Fluſſe war bis auf eine kleine Engliſche Meile angebauet; aber dahinten folgte ein hohes dickes Gehölze und niedriges Land. Der Wald, der die Feuchtig-

tigkeit geſammlet hatte, und die Ausdünſtung des Waſſers verhinderte, nöthigte daſſelbe, unter der Erde nach dem Fluſſe hin durchzubringen. Auf den Ufern des Fluſſes lag viel von dem ſchwarzen Eiſenſande.

Gegen Abend kamen wir nach Trois Rivieres, woſelbſt wir nicht länger verzogen, als bis wir die Briefe, welche uns von Quebec mitgegeben waren, abgeliefert hatten. Wir reiſeten hernach noch eine Franzöſiſche Meile weiter hinauf, ehe wir Nachtherberge nahmen.

Dieſen Nachmittag ſahen wir drey beſonders alte Leute. Der eine war ein alter Jeſuit, mit Namen P. Joſeph Aubery, der bey den bekehrten Indianern bey S. Francois als Mißionarius ſtund. Er hatte in dieſem Sommer als Jeſuit das 50ſte Jahr ſeines Amtes zurück geleget. Daher er jetzt nach Quebec reiſete um ſein Jeſuitengelübde wieder zu erneuern, und ſchien noch ſehr geſund und lebhaft zu ſeyn. Die andern waren unſere Wirthsleute, bey denen wir übernachteten. Der Mann war über 80 Jahr alt, und ſeine Frau nicht viel jünger. Sie hatten jetzt 51 Jahr mit einander in der Ehe gelebt. Das Jahr vorher, als ſie das 50ſte Jahr ihrer ehelichen Verbindung geendigt hatten, waren ſie beide zur Kirche gegangen, und hatten Gott für die groſſe Gnade, die er ihnen hierin erzeiget, gedankt. Sie haben aber keine andere Goldhochzeit gehalten, ob ſie gleich von vielen darum erſucht worden ſind. Sie waren noch ganz geſund, geſprächig, vergnügt und freundlich. Der Greis ſagte, daß er mit andern zu der Zeit in Quebec geweſen wäre, als die Engländer im Jahr 1690 dieſe Stadt belagerten. Der Biſchoff in Canada war unter

der

der Belagerung in ſeiner biſchöflichen Kleidung mit einem Säbel in der Hand, um die Soldaten aufzumuntern, in der Stadt herum gegangen.

Dieſer alte Mann ſagte, daß ihm vorkäme, als wenn der Winter in ſeiner Kindheit weit kälter als jetzt geweſen wäre. Es ſoll auch damahls weit mehr Schnee als jetzt gefallen ſeyn. Er wuſte ſich noch zu entſinnen, daß die Gurken und Kürbiſſe u. ſ. f. ſelbſt bey der Johanniszeit verfroren wären. Und verſicherte auch, daß der Sommer jetzt wärmer als in ſeiner Jugend wäre. Vor einigen 30 Jahren war in Canada ein ſo ſtrenger Winter geweſen, daß viele Vögel umgekommen: aber an die Jahrzahl ſelbſt konnte er ſich nicht erinnern. Es bezeugten alle, daß der Sommer in den Jahren 1748 und 1749 in Canada wärmer, als viele Jahre vorher geweſen wäre.

Das Erdreich hielte man hier für ziemlich fruchtbar. Der Weizen gab nun das 9te oder 10te Korn. Aber in der Kindheit des Greiſes, wo ſie überall ein neues und fettes Land aufnehmen konnten, hatten ſie bisweilen von dem Weizen bis auf das 20ſte oder 24ſte Korn erhalten. Von dem Rocken ſäete man ſehr wenig aus. Ebenfalls von der Gerſte nicht viel, und zwar nur für das Vieh. Doch klagete man, daß man in den Jahren, wenn ein Miswachs ſich ereignete, genöthigt wäre, Brot aus Gerſten, anſtatt des Weizens zu backen.

Vom vierzehnten. Wir ſtunden des Morgens frühe auf, und eileten mit unſerer Reiſe. Nachdem wir ein paar Franzöſiſche Meilen geſegelt waren, kamen wir

zur See Saint Pierre, über die wir hernach fuhren. Verſchiedene von den Gewächſen, welche in unſern Schwediſchen Seen gemein ſind, lagen und ſchwommen hier auf dem Waſſer. Dieſe See ſoll jeden Winter mit einem ſo ſtarken Eiſe belegt ſeyn, daß 100 Pferde und Fuhren auf einmahl ſicher hinüber fahren können.

Ein **Krebs**, der einer Krabbe ähnlich, aber ganz klein von 2 geometriſchen Linien in der Länge, und einer dem gemäſſen Dicke war, befand ſich bisweilen auf den Seegewächſen, die wir aufzogen. Er war blaß, doch ſtieß er etwas auf grün.

Die **herzblätterige Pontederia** * wuchs häufig zu den Seiten einer langen ſchmahlen Meerenge, an eben den Orten als unſere Waſſerlilſen. ** Eine groſſe Menge Schweine wadete weit in die Meerenge hinein, und tauchete ſich zuweilen mit dem gröſten Theil des Körpers unter das Waſſer, um die Wurzeln, welche ſie begierig aſſen, aufzugraben.

So bald wir die See S. Pierre vorbey gekommen waren: ſo änderte das Land ganz und gar ſein Ausſehen. Es wurde nachdem das vortreflichſte, das man ſich wünſchen konnte. Die Inſeln und das Land zu beiden Seiten von uns, ſahen als die niedlichſten Laubwälder aus, welches faſt bis auf Montreal fortdauerte.

Diejenigen, welche an dem Fluſſe wohneten, hatten faſt bey einem jedweden Hofe, Böte. Sie waren nicht von Brettern zuſammen geſchlagen, ſondern insgeſam

* Pontederia cordata.

** Nymphaeae.

ſamt aus einem einzigen Holze ausgehöhlet. Doch waren ſie mehrentheils ſehr nett und hübſch gemacht, ſo daß ſie völlig einem Boote ähnlich ausſahen. Ich wurde an einem einzigen Orte eines Borkbootes gewahr.

Vom funfzehnten. Wir ſetzten unſere Reiſe ganz frühe fort. Wegen der Heftigkeit des Stroms, der uns entgegen floß, waren wir an einigen Orten genöthigt die Ruderleute an dem Ufer gehen, und das Boot ziehen zu laſſen.

Des Abends um 4 Uhr kamen wir nach Montreal. Es ſchätzten alle dieſe Reiſe von Quebec für ſehr glücklich; indem ſie wegen des heftigen Stroms, der einem faſt den ganzen Weg vorkömmt, und wegen des ſehr unbeſtändigen Windes etwas auf die andere Woche, ehe man ankömmt, ſich zu verziehen pflegt.

Vom neunzehnten. Es hatte ſich einer und der andere hier in der Stadt Weinranken, die in Frankreich wachſen, und aus denen man daſelbſt Wein preßt, von da verſchaft und ſie in ſeinen Baum- und Küchengärten gepflanzt. Es gab davon zweyerley Arten, eine mit blaßgrünen oder faſt weiſſen Trauben, und eine andere mit rothbraunen. Aus den weiſſen ſagte man, würde weiſſer, und aus den rothen rother Wein gemacht. Die Kälte iſt hier im Winter ſo ſtark, daß ſie genöthigt ſind, die Ranken mit Dung oder ſonſt etwas die ganze Zeit zu bedecken; indem ſie ſonſt verfrieren. Sie fiengen in dieſen Tagen an, reif zu werden. Doch waren die weiſſen Trauben reifer als die rothen. Hier machte man keinen Wein davon. Denn es verlohnte ſich nicht der Mühe: ſondern ſie wurden nur zum Nachtiſch, als andere Beere,

gebraucht. Dieſe Trauben ſollen nicht ſo groß, als diejenigen, welche in Frankreich hervorkommen, ſeyn.

Waſſermelonen, * welche von den Franzoſen **Melons d'eau**, von den Engländern **Water-Melons** und von den Holländern **Wat-Melone** genannt werden, wurden in Menge, ſowohl in den Engliſchen als Franzöſiſchen Pflanzörtern, gepflanzet. Es war kaum ein Bauer, der nicht ein gröſſeres oder kleineres Stück Land damit beſetzt hatte. Vornehmlich wurden ſie ſowohl in den Städten, als auf dem Lande zunächſt daherum ſtark gebauet. In dem nördlichen Theil von Canada waren ſie doch ſehr ſelten. Die Indianer pflanzen auch nun die Waſſermelonen häufig. Ob ſie es aber von uralten Zeiten her gethan haben, kann ich nicht ſo leicht beſtimmen. Denn ein alter Indianer von den Iroquois in Oneida berichtete mir ſelbſt, daß die Indianer niemahls die Waſſermelonen gekannt hätten, ehe die Europäer hier ins Land gekommen wären, und daß die Indianer ſie zuerſt von den Europäern erhalten hätten. Im Gegentheil verſicherten mir viele Franzoſen, daß die Indianer, welche Illinois heiſſen, dieſe Frucht in Menge gehabt, als die Franzoſen zuerſt zu ihnen gekommen wären, und daß ſie behauptet hätten, daß ſie bey ihnen von undenklichen Zeiten her gepflanzet worden. Doch erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, daß die erſten Europäer, welche nach Nordamerika kamen, der Waſſermelonen gedenken, wenn ſie von den damahligen Speiſen der Indianer reden. Wie ſtark die Hitze des Sommers in den Orten von Nordamerika, die ich durchreiſet

* Cucurbita Citrullus.

reiſet bin, ſeyn muß, kann man daraus ſchlieſſen, weil die Waſſermelonen da niemahls in ein Miſtbeet geſäet werden, ſondern im Frühling auf das offene Feld unter freyem Himmel, ohne jemahls bedeckt zu werden. Und dennoch gelangen ſie zeitig genug zur Reiſe. Es giebt hier von ihnen 2 Arten oder Abänderungen, nehmlich eine mit rothem Fleiſche inwendig, und eine andere mit weiſſem. Die erſtere Art iſt gemeiner weiter nach Süden bey den Illinois, und den Engliſchen Pflanzſtädten. Aber von der letztern giebt es mehr in Canada. Sie legen den Samen im Frühling, wenn weiter keine Kälte zu befürchten iſt, in eine gute fette Erde, doch weit von einander; indem ihre Reiſer weit herum laufen, und einen groſſen Raum erfordern, wofern ſie anders recht fruchtbar werden ſollen. In Montreal waren ſie jetzt faſt überall reif. Aber in den Engliſchen Provinzen und weiter nach Süden kommen ſie ſchon im Julius und Auguſt zur Reiſe. Gemeiniglich erfordern ſie weniger Zeit reif zu werden, als die gewöhnlichen Melonen. Diejenigen, welche in den Engliſchen Pflanzörtern gebauet werden, ſind meiſtentheils ſüſſer und angenehmer als die Canadiſchen. Macht etwa die ſtarke Hitze ſie daſelbſt reifer und wohlſchmeckender? Doch hielte man diejenigen in der Provinz Neu-York gemeiniglich für die beſten.

Man aß ſie hier auf die Weiſe, daß man groſſe Scheiben quer über die Waſſermelonen ſchnitt, die grüne Schale rings herum wegſchälete, und auch die Samen, wovon ſie voll ſind, heraus nahm. Sie hatten viel Saft bey ſich, welcher durch und durch mit dem Fleiſche

vermiſcht war, und waren dabey ſehr kühlend, welches in dieſer heiſſen Sommerzeit ſehr zu ſtatten kam. Bisweilen erhielt man ſolche, die einen ſehr angenehmen ſüſſen Geſchmack hatten. Man wußte weder hier noch in Albany und mehrern Theilen des Gebiethes Neu-York, ob jemand, wenn er viel von ihnen gegeſſen, davon Ungelegenheit verſpürt hätte. Ja, ſie führten ſo gar Beiſpiele an, daß gewiſſe Kranke ſie ohne Beſchwerden gegeſſen hätten. Aber weiter nach Süden glaubt man, daß durch ihren öftern Genuß Wechſelfieber und andere ſchlimme Krankheiten entſtünden, vornehmlich bey denen, die ihrer weniger gewohnt ſind. Es verſicherten viele Franzoſen, daß, wenn Leute die in Canada gebohren ſind, zu den Jllinois kommen, und nur einige mahl von den daſelbſt wachſenden Waſſermelonen eſſen, ſie mehrentheils gleich mit dem Wechſelfieber oder einem andern Fieber befallen würden. Daher auch die Jllinois die Franzoſen von einem ihnen ſo ſchädlichen Eſſen abrathen. Ja die Jllinois ſelbſt ſollen dieſer Krankheit ſehr unterworfen ſeyn, wenn ſie zu fleißig ſich mit dieſer Durſt löſchenden Frucht abkühlen wollen. Sie kochten dieſe Frucht niemahls, noch bereiteten ſie dieſelbe auf eine andere Weiſe zu, ſondern ſie aſſen ſie jederzeit roh und ungekocht. Jn Canada verwahrt man ſie in Häuſern, worin ein wenig eingeheizet wird; da es dann ein paar Monate, nachdem ſie reif geworden ſind, kalt iſt, und ſie können doch gegeſſen werden, wofern man ſich nur in acht nimmt, daß ſie nicht verfrieren. Jn den Engliſchen Pflanzörtern erhält man ſie auch in trockenen guten Kellern, ganz friſch, und als friſch lange in dem Winter. Man verſicherte, daß ſie ſich alsdann um ſo

viel

viel länger hielten, wenn man ſie behutſam von dem Stengel abbricht, und hernach mit einem heiſſen Eiſen über die Stelle, wo der Stengel befeſtigt geweſen, hinüberfährt. Man kann ſie auf die Weiſe ziemlich gut beides zur Weihnachtszeit und nachhero eſſen. In Penſylvanien, wo eine trockene Sanderde war, machten ſie eine Grube in der Erde, legten die Waſſermelonen mit ihren Reiſern behutſam da hinein, und warfen ſo Erde darüber, wodurch ſie ſich ziemlich friſch lange in dem Herbſt und Winter hielten. Es waren aber doch nur wenige, die ſich dieſe Mühe gaben. Denn weil ſie ziemlich kühlend ſind, und der Winter gleichfalls hier merklich kalt iſt: ſo ſcheint es weniger nöthig zu ſeyn, ſie auf eine ſo ſpäte Jahrszeit zu verwahren, in der man gemeiniglich, ohne Waſſermelonen zu eſſen, Kälte genug verſpüret. Sonſt glaubt man an dieſen Orten, daß die Gurken weit mehr kühlen, und daß ſie weit leichter Wechſelfieber verurſachen. Uebrigens treiben die Waſſermelonen den Urin ſtark. Die Irroquois nennen ſie **Onoheſerakahtri.**

Kürbiſſe von vielerley Arten und Gröſſe, längliche, runde, platte oder zuſammengedrückte, krummhälſige, ganz kleine u. ſ. f. wurden überall beides in den Engliſchen und Franzöſiſchen Pflanzörtern gepflanzt. In Canada machten ſie bey den Bauern faſt die gröſte Menge ihrer Küchenkräuter aus, obgleich der Rothlauch gleichſam mit ihnen um den Vorzug ſtritte. Bey den Engländern war kaum ein Bauer, der nicht ein groſſes mit Kürbiſſen beſetztes Land beſaß. Eben die Bewandniß hatte es mit den Schweden, Deutſchen, Holländern

dern und andern Völkern, die ſich unter den Engländern niedergelaſſen hatten. Für die Indianer machten die Kürbiſſe einen wichtigen Theil ihrer jährlichen Nahrung aus. Doch pflanzen ſie gemeiniglich mehr Squaſhes, als gewöhnliche Kürbiſſe. Sie behaupten ſelbſt, daß ſie weit eher, als die Europäer Amerika entdeckten, Kürbiſſe gehabt hätten. Welches auch dadurch beſtätigt zu werden ſcheint, weil die erſten Reiſebeſchreibungen, welche von den Europäern über dieſe Oerter herausgekommen ſind, der Kürbiſſe, als eines bey den Wilden gewöhnlichen Eſſens, erwähnen. Die Franzoſen nennen ſie Citrouilles, und die Engländer Pumpkins. Sie werden im Frühling, wann weiter kein Froſt zu beſorgen iſt, an einem umgezäunten Orte, auſſen auf dem freyen Felde in gute fette Erde gepflanzt. Man ſetzt ſie auch häufig in alte umſchloſſene Miſtbeete. In Canada werden ſie zu Anfang des Septembers reif: aber in den Engliſchen Colonien und weiter nach Süden, habe ich einige zu Ende des Julius, beides nach dem neuen Stil gerechnet, zur Reiſe kommen geſehen. So bald einige reif zu werden anfangen, ſo nimmt man ſie ab, und richtet ſie zum Eſſen zu, ſo wie man derſelben nöthig hat. Die übrigen aber läßt man auf dem Lande ſo lange ſtehen, und gröſſer und reifer werden, bis man Urſach zu befürchten hat, daß die Kälte ihnen ſchädlich werden dürfte. Alsdenn nimmt man ſie auf, und bringt ſie in ein Haus, welches in dieſem Jahr um Montreal in der Mitte des Septembers, neuer Zeitrechnung, geſchah. In Penſylvanien aber habe ich ſie noch den 19ten des Octobers eben des Stils auſſen auf dem Lande ſtehen geſehen. Es geſchiehet zwar mehrentheils, daß

bey

bey dem Eintragen noch ein Theil nicht gänzlich reif iſt. Demohngeachtet aber gelangen ſie hernach in dem Hauſe zu einer völligen Reiſe, wofern man ſie nur gut ausbreitet, und nicht auf einander legt. Sie halten ſich einige Monate, ja bisweilen den ganzen Winter gut, wenn ſie entweder in trockenen Kellern, (denn in feuchten verderben ſie und verfaulen bald) wo die Kälte nicht hinkommen kann, oder, welches noch für beſſer gehalten wird, in einem trockenen Zimmer, welches ab und zu geheizet wird, damit die Kälte keinen Schaden verurſachen möge, verwahret werden.

Die Kürbiſſe werden hier zu Lande auf mannigfaltige Art zum Eſſen zugerichtet. Die Indianer kochten ſie entweder ſo ganz, als ſie waren, oder brateten ſie ganz in Aſche, und aſſen ſie hernach theils ſelbſt, theils führten ſie dieſelben auf die Weiſe zum Verkauf in die Städte. Die von den Wilden dergeſtalt gebratenen, ſchmeckten ſehr gut. Die Franzoſen und Engländer ſchnitten ſie in zwey oder mehr Stücke, ſetzten ſie ans Feuer, und lieſſen ſie erſt an der einen, und hernach an der andern Seite braten. Wenn ſie völlig gebraten waren, ſo ſtreuete man Zucker über die innere Seite: andere aſſen ſie ohne Zucker. Eine andere Art ſie zu braten war, ſie in der Mitte durchzuſchneiden, alle Samen heraus zu nehmen, die Hälſten wieder an einander zu legen, und ſie in einen Ofen zum Braten zu ſetzen. Wenn ſie völlig durchgebraten waren: ſo breitete man Butter inwendig überall aus, indem ſie noch warm waren; wodurch ſich die Butter hinein zog, und ſie ziemlich wohlſchmeckend machte. Oft kochte man ſie in Waſſer und aß ſie hernach ent-

entweder allein oder zugleich mit Fleiſch; in welchem letztern Falle ſie gemeiniglich auf die Schüſſel rings um das Fleiſch gelegt wurden. Einige richteten eine Art eines verdünneten Breys von ihnen zu, indem ſie dieſelben erſt in Waſſer kochten, und ſie darauf zerſtampften; faſt auf eben die Weiſe wie Rübenmus gemacht wird. Dieſes Mus wurde aufs neue mit ein wenig von der Brühe des vorigen, die mit ſüſſer Milch gut vermengt war, gekocht, wozu einige noch ein wenig Milch, andere aber nicht, zugoſſen; und dieß wurde unter dem Kochen fleißig umgerührt. Bisweilen wurden ſie gekocht und zu einem Mus zerſtampft, welches mit Maysmehl oder einem andern Mehl vermiſcht und zuſammen geknetet wurde; woraus Pfannkuchen, die man entweder bratete oder kochte, gemacht wurden. Einige richten beides Pudding und Torten aus dieſen Kürbiſſen zu. Um die Pumpen um ſo viel länger nutzen zu können: ſo richten die Wilden ſie auf folgende Weiſe zu. Wenn ſie reif ſind, ſo ſchält man ſie mit Schalen und Fleiſch in ſehr lange Streifen, faſt auf eben die Weiſe, als wenn man eine Rübe ſchält. Dieſe ſo geſchälten Streifen werden auf verſchiedene Weiſe um einander geflochten und zum Trocknen entweder in die Sonne oder in der Stube unter der Decke oder auch bey dem Feuer gehänget. Nachdem ſie recht trocken worden ſind, ſo kann man ſie über Jahr und Tag verwahren. Und hernach kocht man ſie zum Eſſen, entweder für ſich allein oder auch mit andern Gerichten; da ſie dann ſehr gut ſchmecken. Die Wilden eſſen ſie auf die Weiſe zugerichtet, beides zu Hauſe und auf ihren Reiſen. Und die Europäer haben auch von ihnen gelernt, ſie ſo zuzubereiten, und ſie bedienen ſich derſelben gleichfalls auf den

Rei-

Reiſen. Zuweilen geben ſie ſich dann nicht Zeit, ſie zu kochen, ſondern eſſen ſie mit Peckelfleiſch oder anderm Eſſen, ſo trocken ſie ſind; und muß ich geſtehen, daß ſie auch ſodann für einen hungrigen Magen nicht ſo übel ſchmecken. Einige in Montreal machten ſie folgender geſtalt ein. Man zerſchnitt den Kürbiß in 4 Theile, die Samen nahm man gut aus, und die Schale wurde weggeſchnitten. Das Weiche oder Fleiſch legte man in einen kochenden Topf, worin es 4 oder 6 Minuten kochte. Hernach nahm man es mit einem groſſen durchlöcherten Löffel auf, und lies es auf dem Tiſche bis auf den folgenden Tag liegen, damit das Waſſer gut ablaufen konnte. Darauf wurde es mit Nelken, Zimmet und ein wenig Citronſchalen in Zuckerſyrup eingemacht, worzu gleich viel Syrup als Kürbiſſe genommen wurde. Hierin kochte man es ſo lange bis ſich der Syrup überall in den Kürbiß hinein gedrungen hatte, und nichts weiſſes mehr zu ſehen war. Und nachdem ließ man es kalt werden und verwahrte es.

Vom zwanzigſten. Das Getraide, welches ſie in dieſem Jahr in Canada hatten, wurde durchgängig für das vortreflichſte, das man daſelbſt zu bekommen gewohnt iſt, gehalten. Im Gegentheil ſchlug es jetzt in der Provinz Neu-York ziemlich fehl. Der Herbſt war übrigens in Canada ſehr ſchön.

Vom zwey und zwanzigſten. Ganz Canada treibt einen ſehr ſtarken Handel mit den Indianern, welcher in vorigen Zeiten faſt der einzige Handel war, den dieſes groſſe Land hatte; der doch die Einwohner anſehnlich bereicherte. Aber jetzt giebt es auch auſſer denen,

die

die man ſich von den Wilden erhandelt, noch andere Waaren, welche man von hier ausſchiffet, und womit man Handel treibet. Die Indianer, welche hier zunächſt herum wohnen, und ſowohl als alle andern jeden Winter auf der Jagd ſind, bringen gemeiniglich ſelbſt zu den nächſt gränzenden Franzöſiſchen Städten die Felle, die ſie zu verkaufen haben. Dieß verſchlägt aber nicht weit. Diejenigen, die weiter weg wohnen, kommen ſelten hieher. Und weil man befürchtet, daß ſie ihre Waaren den Engländern zuführen oder verkaufen, oder daß die Engländer zu ihnen hinreiſen dürften: ſo iſt man hier genöthigt dieſem vorzukommen; welches dadurch geſchiehet, daß die Franzoſen ſelbſt zu ihnen hinreiſen und ihre Waaren an ſich kaufen. Die Stadt Montreal treibt inſonderheit dieſen Handel ſtark. Denn von hier unternimmt jährlich eine Menge ſowohl junger als alter Leute lange und beſchwerliche Reiſen zu den Wilden. Sie reiſen von hier frühe im Frühling weg, und kommen im Auguſt oder September zurück. Um dieſen Handel zu treiben, führen ſie inſonderheit ſolche Waaren mit ſich, von denen ſie wiſſen, daß ſie bey den Wilden ſehr geſucht werden, und guten Abgang finden. Sie haben nicht nöthig, ſich mit groſſen Geldſummen in contant, es mag Gold, Silber oder Kupfer ſeyn, auf dieſer Reiſe zu beläſtigen. Denn der Indianer frägt nicht viel darnach. Er ſieht verſchiedene Waaren, die ihm zugebracht werden, für weit nothwendiger und koſtbarer an. Der würde auch gewiß zu kurz kommen, welcher Geld, um ſich dafür Pelzwerk von den Wilden zu erhandeln, mit ſich nehmen wollte. Ich glaube überdem, daß von allen Franzoſen, die von hier reiſen, um ſich mit den Wilden in Handel einzulaſ-

ſen,

ſen, kaum ein einziger iſt, der an Gelde auf der ganzen Reiſe ſo viel als einen Sol oder Pfenning mit ſich führte. Zu geſchweigen, daß in Canada faſt kein Geld, als geſchriebene Papierszettel, davon der Wilde ſich wenige Vorſtellung machen kann, vorhanden iſt.

Nun will ich die vornehmſten Waaren, welche die Franzoſen um dieſen Handel zu treiben mit ſich führen, und welche bey den Wilden einen guten Abgang finden, anmerken. Es ſind vornehmlich die folgenden.

Büchſen, Pulver, Bley, Kugeln, Hagel. Denn es iſt zu merken, daß alle Wilden, welche den Nutzen des Schießgewehrs der Europäer einzuſehen gelernet, und ihnen ſo nahe wohnen, daß ſie dieſe Gewehre ſich anſchaffen können, ihren Bogen und Pfeile (der ſie ſich ehedem einzig bedienten) bey Seite gelegt haben, und jetzt allein eine Büchſe gebrauchen. Wofern jemand jetzt dieſelbe dem Wilden verſagen wollte: ſo würde er entweder Hungers ſterben müſſen, indem er meiſtentheils von der Jagd lebt, oder er würde äuſſerſt aufgebracht werden und die Europäer angreifen. Man muß wiſſen, daß noch bis dieſe Zeit kein Indianer ſich im geringſten Mühe gegeben hat, ſelbſt eine Büchſe oder ein ähnliches Schießgewehr zu verfertigen. Ja ſeine groſſe Bequemlichkeit und Trägheit läßt ihm nicht einmahl zu, ſeine eigene, viel weniger die Büchſen der andern Wilden, wenn ſie in Unſchick gerathen, ſelbſt zurecht zu machen. Sondern, ſo wie er ſein Schießgewehr mit allem Zugehör von den Europäern haben muß: ſo vertraut er ihnen auch die Ausbeſſerung deſſelben an. Anfänglich als die Europäer nach Nordamerika hinkamen, ſahen ſie ſich lange vor,

den Wilden ein Schieſsgewehr in die Hände zu geben. In den Kriegen aber, die zwiſchen den Franzoſen und Holländern oder Engländern entſtanden, theilten ſie nachgehends ihren Bundesgenoſſen unter den Wilden Schieſsgewehre mit, damit ſie deſto beſſer die Gewalt ihrer Feinde ſchwächen möchten. Die Franzoſen behaupten, daſs die Holländer in Albany unter den Europäern die allererſten wären, die im Jahr 1642 den Wilden Schieſsgewehre gegeben, und ſie in der Kunſt, ſie recht zu gebrauchen, unterwieſen hätten. Hiedurch ſind die Franzoſen genöthigt geweſen, den mit ihnen in Bündniſs ſtehenden Indianern eben dieſen Vortheil zu laſſen; indem ſie geſagt haben, daſs ſie ſonſt den Holländern und den ihnen ergebenen Wilden nicht gewachſen wären, ſondern auf ihre Seite treten müſten. Die Einwohner von Albany aber behaupten hingegen, daſs die Franzoſen zu allererſt den Wilden Schieſsgewehre gegeben hätten, indem ſie ſonſt allein zu ſchwach geweſen wären, den Holländern und Engländern ſich zu widerſetzen. Es mag nun hiemit ſeyn wie es will, ſo bleibt doch gewiſs, daſs ſich die Wilden jetzt überall der Büchſen und ſolcher Schieſsgewehre bedienen, die ſie ſich von den Europäern erhandeln, und daſs ſie dieſelben jetzt faſt beſſer als ihre Lehrmeiſter zu gebrauchen wiſſen. Es iſt dabey auch wahr, daſs die Europäer durch den Verkauf dieſer Büchſen und der dahin gehörigen Sachen jährlich unglaublich viel von den Wilden verdienen.

Decken von weiſſem Tuch oder grobem ungeſchornen Tuch, von der Art, die wir bisweilen auf den Betten gebrauchen. Mit einer ſolchen gehen die Wilden beſtändig, und

und wickeln ſie um ſich herum, wo ſie ſich hinbegeben. Bisweilen hängen ſie dieſelbe über die Schulter; und bisweilen wenn es warm iſt, binden ſie dieſelbe mitten um den Leib: hingegen wenn es kalt iſt, ſo wird ſie auch über den Kopf gehänget. Beides Manns- und Frauensleute tragen ſolche. Mehrentheils ſind an dem Rande ein oder mehr Streifen von blauen oder rother Farbe.

Blaues oder rothes Tuch. Hieraus machen die Frauensleute der Wilden ihre Röcke, die ihnen nur bis auf die Knie herabhangen. Meiſtentheils brauchen ſie nur die blaue Farbe darzu.

Hemde von Leinwand, welche ſowohl Manns- als Frauensleute täglich tragen. Wenn der Wilde oder eine Wildin einmahl ein ſolches Hemd angezogen hat: ſo wird es niemahls gewäſchen, noch eher von dem Körper abgenommen, bis es ſo zerriſſen iſt, daß es nicht mehr zuſammen hängt.

Tuch zu ihren Strümpfen, welches ſie um die Beine anſtatt der Strümpfe, faſt auf eben die Weiſe, als die Ruſſen umwickeln.

Aexte, Meſſer, Scheeren, Nehnadeln, Feuerſtahl. Dieſe Werkzeuge findet man nun überall bey den Wilden. Sie nehmen ſie insgeſammt den Europäern ab, und halten ſie für weit beſſer als die Aexte und Meſſer, welche ſie ehedem von Stein und Knochen hatten. Die ehemahligen ſteinernen Aexte der Wilden ſind in Canada ziemlich ſelten.

Keſſel entweder von Kupfer oder Meßing, welche bisweilen inwendig auch verzinnt ſind. Sie kochen jetzt

all ihr Eſſen darin. Und ſind dieſe eine Waare, welche gemeiniglich unter ihnen einen guten Abgang hat. In vorigen Zeiten brauchten ſie Töpfe und Gefäſſe von Erde, die ſie ſelbſt verfertigt hatten, oder von Holz, worin ſie Waſſer oder was ſie ſonſt gekocht haben wollten, goſſen, und warfen hernach glüende Steine hinein, um es zu kochen. Grapen von Eiſen wollen ſie nicht haben, indem ſie nicht ſo bequem dieſelben auf ihren faſt beſtändigen Wanderungen mit ſich führen können, und ſie auſſerdem nicht würden ſo zu fallen, und ſo viele ſtarke Stöſſe, vertragen können, als ihre Keſſel aushalten müſſen.

Ohrringe, gröſſere und kleinere, gemeiniglich von Meßing, aber bisweilen auch von Zinn. Beide Männer und Weiber tragen ſie; doch nicht alle, ſondern die es wollen.

Zinnober. Hiemit färben ſie ſich das Geſicht, das Hemd, wie auch einen Theil des Körpers roth. In vorigen Zeiten bemahlten ſie ſich mit einer röthlichen Erde, die man hier im Lande findet. Nachdem aber die Europäer hieher kamen, und ſie von ihnen Zinnober erhielten: ſo ſchien ihnen nichts in der Welt an Farbe hiemit zu vergleichen zu ſeyn. Verſchiedene berichteten, daß ſie von ihren Eltern gehöret, daß die Franzoſen, die erſt hieher kamen, von den Wilden für 2 oder 3 mahl ſo viel Zinnober als ſie auf eine Meſſerſpitze legen konnten, einen groſſen Haufen von verſchiedenen Arten Pelzwerk erlangt hätten.

Terre verte oder **Grünſpan**, um das Geſicht grün zu bemahlen. Um ſich ſchwarz zu färben, bedienen ſie

ſie ſich des Ruſſes, der unter ihren Keſſeln ſitzt, womit ſie das ganze Geſicht beſtreichen.

Spiegel. Dieſe gefallen den Wilden ſehr gut. Sie gebrauchen dieſelben, wenn ſie ſich bemahlen wollen, wie auch ſonſt. Der Wilde führt gemeiniglich den Spiegel mit ſich auf der Reiſe, wohin er ſich auch begiebt. Die Frauensleute aber thun dieß nicht. Denn die Mannsleute putzen ſich hier mehr als das andere Geſchlecht.

Brenngläſer. Dieſes iſt in den Gedanken des Wilden ein vortrefliches Hausgeräthe; weil er, indem er ſtark Toback raucht, und faſt alles was mit einiger Mühe verbunden iſt, verabſcheuet, ſo behende damit auf den Reiſen ſeine Tobackspfeiſe anzünden kann.

Den Toback erhandeln ſich vornehmlich die Wilden, die weit nach Norden wohnen, wo der Toback wegen der Kälte nicht fortkommen kann. Die Wilden aber weiter nach Süden pflanzen faſt allezeit ſelbſt ſo viel davon, als ſie nöthig haben. Bey den erſtern oder nördlichen iſt der Toback eine Waare, die einen guten Abgang hat. Denn man hat bemerkt, daß die Wilden, je weiter ſie nach Norden wohnen, deſto gröſſere Tobacksraucher ſeyn.

Porcellain, wie man es hier nennet, oder Wampum. Dieſe ſind aus beſondern Muſchelſchalen gemacht, und zu kleinen kurzen cylindriſchen Perlen gedrechſelt, und dienen den Wilden beides zum Gelde und zum Schmucke.

Glasperlen, welche klein, und weiß oder von einer andern Farbe ſind. Die wilden Frauensleute wiſſen ſie

in ihre Bänder, Beutel, Kleider und andere Sachen, die ſie verfertigen, einzuheften.

Meßingdrath, Stahldrath, zu verſchiedenen von ihren Arbeiten.

Brandwein, der von ihnen höher als alles auf der Welt, was man ihnen bringen kann, geſchätzet wird. Es iſt auch ihnen nichts ſo lieb und koſtbar, das ſie nicht für dieß Getränke weggeben wollten. Aber der vielen Unordnungen wegen, die dadurch veranlaſſet werden, iſt es in Canada bey ſchwerer Strafe verboten, dieſe Waare ihnen zuzuführen. Doch wird dieſem Geſetze nicht immer ſo genau nachgelebt.

Dieſe ſind die vornehmſten Waaren, welche die Franzoſen den Wilden zubringen, und gemeiniglich bey ihnen guten Abgang finden.

Die Waaren, welche man von den Wilden zurück bringt, ohne mitzurechnen, daß man für die bemeldten Sachen faſt alle Reiſekoſt kauft, beſtehen faſt insgeſamt in Pelzwerk. Dieſes iſt von zweyerley Art, nehmlich **Pelzwerk**, welches von den nördlichen Orten kömmt, und für das beſte gehalten wird, und ſolches, das von den ſüdlichen Gegenden gehohlt wird.

Von den **nördlichen Orten** werden inſonderheit die Felle von den folgenden Thieren gebracht: nehmlich von den Biebern, Elendsthieren *, Rennthieren **, Wolfslüchſen ***, und Mardern. Nach Süden hin erhält man

* Orignac.

** Caribou.

*** Loup Cervier.

man zwar auch bisweilen Marder; ihr Fell ſoll aber roth und untauglich ſeyn. Pichou du Nord dürfte das Thier ſeyn, welches ſich bey dem Hudſonſchen Meerbuſen befindet, und von den Engländern Wolverinne genannt wird. Hieher ſind noch die Bären, davon man ſich aber nicht viel bringen läßt, und die Füchſe, obgleich auch von denen nur wenige und mehrentheils ſchwarze, mit verſchiedenen andern, zu zählen.

Das Fellwerck das von den **ſüdlichen Gegenden** gehohlt wird, iſt inſonderheit von den folgenden Thieren: von wilden Ochſen und Kühen, Hirſchen, Rehen, Ottern, Pichou du Sud, deſſen auch P. Charlevoix * gedenckt, und entweder eine Art Katzenluchs, oder auch ein Pantherthier ſeyn dürfte, von Füchſen verſchiedener Art, den Bären, die Racoon heiſſen, Katzenlüchſen und verſchiedenen andern.

Es iſt übrigens unglaublich, was für Mühe und Beſchwerden die Leute in Canada auf ihren Reiſen ausſtehen müſſen. Bisweilen müſſen ſie ihre Bürden und Sachen weit über Land ſchleppen. Ab und zu werden ſie von den Wilden erſchlagen oder auch gemißhandelt. Oft leiden ſie Hunger, Durſt, Hitze, Kälte, werden von den Mücken, giftigen Schlangen und andern ſchädlichen Thieren und Inſekten gebiſſen. Dieſes reibt einen groſſen Theil von der Jugend des Landes in ihren beſten Jahren auf. Und dieß macht, daß die Leute in Canada nicht alt werden können. Dadurch werden ſie aber auch ſo erhärtet und ſo tapfere Soldaten, daß ſie keine Gefahr oder

Oo 4

* In ſeiner Hiſt. de la nouv. Fr. T. VI, p. 158.

oder Beſchwerde ſcheuen. Viele von ihnen ſetzen ſich auch weit weg in dem Lande bey den Wilden nieder, verheyrathen ſich mit ihnen und kehren niemahls wieder nach Canada zurück.

Die Preiſe des Fellwerks in Canada für das Jahr 1749, theilte mir der Handelsmann in Montreal, Herr de Couagne, bey dem ich meine Wohnung hatte, mit. Es waren die folgenden.

Groſſe und mittelmäßige Bärenhäute koſten 5 Livres.
Bälge von jungen Bären, 50 Sols.
von Lüchſen, 25 Sols.
von Pichou du Sud, 35 Sols.
von Füchſen aus den ſüdlichen Gegenden, 35 Sols.
von Ottern, 5 Livres.
von dem Bär Racoon, 5 Livres.
von Mardern, 45 Sols.
von Wolflüchſen *, 4 Livres.
von Wölfen, 40 Sols.
von Carkajoux (einem Thier, das ich nicht kenne) 5 Livres.
von Viſon, einer Art Marder, die im Waſſer lebt, 25 Sols.
rohe von Elendsthieren **, 10 Livres.
rohe von Hirſchen ***

Bälge

* Loup Cervier.

** Orignac vert.

*** Cerf vert.

Bälge ſchlechte, von Elendsthieren und Hirſchen *, 3 Livres.
von Rehen, 25 bis 30 Sols.
von rothen Füchſen, 3 Livres.
von Biebern, 3 Livres.

Jetzt will ich ein Verzeichniß von faſt allen den verſchiedenen Arten von Pelzwerk liefern, welche man in Canada findet, und welche die Kaufleute von da nach Europa verſenden. Ich habe es von einem der angeſehenſten Handelsleute in Montreal erhalten. Es ſind die folgenden. Bereitete Rehfelle; unbereitete Rehfelle; gegerbte Rehfelle; Bäre; junge Bäre; Fiſchottern; Peccans; Katzen; Wölfe; Lüchſe; Nordpichoux; Südpichoux; rothe Füchſe; Kreuzfüchſe; graue Füchſe; Süd- oder Virginiſche Füchſe; ſchwarze Füchſe; weiſſe Füchſe von Tadouſac; Mardern; Viſons oder Foutreaux; ſchwarze Eichhörner; rohe Hirſchfelle; bereitete Hirſchfelle; rohe Felle von Elendsthieren; bereitete von eben denſelben; Felle von Caribou; rohe Felle von Hirſchkühen; bereitete von eben denſelben; Carcaſoux; Bieſemratzen; fette Winterbieber; Sommerbieber von eben der Art; trockene Winterbieber; Sommerbieber von eben der Art; alte Winterbieber; Sommerbieber von eben der Art **.

* Orignac et Cerf paſſé.

** Der Hr. Verf. hat dieß Verzeichniß, von dem Pelzwerk in Canada, Franzöſiſch mitgetheilet, weil er geglaubt hat, es möchte ſich nicht ſo deutlich und kurz überſetzen laſſen. Es wird daher nöthig ſeyn, es in eben der Sprache auch hier beizufügen. Differentes Eſpeces de Pelleteries: Chevreuil paſſé; Chevreuil vert; Chevreuil tané; Ours, Ourſons, Loutres, Peccans, Chats, Loups de Bois; Loups Cer-

Es wurde mir heute gediegenes Kupfer, welches bey Lac ſuperieur genommen worden, gegeben. Man findet es da in der Erde faſt ganz gediegen, ſo daß man ſelten nöthig hat, es umzuſchmelzen, ſondern es kan mehrentheils gleich, wozu es gebraucht werden ſoll, verarbeitet werden. P. Charlevoix redet von demſelben in ſeiner Geſchichte des neuen Frankreichs *. Einer von den Jeſuiten in Montreal, der ſelbſt an dem Orte wo dieſes Erz gefunden wird, geweſen war, berichtete mir, daß man es gemeiniglich bey den Mündungen der Flüſſe und Ströme antrift; daß man davon gröſſere Stücke, als ein Kerl zu heben im Stande iſt, und zwar meiſtentheils gediegen findet; daß alle Wilden daſelbſt erzählen, daß man ehedem da ein Stück von mehr als einer Klafter in der Länge und einer halben Klafter oder darüber in der Dicke, und zwar ganz gediegen geſehen hätte. Da dieſes Erz faſt allezeit in der Erde bey den Mündungen der Ströme und Flüſſe gefunden wird, ſo iſt wahrſcheinlich, daß es durch das Waſſer und Eis von einem Berge dahin getrieben worden ſey. So fleißig man aber bisher dem nachgeſpürt hat: ſo hat man doch annoch keine Stelle finden können, wo es in einer Menge beyſammen gelegen wäre, ſondern es iſt alles blos aus loſen zerſtreuten Stücken beſtanden.

Der

Cerviers; Pichoux du Nord; Pichoux du Sud; Renards rouges; Renards croizés; Renards argentés; Renards du Sud ou de Virginie; Renard noir; Renard blanc de Tadouſac, Martres, Viſons ou Foutreaux; l'ecureuil noir; Cerf vert, Cerf paſſé, Orignal vert, Orignal paſſé, Peau de Caribou, Biche verte, Biche paſſée, Carcajoux, Rats muſqué, Caſtor gras d' hiver, item d'eté, Caſtor ſec d'hiver, item d'eté; Caſtor vieux d'hiver, item d'eté.

* Tom. VI, p. 415.

Der Superiör von den Prieſtern in Montreal gab mir auch heute Bleyerz. Es ſoll nur einige Franzöſiſche Meilen von hier genommen worden ſeyn, und beſtund aus einem ziemlich dichten, glänzenden, in Würfeln fallenden Bleyerze. Ich vernahm von verſchiedenen an dieſem Orte, daß weiter weg in dem Lande, und zwar ſüdlicher, an einem Orte ein ſolches Bleyerz, das aus der Erde gegraben wird, in Menge gefunden werden ſoll. Die Wilden die daſelbſt wohnen, ſollen es ſelbſt ſchmelzen und daraus Kugeln und Hagel gieſſen. Ich erhielte davon Stücke, die ebenfalls aus einem glänzenden Würfelerze mit ſchmalen Streifen dazwiſchen, und aus einer weiſſen harten, dichten mit Scheidewaſſer gährenden Erde oder Thon, beſtunden.

Eine rothbraune Erde wurde mir ebenfalls heute gegeben, welche bey dem Lac de deux Montagnes, einige Franzöſiſche Meilen von Montreal gefunden worden war. Doch kann ſie ziemlich leicht zwiſchen den Fingern zu einem Mehl zerrieben werden. Sie hat eine merkliche Schwere, und iſt noch ſchwerer als ſonſt die Erdarten zu ſeyn pflegen, und äuſſerlich etwas glänzend. Und wenn man ſie zwiſchen den Fingern handthieret, ſo werden ſie davon ganz glatt, glänzend und faſt als halb verſilbert, oder als wenn man ſie mit einem ſilberfarbenen Bleyſchweif beſtrichen hätte. Sie dürfte daher entweder eine Art Bleyerde, oder eine mit Eiſenglimmer vermiſchte Erdart ſeyn.

Das Frauenzimmer in Canada war überhaupt von zweyerley Art. Die eine war aus Frankreich, und hatten ſich hieher begeben, und die andere war hier im

Lande

Lande gebohren. Die erſtern beſaſſen alles das gefällige, was der Franzöſiſchen Nation eigen iſt. Die einheimiſchen laſſen ſich wieder in zwey Gattungen unterſcheiden, nehmlich in diejenigen von Quebec, und die von Montreal. Die Quebecſchen Frauenzimmer gaben den gebohrnen Franzöſiſchen kaum etwas an der Lebensart nach; indem ſie überflüßige Gelegenheit haben, in jedem Jahre einmahl mit einer Menge Franzöſiſchen Herren und Damen, die jeden Sommer mit den Schiffen des Königs herüber kommen, hier einige Wochen verbleiben, und hernach wieder nach Frankreich zurück reiſen, umzugehen. Aber nach Montreal kommen ſie ſelten hin. Die von Montreal wurden von den Franzoſen beſchuldigt, als wären ſie von dem Hochmuthe der Wilden angeſteckt, und als wenn man bey ihnen etwas von der Franzöſiſchen Lebensart vermiſſete. Was ich oben * von den Frauenzimmern in Montreal erwähnt habe, beſtätigte ſich durchgängig im Lande, nehmlich, daß es dem Frauenzimmer überall ſehr darum zu thun war, den Kopf zu putzen. Das Haar muſte allezeit in Locken liegen, und täglich gepudert werden, wenn ſie ſich gleich gar nicht auſſer dem Zimmer zeigten, und wenn ſie gleich übrigens mit einem kurzen ſchmutzigen Camiſol und einem kurzen ſchlechten Rock, der nicht bis auf die Mitte des Fuſſes reichete, giengen. Die Sonntage, und wenn ſie Beſuche gaben, oder zu Hauſe erwarteten, waren doch vornehmlich die Tage, in denen ſie in ihrem Staate erſchienen. Sie ſchmücketen ſich alsdann überall dergeſtalt, daß man glauben konnte, daß ihre Eltern der Herkunft und dem

Stande

* Auf der 346ſten Seite.

Stande nach, die vornehmſten Stellen in einem Reiche bekleideten. Daher auch die Franzoſen, ſo die Sache genauer überlegten, ſehr darüber klagten, daß bey einem groſſen Theil von Frauenzimmern in dem Lande die verderbliche Gewohnheit eingeriſſen wäre, mehr Sorgfalt auf ihren Putz zu wenden, und dafür all ihr Geld und Vermögen, ja noch mehr dazu zu verſchwenden, als etwas für die künftige Zeit zu erſparen. Nicht weniger waren ſie jederzeit auf die neueſten Moden aufmerkſam. Daher wurden auch alle ihre vorigen beſten und koſtbarſten Kleider abgeſchaft und zerſchnitten. Oft konnte die eine von Herzen lachen, wenn die andere nicht völlig nach ihrem Geſchmack gekleidet war. Das Unglück aber war, daß dasjenige, was ſie für die neueſte Mode hielten, bisweilen ſchon in Frankreich veraltet und abgelegt worden war. Denn da die Schiffe nur einmahl im Jahr, oder in dem Julius und Auguſt von Frankreich hieher kamen: ſo wurde das in Canada in dem ganzen folgenden Jahr für die neueſte Mode angeſehen, was dieſe mit ſich geführt, oder auch bisweilen aus Schalkheit ihnen weiß gemacht hatten. Wenn ein Fremder in der Rede nur den geringſten Fehler wider ihre Sprache benieng: ſo waren ſie, vornehmlich in Montreal, ſehr geneigt, darüber zu lachen; welches ich niemahls an einem andern Orte ſo bemerkt habe. Sie hatten aber anch die gröſſte Entſchuldigung auf ihrer Seite. Man lacht über das, was ungewöhnlich iſt, und einem lächerlich vorkömmt. In Canada hört man niemahls jemand Franzöſiſch reden, als gebohrne Franzoſen. Denn es kommen ſelten Fremde hieher. Und ſelbſt die Wilden, die hier wohnen, halten ſich aus ihrem

rem angebohrnen Hochmuth zu gut, Franzöſiſch zu reden, ſondern zwingen die Franzoſen, ihre Sprache zu lernen. Daher folgt natürlich, daß die feinen Ohren der Canadiſchen Frauenzimmer nicht ohne Gelächter was ungewöhnlich iſt, hören können. Eine unter den erſten Fragen, welche die Frauenzimmer hier gemeiniglich einem Fremden vorlegten, war dieſe, ob er verheirathet wäre? die zweyte war, wie ihm die Frauensleute im Lande gefielen, und ob ſie ſchöner, als in ſeinem Vaterland wären? und die dritte, ob er nicht eine von hier nach Hauſe mit ſich nehmen wollte? Sonſt ließ es, wofern ich anders recht ſahe, als wenn ein kleiner Unterſcheid in einer und der andern Kleinigkeit zwiſchen den Frauenzimmern in Quebec und Montreal wäre. Die an dem letztern Orte ſchienen gemeiniglich etwas hübſcher, als an dem erſtern zu ſeyn. Es kamen mir auch die in Quebec zu frey in ihrer Aufführung vor, hingegen die in Montreal von einer anſtändigern Schamhaftigkeit. In Quebec waren die Frauenzimmer, vornehmlich die unverheyratheten, nicht eben ſehr arbeitſam. Es ſchien da ein Mädgen ſehr elend zu ſeyn, wenn es, nachdem es ſchon ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, nicht ganze zwanzig Liebhaber, die es gehabt, und noch hatte, herrechnen konnte. Man ſahe ſie ſelten, vornehmlich die einigermaſſen vornehmen, etwas anders machen, als des Morgens um 7 Uhr aufſtehen, ſich anziehen, ſich bis um 9 Uhr pudern und ausſchmücken, und zu eben der Zeit ihren Caffee trinken. Nachdem ſie zum Theil ſich ſehr geputzt hatten, ſo ſetzten ſie ſich auf einen Stuhl neben einem offenen Fenſter gegen die Gaſſe, nahmen eine Nath in die Hand, und machten ab und zu einen

Stich, aber vornehmlich waren die Augen auf die Gaſſe gerichtet. Und wenn ein Junggeſell, er mochte bekannt oder fremde ſeyn, hereinkam; ſo wurde die Nath weggeworfen, und die Arbeit beſtund anſtatt deſſen darin, ſich neben ihn hinzuſetzen, mit ihm zu plaudern, zu lachen und zu gecken, und die Zunge als Lerchenflügel, wofern nicht geſchwinder, gehen zu laſſen. Alsdann kam es darauf an, artig zu ſcherzen, und zweydeutige Wörter zu erfinden; und das hieß dann viel Witz beſitzen. * Auf die Weiſe verfloß oft der ganze Tag. Die Mutter ſtund oft bey dem Feuerheerde, um das Eſſen zuzurichten, wenn die Tochter mittlerweile die Fremden unterhielt. Mit Haushaltungsſorgen matteten ſie ſich nicht ſehr ab. In Montreal waren die Mädgen nicht völlig ſo flüchtig, ſondern mehr zur Arbeit aufgelegt. Man ſahe ſie faſt immer bey ihrer Nath ſitzen, und auch die Hand an andere Haushaltungsgeſchäfte anlegen. Es war hier nicht ſelten, ſie bey der Magd in der Küche zu finden. Uebrigens waren ſie ſehr vergnügt und freundlich. Und konnte niemand mit Recht ſagen, daß es ihnen an Annehmlichkeit und Verſtand fehlte. Ihr einziger Fehler dürfte der ſeyn, daß ſie von ſich ſelbſt etwas zu ſehr eingenommen waren. Sonſt hielten ſie ſich nicht zu gut, auf den Markt zu gehen, Waſſermelonen, Kürbiſſe und andere Eßwaaren, die daſelbſt feil waren, zu kaufen, und ſie ſelbſt nach Hauſe zu tragen. Dieß ſahe ich nicht allein die Töchter von den gemeinern des Bürgerſtandes, ſondern auch von den bemittelten, ja auch die, welche von einem hohen, alten und blühenden Adel

waren,

* Avoir beaucoup d'eſprit.

waren, thun. Des Morgens ſtunden ſie eher auf, als der Hahn, und des Abends giengen ſie mit den letzten zu Bette. Eine Sache verſicherte man doch, daß bey einem groſſen Theil von ihnen vermißt würde, nehmlich Reichthum und ein groſſes Erbtheil. Geringe Einkünfte und viele Kinder in einem Hauſe, machten, daß dieſe Vorzüge ſehr oft fehlten. Es war auch ein Verdruß für ſie, daß die Mädgen in Quebec gemeiniglich eher als die in Montreal verheyrathet wurden. Die Urſache ſoll dieſe ſeyn, daß viele Franzöſiſche junge Herren, welche mit den Schiffen hier herüber kommen, daſelbſt bisweilen von der Liebe gefeſſelt werden und ſich verheyrathen. Da aber ſelten jemand von dieſen Herren nach Montreal herauf reiſet: ſo können hier die Mädgen nicht ſo oft ſich eines ſolchen Glückes erfreuen.

Vom drey und zwanzigſten. Des Morgens reiſete ich von der Stadt nördlich hin, nach Sault au Recollet, welches drey Franzöſiſche Meilen von derſelben abliegt, theils um die Pflanzen, Steine u. ſ. f. welche da etwa vorhanden wären, zu beſchreiben, theils auch und inſonderheit um Samen von den daſigen Bäumen und Kräutern zu ſammlen. Anfänglich und zunächſt an der Stadt, hatten wir eine Weile Höfe faſt zu beiden Seiten des Weges. Hernach wurde aber das Land mit Wald überwachſen, und überall ziemlich uneben. Bisweilen war es höher, bisweilen niedriger und ſumpfig. Es war durchgehends ſehr ſteinig beides von Feldſteinſtücken, und einer Art grauen Kalkſtein. Die Wege waren ſehr ſchlimm, ſo daß ich ſchwer hatte hier mit einer Chaiſe fortzukommen. Etwas, ehe ich nach

Sault

Sault au Recollet kam, endigte ſich der Wald, und das Land war zu Aeckern, Wieſen und Weiden angebauet. Sonſt hatte dieſer ganze Weg nichts angenehmes bey ſich, und kam an Annehmlichkeit den andern um Montreal nicht bey.

Ohngefähr eine Franzöſiſche Meile von der Stadt waren an dem Wege zwey **Kalköfen.** Sie waren unten in der Erde gemauert, und die Seiten zwey Ellen dick. Sie beſtunden aus einem grauen hartgebrannten Kalkſtein äuſſerſt, und Feldſteinsſtücken zunächſt an dem Feuer. Die Höhe des Ofens von dem Grunde bis auf den Gipfel, betrug drey Klaftern.

Der **Kalkſtein,** welcher hier gebrannt wurde, war von zweyerley Art.

Die eine war ganz ſchwarz und ſo dicht, daß man ſeine Beſtandtheile nicht ſehen konnte, ausgenommen, daß man einige wenige weiſſe oder hellgraue Spathkörner hin und wieder in demſelben wahrnahm. Zuweilen fand man doch eine ganz dünne Ritze, die mit einem weiſſen feinkörnigen Spathe angefüllt war. Ich konnte hier keine Schaalthiere oder Verſteinerungen entdecken, ob ich gleich überall, wo ich über dieſen Stein gerieth, mit Fleiß darnach ſuchte. Man fand ihn faſt durchgehends auf der Inſel Montreal, ſo daß man, wenn man in der Erde grub, gemeiniglich, nachdem man eine halbe oder ganze Elle tief gegraben hatte, auf ihn ſtieß. Er lag da in Schichten, deren eine jedwede ohngefähr eine oder ein paar Viertelellen dick war. Dieſer Stein ſoll den beſten Kalk geben. Denn ob er gleich nicht ſo weiß, als von dem nächſt folgenden grauen Kalkſtein iſt,

ſo hat er doch darin den Vorzug, daß er, wenn er mit Waſſer vermiſcht, und in die Mauer gebracht wird, ſo zuſammen hängt, daß er ſich faſt in Stein verwandelt, und alsdann immer härter und feſter wird. Man führt Beiſpiele an, daß, wenn jemand nach einigen Jahren ein mit dieſem Kalk gemauertes Haus hat zurecht machen wollen, ſelbſt der Kieſelſtein, aus dem das Haus errichtet worden, eher als der Kalk von einander gegangen ſey.

Die andere Art war ein **grauer und bisweilen dunkelgrauer Kalkſtein.** Er beſtund aus kleinen mit einem dichten Kalkſtein von eben der Farbe vermiſchten Spathkörnern. Bisweilen war er auch ziemlich grobkörnig. Wenn man ihn entzwey ſchlug, ſo roch er ſtark nach Stinkſtein. Er war bisweilen von verſteinten ſtreifigen Muſcheln oder Pectiniten ganz voll. Der gröſte Theil aber von dieſen Verſteinerungen waren nur Abdrücke von der hohlen Seite der Schale. Doch erblickte ich auch bisweilen Stücke von der Schale ſelbſt, die in Stein verwandelt worden waren; wofern ich anders glauben ſoll, daß dieſe Schalen ehedem wirkliche Muſcheln geweſen, und nicht beſondere Arten von Stein ſeyn. Denn ich ſuchte hier auf den Ufern vergebens nach ſolchen Muſcheln. Und es ſcheint unbegreiflich zu ſeyn, wie eine ſo groſſe Menge von Muſchelabdrücken, als ich gleich anführen will, hat zuſammen kommen können. Bisweilen erhielt ich groſſe Stücke von dieſem Kalkſtein, die faſt aus nichts als lauter ſolchen, ganz dicht an einander liegenden Pectiniten beſtunden. Dieſen Kalkſtein traf man vornehmlich an verſchiedenen Stellen auf der Inſel an, woſelbſt

er

er gleichfalls ſchichtenweiſe lag. Eine jede Schichte machte eine groſſe horizontelle Lage, ohngefähr von der Dicke einer oder ein paar Viertelellen aus. Dieſer gab zwar eine Menge weiſſen Kalk. Er wurde aber doch nicht für ſo gut, als der vorige gehalten, indem man ſagte, daß er die Eigenſchaft hätte, in naſſer Witterung feuchte zu werden; welches man bey dem vorigen nicht bemerkte.

Das **Tannenholz** wurde zum **Kalkbrennen** für das beſte gehalten; darauf gab man dem Holz von der Thuya den Vorzug. Dasjenige aber von dem Zuckerahornbaum und ähnlichen Bäumen hielte man nicht für tüchtig dazu, indem es ſo viel Kohlen gab.

Graue Felſen und Felsſteine zeigten ſich hin und wieder in dem Walde und auf den Feldern.

Das **Laub** und die Blätter fiengen ſchon an verſchiedenen Bäumen und Kräutern, als an dem rothblümigen Ahornbaum, an dem glatten Schlingbaum *, an dem Wegtritt mit pfeilförmigen Blättern **, an den Farrenkräutern und andern, blaß zu werden an.

Es war ein **groſſes Kreuz** an einem Orte in dem Gehölze neben dem Wege errichtet. Der Knabe der mich begleitete, ſagte, daß daſelbſt einer, der groſſe Wunder verrichtet hätte, begraben läge. Die Vorbeyreiſenden zogen an ihrer Mütze, wenn ſie mitten vor das Kreuz kamen.

* Rhus glabra.
** Polygonum ſagittatum.

Zur Mittagszeit kam ich nach Sault au Recollet hin.

Sault au Recollet iſt ein kleines Kirchſpiel und liegt an einem Arm oder Aſte des Lorenzfluſſes, der mit einem heftigen Strömen zwiſchen der Inſel Montreal und Isle de Jeſu fließt. Es hat den Namen von einem Zufall erhalten, welcher im Jahr 1625 mit einem Bettelmünch oder Recollet, der Nic. Viel geheiſſen, ſich zugetragen hat. Er ſtieg nehmlich mit einem zur chriſtlichen Lehre bekehrten Wilden, und einigen Huroniſchen Wilden in ein Boot, um nach Quebec zu reiſen; als ſie aber hier den Strom hinunter fahren wollten, ſo taumelte das Boot um; und glaubt man, daß dieß ſo mit Fleiß von den Indianern angerichtet geweſen ſey. Der Münch und ſein Proſelyt erſoff. Die Indianer aber ſchwommen ans Land, retteten das, was der Münch mit ſich führte und behielten es für ſich. Das Land hier herum iſt ſehr ſteinig, und iſt vor nicht vielen Jahren angebauet worden. Denn die Aeltern, die hier wohnen, verſicherten, daß in ihrer Kindheit faſt überall ein hohes Gehölze ſtund, wo jetzt Aecker, Wieſen und Höfe befindlich ſind. Die Prieſter berichteten, daß hier ehedem ein Aufenthalt der Wilden von der Huronſchen Nation, welche zur catholiſchen Lehre übergetreten waren, geweſen iſt. Dieſe wohnten bey der erſten Ankunft der Franzoſen auf dem hohen Berg, der in einiger Entfernung von der Stadt Montreal lag. Die Franzoſen überredeten ſie aber von da wegzuziehen, und kauften ihr Land. Sie lieſſen ſich ſodann hier bey Sault au Recollet nieder, und iſt die Kirche, welche noch hier ſtehet, für dieſe Wilden gebauet worden. Sie haben auch darin in vielen Jahren

ren ihren Gottesdienſt gehalten. Als ſich die Franzoſen auf der Inſel Montreal vermehreten, ſo wollten ſie gerne allein über dieſelbe gebieten, und überredeten daher die Wilden auch dieſen Platz zu verkaufen und ſich nach einem andern Orte hinzubegeben; welches ſie auch thaten. Nachdem haben die Franzoſen aus eben der Urſache, damit ſie nicht die Wilden mitten unter ſich haben möchten, (indem ſie ſtark trincken und gerne ein wildes wüſtes Leben führen) ſie dazu vermocht, noch zu einem andern Orte bey Lac des deux Montagnes ſich hinzuziehen, woſelbſt ſie noch wohnen, und eine hübſche Kirche von Stein haben. Ihre ehemahlige Kirche, die noch hier in Sault au Recollet ſtund, war von Holz, ſahe alt und ziemlich baufällig aus, ob ſie gleich inwendig noch einigermaſſen angieng, und noch von den hier wohnenden Franzoſen genutzt wurde. Man hatte hier aber ſchon eine Menge Stein angefahren, woraus man geſonnen war, mit dem eheſten eine neue Kirche zu bauen.

Die Beobachtungen welche ich in dieſen Tagen in der Botanik machte, werde ich, wills Gott, auf ein beſonderes Werk verſparen.

Ob nun gleich in einigen Tagen kein Regen gefallen war, ſo dünſtete die Feuchtigkeit doch ſo ſtark aus der Erde aus, daß, als ich etwas nach Mittag bey dem Einſammlen der Samen, die Papiere, welche ich zu Tüten gebrauchte, auf den Boden in dem Schatten legte, dieſe nach einigen Minuten ſo feuchte wurden, daß ich mich ihrer nicht füglich bedienen konnte. Es war dem ohngeachtet den ganzen Tag der klareſte Sonnenſchein und eine ſo unerträgliche Hitze, als hätte man ſich noch in der Mitte des Julius befunden.

Der Acker wurde an dieſem Orte, wie die Bauern berichteten, kürzlich folgender geſtalt beſtellet. Man theilt den Acker in zwey Theile, davon, wenn der eine beſäet wird, der andere brachliegt. Der Brachacker wird den ganzen Sommer über niemahls gepflüget, ſondern das Vieh hat zu der Zeit ſeine Nahrung von dem darauf wachſenden Unkraut. Es iſt zu merken, daß man hier niemahls Herbſtſaat, ſondern lauter Frühlingsſaat braucht. Einige pflügen das Brachfeld ſpät im Herbſte, nachdem ſie das Getraide von dem beſäeten Acker eingeerndtet haben. Andere thun es zuerſt im Frühling. Das erſtere ſoll doch mehr zu einem reichlichen Wachsthum beitragen. Der Acker wird mehrentheils nur einmahl, doch zuweilen auch zweymahl gepflüget, hernach geegget und darauf beſäet. Der Weizen, Gerſten, Rocken und Haber werden geegget, die Erbſen aber werden in die Erde gepflüget. Die Zeit der Ausſaat ſoll im Frühling um den 15ten des Aprils, neuen Stils, doch bisweilen früher oder ſpäter, nachdem die Jahrszeit iſt, ſeyn. Die Erbſen werden zuerſt geſäet. Unter vielen Arten, die man hier davon hat, wurden die grünen für die beſten gehalten. Dieſe ſollen einen trockenen, erhabenen, magern und mit Gries vermengten Boden lieben. Es hatte niemand die Gewohnheit, die Erbſen mit Reiſern zu unterſtützen. Die Erndtezeit fällt auf das Ende des Auguſts, und bisweilen auf die Mitte deſſelben, nach dem neuen Stil zu rechnen. Der Weizen ſoll gemeiniglich das 15te, bisweilen auch das 20ſten Korn nach der Ausſaat geben; der Haber aber von dem 15ten bis aufs 30ſte. Die Erbſen gehen ab und zu aufs 40ſte Korn, aber zuweilen auch nur auf das 10te; denn ſie ſollen ſehr veränder-

änder-

änderlich ſeyn. Der Pflug und die Egge waren ihre einzigen Ackergeräthe und die eben nicht von der beſten Art. Der Dung wurde im Frühling auf das Brachfeld gefahren. Das Vieh wurde nirgends auf dem Acker in Hürden getrieben. Man ſahe ſonſt keine Graben, als wo das Waſſer gleichſam den Acker überſchwemmen wollte. Das Erdreich iſt von einer grauen ſteinigen, mit Thon und Sand vermiſchten Erde. Es wurde nur wenig Gerſten, und zwar blos für das Vieh ausgeſäet. Denn daraus Malz zu machen, war hier nicht gebräuchlich. Den Haber ſäete man ſtark, aber doch auch nur zum Futter für die Pferde und anderes Vieh. Ob nun gleich die Wälder faſt aus lauter Laubbäumen beſtunden: ſo wuſte doch niemand das Laub zum Futter für das Vieh anzuwenden, ohngeachtet ſie gemeiniglich genöthigt waren, es des Jahrs ganze 5 Monate zu Hauſe zu futtern.

Ich habe einige mahl vorher erwähnt, daß faſt aller **Weizen**, der in Canada geſäet wird, Frühlingsweizen, oder ein ſolcher, den man im Frühling ſäet, wäre. Bey Quebec trägt es ſich daher bisweilen zu, wenn der Sommer weniger warm, oder der Frühling ſehr langwierig iſt, daß ein groſſer Theil davon nicht zur völligen Reiſe, ehe der Herbſt oder die Kälte ſich einfindet, gelangt. Man verſicherte mich aber hier, daß einer und der andere, die auf der Isle de Jeſu wohnen, Weizen im Herbſte ausſäen ſollen, welcher beſſer, feſter und ergiebiger als der Frühlingsweizen iſt. Doch ſoll dieſer Herbſtweizen kaum eine Woche eher als derjenige, den man im Frühling ausgeſäet hat, reif werden.

Vom fünf und zwanzigſten. Man hatte hier an verſchiedenen Orten die Aecker mit Gehägen von Stein, anſtatt der hölzernen Zäune umgeben. Die vielen Steine, die man hier fand, erleichterten die Arbeit hiebey um ſo viel mehr. Sie waren auf gewöhnliche Weiſe gemacht, breiter unten und ſchmähler nach oben zu. Sonſt traf man hier Zäune von mehrern Arten an, vornehmlich ſolche, die ich theils in dieſem Theile *, theils in dem vorhergehenden ** bey Philadelphia beſchrieben habe. Einige beſtunden auch aus ſenkrecht ſtehenden und eine Klafter langen Zaunſtangen von Thuya, der ich vorher *** bey Quebec gedacht habe.

Es wuchſen in den Gehölzen die **Büchen** in Menge, deren Eicheln jetzt reif waren. Die Leute in Canada ſammlen ſie im Herbſte ſehr ſtark, trocknen ſie in den Häuſern, und verwahren ſie auf den Winter, da ſie dieſelben anſtatt der Wall- und Haſelnüſſe eſſen. Sie verſicherten, daß ſie ſodann ziemlich gut ſchmecken ſollen.

Es ſoll eine **Salzquelle**, nach der Erzählung des hier ſtehenden Oberprieſters, 7 Franzöſiſche Meilen von hier bey Riviere d' Aſſumtion befindlich ſeyn, von deren Waſſer man in Kriegszeiten ein Salz gemacht hat, das völlig dem Lüneburgiſchen ähnlich geweſen iſt. Das Waſſer ſoll ziemlich ſtark mit Salz vermiſcht ſeyn.

Fruchtbäume von gewiſſen Arten, kamen um Montreal ſehr gut fort. Ich hatte hier Gelegenheit ſehr ſchöne

* Auf der 249. u. f. Seite.

** Auf der 223ſten Seite.

*** Man ſehe die 455ſte Seite.

ſchöne Aepfel, wie auch ſchöne Birnen von vielerley Gattungen zu ſehen. Bey Quebec will es mit den Birnenbäumen nicht anſchlagen, ſondern ſie leiden oft im Winter Schaden und verderben. Um Montreal ſollen ſie auch in ſehr kalten Wintern erfrieren. Pflaumenbäume von verſchiedenen auserleſenen Arten kamen zuerſt aus Frankreich, lieſſen ſich hier gut an und hielten die Winter aus. In den Gehölzen wuchſen Amerikaniſche Wallnußbäume von 3 Abänderungen wild. Aber die Wallnußbäume, die aus Frankreich hieher gebracht und hier gepflanzt worden waren, froren faſt jeden Winter ganz bis auf die Wurzel weg, und gaben den folgenden Frühling neue Sproſſe wiederum. Die Pfirſchenbäume kamen auch nicht gerne hier fort. Einige wenige hatten etwas ausgehalten: man war aber mehrerer Sicherheit wegen faſt jeden Winter genöthigt, ſie mit Stroh zu umwickeln. Sie hatten es aber noch nicht ſo weit gebracht, daß ſie Caſtanienbäume, Maulbeerbäume und andere ähnliche Fruchtbäume pflanzeten.

Der ganze angebauete Theil von Canada iſt, wie man mir ſagte, von dem Könige entweder an die Geiſtlichen, oder an gewiſſe Vornehmen verſchenkt worden. Da wo das Land aber unbebaut iſt, gehört es ganz dem Könige zu. Der Platz, wo Quebec und Trois Rivieres erbauet ſind, iſt gleichfalls dem Könige zugehörig: denjenigen aber, auf dem die Stadt Montreal ſtehet, wie auch die ganze Inſel dieſes Namens, haben die Prieſter des Ordens des heil. Sulpicius, welche in Montreal wohnen, zu ihren Eigenthümern. Dieſe haben das Land an Bauern und andere, die ſich da haben niederlaſſen

wollen, gegen einen gewiſſen jährlichen Abtrag oder Zins, vertheilet. Es iſt auch ſchon ganz und gar ſo verpachtet, daß ſie weiter nichts zu vergeben haben. Diejenigen, die ſich hier zuerſt ſetzten, erhielten ihre Landſtücke für einen ſehr geringen jährlichen Zins. Denn für eines von 3 Arpents in der Breite und 30 Arpents in der Länge beſtehet oft der ganze Pacht das Jahr über, aus einem paar Hühnern; andere bezahlen für ein eben ſo groſſes Stück Landes 20, 30 oder 40 Sols in jährlichem Zinſe. Diejenigen aber, welche in ſpätern Zeiten Land von gleicher Gröſſe gepachtet haben, müſſen jährlich an den Eigenthümer davon bis auf 2 Ecus erlegen. Dergeſtalt iſt der Pachtzins in dem ganzen Lande ungleich, und muß öfters der eine Nachbar dreydoppelt mehr an Pacht für ein gleich groſſes Land als der andere bezahlen. Eben ſo geben die Bauern von der einen Herrſchaft weit mehr als von der andern jährlich für ein Land von gleicher Gröſſe. Der Biſchoff von Canada hat kein Land auf ſeine Beſoldung getheilet. Die Kirchen werden auf die eigenen Koſten der Verſammlung erbauet. An den König in Frankreich ſoll man noch keine Geldſteuer von Canada bezahlen, dasjenige ausgenommen, was er an Zoll von den Waaren, die von hier verſchiffet werden, bekömmt.

Die **Waſſermühle**, die hier war und den Prieſtern in Montreal zugehörte, beſtund aus einem feſten Steinhauſe, mit 3 Waſſerrädern und 3 paar Steinen. Hier bemerkte ich folgendes. 1. Die Räder waren ganz und gar mit ihren Wellen von weiſſer Eiche. 2. Die Zähne in dem Kammrade, und die Stöcke in dem Trilling

ling waren entweder vom Zuckerahornbaum oder von dem ſo genannten Bois dur *; indem dieſe für die härteſten Holzarten hier angeſehen wurden. 3. Die Mühlſteine waren aus Frankreich gekommen, und beſtunden aus einer vermiſchten Steinart und Quarzkörnern, welche beides die Gröſſe einer Haſelnuß und der gewöhnlichen Sandkörner hatten, und mit einem weiſſen Kalkſtein verbunden waren. Dieſe Steine ſchätzte man ziemlich hart. 4. Das Getraide wurde völlig auf die Weiſe wie vorher ** erwähnet worden, aus dem Trichter herunter geſchüttelt. 5. Die Prieſter eigneten ſich den 4ten Theil von allem, was in dieſer Mühle gemahlen wird, zu; ſo daß ſie, wenn nur ein Minot gemahlen wird, hier ein Maas haben, welches den 4ten Theil deſſelben ausmacht, womit das abgemeſſen wird, was der Mühle zugehören ſoll. Doch erhalten die Prieſter nicht alles von dieſem Zoll. Der Müller bekam hier den 3ten Theil davon. An andern Orten fällt ihm die Hälfte zu. Verſchiedentlich wird die Mühle für etwas gewiſſes im Jahr verpachtet. Es ſtehet niemanden, auſſer den Prieſtern, auf der Inſel Montreal frey, eine Mühle zu halten; ſondern dieß iſt ein Recht, daß ſie ſich allein vorbehalten haben. In dem Contract, welcher zwiſchen den Prieſtern und den Einwohnern dieſer Inſel errichtet worden iſt, haben die erſtern ſich bedungen, daß die letztern nothwendig das ihrige auf den ihnen zugehörigen Mühlen mahlen laſſen.

Der Zucker wurde in dem ganzen Canada ſtark aus dem Safte, welcher im Frühling aus dem Zucker-

ahorn-

* Carpinus oſtrya.

** Auf der 354ſten Seite.

ahornbaum, dem rothblümigen Ahornbaum und der Zuckerbirke abgezapft wird, gekocht. Doch wählte man vornehmlich den Zuckerahornbaum dazu. Die Art, wie man hieraus Zucker zubereitet, iſt umſtändlicher in den Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften * von mir beſchrieben worden.

Vom ſechs und zwanzigſten. Dem Morgens frühe ſtellte ich die Reiſe nach Montreal zurück an.

Es fieng jetzt alles an, ſehr nach dem Herbſte auszuſehen. Das Laub in dem Gehölze wurde blaß oder röthlich. Die meiſten Pflanzen hatten ihre ſchönen Blumen verlohren. Ich zeichnete die wenigen an, welche noch in Blüthe ſtunden, und die folgenden waren **.

Sternblumen von verſchiedenen Arten, beides blaue und weiſſe.
Wundkräuter von verſchiedenen Arten.
Die Schafgarbe.
Die Braunelle.
Die krauſe Diſtel.
Die zweyjährige Oenothera.
Die Rudbeckia mit dreytheiligen Blättern.
Die Canadiſche Viole.
Die Enzian mit den Blättern des Seifenkrauts.

Die **wilden Weinranken** wuchſen in groſſer Menge hier in den Wäldern und kletterten hoch in die Bäume hinauf.

Ich

* Für das Jahr 1751. auf der 143ſten und den folg. Seiten.

** Aſteres. Solidagines. Achillea Millefolium. Prunella vulgaris. Carduus criſpus. Oenothera biennis. Rudbeckia triloba. Viola Canadenſis. Gentiana Saponaria.

Ich erkundigte mich bey vielen, die oft unter den Wilden, ſowohl denen, welche weit nach Norden, als denjenigen, die ſich weit nach Süden aufhalten, gereiſet waren, worin ihr Eſſen vornehmlich beſtünde? Worauf mir geantwortet wurde, daß die Wilden, die weit nach Norden wohnen, niemahls etwas pflanzen, indem keine Feldfrüchte oder Küchenkräuter wegen der ſtrengen Kälte da fortkommen würden. Alſo haben dieſe kein Brot, und leben nicht von ſolchen Speiſen, die aus dem Pflanzenreiche genommen werden; ſondern ſie leben blos von Fleiſch und Fiſch, als vornehmlich von Biebern, Bären, Rennthieren, Elendsthieren, Haſen, verſchiedenen Arten Vögeln, und vielerley Fiſchen. Dahingegen bedienen ſich die Wilden, die weiter nach Süden wohnen, von folgenden Nahrungsmitteln. Von Gewächſen pflanzen ſie zu ihrer Nahrung, Mays, wilde Bohnen * von verſchiedenen Arten, Kürbiſſe von vielerley Gattungen, Squaſhes eine Art Kürbiſſe, Waſſermelonen, rechte Melonen **. Alle dieſe Gewächſe haben ſie von uralten Zeiten her und lange ehe die Europäer hieher kamen, gepflanzet. Auſſerdem wenden ſie verſchiedene Arten von Früchten, die bey ihnen in den Wäldern wild wachſen, zur Nahrung an. Von Fiſchen und dem Fleiſche wilder Thiere und Vögel machen ſie auch einen ſtarken Gebrauch. Inſonderheit gefällt ihnen ſehr das Fleiſch von wilden Ochſen und Kühen, Rehen, Hirſchen, Bären, Biebern und einigen wenigen andern vierfüßigen Thieren. Unter ihren lekerern Speiſen wird der Seehaber ***, den die Fran-

* Phaſeoli.

** Melo vulgaris C. B.

*** Zizania aquatica.

Franzoſen Fol. Avoine nennen, welcher in Menge in ihren Seen und ſtillſtehenden oder ſachte flieſſenden Gewäſſern wächſt, gerechnet. Sie ſammleten ihn im September und October, und richteten ihn auf verſchiedene Art zum Eſſen zu. Die Grütze die hieraus gemacht wird, giebt dem Reiſe wenig an dem angenehmen Geſchmacke nach. Von den vielerley ſchönen Wallnüſſen, Caſtanien, Maulbeeren, Acimine, * Chinquapin, ** Haſelnüſſen, Pfirſchen, wilden Pflaumen, wilden Weintrauben, Heidelbeeren von verſchiedenen Arten, vielerley Miſpeln, Brombeeren, und vielen andern Früchten und Wurzeln, die man bey ihnen wild findet, können ſie auch manche leckere Mahlzeit haben. Es ſcheint doch merkwürdig zu ſeyn, daß die in der ſo genannten alten Welt von uralten Zeiten gewöhnlichen Getraidearten, als Weizen, Rocken, Gerſten, Haber, Spelte, Buchweizen, Reis, wie auch Kohl, Rüben, und eine Menge von unſern Küchenkräutern, vor der Ankunft der Europäer daſelbſt gänzlich unbekannt geweſen ſind; wie auch, daß die Wilden, ob ſie gleich täglich den Nutzen einſehen, welchen die Abkömmlinge der Europäer da in dem Lande von der Saat und der Pflanzung dieſer Gewächſe ziehen, dennoch ſich faſt im geringſten keine Mühe geben, an die Wartung derſelben ſelbſt Hand anzulegen, ohngeachtet ſie ſonſt gerne eſſen, was von ihnen zugerichtet worden iſt.

Vom ſieben und zwanzigſten. Der Biebern giebt es eine groſſe Menge in dem nördlichen Amerika. Sie

* Annona muricata.

** Fagus pumila.

Sie machen einen von den wichtigſten Stücken in dem Handel von Canada aus. Die Wilden leben eine lange Zeit im Jahre blos von ihrem Fleiſch. Es iſt gewiß, daß ſich dieſe Thiere ſtark vermehren. So iſt aber auch nicht weniger wahr, daß ſie jetzt jährlich ſtark ausgerottet werden, und daß daher die Wilden, um ſie zu fangen oder zu ſchieſſen, zu jetziger Zeit genöthigt ſind, weit längere und beſchwerlichere Reiſen, als vorher, anzuſtellen. Man hat auch nicht Urſache ſich darüber zu verwundern, daß ſie jetzt ſo ſtark abnehmen, wenn man bedenkt, daß die Wilden, vor der Ankunft der Europäer in dieſem Lande nicht mehrere von dieſen Thieren nöthig hatten, als die ſie ſelbſt einen Theil des Jahres zu ihrer Nahrung und ihren Kleidern gebrauchten. Denn es wurde damahls kein Handel mit ihren Bälgen getrieben. Jetzt aber verhält es ſich ganz anders, da viele Schiffe von hier nach Europa jährlich abgehen, welche groſſentheils mit Bieberfellen beladen ſind. Die Franzoſen und Engländer ſuchten einander vorzukommen, um die Wilden dafür gut zu bezahlen. Hiedurch werden die Wilden auf alle Art ermuntert, dieſe Thiere zu vertilgen. Alte Leute in Canada berichteten, daß es in ihrer Kindheit noch ganz voll von Biebern und ihren Dämmen nicht allein in den Strömen, welche in der Nähe von Montreal ſind, ſondern auch überall in der Nachbarſchaft bis auf den Lorenzfluß geweſen wäre. Jetzt ſind ſie aber da ſo ausgerottet, daß man einige Meilen ins Land hinein reiſen muß, ehe man einen antrift. Daß die Bälge, die man von denjenigen, ſo weiter nach Norden gefangen werden, erhält, beſſer als diejenigen ſind, welche von

den

den mehr nach Süden belegenen Oertern kommen, habe ich oben * ſchon angemerkt.

Das Bieberfleiſch wird nicht allein von den Wilden, ſondern auch von den Europäern, vornehmlich von den Franzoſen an ihren ſo genannten magern Tagen gegeſſen, wenn ihnen nach der römiſchcatholiſchen Lehre nicht verſtattet iſt, Fleiſch zu eſſen. Denn Seine Päbſtliche Heiligkeit haben in ihrem Syſtem, ſo wie viele von den alten, welche die Thiere eingetheilet haben, den Bieber zu den Fiſchen gerechnet, indem er meiſtentheils in einem und demſelben Element, als ſie, lebt; und folglich nicht zu der Zahl derjenigen Thiere gehört, welche Fleiſch haben. Das Fleiſch wurde für beſſer gehalten, wenn der Bieber meiſtentheils von Gewächſen, als der Espe und dem Bieberbaum und andern, gelebt hat. Wenn er aber Fiſch gegeſſen, ſo ſoll es nicht ſo gut ſeyn. Heute ſchmeckte ich es zum erſten mahl. Man hatte einen Bieber gefangen, der heute zum Eſſen gekocht worden war. Die meiſten hieſelbſt hielten dieſes Fleiſch für ein leckeres Gericht. Ich kann zwar nicht jemandens Empfindung und Geſchmack beſtreiten; und was mich anbelangt, ſo deucht mir, daß es ſich wohl eſſen lieſſe. Doch war nichts leckeres daran. Gekocht ſahe es ziemlich ſchwarz aus, und hatte einen beſondern Geſchmack, ich weiß nicht wornach. Woſern es gut werden ſoll, ſo muß es von dem Morgen bis auf den Mittag in verſchiedenen Waſſern kochen, damit der fremde Geſchmack, den es ſonſt bey ſich hat, vergehen möge. Sie hatten auch den Schwanz auf eben die Weiſe gekocht

* Auf der 349ſten Seite.

kocht und hernach gebraten, und man trug ihn auf einer beſondern Schüſſel auf. Er beſtund aber faſt aus lauter Fett, ob ſie es gleich hier nicht ſo nennen wollten, ſondern ſagten, daß dieß die Art des Schwanzes wäre. Er war dem Geſchmacke nach ſo widerſtrebend, daß ein ungewohnter ſchwerlich etwas herunter bringen konnte.

Das **Faſten der Päbſtlichen** kam mir hiebey beſonders vor. Diejenigen, die zuerſt das Faſten angeſtiftet, haben ohne Zweifel es in einer guten und heiligen Abſicht gethan, um die Leute von zu vielem Fleiſcheſſen abzuhalten, welches der Geſundheit ſchädlich iſt, den Körper gar zu ſehr nähret, und ihn zu vielerley, was nicht taugt, erhitzt. Dieſe Zeit aber glaubte man, daß es ſchon genug wäre, ſich an den gewöhnlichen Faſttagen des Fleiſcheſſens zu enthalten. Indeſſen lebten ſie überall, wofern ſie anders in den Umſtänden waren, an dieſen Faſttagen ſo überflüßig, und fülleten den Magen eben ſo ſehr, als an den andern Tagen in der Woche an. Denn ſie hatten alsdann verſchiedene Gerichte von Eyern zugerichtet, allerhand Arten Fiſch die mit viel Oehl begoſſen und ſehr fett gemacht waren, verſchiedene Milchgerichte, viele ſüſſe und wohlſchmeckende Früchte, und eine Menge von Wein darzu; ſo daß man mehrentheils wenn man an den Faſttagen bey jemand zu Gaſte kam, den Tiſch mit allerhand Gerichten mehr angefüllt ſahe, als ſonſt an einem von den andern Tagen in der Woche. Und dieß hieß doch Faſten und magere Tage. *

Von der Kunſt der Biebern, ihre Dämme und Häuſer zu machen, iſt ſchon ſo viel und zum Theil gut geſchrie-

* Iours maigres.

geſchrieben worden, daß es jetzt unnöthig wäre, die Zeit damit zu verderben. Bisweilen, doch ſehr ſelten, ſoll man hier Biebern gefangen haben, deren Haare ganz weiß geweſen ſind. Man erhält nunmehro in den Städten von Amerika ſo ſchöne Caſtorhüte, als jemahls in Frankreich oder England.

Der **Wein** war faſt das einzige Getränke, deſſen ſich in Canada alle die bedienten, welche etwas mehr als der Bauer ſeyn wollten. Es iſt zwar wahr, daß man hier von der weiſſen Fichte * ein Bier brauet, welches im Sommer getrunken wird. Es iſt aber nicht ſo durchgängig angenommen worden, und wird ſelten von den Vornehmen getrunken. Der rothe Franzwein wird am meiſten, der weiſſe auch bisweilen, gebraucht. Beide Weine trinkt man entweder unvermengt oder auch mit Waſſer vermiſcht. Hieraus kann man ſchlieſſen, wie viel Geld oder was den Werth des Geldes hat, jährlich für dieſe Waare nach Frankreich von hier abgehet; indem keine Weinranken, aus denen man einen etwas wohlſchmeckenden Wein machen könnte, in Canada fortkommen. Der gemeine Mann begnüget ſich mit lauter Waſſer. Bier aus Malz zu brauen iſt hier noch nicht in Gebrauch gekommen. Und die Aepfelgärten ſind noch nicht in den Stand gebracht worden, daß man ſich Cider zurichten könnte. Eine und die andere Standesperſon, die einen groſſen Garten beſaß, dürfte wohl etwas Cider aus

Aepfeln

* Epinette blanche. Die Art hieraus Bier zu brauen, iſt in den Abhandlungen der Königl. Schwed. Akad. der Wiſſenſch. vom Jahr 1751, S. 190. umſtändlich beſchrieben worden.

Aepfeln preſſen laſſen. Es geſchahe aber nur, um ihn als eine Seltenheit zu haben. Die Vornehmen hier, die ſich dergeſtalt, von ihrer erſten Kindheit an, an den Wein gewöhnt haben, ſind daher in Kriegszeiten in groſſer Verlegenheit, wenn die Schiffe, welche Wein von Frankreich hieher führen ſollen, unterwegens von feindlichen Kapern aufgefangen werden. Zu Ende des vorigen Krieges gab man für eine Barrique Wein 250 Francs, ja bis auf 100 Ecus; und man war dem ohngeachtet kaum im Stande, ihn zu erhalten.

Der **Preis von verſchiedenen Dingen** war zu jetziger Zeit hier ſo beſchaffen, wie ich ihn eben anzeigen will. Ich habe mich deswegen bey den vornehmſten Handelsleuten erkundiget. Ein mittelmäßiges **Pferd** koſtete 40 Francs, und darüber; ein gutes Pferd 100 Francs, und darüber. Eine **Kuh** verkaufte man jetzt für 50 Francs; man erinnerte ſich aber, daß man ſie für 10 Ecus bekommen habe. Ein **Schaf** koſtete nun 5 oder 6 Livres; aber im verwichenen Jahre, als alles theuer war, 8 oder 10 Livres. Ein jähriges **Schwein**, das 200 bis 150 Pfund wog, wurde mit 15 Francs bezahlt. Der Herr Handelsmann de Couagne ſagte, daß er bey den Wilden ein Schwein, von 400 Pfund am Gewichte, geſehen habe. Ein **Huhn** koſtete 10 oder 12 Sols; ein **Kalekutiſches Huhn** aber 20 Sols. Ein Minot **Weizen** wurde im vorigen Jahr für einen Ecus, jetzt aber für 40 Sols, verkauft. Der **Mays** hat jederzeit gleichen Preis als der Weizen, indem man wenig hier davon findet, und alles für diejenigen, welche zu

den Wilden reiſen, um mit ihnen zu handeln, gebraucht. Ein Minot **Haber** koſtet bisweilen 15 bis 20 Sols; dieſe letztern Jahre aber 26 bis 30 Sols. Die **Erbſen** verkauft man allezeit zu gleichem Preiſe als den Weizen. Für ein Pfund **Butter** gab man gemeiniglich 8 oder 10 Sols, im vorigen Jahr aber bis auf 16. Ein Dutzend **Eyer** koſtete gemeiniglich 3 Sols, jetzt aber 5. **Käs** macht man an dieſem Orte nicht; noch bringt man ihn hier zum Verkaufe her, auſſer demjenigen, den man verſchreibet. Eine **Waſſermelone** koſtet gemeiniglich 5 oder 6 Sols; wenn ſie aber groß iſt, 15 bis 20.

Es waren noch keine **Manufacturen** hier eingerichtet. Vielleicht will Frankreich ſelbſt den Gewinn davon haben. Indeſſen ſtunden ſich beides die Einwohner in Canada ſelbſt, und die mit ihnen verbundenen Wilden, in Kriegszeiten ſehr übel dabey.

Mit den **Heyrathen** geht es folgendermaſſen zu. Diejenigen, welche einander zur Ehe nehmen wollen, müſſen beiderſeits die Einwilligung ihrer Eltern dazu erhalten. Doch kann der Richter, wofern ſich die Eltern ohne gültige Urſache widerſetzen, den Contrahenten die Freyheit verſtatten einander zu heyrathen. Sonſt können ſie, wenn ein Mann 30 Jahre und ein Mädgen 26 Jahre erreicht hat, ſich, wenn ſie wollen, ohne erſt die Erlaubniß ihrer Eltern zu erwarten, verheyrathen. Sie gehen nur zum Prieſter, der ſie auf eben die Weiſe, wie bey uns, 3 Sonntage nach einander in der Kirche abkündiget. Und wofern keine Klage dazwiſchen kömmt, ſo werden ſie darauf von dem Prieſter in der Kirche in Gegenwart von mehrern oder wenigern Leuten, ſo wie es

ihnen

ihnen ſelbſt gefällt, mit einander getrauet. Die Prieſter verſtatten nicht gerne, daß die Trauung zu Hauſe geſchieht.

Vom neun und zwanzigſten. Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, reiſete ich Nachmittags von der Stadt nach der ſüdweſtlichen Seite der Inſel Montreal, theils um das Land und die Haushaltung der Leute in Augenſchein zu nehmen, theils um Samen von allerhand Bäumen und Pflanzen zu ſammlen. Gleich auſſerhalb der Stadt lagen ſehr angenehme groſſe Felder, welche ehemahls Aecker geweſen waren, jetzt aber als Weiden gebraucht wurden. Nach Nordweſt ſahe man den hohen Berg weſtlich von Montreal, der ſehr fruchtbar und voll von Aeckern und Gärten von dem Fuß bis auf den Gipfel iſt. An der ſüdöſtlichen Seite floß der Lorenzfluß, der hier ſehr breit war, an deſſen andern Seite ſich groſſe Felder von Aeckern und Wieſen, und hübſche Häuſer von Stein, welche in einer Entfernung weiß ausſahen, zeigten. Man traf faſt zu allen Seiten ſchöne Aecker an. Sehr weit weg nach Südoſt kamen einem ſowohl die beiden hohen Berge, welche bey dem Fort Chamblais liegen, als einige andere bey der See Champlain, welche da über dem ganzen Walde und Feld hervorrageten, zu Geſichte. Uebrigens waren dieſe Weiden ziemlich mit gröſſern und kleinern Felsſteinen angefüllt, unter denen ſich ab und zu ein ſchwarzer Kalkſtein einfand. Ohngefähr eine Franzöſiſche Meile von der Stadt, fieng die Landſtraſſe an, neben der Seite des Fluſſes, der zur linken Hand floß, fortzugehen. Und zur rechten war das Land überall bearbeitet und bewohnt. Der eine Hof lag ohn-

gefähr 3, 4 oder 5 Arpents von dem andern. Die Anhöhen neben dem Fluſſe waren mehrentheils hoch und ziemlich ſteil, ſie beſtunden aus Erde, und unter denſelben war es voll von Feldſteinsſtücken, und Stücken von dem ſchwarzen Kalkſtein. Ein paar Franzöſiſche Meilen von der Stadt wurde das Waſſer in dem Fluſſe ſehr ſtrömend, und hin und wieder ſteinig. Verſchiedentlich warfen ſich in dem Strom groſſe Wellen. Doch muſten diejenigen, welche mit Böten zum ſüdlichen Theil von Canada hinaufreiſeten, ſich durch dieſe Ströme hindurcharbeiten.

Zunächſt vor der Stadt ſtunden ein paar **Windmühlen**. Sie waren ſo gebauet, wie alle andern, die ich hier im Lande geſehen habe, nehmlich, daß das Gebäude rund und von Stein aufgemauert war. Das Dach, worin die Welle des Rades ſaß, war von Holz, und konnte herumgedrehet werden. Der Schaft der Windflügel, und die Aeſte oder die Querhölzer waren von Holz. Aber anſtatt dünner Holzſchienen zu den Flügeln, hatte man hier überall Leinwand, die man wegnahm, ſo bald man ausgemahlen hatte, und wieder hineinſetzte, wenn die Mühle in Gang kommen ſollte.

Die **Bauernhäuſer** waren in dieſer Gegend meiſtentheils von Stein, theis von dem ſchwarzen Kalkſtein, theils von andern Steinen, die man in der Nachbarſchaft fand. Das Dach war mit Schindeln, und an einigen Orten auch mit Stroh bedeckt. Der Giebel war allezeit hoch und ſteil. Die Nebengebäude beſtunden faſt allezeit aus Holz; und die Mauern waren allezeit von aufgerichteten Balken und Flicken darzwiſchen, eben

auf

auf die Weiſe, wie ſie in Weſtgothland gebräuchlich ſind, und in meiner Bahuſiſchen Reiſe * abgezeichnet ſtehen. Die Dächer waren faſt allezeit von Stroh.

Der Ackerbau war hier, die Wahrheit zu ſagen, ſehr ſchlecht. Ein jeder hatte ſeinen Acker in 2 Theile getheilt, davon, wenn der eine beſäet war, der andere brach gelaſſen wurde. Jetzt pflügte man das Brachfeld beſtens, welches doch nur einmahl im Herbſte geſchah. Den folgenden Frühling wurde es nicht gepflüget, ſondern nur geegget, hernach beſäete man es und eggete es wiederum. Ich habe vorher erwähnet, daß man hier keine Herbſtſaat hat, ſondern alles, ſowohl Weizen als andere Getraidearten, im Frühling geſäet wird. Der Acker, den man hier im Frühling beſäete, und eben den Sommer gegen den Herbſt ſchnitte, wurde nicht den Herbſt, noch auch den darauf folgenden Frühling und Sommer, gepflüget: ſondern alles Unkraut, welches das Vieh nicht fraß oder niedertrat, konnte frey ſtehen und wachſen, und man ſagte, daß es zum Futter für das Vieh ſo ſtehen müſte. Den darauf folgenden Herbſt, nehmlich ein ganzes Jahr nach der Erndte, wurde er wieder gepflüget; ſo daß der Acker hier in 2 Jahren nur ein einzig mahl gepflüget wurde. Die Aecker gaben auch überall die unterlaſſene Wartung zu erkennen. Derjenige Acker, welchen man dieſes Jahr mit Weizen oder einem andern Getraide beſäet hatte, war jetzt ſo voll von Gras und anderm Unkraut, daß er, nachdem das Getraide abgeſchnitten war, faſt als eine Wieſe ausſahe. Und noch mehr bekam er ein ſolches Ausſehen

* Auf der 260ſten Seite.

das ganze folgende Jahr, vornehmlich gegen den Herbſt. Es war mir dahero, als einem Fremden, ohnmöglich zu bemerken und zu wiſſen, daß ein ſolcher Boden alle zwey Jahre beſäet würde, ſondern ich hätte ihn für ein unbebauetes Feld gehalten, das in einigen Jahren unbearbeitet gelegen wäre. Der **Pflug** war auch ſehr grob und unbequem gemacht. Er wurde von drey paar Zugthieren gezogen, nehmlich von einem paar Pferden zuvörderſt, und zwey paar Ochſen dahinten. Eine Perſon fuhr die Zugthiere, und eine andere regierte der Pflug.

Wilde Vögel, als Gänſe und Enten, fiengen nun an von hier nach den ſüdlichen Gegenden hinzuziehen, und flogen in groſſen Haufen.

Im October.

Vom zweyten. Die beiden vorher gehenden Tage, nebſt dem heutigen, wandte ich meiſtentheils zum Einſammlen der Samen und zu Botaniſchen Beobachtungen an.

Die **Kälte**, die in der vorigen Nacht einfiel, verurſachte eine groſſe Veränderung an verſchiedenen Bäumen und Pflanzen. Die Wallnußbäume von allen Arten lieſſen nun in Menge ihr Laub fallen. An der Neſſel mit den von einander geſperrten Blumenſträußgen * verfroren die Blätter dergeſtalt, daß nicht ein einziges unbeſchädigt blieb, ſondern alle ausſturben. Das Laub an der amerikaniſchen Linde war ſehr beſchädigt. In den Küchengärten waren die Blätter bey allen Arten der Kürbiſſe

* Vrtica diuaricata.

biſſe gänzlich verfroren. Aber die Büche, Eiche und Birke ſchien nicht im geringſten dabey gelitten zu haben. Das Feld war des Morgens ſchneeweiß von Reif, und an ſchlammigen Orten war es ſo ſtark gefroren, daß man faſt darüber gehen konnte. Das Eis in den Waſſerpfützen war anderthalb geometriſche Linien dick.

Die zweyjährige Oenothera wuchs ziemlich häufig auf offenen waldigen Anhöhen und Brachäckern. Ein alter Franzoſe, der mich begleitete, um Samen zu ſammlen, meinte, daß er ſie nicht genug bey Hiebwunden rühmen könnte, wenn man nehmlich die Blätter zerreibet oder zerquetſcht, und auf die Wunde legt.

Soeurs de Congregation wurden eine Art geiſtlicher Frauenzimmer, welche doch von den Nonnen verſchieden waren, genannt. Dieſe wohnten nicht in einem Kloſter, ſondern hatten entweder in der Stadt oder auf dem Lande ihre Häuſer. Dieſe giengen wohin ſie wollten, konnten ſich auch verheyrathen, wenn ihnen ſolches angeboten wurde, und es ihnen beliebte. Doch ſagte man, daß dieß überaus ſelten geſchähe. An verſchiedenen Stellen auf dem Lande wohnten zwey oder mehrere von dieſen Schweſtern, und waren ihre Häuſer gemeiniglich neben einer Kirche erbauet, und zwar mehrentheils ſo, daß, an der einen Seite der Kirche der Prieſterhof, und an der andern das Haus der Schweſtern, war. Ihre Verrichtung war, junge Mädgen in den Stücken ihres Chriſtenthums zu unterweiſen, ſie leſen und bisweilen ſchreiben zu lehren, und überdem ſie im Nehen und allerhand Arbeiten, welche für das Frauenzimmer gehören, zu unterrichten. Bemittelte Leute gaben ihre

Töchter bey dieſe Schweſtern einige Zeit in die Koſt. Sie hatten ſich hier Eſſen, Wohnung, Bett, Unterricht, und was ſie noch mehr bedurften, zu verſprechen; doch alles gegen eine anſtändige Bezahlung. Das gemeinſame Haus, worin dieſe Schweſtern wohnten, und aus dem ſie in das Land verſchickt wurden, war in Montreal. Wenn ein Frauenzimmer in die Zahl dieſer Schweſtern wollte aufgenommen werden: ſo muſte es vorher an dieſen Orden ein beträchtliches Geld erlegen, welches etliche auf 4000 Livres ſchätzten. Hernach konnte es aber eines anſtändigen Auskommens ſo lange als es lebte, gewiß ſeyn.

La Chine wurde ein hübſches Kirchſpiel, das 3 Franzöſiſche Meilen nach Südweſt von Montreal doch auf eben der Jnſel, dicht an dem Lorenzfluſſe lag, genannt. Die Höfe liegen gewöhnlicher maſſen nach der Länge der Anhöhe des Fluſſes, ohngefähr in der Entfernung von 4 oder 5 Arpens von einander. Hier war eine hübſche Kirche von Stein mit einem kleinen Thurm. Der Ort war ſonſt ſehr anmuthig. Man ſagte, daß er ſeinen Namen davon bekommen hätte, daß, als der bekannte Monſieur Salee, der nachgehends auf eine ſo unglückliche Weiſe von ſeinen eigenen Landsleuten weiter weg in dem Lande ermordet wurde, hier war, er ſich ſehr viel Mühe gegeben, einen kürzern Weg nach China durch den Lorenzfluß zu entdecken. Er redete damahls von nichts anders als von dieſem verkürzten Weg nach China. Da aber der Anſchlag von der einen Reiſe, die er dieſer Unterſuchung wegen anſtellen wollte, durch einen Zufall bey ſeiner Ankunft zu dieſem Orte in Stecken gerieth, ſo, daß

er

er dieß mahl nicht näher an China kam: ſo erhielt dieſer Ort gleichſam aus Scherz dieſen Namen.

Des Abends reiſete ich nach Montreal zurück.

Vom fünften. Der Generalguvernör in Quebec iſt der vornehmſte in Canada, der über alle andere zu befehlen hat. Nächſt ihm iſt der Intendent in Quebec; alsdann folgt der Guvernör in Montreal und darauf der Guvernör in Trois Rivieres. Der Intendent in Quebec hat eine ſehr groſſe Gewalt, und zwar nächſt dem Generalguvernör. Er zahlt alles Geld der Krone aus, iſt Präſident in der Finanz und Juſtitz hier im Lande. Doch ſteht er gewiſſer maſſen unter dem Generalguvernör. Denn wofern er nicht Geld auszahlen oder in andern Stücken das thun will, wozu ihn ſein Amt zu verbinden ſcheint; ſo kan ihm der Generalguvernör dazu Befehle ertheilen. Und dann muß er gehorſam ſeyn. Er kan aber doch die Sache der Regierung in Frankreich, um genauer unterſucht zu werden, heimſtellen. In einer jedweden von den Hauptſtädten iſt der Guvernör der vornehmſte, alsdann ein Generallieutenant, hernach ein Major, und darauf die Capitaine. Der Generalguvernör giebt die erſten Befehle zu allem, was von einiger Wichtigkeit ausgeführet werden ſoll. Wenn der Generalguvernör nach Montreal oder Trois Rivieres kömmt, ſo hört gemeiniglich das Commando der da wohnenden ordentlichen Guvernöre auf. Denn der Generalguvernör führt ſelbſt das Commando, wo er ſich aufhält. Er reiſet gemeiniglich einmahl im Jahr nach Montreal, und zwar mehrentheils im Winter. Wenn er von Montreal abweſend iſt, ſo ſteht der Generalleutenant daſelbſt der

Regie-

Regierung vor. Wenn der Generalguvernör ſtirbt oder nach Frankreich wegreiſet, ehe ein anderer in ſeine Stelle kömmt: ſo muß der Guvernör in Montreal ſich nach Quebec hin begeben, um die Hauptregierung des ganzen Landes, bis ein neuer Generalguvernör verordnet wird, zu übernehmen. Und wenn der Guvernör in Montreal von ſeinem Gebiete wegreiſet: ſo führt der Major der Stadt ſo lange die Regierung daſelbſt.

Es kömmt jährlich von Frankreich nach Canada eines, wofern nicht mehrere, von den Königl. Schiffen. Die Urſache ihrer Herreiſe iſt, um Recruten anſtatt der Mannſchaft hier im Lande mitzubringen, welche entweder geſtorben iſt, oder Erlaubniß erhalten hat ſich zu verheyrathen und den Soldatenſtand zu verlaſſen und Bauern zu werden, oder welcher verſtattet worden, wieder nach Frankreich zurück zu reiſen. Es iſt kaum ein Jahr, daß nicht ſolchergeſtalt 100 oder 150 Mann, um das Land zu beſetzen, hieher geſchickt werden ſollten. Mit eben der Gelegenheit wird auch eine Menge von Leuten, welche der Einfuhr verbotener Waaren in Frankreich ſich ſchuldig gemacht haben, hieher verſandt. Dieſe wurden ehedem zu den Galeeren verurtheilet. Jetzt aber ſchickt man ſie nach den Pflanzörtern. So bald ſie hier ankommen, ſo ſind ſie frey, und können ſich eine Lebensart erwählen, welche ſie wollen. Sie haben aber niemahls Erlaubniß, ohne eine beſondere Gnade des Königs, nach Frankreich zurück zu reiſen. Zugleich wird auf den Schiffen des Königs eine Menge Kaufmannswaaren, die der König gekauft hat, um ſie unter die Indianer und andere bey gewiſſen Gelegenheiten zu vertheilen, mitgeführt.

Die

Die Einwohner in Canada erlegen dem Könige ſo gut als nichts. Doch machte man im Jahr 1748 einen Anfang damit, nehmlich, daß ſie ſeit der Zeit 3 von Hundert für alles, was aus Frankreich von den Kaufleuten hieher zum Verkaufe geführt wurde, bezahlen muſten. Sie muſten ebenfalls von der erwähnten Zeit an der Krone ein gewiſſes Geld für alles Pelzwerk, das von hier nach Frankreich geführet wird, abtragen. Für dasjenige aber, das von hier nach einem von den Franzöſiſchen Pflanzörtern, oder von da hieher, geführet wird, bezahlet man nichts. Es ſollen die Kaufleute von allen Franzöſiſchen Oertern und Colonien Freiheit haben, ihre Schiffe mit Waaren hieher zuſenden. Und eben ſo hatten die Kaufleute in Quebec Erlaubniß ihre Waaren zu welchem Orte in Frankreich und zu welcher Franzöſiſchen Colonie ſie wollten, zu verführen. Gemeiniglich aber beſitzen die Kaufleute in Quebec wenige Schiffe, indem das Volk hier einen gar zu groſſen Sold fordert; daher die Kaufleute in Frankreich ſelbſt ihre Waaren hieher ſchicken. Die Städte in Frankreich, die inſonderheit einen Handel auf Canada treiben, ſind Rochelle und Bourdeaux vornehmlich, und darauf Marſeille, Nantes, Havre de Grace, St. Malo und andere. Die Königl. Schiffe, welche jährlich Waaren und andere Sachen hieher bringen, kommen entweder von Breſt oder Rochefort. Die Kaufleute in Quebec ſchicken doch ſelbſt Schiffe mit Mehl, Weizen, Erbſen, Holzwaaren u. ſ. f. nach den Franzöſiſchen Inſeln in Weſtindien. Die Mauern um Montreal wurden ohngefähr im Jahr 1738 auf Königl. Koſten gebauet, aber mit der Bedingung, daß die Stadt ſelbſt nach und nach an den König, was ſie gekoſtet haben, be-

zah-

zahlen ſollte. Jetzt bezahlte die Stadt jährlich darauf 6000 Livres an die Krone, davon die Prieſter in der Stadt 2000 Livres erlegten, und das übrige fiel auf die andern Einwohner. In Quebec hat der König auf eigene Koſten die Mauern aufführen laſſen, und nicht die Einwohner damit beläſtigen wollen, indem ſie auſſerdem mit ihrem Zolle belegt ſind. Der Biebernhandel gehört allein der Indianiſchen Compagnie in Frankreich zu, und darf niemand, auſſer ihren Abgeordneten, hier denſelben treiben. Aber mit anderm Fellwerk hat ein jedweder Erlaubniß zu handeln. Oben in dem Lande ſind verſchiedene Oerter bey den Wilden, wo die Franzoſen ihre Niederlage für ihre Waaren haben, welche Oerter hier les Poſtes heiſſen. Der König hält gemeiniglich keine andere Veſtungen in Canada, als Quebec, Fort Chamblais, Fort St. Jean, Fort St. Frederic, Montreal, Frontenac und Niagara. Die andere Oerter gehören Kaufleuten und Privatperſonen zu. Der König treibt ſelbſt in Niagara Handel. Es darf nicht ein jeder nach Belieben zu den Wilden des Handels wegen hinreiſen, ſondern man muß vorher von dem Generalguvernör Vollmacht und Erlaubniß dazu haben. Dieſe Erlaubniß erhält man nicht umſonſt, ſondern man muß dafür mehr oder weniger bezahlen, nachdem der Ort mehr oder weniger einbringt. Ein Kaufmann, der ein Boot mit 4 oder 5 Mann, das mit allerhand Waaren beladen iſt, ausſchickt, muß für die Erlaubniß dazu 5 bis 600 Livres bezahlen. Ja, es giebt hier Stellen, für welche man genöthigt iſt bis auf 1000 Livres zu bezahlen. Oft kann man, ſo viel man auch dafür bietet, keine Erlaubniß erhalten. Die Urſache iſt, weil der Generalguvernör, der dieſelbe geben

ſoll,

ſoll, und der ſelbſt dieß Geld erhält, einen ſolchen Poſten an einen ſeiner Freunde oder Angehörigen überlaſſen hat oder zu überlaſſen willens iſt. Der Generalguvernör bekömmt zwar dieſes Geld. Doch iſt der Gebrauch, daß er die Hälfte davon an die Armen überläßt. Ob dieß aber immer ſo genau befolgt wird, iſt unbekannt.

Die **Religion** in Canada war durchgängig die Päbſtliche. Es wird hier keine andere geduldet. Es ſagten auch faſt alle, die gegenwärtig waren und ſich in Frankreich aufgehalten hatten, daß die Leute in Canada beiderley Geſchlechts ſtärker für dieſe Religion eingenommen und eifriger in derſelben, als jemahls in Frankreich ſelbſt, wären. Nirgends konnte man fleißiger in die Kirche als hier gehen; ob ſie gleich nicht den zehnten Theil von demjenigen verſtunden, was der Prieſter ſagte, indem der Gottesdienſt faſt ganz in Lateiniſcher Sprache verrichtet wurde. Ich habe ſchon oben * erwähnt, wie eifrig die Frauensleute und der gemeine Mann hier ſind, ihre Gebete auf Latein zu halten, ob ſie gleich oft kein Wort von dem, ſo ſie beteten, verſtunden, und nicht das geringſte von dem, ſo ſie hörten, begreifen konnten. Es ſchien als wenn faſt aller Gottesdienſt hier zu ſehr ein Ceremonienwerk wäre, und faſt blos in dem äuſſerlichen geſetzt würde. Der meiſte Theil des Gottesdienſtes in der Kirche, beſtund in Herleſung einer Menge Gebete. Es waren alle Gebete Lateiniſch. Sie wurden der Verſammlung von den Prieſtern vorne in dem Chor vorgeleſen, und zwar mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß auch der, welcher

zu

* Auf der 384. u. 385ſten Seite.

zu vörderſt in der Kirche und ihnen am nächſten ſtund, und der Lateiniſchen Sprache eben ſo mächtig, als ſie war, faſt ohnmöglich, wenn er gleich mit allem Fleiß die Ohren anſtrengete, das eine Wort von dem andern unterſcheiden und den Prieſter verſtehen konnte. Ich konnte nur ab und zu ein Wort auffangen, aber nicht die ganze Meinung vernehmen. Dem Einfältigen war daher ohnmöglich etwas zu begreifen und Nutzen davon zu haben. Der allerfertigſte in der Lateiniſchen Sprache, war nicht im Stande, bey einem ſolchen Galopieren in der Herleſung der Gebete die Gedanken zuſammen zu halten, und mit Andacht zu beten. Ja dieß letztere werden die Prieſter ſelbſt nicht haben thun können. Die Predigt wurde doch in der Mutterſprache, dem Franzöſiſchen, verrichtet. Die Sprüche aber aus der heil. Schrift wurden erſt aus der Vulgata Lateiniſch hergeſaget, und ſo gleich Franzöſiſch ausgelegt. Eine Sache war poßierlich. Dem ohngeachtet daß die Geiſtlichen hier täglich faſt den ganzen Gottesdienſt in Lateiniſcher Sprache hielten, und ſie täglich aus dem Lateiniſchen Breviario gewiſſe Stücke herlaſen: ſo fiel es doch den meiſten von ihnen ziemlich ſchwer Latein zu reden. Welches daher gekommen ſeyn dürfte, weil in der gewöhnlichen und weltlichen Rede verſchiedene Wörter vorkommen, die faſt niemahls in ihren Kirchenbüchern angetroffen werden. Sonſt war hier überall beides in den Städten und auf dem Lande gebräuchlich, des Morgens, nachdem man aufgeſtanden war, und vornehmlich des Abends, wenn man eben zu Bette gehen wollte, für ſich allein bey dem Bette auf die Knie zu fallen, und in der Stille ſein Gebet zu halten. Ob es aber auf Latein oder Franzöſiſch geſchah, wollte ich nicht, um

nicht

nicht neugierig zu ſcheinen, erfragen. So fleißig ich auch darauf acht gab, wurde ich doch niemahls auf meinen Reiſen hier in Canada der Bibel weder auf Franzöſiſch noch Latein in einem Hauſe gewahr, wofern ich nur die Geiſtlichen von dem männlichen Geſchlechte ausnehme. Aber andere Franzöſiſche oder Lateiniſche Gebetbücher traf ich an einigen Stellen an. Doch waren mehr Gebete in ihnen an die Jungfrau Maria, als an den groſſen Gott gerichtet. Von dem Fleiſſe, den die Jeſuiten in der Bekehrung der Indianer anwenden, von der vielen Laſt, die ſie dabey ausſtehen müſſen u. ſ. f. iſt ſchon vorher * gemeldet worden.

Bey den folgenden von mir gemachten **Meteorologiſchen Beobachtungen** habe ich nichts anders zu erinnern, als was ich vorher in dem zweyten Theile ** erwähnet habe. Hinwiederum bey den von Herrn Johann Bartram angeſtellten Meteorologiſchen Beobachtungen muß ich melden, daß ich ihn etwas vor meiner Abreiſe von Philadelphia nach Canada erſuchte, dieſe Bemerkungen in meiner Abweſenheit anzuſtellen, indem es mir aus mehrern Urſachen, die ich oben *** angeführt habe, ſehr darum zu thun war, zu vernehmen, wie ſtark die Wärme des Sommers an dem daſigen Orte war, u. ſ. f. Zu dem Ende ließ ich ihm das eine Thermometer, und unterwies ihn, wie man es recht gebrauchen ſollte. Er war auch ſo

* Auf der 434ſten u. f. Seite.

** Auf der 256ſten und folg. und der 581ſten Seite.

*** Im 2ten Theil auf der 256ſten und folgenden Seite.

ſo gut, und ſchrieb auf mein Erſuchen die Höhe der Thermometers u. ſ. f. auf ſeinem Landhofe, der 4 Engliſche Meilen von Philadelphia ſüdwärts liegt, auf. Daß er nicht die Stunde, wenn er die Beobachtungen gemacht hat, angemerkt, bisweilen den Wind und die Witterung ausgelaſſen, nicht die Heftigkeit des Windes angezeichnet hat, u. ſ. f. muß um ſo viel mehr entſchuldiget werden, da er, als ein Landmann, nicht Zeit genug dazu hat abbrechen können. Und ich konnte auch in dem Orte keinen ſo zuverläßigen Mann erhalten. Ich habe ſeine Beobachtungen von Wort zu Wort, nur ins Schwediſche überſetzt, eingerückt. Daraus wird erhellen, wie die Wärme der Penſylvaniſchen Sommer beſchaffen iſt.

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	7½ v.M.	07.0.	NW. 0.	heiter
„	2 n.M.	4.0.	„ 0.	„ „ „
2	7½ v.M.	04.5.	WNW. 1.	abwechſeld heiter u. trübe
„	2 n.M.	5.5.	„ 1.	„ „ „
3	7½ v.M.	2.0.	NW. 1.	trübe
„	2 n.M.	2.0.	„ 1.	„ „ „
4	7½ v.M.	02.0.	W. 1.	heiter
„	2 n.M.	11.0.	„ 1.	„ „ „
5	7½ v.M.	03.0.	W. 0.	heiter
6	7½ v.M.	03.0.	W. 0	heiter; doch war es des
„	2 n.M.	14.5.	„ 0.	Abends ſpät trübe, mit
„	5 n.M.	„	NW. 3.	Schnee und Geſtöber.
7	7½ v.M.	01.0.	WNW. 1.	etwas trübe
„	2 n.M.	3.0.	„ 1.	„ „ „
8	7½ v.M.	04.0.	WNW. 1.	heiter
„	2 n.M.	8.0	„ 1.	„ „ „
9	7½ v.M.	03.0.	WNW. 1.	Morgenröthe; trübe
„	2 n.M	8.0.	„ 1.	d. Abends ſiel e. ſtarker Reg.
10	7½ v.M.	15.0.	S. 2.	trüb mit Regengüſſen; des
„	2 n.M.	2.0.	W. 4.	Abends flog etwas Schnee
„	4 n.M.			in der Luft. Kl. 9. v. M.
				WSW. 3. Kl. 11. v. M.
				SW. 4. Kl. 2. n.M. W. 4.
11	7½ v.M	03.0	WNW. 3.	trübe
„	2 n.M.	04.0	„ 3.	„ „ „
12	7¼ v.M.	04.0	WNW. 3.	heiter
„	2 n.M.	01.5.	NW. 2.	„ „ „
13	7¼ v.M.	07.5.	WNW. 2.	heiter
„	2 n.M.	03.0.	„ 2.	trübe
14	7¼ v.M.	05.5.	WNW. 1.	trübe und Schnee den ganz.
„	1 n.M.	02.0.	„ 1.	Tag. Er ſiel 3 Querfing-
				ger hoch.
15	7 v.M.	07.0.	WNW. 0.	heiter
„	2 n.M	3.0	„ 0	„ „ „
16	7 v.M	08.9.	NW. 3.	Die Nacht vorher WNW.
„	8 v.M.	09.0.	„	4; den ganzen Tag hei-
„	2 n.M.	08.0.	„ 1.	ter
17	7 v.M.	011.0.	NNO 0.	trübe; es ſchneiete d. ganz.
„	d.g.n.m.	09.0.	„ 0.	Tag. u. die folg. Nacht.

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
18	7 v. M.	012. 0.	NW. 1.	trübe, und ſchneiete v. M.
ſ	10 v. M.	011. 0.	ſ 1.	n. M. heiter; d. Therm. den ganz. n. M. 011. 0. Der Schnee war e. Viertelelle hoch
19	7 v. M.	015. 5.	W. 1.	heiter
ſ	1 n. M.	010. 5.	ſ 1	ſ ſ ſ
20	7 v. M.	012. 5.	W. 1.	heiter
ſ	2 n. M.	07. 0.	ſ	ſ ſ ſ
21	7 v. M.	022. 0	WNW. 0.	heiter
ſ	2 n. M.	03. 0.	W. 1.	ſ ſ ſ
22	7 v. M.	05. 0.	W. 1.	heiter
ſ	2 n. M.	01. 0.	ſ 1.	trübe
23	7 v. M.	010. 0.	WNW. 1.	heiter. Den Abend hatte d. Mond e. ſehr groſſen Hof um ſich
ſ	d. g n. m.	3. 0.	ſ 1.	
24	7 v. M.	01. 0.	NNO. 0.	trübe. Es ſchneite den ganzen Tag.
	2 n. M.	4. 0	NO. 0.	
25	7 v. M.	00. 0.	WNW. 0.	heiter
ſ	2 n. M.	4. 0.	W. 0.	ſ ſ ſ
26	7 v. M.	013. 5	WNW. 1.	heiter
ſ	2 n. M.	1. 0.	ſ 1.	trübe. Kl. 3 n. M. fieng es zu ſchneien an.
27	7 v. M.	07. 0.	W. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
	2 n. M.	00. 0.	ſ 1.	
28	7 v. M.	01. 0	WNW. 1.	trübe. Es ſchneite faſt den ganz. Tag.
	3 n. M.	4. 0.	ſ 1	
29	7 v. M.	05. 0.	NNO. 1.	heiter
ſ	3 n. M.	03. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
30	7 v. M.	013. 0.	WNW. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
ſ	3 n. M.	4. 0.	ſ 1.	
31	7 v. M.	04. 0.	WNW. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
ſ	3 n. M.	8. 0.	ſ 1.	

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	7 v. M.	03. 0.	WNW. 1.	heiter. Des Abends war ein Hof um den Mond
„	1 n. M.	11. 0.	W. 1.	
2	7 v. M.	5. 0	WNW. 0.	heiter
„	2 n. M.	16. 0	W. 0.	„ „ „
3	7 v. M.	00. 0.	W. c.	heiter
„	2 n. M.	19. 5.	„ 0	„ „
4	7 v. M.	5. 5.	W. 0.	trüb. Kl. 10. n. M. NNO.
„	2 n. M	11. 0.	4 n. M. NNO. 2.	3, Schnee und Geſtöber.
5	7 v. M.	06. 0	NNW. 2.	heiter
	1 n. M.	03. 0.	NW. 2.	„ „ „
6	7 v. M.	010. 5	NW. 0.	In der Nacht vorher knackte es in den Häuſern. Morgenröthe. Heiter d. ganz. Tag. Kl. 7 v. M. NW. 0. Kl. 9 WNW. 1. Kl. 11. W 1. Kl 2. n. M. WSW 1.
„	2 n. M.	5. 0	WSW. 1.	
7	7 v. M.	01. 0	NNO. 1.	trübe; heiter Kl 7 v. M. NNO. 1. Kl 9 N. 1. Kl. 10 WNW. 1. Kl. 12. v. M. NW. 1.
„	2 n. M.	1. 0.	NW. 1.	
8	7 v. M	09. 0.	NW. 0.	heiter
„	2 n. M.	7. 0	W. 1.	„ „ „
9	7 v. M	03 0.	W. 1.	heiter
„	3 n. M	16. 0.	„ 1.	„ „ „
10	7 v. M.	7. 0.	W. 1.	Meiſt heiter. Ein heftiger Sturm d. ganze folgende Nacht mit Regen.
„	1 n. M.	19. 0.	SSW. 4.	
11	7 v. M.	9. 0	SSW. 2.	heiter. Gegen Abend Regen. Des Abends ein Schein als Nordlicht in SW.
„	1 n. M.	11. 0.	„ 2.	
12	7 v. M.	4. 0.	SSW. 3.	heiter. Des Abends Kl. 9. ein Schein als ein ſchwaches Nordlicht in SW.
„	1 n. M	10. 0.	„ 3.	
13	7 v. M.	2. 0	WNW. 2.	trübe
„	3 n. M.	5. 0.	NW. 2.	heiter
14	7 v. M.	06. 5.	NW. 1.	heiter
„	3 n. M	02. 0.	WNW. 2.	zerſtreuete Wolken
15	6¾ v. M	010. 5.	NW. 1.	heiter. Kl. 8 des Abends Nordlicht.
„	2 n. M.	03. 0.	WNW. 2.	
16	6¾ v. M.	013. 0.	NNW 0.	heiter
„	2 n. M.	00. 0.	NW. 1.	„ „ „

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind.	Die Witterung.
17	6½ v. M.	02. 0.	WNW. 1.	trübe und Schnee, aber den ganz. Nachm. regnete es
ſ	2 n. M.	00. 0	W. 1.	
18	6½ v. M.	2. 0	WNW. 1.	trübe
ſ	2 n. M.	00. 0.	WNW. 1.	ſ ſ ſ
19	6½ v. M.	03. 0.	NNO. 2.	trübe. Es fiel d. ganz. Tag ein mit Schloſſen u. Hagel vermiſchter Regen.
ſ	2 n. M.	01. 0.	ſ 2.	
20	6½ v. M.	1. 5.	NW. 1.	trübe
ſ	2 n. M.	4. 5	ſ 1.	ſ ſ ſ
21	6½ v. M.	00. 8.	NW. 0.	trübe; man hörte e. Waſſerfall bey einer Mühle, die eine Engliſche Meile SSO. von d. Orte wo wir wohnten, lag, Kl. 5 v. M. gegen die Gewohnheit ſtark brauſen, ob es gleich ganz ſtill war. Kl. 10. v. M. kam ein Regen, der d. ganz. Tag dauerte
ſ	4 n. M.	4. 0.	NNO. 1.	
22	6½ v. M.	3. 0.	WNW. 2.	heiter
ſ	2 n. M.	3. 5	ſ 2.	ſ ſ ſ
23	6½ v. M.	06. 0.	W. 2.	heiter
ſ	4 n. M.	4. 0.	ſ 2.	Es zogen ſich Wolken um d. Sonne zuſammen.
24	6½ v. M.	4. 0.	SSW. 1.	trübe
ſ	3 n. M.	10. 0.	W. 1	ſ ſ ſ
25	6 v. M.	3. 0.	WNW 0.	abwechſelnd heiter u. trübe
ſ	2 n. M.	1.	ſ 0.	ſ ſ ſ
26	6 v. M.	012. 0.	NNW. 1.	heiter; des Abends trüb, Kl. 8. n. M. war ein gr. Hof um d. Mond, und d. Wolken in S. ganz roth
ſ	3 n. M.	02. 0.	ſ 1.	
27	6 v. M.	04. 0.	N. 2	trübe; Schnee u. Geſtöber v. M. aber Kl. 4 n. M. heiter
ſ	3 n. M.	01. 0.	ſ 2	
28	6 v. M.	04. 5.	NW. 4.	zerſtreuete Wolken
ſ	3 n. M.	03. 5.	WNW. 4.	ſ ſ ſ

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	6 v. M.	09. 0.	WNW. 2.	heiter. Am Abend war ein
:	3 n. M.	01. 5.	: 2.	gr. Hof um den Mond
2	6 v. M.	06. 0.	NW. 2.	heiter. Am Ab. umgab den
:	4 n. M.	2. 5.	: 2.	Mond ein ſchwacher Hof
3	6 v. M.	04. 0.	NW. 1.	heiter; n. M. trübe. Kl. 8
:	2 n. M.	6. 5.	S. 1.	n. M. waren die Wolken in SW. ganz roth, Kl. 9 ſieng es zu ſchneien an.
4	6 v. M.	0. 5.	OSO. 1.	trübe; am Abend fiel ein
:	2 n. M.	7. 0.	S. 1.	ſtarker Regen.
5	6 v. M.	4. 0.	W. 1.	Abwechſelnd trüb und heiter
:	2 n. M.	11. 0.	: 3.	d. folg. Nacht war es ſtill
6	6 v. M.	4. 0.	W 2.	heiter
7	6 v. M.	00. 0.	WSW. 1	v. M. abwechſelnd trübe u.
:	2 n. M.	8. 0.	: 1.	heiter; n. M. trübe, Donner und Regen um einander.
8	6 v. M.	2. 0.	WNW. 0.	heiter; Kl. 8. n. M. ſahe
:	3 n. M.	20. 0.	WSW. 2.	man in SW. ein ſo genanntes Schneefeuer. Man ſ. S. 50.
9	6 v. M.	5. 0.	N. 1.	heiter
:	3 n. M.	13. 5.	: 1.	trübe; Kl. 8. n. M. ein Schneefeuer in S. W.
10	6½ v. M.	5. 0.	SSO. 1.	trübe. Schnee mit Regen d.
:	2 n M.	6. 5.	SO. 1	ganz. Tag u. d. fol. Nacht
11	6 v. M.	9. 0.	SSO. 1.	trübe und ſtarker Regen; v
:	3 n. M.	14. 0.	W. 1.	M. etwas heiter n. M.
12	6 v. M.	9. 0.	NNW. 0	wölkig des Morgens; Kl 10.
:	3 n. M.	15. 0.	ONO 0.	klärte es ſich auf. Gegen Abend trübe und Regen.
13	6 v. M.	9. 5.	NNO. 2.	trübe u. ſtark. Regen. Kl. 4
:	2 n. M.	8. 0.	10. v. M. N. 3.	n. M. heiter.
14	6 v. M.	4. 0.	WN. W. 2.	heiter
:	2 n. M.	10. 0.	: 2.	: : :
15	6 v. M.	00. 0.	WSW. 0	heiter. gegen d. Abend trübe
:	3 n. M.	13. 0.	W. 2.	: : :
16	6 v. M.	2. 5.	NNO. 3.	Schnee u. heftiges Geſtöber
:	3 n. M.	01. 0.	: 3.	den ganzen Tag.
17	6 v. M.	01. 0.	NW. 2.	trübe; Kl. 8. v. M. heiter
:	3 n. M.	5. 0.	: 2.	: : :

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
18	6 v. M.	02. 0.	WSW. 0.	heiter. Das Feld war jetzt mit Schnee bedeckt,
:	3 n. M.	4. 0.	W. 2.	
19	6. v. M.	02. 0.	WNW. 1.	heiter
:	3 n. M.	6. 0.	NW. 2.	: : :
20	6 v. M.	05. 5.	W. 0.	heiter; gegen den Abend trübe
:	3 n. M.	11. 5.	SW. 1.	
21	6½ v. M.	2. 0.	SSO. 0.	trüb; ab und zu Regen.
:	3 n. M.	14. 5.	: 0.	: : :
22	6 v. M.	10. 0.	SSO. 0.	trüb
:	3 n. M.	19. 5.	: 0.	: : :
23	6 v. M.	15. 0.	SSO. 1.	ſtarker Regen
:	3 n. M.	19. 0.	: 1.	: : :
24	6 v. M.	8. 0.	SW. 1.	heiter
:	3 n. M.	15. 0.	: 1.	: : :
25	6¾ v. M.	6. 5.	WNW. 3.	heiter
:	3 n. M.	11. 0.	: 3.	zerſtreute Wolken
26	6 v. M.	00. 0.	WNW. 2.	heiter
:	3 n. M.	11. 0.	SW. 2.	zerſtreute Wolken; Kl. 8 n. M. ein ſo genantes Schn. Feuer in SW. am Horiz.
27	6 v. M.	3. 0.	WNW. 1.	heiter
:	3 n. M.	9. 0.	: 1.	: : :
28	6½ v. M.	3. 0.	S. 1.	Regen d. ganzen Tag u. die folg. Nacht durch.
:	3 n. M.	12. 0.	11 n. M. NNW. 3.	
29	6 v. M.	1. 0.	NNW. 2.	heiter
:	2 n. M.	6. 0.	: 2.	: : :
30	6 v. M.	03. 0.	O. 1.	heiter; zu Mittag trübe. Es fieng zu ſchneien u. zu ſtöbern an, welches bis in die Nacht dauerte, da es ſich in einen Regen verwandelte.
:	2 n. M.	4. 0.	SO. 1.	
31	6¾ v. M.	5. 0.	N. 1.	trübe
:	3 n. M.	14. 0.	: 1.	: : :

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	6 v. M.	5. 5.	NNO. 1.	Regen v. M. aber n. M. u. d.
ſ	3 n. M.	3. 5.	O. 1.	folg. Nacht fielen Schloſ-
				ſen und Schnee bey vielen
				Blitzen und Donnern.
2	6 v. M.	0. 5.	NNO. 1.	Es ſchneiete u. fielen Schloſ-
ſ	3 n. M.	0. 5.	ſ 1.	ſen faſt den ganzen Tag
3	6 v. M.	02. 0.	NW. 1	heiter
ſ	3 n. M.	9. 0.	ſ 1	ſ ſ ſ
4	6 v. M.	02. 0.	W. 1.	heiter
ſ	3 n. M.	16. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
5	6 v. M.	00. 5.	N. 1.	heiter Die Soune war beym
ſ	3. n. M.	19. 0.	SW. 1.	Untergange ſehr roth
6	6 v. M.	4. 0.	SW. 1.	heiter
ſ	3 n. M.	23. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
7	6 v. M.	13. 0	S. 2.	heiter; n. M. wurde es trübe.
ſ	3 n. M.	24. 0	ſ 2.	Kl. 7. n. M erfolgte ein
				Regen, der bis in die Nacht
				dauerte.
8	7 v. M.	9. 0.	NW. 3.	zerſtreuete Wolken
ſ	3 n. M	13. 0.	ſ 3.	ſ ſ ſ
9	6 v. M	1. 0	N. 1.	abwechſelnd trübe u. heiter
ſ	3 n. M.	7. 0.	ſ 1.	Abends fieng es zu Schnei-
				en an und dauerte bis in
				die Nacht
10	7 v. M.	2. 5.	NO. 1.	trübe. Kl. 12. v. M. Regen,
ſ	3 n. M.	6. 5.	ſ 1.	d bis in die Nacht anhielt.
11	6 v. M.	5. 0.	NO. 1.	Regen faſt den ganzen Tag
ſ	3 n. M.	9. 0	ſ 1.	ſ ſ ſ
12	6 v. M.	2. 0.	WNW. 2.	heiter; n. M. wölkig mit Ha-
ſ	2. n. M.	13. 0	ſ 2.	gel und Regen.
13	6 v. M.	ſ	NW. 2.	heiter
ſ	2 n. M.	ſ	SW. 1	trübe
14	6 v. M	ſ	O. 1.	trübe; Kl. 8. heiter; gegen
ſ	2 n. M.	ſ	ſ 1.	Abend trübe.
15	6 v. M.	ſ	O. 1.	meiſtentheils heiter
ſ	2 n. M	ſ	ſ 1.	ſ ſ ſ
16	6 v. M.	6. 5.	WNW. 2.	heiter
ſ	2 n. M.	13. 5.	ſ 1.	ſ ſ ſ
17	6 v. M.	7. 0.	S. 1.	abwechſelnd heiter u. trübe
ſ	3 n. M	16. 0.	SW. 1.	Regen
18	7 v. M	6. 0.	N. 0.	heiter
ſ	3 n. M.	18. 0.	NW. 3.	ſ ſ ſ

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
19	5½ v.M.	2. 0.	NNW. 0.	heiter
=	3 n.M.	20. 0.	W. 2.	= = =
20	6 v.M.	2. 0.	SW. 0.	ein ſtark. Reif des Morgens;
			= 0.	klar u. ſehr heiß d. ganz Tag.
21	=	=	SW. 1.	heiter mit einem Sonnenrauche
22	5 v.M.	13. 0.	S. 0.	meiſt heiter
=	3 n.M.	23. 0.	= 0.	= = =
23	5½ v.M.	11. 0.	W. 1.	heiter
=	3 n.M.	25. 5.	= 1.	= = =
24	6 v.M.	12. 0.	S. 1.	trübe. Staubregen ab u. zu
=	3 n.M.	22. 0.	= 1.	= = =
25	6 v.M.	18. 0.	S. 0	Regen die Nacht vorher, und
=	3 n.M.	24. 0.	= 0	oft am Tage. Am Abend Donner und Blitz
26	6 v.M.	18. 0.	W. 1.	heiter
	3 n.M.	30. 0.	= 1.	= = =
27	6 v.M.	17. 0.	W. 2	heiter
=	3 n.M.	25. 0.	= 2.	= = =
28	6 v.M.	7. 0.	W. 0.	heiter
=	3 n.M.	24. 0.	= 0.	= = =
29	6 v.M	7. 0.	N. 2.	heiter
=	3 n.M.	17. 0.	O. 2.	= = =
30	5 v.M.	3. 0.	O. 1.	zerſtreute Wolken
	3 n.M.	15. 5.	S. 0.	= = =

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	4 v. M.	01. 5.	S. 0.	Reif des Morgens; heiter.
=	3 n. M.	18. 5.	SW. 1.	= = =
2	5 v. M.	1. 0.	W. 1.	heiter
=	3 n. M.	23. 0.	= 1.	= = =
3	5½ v. M.	4. 0.	W. 1.	heiter
=	3 n. M	27. 5.	= 1.	= = =
4	5 v. M.	10. 0.	W. 1.	heiter
5	5 v. M.	13. 0.	S. 3.	zerſtreuete Wolken
=	3 n. M.	27. 0.	= 3.	= = =
6	5 v. M.	14. 5.	N. 0.	heiter
7	5 v. M.	13. 0.	N. 0.	etwas trübe
8	5 v. M.	4. 0.	N. 0.	heiter
9	6 v. M.	14. 0.	S. 1.	Regen faſt den ganzen Tag.
=	3 n. M.	14. 0.	=	= = =
10	6 v. M.	13. 0.	SSW. 0.	Regen ab und zu.
=	3 n. M.	16. 0.	= 0.	= = =
11	6 v. M.	12. 0.	WSW. 0.	heiter
=	3 n. M.	28. 0.	= 0.	= = =
12	6 v. M.	13. 0.	WNW. 2.	heiter
=	3 n. M.	20. 0.	= 2.	= = =
13	5 v. M.	9. 0.	NW. 1.	heiter
=	3 n. M.	18. 5.	= 1.	= = =
14	5 v. M.	00. 5.	NW. 0.	heiter
15	5 v. M.	9. 0.	SSW. 2.	trübe
=	3 n. M.	20. 0.	= 2	Regen
16	5 v. M.	17. 0.	=	trübe
=	4 n. M.	23. 0.	=	= = =
17	5 v. M.	20. 0.	S. 1.	Es regnete ab u. zu den ganz
=	3 n. M.	24. 0.	= 1.	Tag u. blitzete des Abends
			=	ſehr.
18	5 v. M.	13. 0.	=	heiter
19	5 v. M.	17. 0.	W. 2.	heiter
20	5 v. M	19. 0.	W. 1.	heiter
=	3 n. M.	24. 0.	= 1.	= = =
21	6 v. M.	20. 0.	=	heiter
22	=	=	SW. 1.	heiter; ſehr heiß.
23	5 v. M.	17. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n. M	33. 5.	= 1.	= = =
24	12 v. M.	32. 0.	SW. 1.	heiter
25	8 v. M.	23. 0.	SW. 1.	heiter und ſehr warm
=	2 n. M.	28. 0.	=	= = =

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
26	8 v. M.	21. 0.	WNW. 2.	zerſtreuete Wolken. Am Abend ein Triebgewölke mit Sturm und Regen.
=	3 n. M.	25. 0.	=	
27	7 v. M.	17. 0	W. 2.	dicke zerſtreuete Wolken;
=	2 n. M.	25. 0	=	ziemlich kühl.
28	7 v. M.	15. 0.	W. 1.	zerſtreuete Wolken
=	2 n. M.	25. 0.	=	= = =
29	7 v. M.	16. 0.	W. 2.	zerſtreuete Wolken
=	2 n. M.	25. 0.	=	= = =
30	5 v. M.	13. 0.	WNW. 1.	heiter
=	n. M.	25. 0.	W. 1.	trübe
31	5 v. M.	13. 0.	SW. 1.	etwas trübe:
=	1 n. M.	27. 0.	= 1.	heiter

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	5 v. M.	23. 0.	SW. 1.	Regen die Nacht vorher;
2	:	:	SO. 1.	Morgens trüb; Kl. 10. heiter, zerſtreuete Wolken
3	7 v. -	24. 0.	SW. 1.	zerſtreuete Wolken; n. M. Gewitterw. mit Regen, welche von NW. kamen
4	3 n. -	26. 0.	NW. 1.	zerſtreuete Wolken
5	5½ n. -	15. 5.	S. 1.	heiter
:	3 n. -	22. 0.	: 1.	: : :
6	5 v. -	18. 5.	SW. 1.	abwechſelnd trübe und
:	3 n. -	23. 0.	: 1.	klar
7	d. g. Tg.	20. 0.	:	trüb und Regen
8	6 v. M.	15. 5.	NW. 0.	trübe
:	3 n. -	23. 0.	: 1.	zerſtreuete Wolken
9	5 v. -	13. 0.		heiter
10	5 v. -	11. 0.	SW. 1.	heiter
:	3 n. -	22. 5.	: 1.	: : :
11	7 v. -	20. 0.	N. 1.	zerſtreuete Wolken
:	2 n. -	33. 0	SW. 1.	Gewitter mit Regen
12	6 v. -	23. 0.	N. 0.	heiter
:	3 n. -	32. 0.	S. 2.	etwas trübe
13	5 v. -	19. 0.	SO. 2.	meiſt heiter
:	3 n. -	27. 0	: 2.	: : :
14	6 v. -	26. 0.	S. 1.	heiter
:	3 n. -	25. 0.	: 1.	Gewitter mit Regen
15	6 v. -	18. 0.	N. 0	heiter
:	3 n. -	26. 5.	: 0.	: : :
16	6 v. -	20. 0.	NNO. 1.	heiter
:	2 n. -	28. 0.	: 1.	: : :
17	5½ v. -	18. 0.	N. 0.	heiter
:	3 n. -	27. 5.	: 0.	: : :
18	5 v. -	21. 0.	OSO. 1.	heiter
:	3 n. -	32. 0.	NO. 1.	Gewitter mit ſtark. Regengüſſen
19	6 v. -	20. 0.	NNW. 1.	heiter
	3 n. -	27. 0.	: 1.	: : :
20	5 v. -	18. 0.	S. 1.	heiter
	3 n. -	26. 0.	: 1.	trübe
21	5 v. -	23. 0.	SW. 0.	trüb, bisweilen Regen
22	5 v. -	9. 0.	W. 1.	heiter
23	6 v. -	17. 0.	S. 1.	heiter
:	n. -	:	NW. 1.	trübe

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
24	6 v. M.	20. 5.	S. 1.	trübe, hernach heiter.
ſ	n. -	ſ	SW. 1.	Gewitter und Regen.
25	5 v. -	23. 0.	S. 1.	heiter
ſ	2 n. -	32. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
26	5 v. -	14. 0.	N. 1.	heiter
27	6 v. -	15. 0.	ſ	heiter
28	5 v. -	18. 0.	S. 1.	heiter
ſ	1 n. -	35. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
29	7 v. -	26. 0.	ſ	heiter
30	5 v. -	11. 0.	S. 1.	heiter
ſ	3 n. -	31. 0.	W. 1.	ſ ſ ſ

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	; ;	;	N. 3.	zerſtreuete Wolken
2	5 v. M.	7. 5.	N. 2.	heiter
3	8 v. -	26. 0.	N. 1.	heiter
;	2 n. -	28. 0.	; 1.	des Abends Gewitter mit Regen
4	6 v. -	20. 0.	S. 1.	trübe; zuweilen Regen n. M.
;	n. -	;	N. 2.	; ; ;
5	; ;	;	W. 1.	heiter
;	4 n. -	26. 0.	; 1.	trübe; Abends Regen.
6	5½ v. -	18. 0.	SW. 1.	Es regnete die ganz. Nacht vorher. Am Tage heiter
7	4½ v. -	17. 0.	NW. 0.	heiter
8	6 v. -	16. 0.	N. 0.	abwechſeld heiter u. trübe v. M. ein gr. Ring um die Sonne.
9	7 v. -	21. 0.	SW. 0.	d. Nacht vorher Regen. Am
;	3 n. .	22. 0.	; 0.	Tage trübe zuweilen Reg.
10	4¾ v. -	18. 0.	SW. 0.	heiter; bisweilen ziehende
;	3 n. -	24. 5.	; 1.	Wolken mit Regen
11	5 v. -	17. 0.	SSO. 1.	heiter
;	2 n. -	26. 0.	; 1.	; ; ;
12	5 v. -	22. 0.	W. 1.	heiter
13	6 v. -	20. 0.	SSW. 1.	heiter
;	3 n. -	33. 0.	; 1.	; ; ;
14	5 v. -	21. 0.	WSW. 1.	heiter
;	2 n. -	28. 0.	; 1.	; ; ;
15	5 v. -	16. 0.	NNO. 1.	heiter
;	3 n. -	28. 0.	; 1.	; ; ;
16	5 v. -	14. 0.	S. 0.	heiter; bisweilen etw. trübe
;	10 v. -	;	SSO. 1.	; ; ;
17	5 v. -	19. 0.	S. 1.	heiter
;	3 n. -	24. 0.	; 1.	trübe
18	5 v. -	15. 0.	NNO. 0.	heiter
;	2 n. -	25. 0.	; 0.	; ; ;
19	5 v. -	19. 0.	SSW. 1.	trübe, Regen
;	n. -	;	;	etwas heiter
20	5 v. -	19. 0.	S. 1.	heiter
;	3 n. -	24. 0.	; 1.	trübe, etwas Regen
21	;	;	S. 0.	heiter
;	3 n. -	27. 0.	; 0.	zerſtreuete Wolken
22	5 v. -	16. 0.	SW. 2.	heiter

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
22	3 n. M.	27. 0.	SW. 2.	heiter
23	6 v. -	19. 0.	SSW. 1.	heiter u. trübe abwechſelnd
ſ	3 n. -	28. 5.	ſ 1.	ſ ſ ſ
24	6 v. -	20. 0.	SW. 1.	heiter
ſ	3 n. -	29. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
25	5 v. -	20. 0.	WSW. 0.	heiter
ſ	3 n. -	29. 5.	ſ 0.	ſ ſ ſ
26	5 v. -	21. 0.	S. 0.	heiter
ſ	3 n. -	30. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
27	5 v. -	22. 0.	W. 1.	trübe, Regen bisweilen
ſ	3 n. -	21. 5.	ſ 1.	ſ ſ ſ
28	6 v. -	17. 0.	W. 1.	heiter
ſ	3 n. -	27. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
29	6 v. -	16. 0.	NW. ½	heiter. Des Abends ziehende Wolken mit Regen
ſ	2 n. -	24. 0.	ſ 1.	
30	6 v. -	14. 0.	WNW. 1.	heiter
ſ	2 n. -	26. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
31	6 v. -	16. 0.	O. 1.	trübe mit Regen faſt den ganzen Tag
ſ	3 n. -	22. 0.	ſ 1.	

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
1	6 v. M.	22. 0.	NO. 1.	trübe; bisweilen Regen
ſ	3 n. M.	28. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
2	4½ v. M.	16. 0.	NO. 1.	heiter
ſ	n. M.	ſ	SO. 1.	trübe; gegen d. Abend heiter
3	5 v. M.	13. 0.	SW. 2.	heiter
4	ſ	ſ	NO. 2.	trübe; bisweilen Regen
ſ	2 n. M.	21. 0.	ſ 2.	ſ ſ ſ
5	v. M.	ſ	NO. 1.	heiter
ſ	n. M.	ſ	SW. 1.	ſ ſ ſ
6	5 v. M.	16. 0.	NO. 3.	ſtarker Regen d. ganz. Tag,
ſ	3 n. M.	16. 0.	ſ 3.	bisweilen Gewitter
7	6 v. M.	13. 0.	OSO. 1.	trübe; oft Regen
ſ	3 n. M.	16. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
8	6 v. M.	16. 0.	SW. 1.	trübe; bisweilen Regen
ſ	3 n. M.	27. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
9	6 v. M.	14. 0.	SW. 1.	zerſtreuete Wolken
ſ	1 n. M.	20. 0.	ſ 1.	des Abends Regen
10	6 v. M.	14. 0.	SW. 1.	zerſtreuete Wolken
ſ	3 n. M.	24. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
11	6 v. M.	13. 5.	W. 1.	trübe
12	6 v. M.	14. 0.	W. 1.	zerſtreuete Wolken
ſ	2 n. M.	25. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
13	7 v. M.	15. 5.	NW. 1.	heiter
ſ	2 n. M.	30. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
14	6 v. M.	16. 0.	NO. 2.	heiter
ſ	2 n. M.	26. 0.	ſ 2.	ſ ſ ſ
15	6 v. M.	14. 0.	NO. 1.	heiter
ſ	2 v. M.	28. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
16	5 v. M.	14. 0.	SO. 1.	heiter. Am Abend Gewitter
ſ	3 n. M.	26. 0.	ſ 1.	und Regen
17	5 v. M.	14. 5.	S. 0.	zerſtreuete Wolken
ſ	3 n. M.	27. 0.	ſ 0.	ſ ſ ſ
18	5 v. M.	16. 0.	W. 1.	Am Morgen Gewitter und
ſ	3 n. M.	29. 0.	ſ 1.	Regen Kl. 10. v. M. zerſtreuete Wolken
19	6 v. M.	17. 0.	W. 1.	heiter
ſ	3 n. M.	30. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
20	5 v. M.	16. 5.	SW. 0.	heiter
ſ	3 v. M.	28. 0.	ſ 0.	ſ ſ ſ
21	5 v. M.	17. 0.	SW. 1.	heiter
ſ	2 n. M.	29. 0.	ſ 1.	ſ ſ ſ
ſ	5 n. M.	27. 0.	ſ ſ	ſ ſ ſ

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
22	5 v. M.	19. 0.	NO. 2.	Regen den ganzen Tag
:	3 n. M.	17. 5.	: 2.	: : :
23	5 v. M.	16. 5.	SW. 3.	des Morgens Regen;
:	2 n. M.	22. 5.	: 3.	Kl. 10. v. M. zerſtreuete Wolk.
24	6 v. M.	13. 5.	SW. 2.	zerſtreuete Wolken
:	2 n. M.	22. 0.	: 2.	: : :
25	5 v. M.	7. 0.	SW. 2.	heiter
:	4 n. M.	20. 5.	: 2.	: : :
26	5 v. M.	13. 0.	NO. 1.	heiter u. trübe abwechſelnd;
:	3 n. M.	18. 0.	: 1.	n. M. oft Regen
27	5 v. M.	10. 5.	SW. 1.	zerſtreuete Wolken
:	2 n. M.	23. 0.	: 1.	: : :
28	5 v. M.	10. 0.	SW. 1.	heiter
:	2 n. M.	20. 0.	: 1.	: : :
29	5 v. M.	13. 0.	NO. 2.	heiter
30	5½ v. M.	11. 0.	NO. 2.	heiter
31	6 v. M.	13. 0.	S. 1.	heiter u. trübe, abwechſelnd;
:	3 n. M.	18. 5.	: 1.	Regen ab und zu

Im September.

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	5½ n. M.	14. 5.	NNW. 1.	heiter
:	3 n. M.	20. 0.	: 1.	: : :
2	5½ v. M.	9. 0.	N. 1.	heiter
:	2. n. M.	18. 0.	SSW. 1.	: : :
3	5½ v. M.	7. 5.	S. 1.	etwas trübe; ab und zu
:	2 n. M.	20. 0.	: 1.	heiter
4	6 v. M.	14. 0.	S. 1.	ab und zu Regen, und hei-
:	2 n. M.	17. 5.	: 1.	tere Luft
5	6 v. M.	14. 0.	NO. 2.	Nebel. Regen d. ganz. Tag. Ab und zu Gewitter
6	10½ v. M	15. 0.	NO. 2.	Nebel und Staubregen den
:	d. g. n. m	15. 0.	: 2.	ganzen Tag
7	7 v. M.	17. 0.	SW. 1.	Nebel und Regen
:	3 n. M	22. 0.	: 1.	heiter
8	5½ v. M	15. 0.	SSW. 1.	heiter
:	4 n. M.	28. 0.	: 1	: : :
9	5 v. M.	17. 5.	ONO. 2.	heiter
:	3 n. M.	25. 0.	: 2.	: : :

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
10	5½ v.M.	16. 0.	NO. 2.	heiter
=	3 n.M.	26. 0.	= 2.	= = =
11	5½ v.M.	15. 0.	ONO. 0.	heiter
=	3 n.M.	25. 0.	= 0.	= = =
12	7 v.M.	14. 5.	NNO. 1.	heiter
=	n.M.	=	SW. 1.	= = =
13	5½ v.M.	14. 0.	NO. 1.	heiter
=	1½ n.M.	24. 5.	= 1.	= = =
14	5 v.M.	15. 0.	NO. 2.	heiter
=	1 n.M.	22. 5.	= 2.	= = =
15	5½ v.M.	16. 0.	NNO. 3.	heiter. V.M. war ein Ring
=	2 n.M.	19. 0.	= 3.	um die Sonne
16	5½ v.M.	8. 5.	NNO. 1.	heiter
=	3 n.M.	20. 5.	= 1.	= = =
17	5 v.M.	12. 0.	SW. 0.	heiter
18	6 v.M.	17. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n.M.	27. 0.	= 1.	= = =
19	6 v.M.	14. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n.M.	26. 0.	= 1.	= = =
20	6 v.M.	19. 0.	SW. 1.	heiter
=	3 n.M.	26. 0.	= 1.	trübe, gegen Abend Regen
21	6 v.M.	15. 0.	= =	heiter
=	3 n.M.	19. 5.	= =	= = =
22	6 v.M.	13. 0.	O. 0.	etwas trübe
=	3 n.M.	22. 0.	= 0.	= = =
23	6 v.M.	14. 0.	SW. 0.	heiter
24	6 v.M.	18. 0.	SW. 2.	heiter; zu Mittag Regen
=	2 n.M.	26. 0.	= 2.	n. M. zerſtreuete Wolken
25	7 v.M.	16. 0.	W. 1.	heiter u. trübe abwechſelnd
=	2 n.M	17. 0.	= 1.	= = =
26	8 v.M.	12. 0.	NO. 1.	heiter
=	3 n.M.	11. 5.	= 1.	trübe mit Regen
27	6 v.M.	9. 5.	N. 1.	Regen den ganzen Tag
=	3 n.M.	14. 0.	= 1.	= = =
28	6 v.M.	8. 0.	SW. 1.	es regnete ſtark den ganzen
=	3 n.M	14. 0.	= 1.	Tag
29	6 v.M.	8. 0.	S. 1.	Nebel
=	1 n.M.	13. 0.	= 1.	zerſtreuete Wolken
30	8 v.M.	14. 0.	SW. 2.	Staubregen
=	2 n.M.	18. 0.	= 2.	etwas heiter

Der Tag	Die Stunde	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
1	7½ v. M.	9. 0.	NW. 1.	Regen
〃	n. M.	〃	〃 1.	etwas heiter
2	7 v. M.	2. 0.	W. 1.	des Morgens Reif heiter den ganzen Tag
3	6 v. M.	3. 5.	SW. 1.	heiter
〃	1 n. M.	12. 0.	〃 1.	〃 〃 〃
4	6 v. M.	11. 0.	S. 1.	Regen
5	6 v. M.	10. 5.	NO. 1.	trübe
〃	n. M.	11. 0.	〃 1.	〃 〃 〃
6	6½ v. M.	10. 0.	ONO. 1.	Regen den ganzen Tag
〃	3 n. M.	12. 0.	〃 1.	〃 〃 〃
7	6½ v. M.	10. 0.	ONO. 1.	zerſtreuete Wolken
〃	2 n. M.	14. 0.	〃	〃 〃 〃
8	6½ v. M.	7. 0.	S. 1.	heiter
〃	3 n. M.	18. 0.	〃 1.	〃 〃 〃

Meteorologiſche Beobachtungen, welche ohnweit Philadelphia, während meiner Abweſenheit im Sommer des Jahres 1749, von dem Herrn Johann Bartram angeſtellet worden ſind.

Im Junius

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
	v. M.	n. M.		
1	22.	25.	W.	trübe
2	20.	27.	W.	trübe
3	23.	28.	W.	Regengüſſe
4	22.	28.	W.	heiter
5	18.	25.	W.	heiter
6	18.	25.	W.	trübe
7	22.	22.	NO.	trübe
8	〃	21.	NO.	trübe
9	〃	21.	N.	trübe
10	14.	22.	O.	trübe
11	22.	23.	O.	trübe
12	25.	25.	O.	trübe
13	23.	25.	O.	trübe
14	25.	27.	O. 3.	trübe
15	24.	28.	O.	heiter
16	22.	26.	O.	heiter
17	23.	27.	O.	heiter
18	25.	27.	O. 2.	heiter
19	23.	24.	NW.	heiter
20	17.	26.	W.	heiter
21	24.	26.	W.	heiter

Der Tag	Die Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M.		
22	18	27	W.	heiter
23	15	29	W.	heiter
24	22	32	W.	heiter
25	22	31	W.	heiter
26	23	30	N.	heiter
27	19	32	W.	heiter
28	24	36	W.	„ „ „
29	25	37	W.	„ „ „
30	25	36	N.	„ „ „

Im Julius.

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M		
1	21	30	W.	„ „ „
2	18	27	NW.	„ „ „
3	26	28	SW.	Regengüſſe
4	24	36	NW.	„ „ „
5	22	32	W.	„ „ „
6	22	34	NW.	Regen
7	20	35	W.	Regengüſſe
8	20	35	NO.	Regen
9	20	29	N.	heiter
10	16	29	N.	heiter
11	17	33	NW.	heiter
12	20	35	W.	heiter; am Abend Regen.
13	22	33	W.	heiter
14	26	30	W.	Regengüſſe
15	20	29	N.	heiter
16	21	30	O.	Regen
17	19	29	NO.	trübe
18	18	19	NO.	Regen
19	18	33	W.	heiter
20	19	33	W.	heiter
21	22	31	W.	heiter
22	23	23	W.	Regengüſſe
23	23	25	W.	Regengüſſe
24	20	36	W.	heiter
25	27	36	W.	„ „ „
26	28	32	W.	„ „ „
27	24	30	W.	heiter

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung
	v. M.	n. M.		
28	19	27	W.	heiter
29	23	36	W.	Regen
30	30	34	„	„ „ „
31	21	34	„	„ „ „

Im Auguſt.

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M.		
1	„	„	„	„ „ „
2	18	32	„	„ „ „
3	17	30	„	„ „ „
4	18	33	„	„ „ „
5	22	39	W.	„ „ „
6	18	37	N 2.	„ „ „
7	17	27	W.	„ „ „
8	14	25	NW.	„ „ „
9	12	24	NW.	„ „ „
10	13	24	NW.	„ „ „
11	11	25	NW.	„ „ „
12	14½	30	NW.	„ „ „
13	18	31	NW.	„ „ „
14	18	30	W.	„ „ „
15	15	30	W.	Regen
16	23	33	N.	„ „ „
17	14	34	NW.	„ „ „
18	18	37	W.	„ „ „
19	18	25	WS.	„ „ „
20	20	26	NO.	Regen
21	20	25	NW.	„ „ „
22	23	34	NW.	„ „ „
23	17	34	W.	„ „ „
24	18	30	W.	„ „ „
25	20	22	NW. W.	„ „ „
26	10	24	NW.	heiter
27	12	26	NW.	heiter
28	13	23	W.	heiter
29	22	24	W.	heiter
30	17	25	O.	„ „ „
31	20	29	O.	„ „ „

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind	Die Witterung.
	v. M.	n. M		
1	19	30	O.	Regengüſſe
2	18	20	O.	Regen
3	19	25	O.	Regen
4	22	25	O.	neblich
5	23	31	NO.	trübe
6	23	37	NO.	trübe
7	24	34	NO.	trübe
8	24	32	NO.	trübe
9	23	33	NO.	Regen
10	23	32	W.	Regen
11	19	25	NO.	〃 〃 〃
12	13	23	NO.	〃 〃 〃
13	12	25	NO.	〃 〃 〃
14	12	30	NO.	〃 〃 〃
15	13	27	NO.	〃 〃 〃
16	20	26	NO.	〃 〃 〃
17	17	27	O.	〃 〃 〃
18	16	34	SO.	〃 〃 〃
19	12	30	SW	〃 〃 〃
20	17	26	〃	〃 〃 〃
21	17	25	W.	〃 〃 〃
22	15	30	O.	〃 〃 〃
23	20	29	O.	〃 〃 〃
24	21	29	W.	〃 〃 〃
25	23	28	W z.	〃 〃 〃
26	20	15	O.N.	Gewitter
27	15	19	NW.	〃 〃 〃
28	10	20	NW.	〃 〃 〃
29	〃	〃	〃	〃 〃 〃
30	6	26	W.	〃 〃 〃

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Der Tag	Das Therm.	Das Therm.	Der Wind.	Die Witterung.		
	v. M.	n. M.				
1	13	25	W.	„	„	„
2	14	29	NW.	„	„	„
3	8	15	N.	„	„	„
4	13	29	W.	„	„	„
5	17	30	O.	„	„	„
6	18	30	O.	„	„	„
7	16	21	NW.	„	„	„
8	11	22	NW.	„	„	„